Volk und Rasse

15. Jahrgang
1940

J. F. Lehmanns Verlag München

Volk und Rasse

Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum

Rassenkunde Rassenpflege

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

Inhaltsverzeichnis
15. Jahrgang 1940



J. F. Lehmanns Verlag / München-Berlin

Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

Beiträge

Kunstbeilagen (Umschläge)

Lichtbilder im Text und auf Umschlägen

Buchbesprechungen

Schlagwortverzeichnis

Januar 1940 Heft 1

Volk und Rasse

J. F. Lehmanns Verlag München-Berlin Einzelheft Rm. -.70



Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum

Rassenkunde — Rassenpflege

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

15. Jahrgang — Heft 1 — Januar 1940

Inhalt

Herausgeber: Staatsrat Präs. Prof. Astel, Min.-Rat Fehrle, Reichsamtsleiter Prof. Groß, Staatssekretär a. D. Gütt, Staatsminister i. R. Hartnacke, Prof. Helbok, Reichsführer SS Himmler, Prof. Mollison, Prof. Reche, Prof. Rüdin, Oberreg.-Rat Ruttke, Obermed.-Rat Schottky, Prof. A. Schultz, Prof. B. K. Schultz, Prof. Schultze-Naumburg, Prof. Staemmler, Prof. Wrede, Prof. Zeiß.

Hauptschriftleiter: Prof. Dr. B. K. Schultz, Potsdam-Babelsberg 2, Neue Kreisstr. 15.

Hauptschriftleiter i. V.: Dr. E. Pfeil, Berlin-Grunewald, Beyme-Straße 30.

J. F. Lehmanns Verlag, München 15 / Paul Heyse-Straße 26

Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.-, Einzelheft RM. -.70, Postscheckkonto des Verlags München 129; Postsparkassenkonto Wien 59594; Postscheckkonto Bern Nr. III 4845; Kreditanstalt der Deutschen in Prag, Krakauer Gasse 11 (Postscheckkonto Prag 62730).

Volk und Rasse 15. Jahrgang 1940 · Heft 1 Januar
J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin

Heinrich Banniza von Bazan:

Zum Ahnenerbe großer deutscher Soldaten.

Mit 3 Tafeln.

Auch die großen soldatischen Tugenden sind ererbt, sind wertvollstes Erbgut, das in den vergangenen Jahrtausenden mit besonderer Vorsorge gepflegt wurde. Schuf das Schicksal die große Gelegenheit, so gelangte soldatisches Führertum zu höchster Entfaltung, lief das Rad der Geschichte träge und langsam, so verdorrten diese Begabungen oder wucherten gar wie Unkraut.

Die Geschichte unsres Volkes hat fast mehr Beispiele für vergeblich verströmte Kraft als für großen schöpferischen Einsatz. Sinnlos erscheinen uns die endlosen Fehden des Mittelalters, in denen Männer von bestem Schrot und Korn ihre Kraft verzettelten, die zu anderer Zeit und bei anderer Gelegenheit zu geschichtlicher Größe emporgestiegen wären. Man denke nur an den ewigen Kleinkrieg der alten Reichsritterschaft um Manegold von Eberstein, um Götz von Berlichingen, an die Grumbachschen Händel. Aus demselben Blut waren die Führer der Ordensheere, die deutschen Raum im Osten gewannen, Männer aus süd- und mitteldeutschen Geschlechtern wie die Hochmeister Hermann von Salza, Ulrich und Konrad von Jungingen, Heinrich von Plauen, der große Söldnerführer Georg von Gersdorff.

Am deutlichsten wird die Frage nach Wert und Einsatz des Erbgutes am Beispiel des brandenburgischen Adels. Seinem Ursprunge nach ist der Lehensadel der ostelbischen Länder eine soldatische Auslese aus dem Gesamtvolke, bewährt in der großen Zeit der Wiederbesiedlung. Es sind Gefolgsleute der großen Führer, deren kluge Voraussicht und deren ungestümer Drang unserem Volke die neuen Lebensräume erschloß. Insbesondere sind es die Askanier, die Schaumburger, die Welfen und die Wettiner, die mit ihren Mannen das militärische und staatliche Gerüst schufen, das deutsches Leben im Osten ermöglichte.

Es ist die Zeit, da die Führergeschlechter der Völkerwanderungszeit in ihrem Bestand erschöpft sind und sich auf eine verhältnismäßig geringe Zahl nunmehr dynastischer Sippen beschränken. Ihre Zahl reicht nicht zur Wahrnehmung der mannigfachen Führungsaufgaben im wachsenden Volk und Reich aus. Sie ziehen an sich eine größere Gefolgschaft heran, deren Herkunft im einzelnen umstritten ist, die aber in ihrer rassischen Artung recht einheitlich ist. Das dieser ganzen Gruppe Gemeinsame fassen wir am besten unter dem Begriff des soldatischen Führertums zusammen. Genügen sie diesen Ansprüchen, so vermögen sie sich unter dieser Gefolgschaft zu behaupten, so wachsen sie auf Grund gemeinsamen Lebens und Erlebens zu einer eigenen Schicht zusammen, die ordensartig unter den strengen Werten ritterlicher Lebensart sich nicht nur zusammenschließt, sondern auch nach unten mehr oder weniger abschließt.

Ist schon der alte Lehensadel im ganzen eine bestimmt gerichtete Auslesegruppe aus dem Gesamtvolke, so ist die Ritterschaft des östlichen Siedlungsvorstoßes wieder innerhalb dieser Schicht eine nochmalige Auslese, die in den hundertjährigen Kämpfen unter dem Gesetz besonderer Bewährung stand, an deren soldatische Härte, Organisationstalent und menschliche Zuverlässigkeit besondere Anforderungen gestellt wurden.

Bemerkenswert ist nun, daß diese Gruppe dadurch in einen neuen Zusammenhang hineinwuchs, daß sie sich blutmäßig mit den Führergeschlechtern der gewonnenen Gebiete verband. Diese Tatsache hat oft die Frage laut werden lassen, ob dadurch das rassische Gefüge gewandelt worden ist. Wir kennen diese Schicht des späteren brandenburgisch-preußischen Schwertadels aus ihrer vielhundertjährigen Wirksamkeit und wissen, daß sie in ihrem rassischen Gepräge durchaus einheitlich ist, daß nordische Haltung und Art für sie immer kennzeichnend geblieben ist. Daraus können wir rückschließend annehmen, daß jene Versippungen der Siedlungszeit aus gesundem Gefühl heraus Artverwandtes zusammenfügten. Das bestätigt auch die Einzeluntersuchung nach der Herkunft der Herrengeschlechter der slawischen und baltischen Stämme des östlichen Raumes. Die Tatsache, daß sie sich größtenteils geradezu mit fliegenden Fahnen in den deutschen Kulturbereich begaben, ja daß sie selbst zu Trägern der Eindeutschung wurden, deutet darauf hin, daß sie innerhalb ihrer bisherigen Volksgefüge eine rassisch besonders abgehobene Schicht darstellten, deren Besonderheit z. T. auf restgermanische, z. T. auf wikingische Einflüsse zurückzuführen ist. Im ostelbischen Siedlungsraum trafen also zwei im wesentlichen nordisch bestimmte Schichten soldatischen Führertums zusammen und verbanden sich zu dem neuen Führerstand, der später Brandenburg-Preußen und dem zweiten Reich das Gesicht gab.

Es war ein langer Zeitraum, bis der Weg zum Einsatz und zur endgültigen Aufgabe gefunden wurde. Auf den schöpferischen Abschnitt der Kolonisations-

zeit folgt die Epoche, die etwa in Brandenburg durch die Quitzows, in Preußen durch die Ritter des Eidechsenbundes bezeichnet wird oder die im Bereich des Meeres die seeräuberischen Vitalienbrüder der Hansekriege bestimmen.

Ein Dietrich von Quitzow, ein Klaus Störtebecker, sie waren jeder in seiner Art ganze Kerle. Nicht umsonst hat das Volksbewußtsein ihre oft ungebändigte, aber starke männliche Kraft im Gedächtnis behalten. Es bedurfte nur der Führung und Lenkung auf ein großes staatliches und völkisches Ziel hin. Die geschichtliche Bedeutung der drei großen Hohenzollern beruht zum großen Teil darauf, daß sie ihrer Gefolgschaft das Stichwort zum neuen großen Einsatz gaben, der für das Gesamtvolk zu einer geschichtlichen Wende wurde. Diese geschichtliche Leistung ist zäh, furchtlos und folgerichtig von den großen Herrschern erkämpft worden.

Der Große Kurfürst legte einem unbändigen und aufbegehrenden Obersten von Kalckstein das Haupt vor die Füße, der Soldatenkönig trieb die Junkersöhne aus der Geborgenheit ihrer Schlösser zusammen in die harte Zucht seiner Kadettenhäuser, und der große König ergriff selbst an der Spitze seines treuen Schwertadels die Kriegsfahne und wußte, daß „lauter Wedells" ihm Gefolgschaft leisteten.

So ist es verständlich, daß die überragenden Gestalten der soldatischen Führer der Jahrhunderte Brandenburg-Preußens diesem großen aus dem Mittelalter herfließenden Blutstrom des alten ritterlichen Lehensadels wesentliche Erbwerte verdanken. Die Erhaltung dieses Erbguts durch ein halbes Jahrtausend beruht vor allem auf wohlverstandener Ebenbürtigkeit und auf nie versiegendem Kinderreichtum. Es ist schon etwa Besonderes, wenn ein und dasselbe Geschlecht um 1700, um 1800 und um 1900 mehrere Generale, eine Anzahl höhere Offiziere und Hunderte von anderen Offizieren den Kriegsmächten gestellt hat, oder wenn auf der Ahnentafel eines Offiziers beide Großväter, alle 4 Urgroßväter den Degen geführt haben. Erbgut und Umwelt wirken hier vereint in derselben Richtung. Der Kinderreichtum bot die gute Möglichkeit, daß sich gewissermaßen als beste Auswürfelung des Ahnenerbes manche überdurchschnittliche Begabung erheben konnte.

Die große ritterliche Blutgemeinschaft des brandenburgisch-preußischen Schwertadels lebte ursprünglich in einzelnen landschaftlich geschlossenen Inzuchtkreisen, in denen sich eine bestimmte auf benachbarten Gütern sitzende Reihe von Geschlechtern in immer neuen Verbindungen versippte.

So erscheint z. B. in der Urgroßelternreihe des Husarengenerals Hans Joachim von Zieten der Name Zieten dreimal. Unter den 16 Ahnen des Generalleutnants Friedrich Wilhelm von Seydlitz begegnen uns die Seydlitz an 2, die Schlichting und die Ilow gar je an 3 Stellen, so daß die Hälfte der Alteltern nur 3 Geschlechtern angehören.

In einem weiteren Abschnitt aber kommen die bisher landschaftlich voneinander abgeschlossenen Gruppen immer stärker miteinander in Berührung, insbesondere über die Grenzgebiete der alten Territorien, so daß z. B. der mittelmärkische Adel je nach der Lage der Güter in Ehegemeinschaft zu obersächsischen, schlesischen, pommerschen, mecklenburgischen, altmärkischen Geschlechtern tritt, deren Sippenzusammenhänge wiederum landschaftlich weiter reichen. Ferner kommen durch den Hofdienst, etwa im Gefolge von Fürstenhochzeiten, im diplomatischen Dienst und durch kriegerische Zufälle auch entfernte Gruppen miteinander in Berührung, so daß in den Ahnentafeln der Offiziere des 18. und 19. Jahrhunderts bereits Ahnenlinien erscheinen, die sich über den ganzen deutschen Volksbereich erstrecken. Als Beispiel seien etwa genannt die von Trott zu Solz, die mit der Person des kaiserlichen Feldmarschalls Adam von Trott im 16. Jahrhundert in der Kurmark Fuß faßten und dort den Besitz des Klosters Himmelpfort erwarben und dann ihr hessisches Blut einem großen Teil des märkischen und preußischen Adels mitteilten. So stammen z. B. von Feldmarschall Adam von Trott die Feldmarschälle von Boyen und von dem Knesebeck, die Generale Hans Karl von Winterfeld und Hermann von François.

Seltsam ist auch die wiederholte Blutverbindung der Nachkommen des großen Feldhauptmanns Karls V. Sebastian Schertel von Burtenbach, die bei Donauwörth ihr Besitztum hatten, mit mecklenburgischen Geschlechtern, z. B. den Oertzen und den Moltke, wodurch der Feldmarschall Moltke Anteil am Blute der großen reichsritterlichen Geschlechter Süddeutschlands gewinnt, z. B. an dem der Sickingen und Rechberg; über die Herzöge von Teck ist er sogar mit den Kaisergeschlechtern des Mittelalters blutsmäßig verbunden.

An dieselbe Gruppe schließt sich auch General Bülow von Dennewitz an über seine Urgroßmutter Rosamunde Juliane von Closen aus Schwaben, die den brandenburgischen Junker Ludolf Lorenz von Krosigk heiratete und eine Nachkommin der Truchsesse von Waldburg, der Marschälle von Pappenheim und der anderen in der alten Reichsgeschichte führenden Geschlechter war.

So eng auch diese Sippengemeinschaft in all den Jahrhunderten gewesen war, so darf doch nicht vergessen werden, daß sie immer wieder von aufstrebenden erbtüchtigen Geschlechtern durchbrochen wurde, die sich den Weg zu den Höhen der Geschichte mit der Spitze ihres Degens erstritten und sich einfach durch ihre überragende Leistung als ebenbürtig im besten Sinne des Wortes erwiesen. Gerade große Kampf- und Notzeiten ließen keine bloße Vetternwirtschaft zu. Versager mußten von der Schaubühne abtreten, und Männer, die das Schicksal zu meistern verstanden, erhielten ihren Platz, ordneten sich oft genug durch ihre Eheschließung den alten Geschlechtern ein und gaben ihr hochwertiges Blut den bisherigen Führersippen zur Auffrischung weiter.

Insbesondere hat das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges eine solche Bluterneuerung herbeigeführt und kühnen soldatischen Naturen aus allen Schichten des Volkes den Weg freigemacht. Das bekannteste Beispiel bietet der oberösterreichische Bauernsohn aus



Aufn.: Otto Kolar, Graz.

Buben aus der Steiermark.

dem Kreise der Glaubensflüchtlinge, Georg Derfflinger, der als Brandenburgs Feldmarschall unsterblichen Ruhm gewann, Frauen aus märkischem Adel heiratete und zum Ahnherr unzähliger tüchtiger preußischer Beamter und Soldaten wurde. Auf zwei Linien stammen sowohl Reichskanzler von Bismarck als auch Generaloberst v. Brauchitsch von diesem genialen Soldaten ab.

In diese Gruppe gehört auch in Brandenburg der altmärkische Bauernsohn Hennings aus Klinke, der sich auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin auszeichnete und 1676 vom Großen Kurfürsten als „Hennings von Treffenfeld" zum ersten wahrhaft brandenburgischen Adligen aus hohenzollerischer Staatshoheit wurde. Im kaiserlichen Heer erringen der rheinische Bauernsohn Johann von Werth aus Büttgen im Jülischen und der westfälische Bauernsohn und spätere Feldmarschall Graf Sporck aus Westerloh im Paderbornschen die höchsten kriegerischen Triumphe.

In Hessen wird der Rentmeisterssohn Johann Geyso zum bedeutendsten Mann in dreißigjähriger Kriegsnot. Er wird Geheimer Rat und Generalleutnant. Von ihm stammen u. a. der hessische Freiheitskämpfer von Dörnberg und die Generalobersten des Weltkrieges von Einem und von Linsingen.

Je genauer man die Ahnentafeln unsrer großen Soldaten durchforscht, um so deutlicher wird, daß gerade bei vielen genialen Naturen der Bestand an altritterlichem Erbgut mit wertvoller Beimischung aus bürgerlichem und bäuerlichem Blut durchsetzt ist.

Das wird bereits an den Paladinen Friedrichs des Großen deutlich. Friedrich Wilhelm von Seydlitz hat eine Urgroßmutter aus dem Geschlecht Wins, das in Berlin, Stettin und Frankfurt an der Oder Rats- und Bürgermeisterämter innehatte.

Hans Karl von Winterfeldts mütterliche Großmutter gehört dem hanseatischen Kaufherrngeschlecht der Wolffradt aus Stralsund an, das zu hohen Staats- und Militärstellungen emporstieg. Generaloberst von Brauchitsch entstammt sowohl von väterlicher als auch von mütterlicher Seite dem alten Kolberger Patriziergeschlecht von Braunschweig, ist damit mehrfach mit Generalfeldmarschall von Schlieffen verwandt und gelangt auch über die Kolberger Ratsgeschlechter zu dem alten Berliner Geschlecht Schaum zurück, dem einst Steglitz gehörte.

Mit dem Zeitalter der Befreiungskriege wird die bürgerlich-altadelige Blutverbindung im Ahnenerbe der großen Soldaten fast zur Regel. General Bülow von Dennewitz ist der Enkel des Andreas Heinrich Schultze, Kantors zu Diesdorf in der Altmark, Feldmarschall von Zieten stammt mütterlicherseits von dem Beamtengeschlecht Möller, das sich um die preußische Artillerie wesentliche Verdienste erworben hat. General v. Borstell hat eine Urgroßmutter Herold, deren Ahnen zu den Ratsgeschlechtern von Halle an der Saale gehören, der Freikorpsführer General von Lützow entstammt auf der Mutterlinie den tüchtigen bürgerlichen Beamtengeschlechtern Boden und Reichenbach, die der Soldatenkönig an die gebührende Stelle brachte.

Blücher, Kleist von Nollendorff, Tauentzien von Wittenberg entstammen einem recht einheitlichen adligen Sippengefüge, während Scharnhorst, Clausewitz, Yorck und Gneisenau ohne jede nachweisbare blutmäßige Verbindung zum alten Adel Brandenburgs-Preußens sind.

Scharnhorst entstammt hannoverschen Freibauerngeschlechtern. Bei Yorck war der eine Großvater, Johann Jarcken-Gustkowski Pastor in Ostpommern und Schwiegersohn eines anderen Pastors, der andere Großvater Christian Bartholomäus Pflug Stellmacher in Charlottenburg und Potsdam und Enkel zweier Stellmacher in Köthen.

Ganz ähnlich steht es mit dem Ahnen Neidhardt von Gneisenaus, sie waren auf der väterlichen Seite Schneider, Pfarrer, kleinstädtische Honoratioren, auf der mütterlichen Seite steht der würzburgische Baumeister und Oberstleutnant der Artillerie Johann Georg Müller, der sich in den Kriegsdiensten mancher fremder Herren heraufgedient hatte. Die Geschichte von der adligen Herkunft der Neidhardt aus Österreich ist völlig unbewiesene Legende.

Clausewitz stammt von Pfarrern und kleinen Beamten. Sein Ahnherr auf der Vaterlinie war Sudetendeutscher, Bürgermeister von Troppau und flüchtete im Dreißigjährigen Krieg nach Sachsen.

Sudetendeutscher nichtadliger Herkunft ist auch Ferdinand von Schill. Sein Großvater Thomas Schill war Häusler zu Kokaschitz bei Weseritz.

Einen besonderen rassisch wertvollen Einschlag im preußischen Offiziersadel stellt das Hugenottenblut dar. Außer den berühmten hugenottischen Namen wie Forcade, l'Homme de la Courbière, von François usw. seien noch solche nichtfranzösischen genannt, bei denen die Ahnentafel hugenottischen Einschlag aufweist: General v. d. Marwitz (le Duchat de Dorville), Feldmarschall Graf Zieten (v. Forestier), Feldmarschall Graf Moltke (v. Olivet), Seeheld Graf Luckner (de Chaufpié), Seeheld Müller-Emden (v. Dompierre), Baltikumkämpfer Graf von der Goltz (le Chenevix de Béville), Feldmarschall von Eichhorn (Guarrigue) und viele andere.

Aber auch Glaubensflüchtlinge aus anderen Bereichen bringen ein wertvolles kämpferisches Ahnenerbe. Aus den Niederlanden kam der evangelisch gewordene Johann v. Enckevoert, der noch Urgroßneffe des Kardinals Wilhelm v. Enckevoert war, der Karl V. in Bologna gekrönt hatte. Zu seinen Nachkommen gehören die Armeeführer des Weltkrieges von Fabeck, von Falkenhayn, von Lettow-Vorbeck.

Unter Hermann Görings Ahnen finden wir die niederländische Malerfamilie van de Perre, die vor den Verfolgungen des Herzogs von Alba aus Antwerpen nach Leipzig flüchtete.

Feldmarschall Müfflings (1813) Großvater entstammt dem aus Mähren geflüchteten Geschlechte Borschitta. Die evangelischen Herren von Kunowitz, die aus Mähren nach Hessen auswandern, gehören zu den Ahnen des hessischen Freiheitskämpfers Dörnberg.

I. Soldatische Ahnengemeinschaft aus ritterlichem Blut.

Joachim v. Lützow, genannt 1523—1559
auf Anteil Lützow, Schlacht bei Pavia, Kais. Oberst über 2000 Pferde
∞ Katharina v. Penz

Barthold v. Lützow, der „Kriegsmann"
Oberstlt. im Leibregiment Karls V., dann im Dienste Spaniens (Alba)
∞ Anna v. Ranzau-Putlos

Anna v. Lützow
∞ Christoph v. Zülow
H. a. Zülow

Joachim v. Lützow † 1629
Mundschenk Kaiser Rudolfs II.
Rat Kaiser Ferdinands II.,
kämpft in Ungarn u. d. Niederlanden
∞ 1608 Dorothea v. Hahn-Basedow

Barthold v. Zülow
∞ Margaretha v. Sperling

Barthold Heinrich v. Lützow 1609—1665
1623 Leibgarde Prinz v. Oranien, 1627 unter Tilly,
1631 bei Leipzig schwer verwundet, 1632 unter Wallenstein
∞ Dorothea Maria v. Bülow

Hans Joachim v. Zülow
H. auf Zülow
∞ Ida v. Ranzau
(Enkelin des Feldmarschalls Gerdt v. Ranzau)

Katharina Dorothea
∞
Balthasar Valentin v. Both

Anna Maria
∞
Wolfgang Kaspar v. Moltke

Barthold v. Zülow

Dorothea Maria v. Both

Otto Friedrich v. Moltke
∞ Sophie Charlotte v. Pritzbuer
(Nachkommin des Feldhauptmanns Karls V. Schertel v. Burtenbach)

Dorothea Maria v. Zülow
∞ Christian Friedrich v. Blücher

Generalfeldmarschall v. Blücher

Friedrich Kasimir Siegfried v. M.
∞ Anna Charlotte d'Olivet

Friedrich Philipp Viktor
∞ Henriette Sophie
T. d. Kaufmanns Paschen

Adolf Friedrich v. M.
mecklenbg. General
∞ Friederike v. Lützow

Generalfeldmarschall v. Moltke

Adolf v. M.
∞ Adolfine
T. d. Generals v. Krohn

Elisabeth
∞ Friedrich v. Wimpffen

Wilhelm v. Wimpffen

Generaloberst
v. Moltke
Generalstabschef
1914

Sophia ∞ Theodor v. Ungern-Sternberg

v. Ungern-Sternberg
„weißrussischer" General

Unter Benutzung des Lützowschen Familienblattes.

Österreichische Glaubensflüchtlinge des 30jährigen Krieges, das Ehepaar Paul von Khevenhüller und Regina von Windischgrätz, sind unter den Ahnen der Feldmarschälle von 1870/71, Edwin Freiherr von Manteuffel und Leonhardt Graf von Blumenthal sowie des Kapitäns der Möwe Graf Dohna-Schlodien.

Für die Erbforschung von besonderem Werte sind auch die Feststellungen, daß überragende Soldaten häufig unter ihren Ahnen Persönlichkeiten von ähnlicher Bedeutung aufweisen. Dafür gibt es viele Zeugnisse. Der General der Befreiungskriege Bülow von Dennewitz ist ein Urenkel des preußischen Feldmarschalls der Zeit des Soldatenkönigs Georg Abraham von Arnim. Der russische Feldherr von 1813 Graf Bennigsen ist der Urenkel des kaiserlichen Generalfeldmarschall-Leutnants Busso von Hagen. In seiner 16-Ahnenreihe finden sich neben dem schwedischen Obersten Joachim von Moltke der kursächsische Generalfeldmarschall Hans Adam von Schöning und der braunschweigische General Hans Christoph von Rauchhaupt.

Die gemeinsamen Ahnen der Feldmarschälle Blücher und Moltke aus dem Geschlechte Lützow sind leidenschaftliche unermüdliche Kriegsleute in 4 Geschlechterfolgen. Joachim von Lützow, kaiserlicher Oberst über 2000 Pferde, kämpft 1525 in der Schlacht bei Pavia, sein Sohn Barthold, „der Kriegsmann", steht als Oberstleutnant im Dienste Karls V. und des Herzogs von Alba, sein Enkel Joachim, Rat Kaiser Ferdinands II. kämpft in Ungarn und den Niederlanden, der Urenkel Barthold Heinrich ficht unter Tilly und Wallenstein in den großen Schlachten des Dreißigjährigen Krieges. Von den beiden Töchtern dieses 4. großen Kriegsmannes stammen die beiden Feldherrn. (Vgl. Tafel I.)

Christoph Martin Freiherr von Degenfeld, Reiteroberst Gustav Adolfs, französischer Generaloberst und berühmter General der Republik Venedig, ist Vater des bayrischen Feldmarschalls Hannibal von Degenfeld, der auch Generalkapitän Venedigs zu Morea war, und Ahnherr des österreichischen Feldzeugmeisters und Kriegsministers August Graf von Degenfeld-Schonburg und des bayrischen Feld-

herrn von 1870/71 Ludwig Samson Freiherrn von der Tann-Rathsamhausen.

Die drei als Generale bekannten Brüder von Eberhardt, von denen Magnus Oberbefehlshaber der I. Armee im Weltkrieg war, sind Söhne eines Generalmajors und Enkel eines Generalleutnants, der durch große Kriegstaten ausgezeichnet war. Als fünfzehnjähriger Fähnrich bereits gewann dieser Eberhardt den ersten Ruhm, als er bei Jena die Fahne ergriff mit den Worten: „Auf mich seht! Hier ist eure Fahne! Dieser müßt ihr folgen."

Am deutlichsten wird die enge blutmäßige Verbundenheit großen deutschen Soldatentums durch die Aufstellung von Nachfahrentafeln von besonders wertvollen Erblinien. So erscheinen unter der Nachkommenschaft des Rudolf von Oppen auf Sandberg im Kreis Zauch-Belzig die Feldmarschälle Hans Albrecht v. Barfuß, Kurt Christoph von Schwerin, General Hans Karl von Winterfeldt, Graf Bülow von Dennewitz, General von der Marwitz, Feldmarschall Albrecht Graf von Roon, General August von Werder, Feldmarschall Graf Waldersee, von Führern des Weltkrieges Falkenhayn, Fabeck, François, Fritz v. Below, Ernst v. Below, Lettow-Vorbeck, vom Kriege 1939 Generaloberst von Bock.

Auf das Ehepaar Otto von der Lühe auf Telkow und Vahrenhaupt in Mecklenburg und Sophia von Bülow-Potremse lassen sich folgende Soldaten zurückführen: die Feldmarschälle Moltke, Blücher, Kleist von Nollendorf, der russische Oberfeldherr Graf Bennigsen, die Generalobersten von Moltke (1914), von Einem, Graf von Bothmer, der hessische Freiheitskämpfer von Dörnberg, der weißrussische General von Ungern-Sternberg, die Seehelden Müller-Emden, Graf Luckner.

Hans von Osterhausen auf Gatterstedt, der um 1500 Anna Barbara von Rayn heiratete, ist Ahn der Feldmarschälle von der Goltz-Pascha, von Hindenburg, von Schlieffen, der Generalobersten von Falkenhayn und von Bock, des Generals von der Marwitz und des brandenburgischen Kolonialpioniers Otto Friedrich von der Groeben.

Nicht immer aber liegen die Blutlinien wertvollen soldatischen Ahnenerbes so offen zu Tage. Oft sind schlichte Männer des Volkes Träger des Erbgutes, das erst dann zum großen Einsatz gelangt, wenn die Gunst des Schicksals den Nachkommen auf den Gipfel ihrer Wogen trägt.

Das wird am deutlichsten an der Ahnengemeinschaft, die zwei Feldherrn des Weltkrieges miteinander verbindet. Hermann Baron Kövess v. Kövesshàza, k. u. k. Feldmarschall, letzter k. u. k. Armee-Ober-Kommandant, und Arthur Baron Arz von Straußenburg, k. u. k. Generaloberst, Chef des Generalstabes der gesamten bewaffneten Macht, ver-

II. Soldatische Ahnengemeinschaft aus großbürgerlichem Blut.

Johann von Enckevoert † 1625
Einnehmer in Herzogenbusch,
wird evangelisch, geht nach Brandenburg a. d. Havel
(Waffenhändler u. Ratsherr)

Daniel von Enckevoert 1618—1677
Kurbrandenburg. Generalproviantmeister, Obersalzfaktor,
gründet Pulvermühlen, begleitet den Großen Kurfürsten nach
Holland, ∞ Berlin 1642 Katharina Maria T. d. Georg Krause
Kammergerichtsadvokaten in Berlin u. d. Kath. Möller

Daniel Friedrich v. E. ∞ Adelheid v. Arnim-Fredenwalde

Berndt Friedrich v. E. ∞ 1711 Helene Elisabeth T. d. Joachim Nik.
v. Meyer u. d. Marg. Kath. Gerstmann

Gustav Heinrich v. E. Vizepräs. d. pomm. Regierung
∞ Stettin 1751 Anna Sophia T. d. David Kretschmer Altermann der
Dracher Compagnie zu Stettin u. d. Sophia Lukretia Maschen

Anna Henriette Eleonore ∞ August Gg. Helmuth v. Winterfeldt	Charlotte ∞ Friedrich Ludwig v. d. Marwitz		Johanna Sophie ∞ Hennig v. d. Osten
Wilhelmine ∞ Hans v. d. Osten	Karoline Friederike ∞ Georg Ludwig v. Falkenhayn		Emilie ∞ Ferdinand v. Loeper
Pauline ∞ Karl Gustav v. d. Borne	Fedor Tassilo v. F. ∞ Franziska Freiin v. Rosenberg		Emilie ∞ Ferdinand v. Eisenhart-Rothe
Berta ∞ Hermann v. Fabeck	**Erich v. Falkenhayn Generaloberst Generalstabschef im Weltkrieg**	Olga ∞ Moritz Albert Karl v. Bock Generalmajor	Marie ∞ Paul v. Lettow-Vorbeck General d. Inf.
Hermann v. Fabeck Oberbefehlshaber der 8. Armee im Weltkrieg		**Generaloberst v. Bock 1939**	**Lettow-Vorbeck Verteidiger von Deutsch-Ost-Afrika**

Unter Benutzung von Rudolf v. Enckevort, Geschichtl. Nachrichten über die Familie v. E. Görlitz 1908.

ehren als gemeinsamen Ahnen einen siebenbürgischen Handwerker deutschen Stammes, den Paul Klusch, Schuhmacher zu Hermannstadt.

Es ist für das Volksganze wichtig, daß die verschiedenen Begabungsströme in unserem Volksganzen aufgedeckt werden, damit wertvolles Blut erkannt und gefördert werden kann. Im Zeitalter des Abstammungsnachweises prüft auch die Wehrmacht den Offizier nicht nur auf seine Umwelt, sondern auf seinen ganzen Sippenkreis. Die soldatische Tüchtigkeit, die in den schweren Bewährungsproben des Ernstfalles unter Beweis gestellt wird, kommt nicht von ungefähr, sondern verdankt ihre Kraft den Erblinien, die zu den Männern zurückreichen, die in einem Jahrtausend deutscher Geschichte ihre Einsatzbereitschaft durch die Tat bekundeten.

III. Soldatische Ahnengemeinschaft aus kleinbürgerlichem Blut.

Paul Klusch (Siebenbürger „Sachse")
Schuhmacher und Bürger zu Hermannstadt in Siebenbürgen um 1714
∞ II 1714 Katharina Enyeter

Maria Klusch ∞ 1736 Martin Arz Bg. in Hermannstadt	Agnetha Klusch ∞ 1741 Adam Conrad Schuhmacher in Hermannstadt
Martin Arz 1768—1849 evangel. Pfarrer in Grossau ∞ II 1796 Maria Soterius	Adam Conrad 1750—1828 Fleischhauermeister in Hermannstadt ∞ 1779 Katharina Wachsmann 1761—1812
Martin Arz v. Straußenburg 1798—1851 k. k. Finanzrat ∞ 1826 Karoline Hiemesch	Katharina Conrad 1779—1822 ∞ 1798 Simon Fritsch 1775—1848 Wollenwebermeister in Hermannstadt
Karl Arz v. Straußenburg 1831—1893 ∞1853 Luise Phaffenhuber	Johanna Fritsch 1818—1889 ∞ 1834 Josef Sterzing 1808—1867 Apotheker u. Bürgermeister v. Fogaras
Arthur Baron Arz v. Straußenburg k. u. k. Generaloberst Chef des Generalstabes der gesamten bewaffneten Macht	Johanna Sterzing 1835—1898 ∞ 1851 Albin Kövess v. Kövesshäza k. u. k. Generalmajor
	Hermann Baron Kövess v. Kövesshäza k. u. k. Feldmarschall, letzter k. u. k. Armee-Oberkommandant.

Unter Benutzung von Forschungen des Herrn Oblt. a. D. Dr. Baron Géza v. Kövess in Wien.

Anschrift des Verfassers: Berlin-Steglitz, Holsteinsche Str. 58.

Wilhelm Hartnacke:

Wehrkraft in Zahlen.

Die Zahl macht gewiß nicht allein die Stärke der Heere. Oft haben bessere Führung, größere Tapferkeit, besserer Geist, vollkommnere Rüstung, größere geistige Beweglichkeit einer zahlenmäßig schwachen Truppe den Sieg über einen vielfach stärkeren Gegner verliehen. Wohl aber fällt jede Überlegenheit an Führung, Geist und Ausrüstung um so stärker ins Gewicht je größer das Heer ist, das sie trägt, je breiter die Ersatzschicht, die hinter ihm steht.

Ich habe versucht, die Zahlen der 20—40 Jahre alten Männer der heute besonders genannten Völker der Erde festzustellen, so gut es bei den uneinheitlichen Unterlagen und Zählungsjahren möglich ist.

Das Ergebnis der Ermittlungen ist das folgende (20 bis 40 Jahre alte Männer in Millionen):

Deutschland (ohne Sudetenland, Danzig und die jüngst erworbenen Gaue, aber mit der Ostmark [Österreich]): 12,1	Frankreich: 6,7 Großbritannien ohne Irland: 7,7 (Polen: 5,8 Tschechoslowakei: 2,6)
Italien: 7,1 Rußland: 31,1 Japan: 12,5	USA.: 22,0 Kanada: 1,9

Kleinere Völker:

Niederlande	1,4
Belgien	1,3
Irland	0,6
Schweiz	0,7
Norwegen	0,5
Schweden	1,1
Finnland	0,7

Deutschlands mögliches Menschenaufgebot ist also für sich allein imstande, den weißen Engländern und Franzosen das Gegengewicht zu halten. Wir sehen aber, wie notwendig es war, die Tschechei und Polen als die vorbestimmten Werkzeuge des Willens der Westmächte unschädlich zu machen.

Ob und wieweit künftig bisher formal neutrale Mächte eingreifen, ist zur Zeit der Niederschrift dieser Zeilen ungewiß. Angesichts der großen Völker und Menschenmassen, die mehr oder weniger hinter den beiden kämpfenden Seiten stehen, drängt sich die Erkenntnis der ungeheuer schweren Verantwortung auf, die die Westmächte mit der Entfesselung dieses Krieges auf sich geladen haben und mit seiner Fortsetzung, die ihnen den Sieg niemals bringen kann, aber wieder aufs neue die Auslese der Kulturvölker lichten wird.

Anschr. des Verf.: Dresden-Blasewitz, Spohrstr. 3.

Reinhart Maurach:

Der Jude in der Nationalitätenpolitik des ehemaligen Zarenreiches.

Der Weltkrieg hat von dem Staatsgebiet des ehemaligen Russischen Reiches weite Teile mit überwiegend nichtrussischer Bevölkerung abgetrennt. Dennoch ist die Sowjetunion der nationalitätenreichste Staat der Welt geblieben. Schon aus dieser Tatsache allein ergibt sich die Bedeutung, welche das Rassen- und Nationalitätenproblem für das Russische Kaiserreich mit seinen weit über hundert Völkern und nationalen Gruppen besessen hat.

Die folgenden Ausführungen wollen versuchen, zur Klärung einer der wesentlichsten Fragen auf diesem Gebiete beizutragen, der Frage nämlich, welches die grundsätzliche Einstellung des Russischen Kaiserreiches zu dem Rassen- und insbesondere zu dem Judenproblem gewesen ist, und zwar soll als Grundlage unserer Beurteilung die nüchteren Sprache des Gesetzes, wie es in den zahlreichen Bänden des berühmten „Swod Sakonow", der amtlichen Kodifikation niedergelegt ist, dienen. Das Recht des kaiserlichen Rußland unterschied zwischen Ausländern, Indigenen und Fremdstämmigen. Die erste, rein staatsrechtlich gefaßte Gruppe, soll uns im folgenden nicht beschäftigen. Verhältnismäßig kompliziert für die Rassen- und Nationalitätenpolitik, dabei aber von entscheidender Bedeutung, war die Unterscheidung zwischen Indigenen und Fremdstämmigen („Inorodzy"). Beide Gruppen gehörten völkerrechtlich gesehen zu den russischen Staatsangehörigen — die „Fremdstämmigen" waren daher nicht etwa Ausländer —, staatsrechtlich gesehen, gehörten aber auch beide Gruppen zu den Untertanen, d. h. sowohl Indigene als auch Fremdstämmige unterstanden in vollem Umfange dem Kaiser als der Verkörperung der obersten Staatsgewalt; der Unterschied in ihrer Stellung betraf lediglich den Kreis der Rechte und Pflichten. Soweit das beiden Gruppen Gemeinsame. Weit schwieriger war, wenn man eine grundsätzliche Systematisierung versucht, die Trennungslinie. Es wäre zunächst verfehlt anzunehmen, wenn man als „Indigene" (Eingeborene, Heimatsberechtigte) nur etwa den Russen, allenfalls unter Einbeziehung der Ukrainer oder Weißrussen, betrachtet hätte. Zu den Indigenen gehörten vielmehr auch die Deutschen des Baltikums und der Bauernkolonien, die Rumänen Bessarabiens, die Tataren der Krim, des Kaukasus, der Wolga, die meisten finnisch-ugrischen Völker des europäischen Nordostens, die Polen wie die Litauer — nicht aber die Juden, welche das Gesetz ausdrücklich als der Gruppe der Fremdstämmigen zugehörend erklärte.

Setzen wir, um den Vergleichsmaßstab zu gewinnen, diese aufzählende Methode auch innerhalb der anderen Gruppe fort, so gehörten zu den Fremdstämmigen die Samojeden in Nordrußland, die Jakuten, Tungusen, Tschuktschen, Kamtschadalen usw. in Nordsibirien, die Burjäten in Südsibirien, die Kalmücken und Nogaier im europäischen Südosten, die Kirgisen in Zentralasien und eine Reihe anderer Völkerschaften. Ethnographische Vergleiche lehren, daß rein rassenmäßig, rein „stammesmäßig", die Unterscheidung zwischen „Indigenen" und „Fremdstämmigen", wie sie das Gesetz vorsieht, nicht gerechtfertigt ist, denn es ist, von diesem Blickfeld betrachtet, nicht einzusehen, aus welchen Gründen z. B. die mongolischen Tataren als „Indigene" betrachtet werden, während die gleichfalls mongolischen Kalmücken als „Fremdstämmige" zählen. Tatsächlich lehrt die Entwicklung des russischen Eingeborenenrechts, daß irgendwelche rassische oder Stammesmerkmale für diese Unterscheidung nicht maßgebend gewesen sind, sondern daß allein der Grad der Zivilisation (nicht: der Kultur) dafür entscheidend gewesen ist, ob der Gesetzgeber einen Stamm nun als „Fremdstämmigen" oder als „Indigenen" betrachtet hat. Als entscheidendes Merkmal betrachtet das Gesetz die Seßhaftigkeit: Völkerschaften, die nicht seßhaft sind, nomadisierende Stämme, wie die Kirgisen, oder Stämme, die in mehr oder minder regelmäßigem Turnus ihre Fischerei- oder Jagdgründe aufsuchen (das Gesetz bezeichnete sie als „umherirrende Stämme"), wie die Jakuten oder Samojeden, gehören ohne weiteres zu den Fremdstämmigen, mithin zu den Untertanen minderen oder jedenfalls anderen Rechts. Darüber hinaus gehören auch einzelne wenige seßhafte Stämme zu den „Fremdstämmigen", sei es, daß ihre Seßhaftigkeit erst jüngeren Datums ist, sei es, daß ihre Zivilisationsstufe aus sonstigen Gründen die Einbeziehung in die Gruppe der „Indigenen" nicht zuläßt.

Diese „Fremdstämmigen", die wir hiernach als koloniale oder halbkoloniale Völkerschaften bezeichnen können, unterlagen nun in mancher Beziehung einem besonderen Rechtssystem. Ihre Beziehungen zur Staatsgewalt waren lockerer als bei den Indigenen, was sich praktisch vielfach, wenn nicht ausschließlich aus der Unmöglichkeit erklärte, die in den endlosen Räumen Mittel- und Nordsibiriens nomadisierenden Stämme einer geregelten Staatsaufsicht zu unterwerfen. So war ihre Steuerpflicht sehr summarisch geregelt; der Wehrpflicht waren sie größtenteils nicht unterworfen; der Staat interessierte sich für sie nur insoweit, als es um die allgemeine Ordnung, um die Abgrenzung von Weide- und Jagdgründen, um die Ahndung gemeingefährlicher Verbrechen u. a. ging; im übrigen genossen diese Stämme eine weitgehende „Selbstverwaltung", sofern dieses Wort hier überhaupt am Platze ist: sie wählten ihre Stammesältesten, die staatlicher Bestätigung bedurften, selbst; sie hatten ihre eigenen, nach überkommenen Sitten tätigen Gerichte, und der Staat griff nur dann ein, wenn seine eigenen Belange berührt wurden; die Völkerschaften hatten ihr eigenes, überwiegend geistliches Recht, nach dem sich die Verfassung und Verwaltung der Sippe und der Gang ihrer Angelegenheiten bestimmte. Bestimmte Vorschriften sorgten dafür, daß die „Fremdstämmigen" in ihren Reservationen nicht bedrängt oder ausgebeutet wurden. Die Qualität als Fremdstämmiger — und nun kommen wir zu einem der Hauptprobleme — war etwas Unabänderliches. Der Tschuktsche, der Tunguse, der Kirgise, der sich taufen ließ, wurde dadurch nicht etwa zum Indigenen, zum Russen, sondern er blieb nach wie vor fremdstämmig und damit den für ihn geltenden Sondergesetzen unterworfen. Eine Änderung seines Zustandes konnte er nur durch Aufgabe seiner Lebensweise erreichen, indem er zum bäuerlichen Siedler innerhalb einer russischen Dorfgesellschaft wurde, oder auf andere Weise. Da aber ein solcher Entschluß gleichbedeutend war mit dem Bruch mit seinem Stamm, so waren solche Übergänge nicht gerade häufig zu verzeichnen. Gesetzliche Bestimmungen, die Rassenvermischungen vorbeugen sollen, bestanden an sich nicht. Da aber nach russischem kirchlichen Recht die Eheschließung zwischen einem griechisch-orthodoxen Untertanen einerseits und einem Nichtchristen (z. B. Kirgisen) oder gar Heiden (z. B. einem Burjäten als Lamaisten) verboten waren, so war der Gefahr der Rassenvermischung indirekt ein Riegel vorgeschoben worden, ohne daß der Gesetzgeber jedoch diese Wirkung des kirchlichen Gesetzes an sich bezweckt hätte.

Eine sehr eigenartige Sonderstellung, die unter Umständen leicht zum Verhängnis werden konnte, nahmen in diesem Rechtssystem die Juden ein. Auch sie waren, wie wir sahen, Fremdstämmige im Sinn des Gesetzes. Ursprünglich hatte sie das russische Recht nicht als solche be-

trachtet; ihnen wurden vielmehr, als im Verlauf der drei Teilungen Polens, der Angliederung der Provinz Bessarabien und der Einverleibung des damaligen Großherzogtums Warschau als Zartum Polen oder „Kongreßpolen" die kompakt siedelnden jüdischen Massen unter das Szepter des bis dahin judenfreien Russischen Reiches traten, ursprünglich die Rechte der Indigenen zugesichert. Erst um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts wurden die Juden unter Sonderrecht gestellt, welches im Laufe der Entwicklung ihre Position zu der von Fremdstämmigen wandelte. Allerdings waren die Beweggründe des Gesetzgebers zu diesen Maßnahmen andere, als dies z. B. hinsichtlich der sibirischen und turkestanischen Fremdvölker der Fall gewesen war. Der Jude, der sich zum großen Teil als Parasit des Bauerntums betätigte, unkontrollierbaren, mehr oder minder zweifelhaften Gewerben nachging, hatte schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit die Notwendigkeit von gegen ihn gerichteten beschränkenden Maßnahmen hervorgerufen. Damit wurde er — nicht von vornherein, sondern nach und nach — zum Fremdstämmigen gestempelt. Gerade bei dem Juden hat das russische Recht aber eine schwerwiegende Ausnahme von dem das Recht der Fremdstämmigen regelnden Rechtssystem zugelassen, auf deren Grund wir noch später zu sprechen kommen werden: bei dem Juden war die Eigenschaft als Fremdstämmiger ausschließlich vom Bekenntnis abhängig: der Christ, der zum Judentum übertrat, wurde dadurch zum jüdischen Fremdstämmigen und allein durch diese Tatsache sämtlichen für die Juden geltenden Beschränkungen unterworfen. Umgekehrt wurde der Jude, der sein Bekenntnis aufgab und eine andere staatlich anerkannte Religion (nicht notwendig das Christentum) annahm, aus einem Fremdstämmigen sofort zu einem Angehörigen der indigenen Bevölkerung: der Glaubenswechsel zog unverzüglich die Beseitigung aller Judenbeschränkungen nach sich.

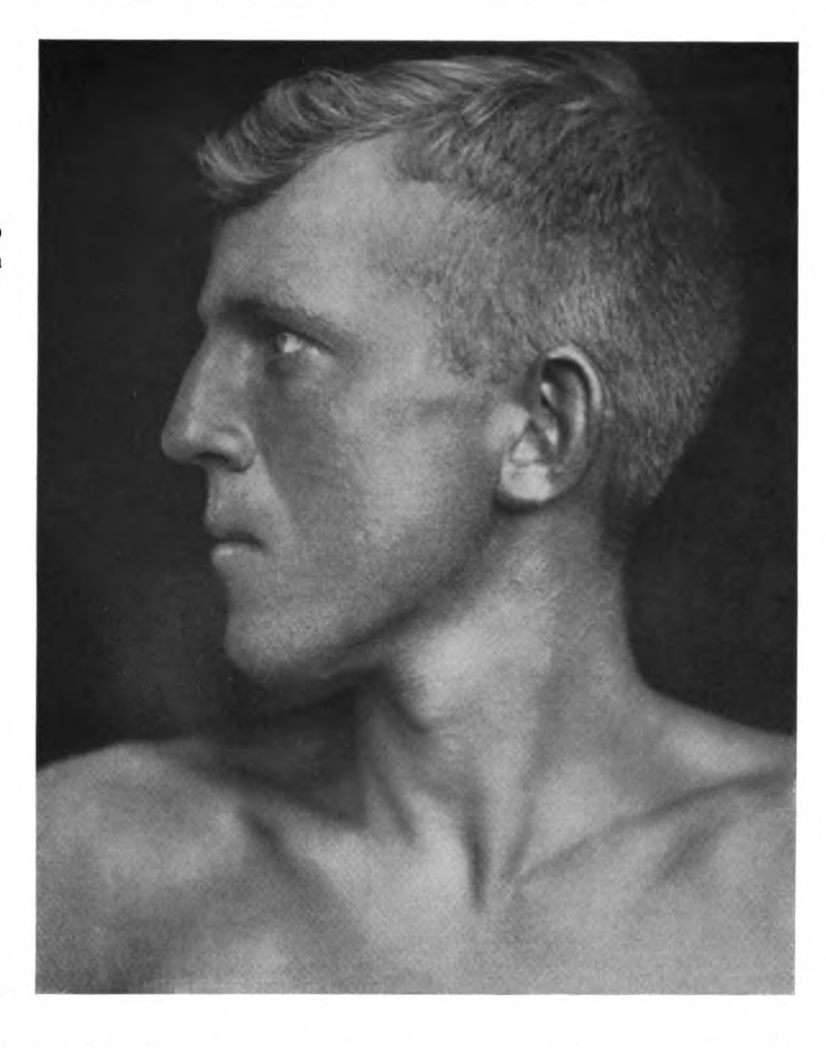
Daß der russische Gesetzgeber den rein konfessionellen Gesichtspunkt zum Maßstab erhoben hatte, ist an sich nichts Auffälliges. Die Beschränkungsgesetze aller Staaten haben sich zu diesem Ausgangspunkt bekannt, solange das Unterscheidungsmerkmal der Rasse noch nicht zum Durchbruch gelangt war. Was aber bei dem russischen System eigenartig, wenn auch nicht unerklärlich war, das ist die Tatsache, daß gerade bei dem Juden eine Ausnahme von dem Grundsatz der Unwandelbarkeit des Fremdstämmigseins gemacht wurde: kein Samojede, kein Kirgise oder Kalmücke wurde durch die Taufe zum Indigenen, er blieb vielmehr Fremdstämmiger; umgekehrt bei dem Juden. Der Grund dieser Auffassung war der, daß man den Hauptgrund der jüdischen „Charakterfehler" in der talmudischen Erziehung sah, daß man an die Möglichkeit glaubte, den Juden „bessern" zu können, während ein solches Bedürfnis bei den übrigen Fremdstämmigen, durchweg primitiven Naturvölkern, keineswegs bestand, im Gegenteil: hier waren sie es, die des staatlichen Schutzes vor Ausbeutung bedurften.

Trotzdem wird man die Gefahren aus dieser Auffassung des Judenproblems nicht zu überschätzen brauchen. Die große Masse des Ghettos wies die Möglichkeit eines Bekenntniswechsels, um auf diese Weise in den Genuß des Indigenats zu kommen, durchaus von sich. Scheintaufen oder fiktive Übertritte zu nichtjüdischen Bekenntnissen sind zwar vorgekommen, doch bedingten sie in aller Regel nicht die Gefahr einer rassischen Durchsetzung der Stammbevölkerung mit dem rassenjüdischen Element, da die fiktiv Übergetretenen ganz überwiegend sich streng auf die „juristische Gleichstellung" beschränkten und eine Vermischung mit dem nichtjüdischen Bevölkerungsteil vermieden. Anders lagen natürlich die Verhältnisse bezüglich der jüdischen Assimilationsanhänger. Diese strebten zwar ein Preisgeben ihres Volkstums selbst an. Es muß aber hier berücksichtigt werden, daß diese Assimilanten sich vorzugsweise aus den jüdischen Schichten ergänzten, die nach der selbstmörderischen russischen Judengesetzgebung infolge ihres Reichtums oder ihrer Bildung von einem großen Teil der sonst geltenden Judenbeschränkungen befreit waren. Der in diesem Sinne „gehobene" Jude (so der Großfinanzier, der Akademiker usw.) bedurfte also nicht erst des Umweges über die Taufe, um zu einer wirtschaftlichen Besserberechtigung zu gelangen. In den letzten 30 Jahren vor dem Weltkriege hat endlich auch der Zionismus assimilatorischen Bestrebungen vielfach Abbruch getan. Man wird also zusammenfassend sagen können, daß der konfessionelle Maßstab dem jüdischen „Fremdstämmigen" gegenüber, so unglücklich er auch gewählt war, sich in Rußland nicht so nachteilig ausgewirkt hat, wie es in anderen Staaten, wo die Juden die tarnende Wirkung der Taufe eher erkannt hatten, wohl der Fall gewesen wäre. Die besonderen Verhältnisse des russischen Judentums, so vor allem seine Massierung in den Westprovinzen, haben den an sich verhängnisvollen Fehler einer Wandelbarkeit des Fremdstämmigendaseins durch die bloße Taufe zu einem guten Teil wieder wettgemacht. Zu einer Massendurchsetzung der Stammbevölkerung durch rassenfremde Elemente ist es nicht gekommen.

Nicht zu einem geringen Teil ist aber auch die Trennung der Elemente auf das Verhalten der Stammbevölkerung zurückzuführen. Vielfach ist der — unbewußte — Fehler der Regierung durch die — ebenso unbewußte, mehr gefühlsmäßige — Abschließung der Stammbevölkerung von dem jüdischen Element ausgeglichen worden. Ehen zwischen Juden und Rechtgläubigen (griechisch-katholischen) waren nach russischem Kirchengesetz untersagt. Übertritte des nichtjüdischen Teils zum Judentum zwecks Ermöglichung der Eheschließung gehörten zu den verschwindenden Seltenheiten. Der umgekehrte Fall war zwar weit häufiger, doch hat auch er keinen Massencharakter angenommen. Dem getauften Juden („Wykrest") wurde mindestens in der ersten Generation durchweg Mißtrauen und Ablehnung entgegengebracht. Die verhängnisvolle Bedenkenlosigkeit, mit der sich z. B. in Deutschland bis 1933 konfessionelle und rassische Mischehen vollzogen und mehrten, war in Rußland nicht im entfernt gleichen Maße ausgeprägt. In dieser Beziehung sind auch dem an sich aufrichtig denkenden jüdischen Assimilanten durch instinktmäßiges Verhalten der russischen Bevölkerung die Wege durchaus erschwert worden. Dabei ist allgemein zu bemerken, daß Mischehen außerhalb des sog. jüdischen Siedlungsgebietes, der Westprovinzen, in denen die Juden allein wohnberechtigt waren, leichter geschlossen wurden als innerhalb desselben. Diese Erscheinung ist einesteils darauf zurückzuführen, daß der (auf Grund von Bildungsprivilegien usw.) aus dem Siedlungsgebiet herausdrängende Jude entschiedenere Assimilierungsbestrebungen hatte, als derjenige, der im Ghetto verblieb, dann aber auch darauf, daß die arische Bevölkerung innerhalb des Siedlungsgebietes, an Wettbewerb, Abschließung und Kampf gewöhnt, dem Juden längst nicht die Ahnungslosigkeit entgegenbrachte, wie die Stammbevölkerung außerhalb der Siedlungsgemarkung, der eine kompakte Judenbevölkerung überhaupt unbekannt war. So wird man zusammenfassend doch zum Ergebnis kommen können, daß der nach heutigem Empfinden grundsätzlich verfehlte Ausgangspunkt der amtlichen Judenpolitik, nämlich der konfessionelle Maßstab, unter den Verhältnissen Rußlands vor dem Kriege noch nicht zu den Folgen geführt hat, die an sich erwartet werden konnten. Es mag aber in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß die Regierung in den allerletzten Jahren vor dem Kriege und damit in den allerletzten Jahren der Judenpolitik überhaupt (die Februarrevolution 1917 brachte

bekanntlich die Gleichberechtigung der Juden und damit „die Lösung der Judenfrage") in einzelnen Gesetzen schon das konfessionelle Moment verließ, so z. B. wenn sie in einzelne Kadettenanstalten nur Zöglinge aufnahm, welche keinen jüdischen Großelternteil aufzuweisen hatten. Es versteht sich aber von selbst, daß diese schüchternen Versuche keine besondere Tragweite hatten, und es ist nicht anzunehmen, daß das amtliche Vorkriegsrußland über den bloßen Konfessionalismus hinausgewachsen wäre. Bei den übrigen Fremdvölkern war man, wie wir sahen, schon so weit; nicht aber bei dem eigentlichen Schicksalspunkt, dem Judentum.

Jungbauer aus dem Adolf=Hitler=Koog (im Ausdruck und Zügen ausgesprochen Nordischer Rasse).



Aufn.: E. Lendvai-Dircksen

Aus dem Buche: Das deutsche Volksgesicht Schleswig=Holstein (vgl. Bespr. S. 12).

Gauverlag Bayer. Ostmark 1939

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Rassenpolitische Zusammenarbeit Deutschland — Italien. Im Rahmen der deutsch-italienischen Zusammenarbeit auf rassen- und bevölkerungspolitischem Gebiet werden 1940 der Reichsgesundheitsführer Staatssekretär Dr. Conti, Hauptamtsleiter Professor Dr. Groß, Prof. Dr. Rüdin und Prof. Frh. v. Verschuer in Rom über Fragen der Rassen- und Bevölkerungspolitik sprechen.

Beauftragte des Rassenpolitischen Amtes für die besetzten Teile Polens. In den besetzten Gebieten Polens sind als Beauftragte des Rassenpolitischen Amtes für Danzig und Westpreußen Dr. Großmann, für Posen Dr. Wetzel, für Krakau Dr. Arlt und für Lodsch Pg. Leuschner ernannt worden.

Einsatz baltendeutscher Ärzte im Reichsgau Danzig=Westpreußen. Wie das Deutsche Ärzteblatt mitteilt, sind im Reichsgau Danzig-Westpreußen eine große Zahl baltendeutscher Ärzte eingesetzt worden. Sie haben die Aufgabe, die dortige gesundheitliche Betreuung der Bevölkerung, vor allem der bereits angesiedelten Baltendeutschen wahrzunehmen und die Lücken auszufüllen, die durch die Ermordung zahlreicher deutscher Ärzte durch Polen in diesem Gebiet entstanden sind. So wurden z. B. in Gotenhafen 6 baltendeutsche Ärzte, in Bromberg 18, in Posen 9, in Graudenz 6, in Thorn 5 und in Schwetz ebenfalls 5 baltendeutsche Ärzte eingesetzt. Der Rest verteilt sich auf weitere kleinere Städte des neuen Reichsgaus.

Frau und Mutter — Lebensquell des Volkes. Von der Dienststelle des Reichsleiters Rosenberg wurde in Zusammenarbeit mit der Reichsfrauenführung, der DAF. und dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP. im Kaiser-Friedrich-Museum Berlin eine Ausstellung eröffnet, die unter dem Leitwort „Frau und Mutter — Lebensquell des Volkes" steht. In der Ausstellung wird gezeigt, welche Bedeutung und welche Aufgabe der deutschen Frau in den einzelnen Abschnitten der deutschen Geschichte zukam. Besonders eingehend wird auf die Bedeutung der Frau im nationalsozialistischen Staat hingewiesen.

Das Hilfswerk „Mutter und Kind" im Kriege. Die Aufgabe des Hilfswerks „Mutter und Kind" in der NSV. ist es, während der Kriegszeit mit allen Mitteln ein weiteres Zunehmen der Säuglingssterblichkeit zu verhindern, um damit den deutschen Nachwuchs vor den Gefahren einer Blockade, wie sie im Weltkriege von unseren Feinden angewandt wurde, zu schützen. Besonders sind Ernährungsbeihilfen vor allem für Obst und Gemüse bereit zu stellen, außerdem sind die Unkosten für zusätzliche bezugscheinfreie Lebensmittel, die an werdende und stillende Mütter, Säuglinge und Kleinkinder ausgegeben werden, zu übernehmen. Vor allem gilt es, die Mütter- und Säuglingsberatung auch während der Kriegszeit durchzuführen. In Zusammenarbeit mit der NS.-Frauenschaft wird die Entlastung der erwerbstätigen Mutter und vor allem der werdenden Mutter weiter geführt. Die Mittel für diese umfangreichen Aufgaben stellen die Beiträge der 12 Millionen NSV.-Mitglieder und die Spenden zum Kriegswinterhilfswerk bereit.

Die Kindertagesstätten der NSV. nehmen den arbeitenden Müttern die Sorge für ihre Kinder während des Tages ab. Die NSV. verfügt bereits über eine stattliche Anzahl von Dauereinrichtungen. Die Zahl, die am 30. 9. 1939 mit 7018 festgestellt wurde, ist ständig im Wachsen. Um den durch den Krieg gestiegenen Bedürfnissen gerecht zu werden, hat die NSV. Hilfskindergärten eingerichtet, von denen bis zum 15. 11. 1939 956 bestanden. Die Kindertagesstätten der NSV. stehen alle unter ständiger ärztlicher Kontrolle.

Binnenwanderung und Geburtenentwicklung. Über das Verhältnis von Männer- bzw. Frauenüberschuß und Geburtenzahlen berichtet Reichert in Heft 3/1939 von „Die Gesundheitsführung" und kommt zu dem Ergebnis, daß in Gebieten mit hohem Frauenüberschuß die Geburtenziffern niedrig liegen, dagegen in Gebieten mit Männerüberschuß entsprechend höhere Geburtenziffern zu finden sind. So haben Städte in Bergbaugebieten Geburtenzahlen, die den Durchschnitt weit überragen, dagegen Zentren der Textilindustrie, wo bekanntlich ein großer Frauenüberschuß vorhanden ist, seit vielen Jahren niedrigen Geburtenzuwachs. Auch die ländlichen Gebiete seien ein Beispiel dafür, da sie trotz relativen Frauenmangels wesentlich höhere Geburtenziffern aufweisen als die großen Städte mit ihrem Frauenüberschuß.

Ausbildungsbeihilfen für kinderreiche Familien. Aus den Mitteln des Sondervermögens für Ehestandsdarlehen und Kinderbeihilfen können kinderreiche Familien Ausbildungsbeihilfen erhalten, wenn eine besondere Förderung wünschenswert erscheint. Die Beihilfen erstrecken sich auf die Zeit eines Schulbesuches, jedoch nicht auf die praktische Berufsausbildung.

Gesetze zum Schutze der Volksgesundheit auch in der Ostmark. Durch Verordnung vom 14. November 1939 sind das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses und das Gesetz zum Schutz der Erbgesundheit des deutschen Volkes (Erbgesundheitsgesetz) in der Ostmark eingeführt worden.

Kinderreiches Gebirgsbauerntum. Bis Anfang Dezember sind im Kreis Lienz, der rund 34000 Einwohner zählt, 1936 Mütter mit insgesamt 13727 Kindern mit dem Ehrenkreuz für kinderreiche Mütter bedacht worden. Goldene Ehrenkreuze wurden an 745 Mütter mit insgesamt 7372 Kindern verteilt. Der Kreis Lienz wird vorwiegend von Gebirgsbauern bewohnt.

Die Lebensmittelbezugskarten für die Juden. Die Lebensmittelbezugskarten sind von jüdischen Haushalten in der für die Wohnungen zuständigen städtischen Kartenstelle abzuholen und werden nicht von den NSV.-Beauftragten zugestellt. Ein Haushalt gilt als jüdisch, wenn der Haushaltungsvorstand im Sinne der Nürnberger Gesetze Jude oder Jüdin ist. Zum Haushalt gehören auch Hausangestellte und Untermieter, auch wenn sie selbst nicht jüdisch sind.

Säuglings- und Kinderpflege bei den Juden. Nach einer Verordnung im Reichsgesetzblatt darf die Tätigkeit einer Säuglings- und Kinderschwester von Juden nur an Juden oder in jüdischen Anstalten berufsmäßig ausgeübt werden. Die Ausbildung jüdischer Säuglings- und Kinderschwestern darf nur an jüdischen Säuglingsheimen und Kinderschulen erfolgen. Diese dürfen Personen deutschen oder artverwandten Blutes nicht ausbilden. Juden, die die Säuglings- und Kinderpflege außerhalb einer Anstalt ausüben, haben, falls sie an ihrem Wohnhaus ein Namensschild führen, auf diesem unter ihrem Namen die Worte „jüdische Säuglings- und Kinderschwester" hinzuzufügen.

Kinderbeihilfen in Spanien. In Spanien wurde eine Kasse zur Unterstützung der kinderreichen Familien gegründet. Sämtliche Betriebsführer sind beitragspflichtig.

Wieviel Rußlanddeutsche gibt es? Nach den neuesten Angaben weist das Rußlanddeutschtum, abgesehen von den Baltischen Staaten, Polen und Rumänien, folgende Zahlen auf:

Kanada	200 000
USA. über	400 000
Mexiko	10 000
Brasilien	250 000
Paraguay	4 000
Uruguay	2 500
Argentinien	150 000
Dobrudscha	10 000
Mandschukuo	2 000
Rückwanderer ins Deutsche Reich	50 000
in d. Welt zerstreut leb. Rußlanddeutsche	50 000
Sowjetunion	900 000
	2 028 500

Familienfeindliche Einstellung der englischen Wehrmachtsunterstützung. Während in Deutschland jedes Kind eines zum Heeresdienst Einberufenen den gleichen Unterstützungssatz erhält, die Unterstützung also mit der Familiengröße gleichmäßig zunimmt, glaubte die englische Regierung Einsparungen an den Kinderreichen machen zu können. Wenn für das erste Kind ein Satz von 5 sh vorgesehen war, erhielt das zweite nur 3 sh, das dritte nur 2 sh und jedes weitere nur 1 sh. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung mußte allerdings eine Neuregelung stattfinden, auf Grund deren nun das erste Kind wie bisher 5, das zweite 4 und jedes weitere 3 sh erhält. Eine halbe Maßnahme, die bei den kinderreichen Einberufenen das Gefühl unerhörter Benachteiligung nicht beseitigt haben dürfte.

Filmbeobachter

Ein sippenkundliches Thema zu verfilmen, lag eigentlich sehr nahe. Einmal bietet es stofflich viele Möglichkeiten, zum anderen lassen sich — und das wäre das Neue — die Wandlungen der handelnden Personen des Films auf Gesetzmäßigkeiten zurückführen, die die Erbforschung entdeckt hat. Der Ufa-Film „Der Stammbaum des Dr. Pistorius" greift jetzt ein solches Thema auf. Der Film leidet, um den Einwand vorweg zu nehmen, darunter, daß man zuviel auf einmal gewollt hat. Seine Handlung ist nicht frei von unnötig erscheinenden Belastungen. Aus diesem Grunde weiß der Zuschauer nicht mehr recht, welche Handlung er als Haupthandlung ansehen soll. Es klang manch ernster Ton an in diesem Lustspielfilm. So wurde z. B. die Frage der Gattenwahl angeschnitten. Nicht verständlich, warum die Familie des Regierungsrates wieder nur ein Kind aufwies und nicht wie die Familie des Handwerkers mehrere Kinder hatte. — Die Deutsch-Italienische Film-Union (Difu) zeigt jetzt die deutsche Fassung des mit dem italienischen Staatspreis für das Jahr 1939 belohnten Filmwerk „Stürme über Morreale". Der Film ist in seiner Ausstattung besonders großzügig angelegt. Er zeigt ein bunt-bewegtes Bild der italienischen Renaissance. Ohne sich in zu weitschweifiger Spielfreude zu verlieren, ist in dem Film eine fest umrissene weltanschauliche Grundlage herausgearbeitet worden, wie sie bei der Gegebenheit des Stoffes möglich war.

Daß eine „Rheinische Brautfahrt" (Tobis-Film) mit Frohsinn und Heiterkeit etwas zu tun hat, war allen klar, die diesen Film besuchten. Man hätte jedoch ebensogut annehmen können, daß die Menschen des Rheinlandes und der Rhein in dem Film eine gewisse Rolle spielen würden. Der Drehbuchverfasser war anderer Ansicht. So kam es, daß von der Brautfahrt sehr wenig und vom Weintrinken sehr viel zu sehen und zu hören war. Irrungen und Wirrnisse in die Handlung zu bringen, ist dann mit erhitzten Weingemütern nicht mehr allzu schwer. Brautfahrten sollen glückliche Fahrten sein. Durch Leichtsinn kann man rheinischen Frohsinn nicht ersetzen. Frohsinn mag das sprichwörtliche Kennzeichen rheinischer Brautfahrten sein, niemals ist es der Leichtsinn. Darüber konnten auch die einzelnen Erfolge der Darsteller in diesem Film nicht hinwegtäuschen.

Eine recht dunkle Geschichte vom Spritschmuggel erzählt der Terra-Film „Alarm auf Station III". Die filmische Wirksamkeit kann diesem und ähnlichen Stoffen nicht abgesprochen werden. Sie mögen auch immer wieder ihre dankbaren Zuschauer finden. Was uns an solchen Filmen zu Bedenken Anlaß gibt, ist das Beiwerk, das in ihnen geboten wird. Hier, um nur einige Beispiele herauszugreifen, war es die wissenschaftlich getarnte Darlegung der Gefahren des Alkohols (der Wortführer entpuppt sich gegen Ende des Films als der erste Spritschmuggler seines Landes), die Teestubenszenen, die Darstellung einer kinderreichen Familie. Man sollte sich darüber im klaren sein, daß den Zuschauer Kinder nicht befriedigen, die ihren ledernen Dialog unbeholfen hersagen, selbst dann nicht, wenn sie geschickt gruppiert in einem Badefaß sitzen. Auch allzu treffende Bemerkungen der Erwachsenen über die vermutlichen Anlagen der Kinder finden beim Zuschauer oft nicht den gewünschten Widerhall. In den meisten Fällen dürfte schon das Erscheinungsbild der Kinder genügen, um den Zuschauer zu Wertungen zu veranlassen. Die Auswahl der Kinder scheint uns also entscheidender für die Wirkung von Kinderszenen im Film zu sein, als das was über sie gesprochen wird.

Der Film „Maria Ilona" (Terra) spielt in der alten österreichisch-ungarischen Monarchie um die Zeit von 1848. So sehr der Film sich auch bemühte, Volkstumsfragen zu behandeln, blieb er in der Hauptsache doch der Darstellung eines privaten Schicksals vorbehalten. Die Rolle der Maria Ilona wird von Paula Wessely gespielt, die schon einmal eine ähnliche Rolle in dem Film „So endete eine Liebe" darzustellen hatte. Ihr großes darstellerisches Können ließ die Längen des Films vergessen. — Mit beachtlicher Klarheit behandelt der Soldatenfilm „Das Gewehr über" das Problem der Wehrerziehung. Ein junger Volksdeutscher, der sein Vaterland zum erstenmal besucht, lehnt sich gegen seine Wehrpflicht auf, bis er einsieht, daß die Wehrerziehung für alle notwendig ist. Er stellt nunmehr seine ganze Person in den Dienst für Führer und Volk.

Kurt Betz.

Buchbesprechungen

Ludwig, Hellmut: Rasse- und strukturpsychologische Untersuchungen zur Berufseignung. 95 S., 12 Tafeln. Verlag G. H. Nolte, Düsseldorf 1938. RM. 3.80.

Die Arbeit, unter Förderung von S. Behn und E. Rothacker, Bonn, entstanden, untersucht nach exakten psychologischen Methoden 530 junge Vpp. des Arbeitsamtes Opladen im unteren Rhein-Wupperkreis. Zwischen Rassentypen und Berufsbegabung ergeben sich eindeutige Beziehungen, ähnlich zwischen Konstitutionstyp und Integrationstyp und Berufseignung (Ermittlung eines Begabungsschwerpunktes!). Es zeigt sich in der dortigen Gegend eine deutliche Eignung für Berufe mit folgenden Voraussetzungen: Gründlichkeit, Nüchternheit, Willensausdauer besonders bei wertbezogener Betätigung. Daneben findet sich ein Bevölkerungstyp mit größerer Breite der Aufmerksamkeit, schnellerem Gedankenablauf, größerer Anpassungsfähigkeit und kritischem, aber hervorragend konstruktivem Denken. — Schade, daß das fleißige Literaturverzeichnis die ergebnisreiche Arbeit von Adolf Ehrhardt, Leipzig, vermissen läßt: Über den Zusammenhang von Rasse und Leistung, Rasse 1938, 5, 5, 161—169.

P. L. Krieger, Leipzig.

Lendvai-Dircksen, E.: Das deutsche Volksgesicht. — Schleswig-Holstein. 1939. Bayreuth, Gauverlag Bayerische Ostmark G.m.b.H. 72 S. 63 Abb. Preis gebunden RM. 4.20.

Der Band „Schleswig-Holstein" ist die erste Veröffentlichung im Rahmen des großen von der bekannten Lichtbildnerin geplanten Werkes „Das deutsche Volksgesicht", das in Einzelbänden, nach Landschafts- und Stammesgruppen geordnet, erscheinen wird. Die meisterhaften Aufnahmen zeigen wieder und wieder, daß die Künstlerin wie kaum einer berufen ist, auf die Würde und Schönheit des deutschen Antlitzes hinzuweisen und dem deutschen Volk in ihren Bildern ein Denkmal zu setzen.

C. Steffens.

Verantwortlich für den Inhalt: Prof Dr. B. K. Schultz, Babelsberg und Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Waibel & Co., Anzeigen-Gesellschaft, München 23, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Carl A. Rotzler, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin, — P.L. 6. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München. — Printed in Germany.

Februar / März 1940 Heft 2/3





Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum

Rassenkunde — Rassenpflege

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und
der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

15. Jahrgang — Heft 2/3 — Februar/März 1940

Inhalt

Herausgeber: Staatsrat Präs. Prof. Astel, Min.-Rat Fehrle, Reichsamtsleiter Prof. Groß, Staatssekretär a. D. Gütt, Staatsminister i. R. Hartnacke, Prof. Helbok, Reichsführer SS Himmler, Prof. Mollison, Prof. Reche, Prof. Rüdin, Oberreg.-Rat Ruttke, Obermed.-Rat Schottky, Prof. A. Schultz, Prof. B. K. Schultz, Prof. Schultze-Naumburg, Prof. Staemmler, Prof. Wrede, Prof. Zeiß.

Hauptschriftleiter: Prof. Dr. B. K. Schultz, Potsdam-Babelsberg 2, Neue Kreisstr. 15.

Hauptschriftleiter i. V.: Dr. E. Pfeil, Berlin-Grunewald, Beyme-Straße 30.

J. F. Lehmanns Verlag, München 15 / Paul Heyse-Straße 26

Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.–, Einzelheft RM. –.70, Postscheckkonto des Verlags München 129; Postsparkassenkonto Wien 59594; Postscheckkonto Bern Nr. III 4845; Kreditanstalt der Deutschen in Prag, Krakauer Gasse 11 (Postscheckkonto Prag 62730).

Volk und Rasse 15. Jahrgang 1940 · Heft 2/3 Febr./März
J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin

P. Dahr:

Die menschlichen Blutgruppen, -untergruppen und -faktoren.

Die Blutgruppenforschung hat bisher auf einigen wichtigen Gebieten, von denen uns insbesondere die Vaterschaftsausschließung und im weiteren Sinne die Klärung strittiger Abstammung interessiert, große Bedeutung erlangt.

Auch die Anthropologie und die Abstammungslehre wurden durch die Ergebnisse der Blutgruppenforschung bereichert.

Auf dem Gebiete der Rassenforschung und einigen anderen rassenhygienisch wichtigen Gebieten steht die Blutgruppenforschung noch vor großen Aufgaben.

Wegen der steigenden Bedeutung der Blutgruppen für die Rassenhygiene im weitesten Sinne sei im folgenden eine Übersicht gegeben über das Wesen, die Vererbung und einige neuere Forschungsergebnisse.

Um 1900 entdeckte man, daß bei Vermischung von Blutkörperchen (Blkp.) und Serum verschiedener Menschen teils Verklumpung (Agglutination) der Blkp. in dem fremden Menschenserum auftrat, teils solche Verklumpung ausblieb. Es bestand also zwischen Blkp. und Serum verschiedener Menschen teils Unverträglichkeit, teils Verträglichkeit. Man hielt diese Verklumpung menschlicher Blkp. in Menschenseren zunächst für etwas Krankhaftes, bald erwies sich aber diese Annahme als irrig, und heute wissen wir, daß es sich um normale, physiologische Vorgänge handelt. Die Verklumpungen sind dadurch bedingt, daß die Blkp. Eigenschaften besitzen, durch deren Zusammenwirken mit Stoffen in den Menschenseren es zu der Verklumpung kommt. Man nennt die Blkp.-Eigenschaften Agglutinogene und bezeichnet sie mit A und B, während die entsprechenden Serumstoffe Agglutinine heißen und mit den entsprechenden Buchstaben des griechischen Alphabets, α (Alpha) und β (Beta), bezeichnet werden. Der Serumstoff (Agglutinin) α verklumpt also Blkp. anderer Menschen, die die Eigenschaft A besitzen, während ein Serum mit β Blkp. mit der Eigenschaft B verklumpt. Je nach dem Vorhandensein bzw. Fehlen dieser Blkp.- und Serumeigenschaften bei den verschiedenen Menschen unterscheidet man folgende 4 Menschengruppen oder Blutgruppen; jeder Mensch ist in eine dieser einzuordnen:

A_β B_α AB $O_{\alpha\beta}$

Auf ein praktisch sehr wichtiges Gebiet bei der Anwendung der Blutgruppenbestimmung sei hier schon hingewiesen: Die Blutübertragung von Mensch zu Mensch; bei ihr kam es vor Kenntnis der Blutgruppen nicht selten zu tödlichen Zwischenfällen; heute ist sie bei exakter Bestimmung der Blutgruppe bei „Spender" und „Empfänger" praktisch gefahrlos. Nach Kenntnis der Blutgruppenverschiedenheit bei den einzelnen Menschen kann man sich auch die früher beobachteten Zwischenfälle, für die man vorher keine Erklärung hatte, leicht erklären: es wurde gelegentlich „gruppenfremdes" Blut übertragen, beispielsweise einem A-Menschen mit β im Serum Blut eines B-Menschen; die B-haltigen Blkp. des Spenders wurden dann im Blute des Empfängers, das ja β-haltig ist, verklumpt; es kam dadurch zu Verstopfung von Blutgefäßen, die, wenn sie lebenswichtige Organbezirke versorgten, zum Tode führten.

Es braucht wohl hier nicht besonders darauf hingewiesen zu werden, daß durch eine Blutübertragung nicht etwa Geistes- oder Charaktereigenschaften des Spenders auf den Empfänger übertragen werden.

Die große Bedeutung der menschlichen Blutgruppen auf anderen theoretischen wie praktischen Gebieten ist der Tatsache zu verdanken, daß die Blutgruppeneigenschaften erblich sind, daß ihr Erbgang bekannt ist, daß die Entwicklung der Blutgruppeneigenschaften aus den Erbanlagen vollkommen unbeeinflußt von der Umwelt vor sich geht, und daß demgemäß auch die Blutgruppeneigenschaften der Blkp. sich im Laufe des Lebens nicht ändern.

Von den verschiedenen über die Vererbung der Blutgruppen aufgestellten Theorien ist heute allgemein diejenige anerkannt, die eine Vererbung lediglich der Blkp.-Eigenschaften annimmt. Die Agglutinine treten erst sekundär auf und zwar grundsätzlich beide Agglutinine, α und β, in jedem Blut. Es wird jedoch in dem Blut, dessen Blkp. A oder B besitzen, das entsprechende, also unverträgliche Agglutinin, α bzw. β bei seinem Entstehen unmerklich an die entsprechende Blkp.-Eigenschaft gebunden, wodurch es nicht zur Entwicklung kommt (Theorie der „intravitalen Bindung"). Die Blkp.-Eigenschaften selbst beruhen auf dem Vorhandensein von 3 allelen Genen, A, B, O, von denen A und B dominant über O sind, während A und B sich gegenseitig nicht dominieren. Jeder Mensch besitzt in einem Chromosomenpaar 2 dieser Gene und zwar derart, daß die Gene entweder einander gleichen, also Homozygotie besteht, AA, BB, OO, oder daß sie verschieden sind: AO, BO, AB, wobei

Heterozygotie vorliegt. Diesen 6 möglichen Erbbildern oder Genotypen entsprechen wegen der Rezessivität des O-Gens nur 4 Erscheinungsbilder oder Phänotypen: A, B, AB, O.

Genotyp		Phänotyp
AO	=	A
AA	=	A
AO	=	B
BB	=	B
AB	=	AB
OO	=	O

Ein Mensch der Blutgruppe A kann also das Erbbild AA oder AO haben, ein Mensch der Gruppe B das Erbbild BB oder BO, bei dem AB-Menschen ist das Erbbild immer gleich dem Erscheinungsbild, beide Anlagen A und B haben sich zu zwei verschiedenen Eigenschaften entwickelt, die im Phänotyp vorliegen. Die Blutgruppe O ist erbbildlich immer OO. Wäre nämlich neben einer O-Anlage ein A- oder B-Gen vorhanden gewesen, dann hätte es sich durchgesetzt. Da von den beiden Chromosomen eines Paares je eines von je einem Elter stammt, kann z. B. ein Mensch mit der Blutgruppe AB nicht von einem O-Elter abstammen, denn dieser hat ja das Erbbild OO, er kann also kein A oder B vererben, umgekehrt kann ein Mensch mit der Blutgruppe O (mit dem Erbbild OO) nicht von einem AB-Elter abstammen, denn dieser kann seinem Nachkommen nur ein A- oder B-Gen vererben, und diese beiden Gene würden beim Nachkommen phänotypisch. Es können also nur die Blutgruppengene bei den Nachkommen vorhanden sein, die auch bei den Eltern vorhanden sind.

Während uns beim AB- und O-Menschen das Erbbild immer bekannt ist, ist uns das Erbbild des A- und B-Menschen (AA oder AO, bzw. BB oder BO) an sich unbekannt. Haben wir jedoch einen A- oder B-Elter mit einem O-Kind, dann müssen wir bei dem Elter Heterozygotie, also AO bzw. BO annehmen, und ein A-Mensch, dessen beide Eltern die Blutgruppe AB haben, ist homozygot AA. Es erklärt sich nun nach dieser Vererbungsweise die dem Laien oft unbegreifliche Tatsache, daß Kinder ganz andere Blutgruppen haben können als beide Eltern, es also nicht ohne weiteres möglich ist, daß Mutter oder Vater den eigenen Kindern, die, so nimmt der Laie an, dasselbe Blut wie die Eltern haben müssen, Blut spenden können. So kann ein Elternpaar: A + B Kinder mit folgenden Blutgruppen haben: A, B, AB, O, aber dann müssen beide Eltern heterozygot sein:

AO : BO
AO
BO
AB
OO

Gemäß der vierfach möglichen Kombination der elterlichen Gene sind die vier verschiedenen Erbbilder und damit in diesem Falle auch die vier verschiedenen Blutgruppen möglich. Nach dem Gesetz der freien Kombination der Gene, das natürlich auch für die Blutgruppenvererbung gilt, besteht die Möglichkeit, daß z. B. alle 5 oder 10 Kinder eines Elternpaares A:B die Blutgruppe O, also alle nicht die Blutgruppe der Eltern haben.

Sehr umfangreiche Familienuntersuchungen haben gezeigt, daß die auf Grund der „Dreigen-Theorie" angenommene Vererbungsweise der Blutgruppen tatsächlich allgemeine Regel ist, so daß heute die Blutgruppenbestimmung zum Zwecke der Vaterschaftsausschließung in Deutschland gerichtliche Anerkennung gefunden hat. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß man durch die Bestimmung der Blutgruppe niemals eine Vaterschaft bestimmen, sondern lediglich jemand als Vater eines Kindes ausschließen kann.

Die Blutgruppenbestimmungen zur Klärung strittiger Abstammung werden nicht nur in Alimentationsprozessen verwendet, sondern auch in Meineidsprozessen dann als Beweismittel herangezogen, wenn die Mutter im Unterhaltungsprozeß beschworen hat, während der gesetzlichen Empfängniszeit nur mit einem bestimmten Partner verkehrt zu haben, und die nachträgliche Blutgruppenuntersuchung ergeben hat, daß der angebliche Kindesvater nicht der natürliche Vater sein kann. Auch bei Kindesvertauschung zieht man die Blutgruppenbestimmung als Beweismittel heran. Während es früher den Gerichten wohl in erster Linie darauf ankam, für das Kind einen „gesetzlichen" Vater zu finden, der eben für den Unterhalt des Kindes sorgen sollte, müssen im Interesse der Familien- und Abstammungsforschung die Gerichte heute in erster Linie darauf bedacht sein, die wirkliche, blutsmäßige Abstammung zu klären. Dazu kann die Blutgruppenbestimmung ihren Teil beitragen.

Die Ausschließungsmöglichkeit einer Vaterschaft ergibt sich nach der oben wiedergegebenen Vererbungsweise. Es wurde oben schon dargelegt, daß ein AB-Elter kein O-Kind und ein O-Elter kein AB-Kind haben kann. Andere Ausschließungsmöglichkeiten bestehen, wenn sich die Untersuchung nur auf Mutter, Kind und angeblichen Vater erstreckt, nicht mehr. So ist bei einem Befund:

Mutter A Mann B
Kind O

der Mann als Vater nicht auszuschließen, denn man kann bei ihm das Erbbild BO annehmen, während bei der Mutter, da sie ein O-Kind hat, nur das Erbbild AO in Frage kommt. Die Erbbilder der drei Beteiligten sind dann:

Mutter AO Mann BO
Kind OO

Das Kind hat dann je ein O-Gen von beiden Eltern erhalten. Würde aber die Bestimmung der Blutgruppe bei den Eltern des Mannes ergeben, daß beide die Gruppe AB haben, dann müßte bei dem Manne ein Erbbild BB angenommen werden (weil ja seine Eltern kein O-Gen zu vergeben haben); dann kann









Aufn.: Erich Retzlaff.

Baltendeutsche Rückwanderer.
Bestes Blutserbe kehrte heim in's großdeutsche Reich.

er auch selbst seinem Nachkommen kein O-Gen vererben, also nicht der Vater eines O-Kindes sein. Es ist also in manchen Fällen möglich, durch Untersuchung von Angehörigen der beteiligten Personen die Ausschließungsmöglichkeit zu erhöhen.

Welch ungeahnte Ausschließung einer Vaterschaft die Untersuchung Angehöriger ergeben kann, sei an einem Beispiel erläutert: Nehmen wir an, eine deutsche Frau hat vor vielen Jahren einen Juden geheiratet; es entstehen drei Kinder; diese Kinder sind demnach Mischlinge I. Nun behauptet heute die Mutter, das 3. Kind stamme gar nicht von ihrem Ehemann, sondern stamme aus einem außerehelichen Verkehr mit einem Arier. Es wäre in diesem Fall die Feststellung der Unmöglichkeit der blutsmäßigen Vaterschaft des gesetzlichen Vaters unter Umständen auch dann noch möglich, wenn dieser nicht mehr am Leben wäre oder aus sonstigen Gründen nicht zu untersuchen wäre, nämlich bei folgendem Blutgruppenbefund[1]):

Mutter O (OO) (Jüdischer Ehemann AB)
1. Kind A (AO)
2. Kind B (BO)
3. Kind O (OO)

Wenn eine O-Mutter in einer Ehe Kinder mit der Blutgruppe A und B bekommt, dann muß der Ehemann die Blutgruppe AB haben; hat ein weiteres Kind die Blutgruppe O, dann kann es nicht ein Kind des Ehemannes sein, weil dieser nur ein A- und ein B-Gen besitzt, das Kind ist also unehelich. In dem angegebenen Falle bestände die Möglichkeit, den verstorbenen oder nicht erreichbaren Juden, der gesetzlich der Vater des 3. Kindes ist, als natürlichen Vater auszuschließen. Es ist damit natürlich nicht gesagt, daß nicht auch ein anderer Jude mit der Blutgruppe A, B oder O der Vater sein kann. Jedenfalls wäre aber die Behauptung der Frau, daß das 3. Kind nicht von ihrem Ehemann stammt, glaubhaft gemacht. Das Beispiel ist übrigens konstruiert und soll nur zeigen, daß auch in Fällen, wo man das nicht für möglich halten sollte, die Blutgruppenbestimmung zur Klärung strittiger Abstammung beitragen kann, insbesondere auch noch die Abstammung von einem Verstorbenen auszuschließen vermag.

Neben den Eigenschaften A und B besitzen die menschlichen Blkp. noch andere agglutinable Eigenschaften, nämlich die

„Blutfaktoren" M und N.

Jeder Mensch besitzt entweder nur eine dieser Eigenschaften oder beide zugleich. Die Blkp.-Eigenschaften M und N wurden 1927 in Amerika entdeckt; im Gegensatz zu den Eigenschaften A und B sind sie nicht durch Menschenseren nachweisbar. Man weist sie nach mit Kaninchenseren, die gegen M bzw. N gerichtete, die Blkp. mit diesen Eigenschaften verklumpende Stoffe (Agglutinine) enthalten. Diese Agglutinine kommen aber nicht natürlicherweise in den Kaninchenseren vor; man muß vielmehr den Kaninchen menschliche Blkp. mit der Eigenschaft M bzw. N einspritzen, worauf sich die gegen die M- bzw. N-Eigenschaft der Blkp. wirksamen Agglutinine in dem Kaninchenblut bilden. Die Herstellung derartiger „Anti-M- und Anti-N-Seren" ist sehr schwierig und bedarf besonderer serologischer Erfahrung.

Schon 1928 wurden aus Amerika Familienbefunde veröffentlicht, nach denen die Eigenschaften M und N offenbar vererblich sind. Eine bestimmte, schon damals angenommene Vererbungsweise hat sich auf Grund umfangreicher Familienbefunde bis heute als richtig erwiesen, so daß neben dem A-B-O-System auch das M-N-System in Deutschland seine gerichtliche Anerkennung gefunden hat.

Nach der 1928 aufgestellten Theorie beruht das Vorhandensein der Eigenschaften M und N auf zwei allelen Genen: M und N. Jeder Mensch besitzt in einem Chromosomenpaar ein Genpaar. Die Gene sind entweder gleich: MM oder NN, oder sie sind verschieden: MN. Damit haben wir die drei möglichen Erbbilder: MM, NN, MN. Es entsprechen ihnen auch drei Erscheinungsbilder: M, N, MN. Der Mensch mit der Blkp.-Eigenschaft M ist also homozygot MM, d. h. er kann seinen Nachkommen nur M-Gene vererben, ähnlich ist es beim N-Menschen; der MN-Mensch ist dagegen heterozygot, er kann seinen Nachkommen M- und N-Gene vererben. Das Bestehen des Phänotypus MN beweist, daß die Gene sich nicht gegenseitig überdecken.

Da die Vererbung der Blutfaktoren unabhängig von der Vererbung der Blutgruppen vor sich geht, ist durch die Bestimmung der Faktoren von M und N eine weitere Möglichkeit der Vaterschaftsausschließung gegeben. Ein Beispiel möge das erläutern:

Kindsmutter A (AO) Mann A (AO)
Kind O (OO)

Der Mann ist als Vater nicht auszuschließen, da er das Erbbild AO haben kann. Würde nun die Bestimmung der Faktoren folgendes ergeben:

Kindsmutter AM (MM) Mann AN (NN)
Kind OM (MM),

dann wäre der Mann als Vater auszuschließen, denn als N-Mensch hat er nur N-Gene, während das homozygote M-Kind nur einen Vater haben kann, der ein M-Gen zu vergeben hat, also M-Mensch oder MN-Mensch ist. Ebenso wäre natürlich ein M-Mann als Vater eines N-Kindes auszuschließen, während ein MN-Mann auf Grund des MN-Systems allein nie als Vater auszuschließen ist, denn er kann M-, N- und MN-Kinder haben.

Da gegen M und N gerichtete, verklumpende Stoffe im Menschenserum nicht vorkommen, ist der Besitz von M und N für die Blutübertragung bedeutungslos.

Gleichzeitig mit den Eigenschaften M und N wurde 1927 ebenfalls in Amerika eine P genannte Bluteigenschaft entdeckt. Nach einigen damals in Amerika durchgeführten Familienuntersuchungen ist auch der Faktor P erblich; eine bestimmte Vererbungsweise wurde damals nicht angenommen,

[1]) Die anzunehmenden Erbbilder sind bei den folgenden Beispielen eingeklammert.

so daß bis heute der Faktor P keine Bedeutung für die Klärung strittiger Abstammung erlangt hat. Die nächsten und bisher einzigen Erblichkeitsuntersuchungen habe ich vor kurzem selbst im Kölner Hygienischen Institut an 300 Zwillingspaaren und 112 Familien mit 434 Kindern durchgeführt[2]).

Meine Untersuchungsergebnisse sind mit der Annahme vereinbar, daß die Eigenschaft P auf einem einfach mendelnden Genpaar Pp beruht, wobei P das dominante Gen für das Vorhandensein und p das rezessive Gen für das Fehlen von P darstellt. Demnach gibt es drei Erbbilder, PP, Pp (Vorhandensein von P) und pp (Fehlen von P). Wenn diese angenommene Vererbungsweise durch Untersuchung sehr zahlreicher Familien sich als gesetzmäßig erweist, dann wäre bei Unmöglichkeit der Ausschließung durch die Blutgruppen- und die MN-Bestimmung ein Mann als Vater eines Kindes dann auszuschließen, wenn bei ihm und der Mutter P fehlte, es bei dem Kind aber vorhanden wäre; also bei folgenden Erbbildern:

Mutter pp, Kind Pp, Mann pp.

Seit 1911 ist bekannt, daß innerhalb der Blutgruppe A zwei „Untergruppen" bestehen, die man heute als A_1 und A_2 bezeichnet. Damit bestehen nun 6 verschiedene Blutgruppen, nämlich:

A_1 A_2 B O A_1B A_2B

Auf Grund von Familienuntersuchungen über die Vererbung der Eigenschaften A_1 und A_2 haben dänische Forscher 1930 die Hypothese aufgestellt, daß diesen Eigenschaften 2 besondere allele Gene entsprechen, von denen A_1 dominant über A_2 und beide dominant über O seien.

Die Familienuntersuchungen über die Vererbung von A_1 und A_2 sind bisher noch so spärlich (wegen der Schwierigkeit der Bestimmung der Untergruppen), daß die auf Grund der „Vier-Gen-Theorie" angenommene Vererbungsweise noch nicht als Regel anerkannt werden kann. Gutachtlich wird man deshalb nur von der Unwahrscheinlichkeit einer Vaterschaft reden können, wenn eine Ausschließung nach dem A_1A_2-System an sich möglich wäre.

In den letzten Jahren wurden außer den Eigenschaften A_1, A_2, B, O, M, N, N_2 noch andere erbliche Eigenschaften der menschlichen Blkp. beschrieben, die man mit den Buchstaben H, G, Q, E-groß, E-klein, X bezeichnet hat.

Nachdem bisher die Vererbung der erblichen Bluteigenschaften und damit ihre Bedeutung für die Klärung strittiger Abstammung eingehend behandelt wurde, sei noch die Bedeutung der Blutgruppen für einige andere Wissenschaftsgebiete kurz dargelegt. Zunächst sei die Zwillingsforschung erwähnt. Haben wir bei einem Zwillingspaar die Frage zu klären, ob die Zwillinge eineiig oder zweieiig sind, und es finden sich bei beiden verschiedene Blutgruppen oder Faktoren, dann ist die Eineiigkeit mit Sicherheit auszuschließen. Unwahrscheinlich ist sie bei verschiedenem Untergruppenbefund. Anderseits beweist jedoch der gleiche Blutgruppen-, Untergruppen- und Faktorenbefund noch nicht, daß Mehrlinge eineiig sind.

Bei Blutgruppenuntersuchungen an Soldaten der Saloniki-Armee während des Weltkrieges erkannte man zuerst, daß die verschiedenen Blutgruppen bei verschiedenen Völkern in wechselnder Häufigkeit anzutreffen seien. Diese ungleich häufige Verteilung der Blutgruppen rief in der Folgezeit das Interesse der Anthropologen und Rassenforscher wach. Bald gelangte man zu der auffallenden Feststellung, daß die Häufigkeit der Gruppe A von Westen nach Osten und Süden abnimmt, die der Eigenschaft B dagegen zunimmt. Schon innerhalb Deutschlands läßt sich ein Unterschied in etwa derselben Richtung erkennen. Ganz offensichtlich ist aber die verschiedene Verteilung, wenn man die Blutgruppenbefunde in Deutschland mit den Ergebnissen in Indien oder Japan vergleicht.

Im Rheinland besteht etwa folgendes Verteilungsverhältnis:

A = 44%, B = 8%, AB = 3%, O = 45%,

bei Tataren in der Krim fand man folgende Werte:

A = 43%, B = 26%, AB = 10%, O = 18%,

während in Indien etwa folgendes Verhältnis besteht:

A = 20%, B = 42%, AB = 20%, O = 18%.

Die hohen Prozentzahlen des A-Blutes findet man abgesehen von dem Norden und Nordwesten des europäisch-asiatischen Kontinents auch in Australien und in der Nähe der Südsee, während das B-Blut nicht nur im Osten dieses Kontinents, sondern merkwürdigerweise auch an der Südspitze Südamerikas gehäuft vorkommt. Sehr auffallend ist die Tatsache, daß bei den reinrassigen Indianern und Eskimos in Amerika fast ausschließlich O-Blut vorkommt.

Was die Entstehung der verschiedenen Blutgruppen im Verlauf der Menschheitsgeschichte betrifft, so herrscht heute wohl allgemein die Annahme, daß das O-Blut das älteste ist; aus ihm sei durch Mutation in zwei getrennten Erdgebieten, und zwar im Norden Europas die A-Eigenschaft, in Ostasien die B-Eigenschaft entstanden. Die Blutgruppe AB sei das Produkt der Vermischung zwischen den beiden neuentstandenen Blutrassen. In diesem Zusammenhang ist die Feststellung interessant, daß die höheren Prozentsätze an AB-Blut anscheinend mit den alten großen Wanderstraßen der Menschheit zwischen Ost und West zusammenfallen. Durch Auslesevorgänge unbekannter Natur sei es dann zu der fast ausschließlichen Entwicklung der A-Eigenschaft im Norden und der B-Eigenschaft im Osten gekommen. Wenn die Annahme der mutativen Entwicklung des A- und B-Blutes aus der ursprünglich allein vorherrschenden Blutrasse O richtig ist, dann scheint die Besiedelung Amerikas (dessen Ureinwohner, soweit sie sich noch nicht mit fremdrassigen Einwanderern vermischt haben, reinrassig O sind) zu einer Zeit erfolgt zu sein, als das A- und B-Blut noch nicht entstanden war. Als sich die Blutdifferenzierung

[2]) Die Ergebnisse erscheinen demnächst in der Zeitschrift für Immunitätsforschung.

in der Alten Welt vollzog, war Amerika bereits von derselben getrennt und erst später kamen die Träger der anderen Blutgruppen in die Neue Welt. Die Häufigkeit, mit der sich heute bei den einstmals auch in bezug auf die Blutgruppe reinrassigen Ureinwohnern Amerikas, den Indianern, auch das A- oder B-Blut findet, läuft parallel mit dem Grade der rassischen Vermischung mit Einwanderern mit A- oder B-Blut. Dieser Nachweis einer Vermischung verschiedener Rassen oder Völker mit Hilfe der Blutgruppen läßt sich aber nicht nur dann erbringen, wenn die beiden Völker oder eines davon in bezug auf die Blutgruppe reinrassig ist, sondern auch dann, wenn bei Gemischtrassigkeit der Anteil der einzelnen Blutgruppengene bei beiden Völkern verschieden ist. So ergaben Blutgruppenuntersuchungen bei deutschen Siedlern in Bessarabien oder an der Wolga eine gleiche Verteilung der Blutgruppen, wie sie in dem Heimatgebiet besteht, aus dem die Siedler vor mehreren hundert Jahren auswanderten. Das Ergebnis der Blutgruppenuntersuchung zeigt somit, daß die Siedler sich mit dem erbbiologisch andersartigen Wirtsvolk, bei dem eine ganz andere Blutgruppenverteilung herrscht, nicht vermischt haben, was ja auch aus dem Ergebnis anthropologischer Untersuchungen hervorgeht.

Stehen wir in der Frage Blutgruppen und Völkerkunde erst im Anfang von Erkenntnissen, was schon dadurch bedingt ist, daß man bei dieser Frage bisher im wesentlichen nur die Ergebnisse der Untersuchung auf die 4 klassischen Blutgruppen, A, B, AB, O, verwerten kann, so gilt dies aus dem gleichen Grunde auch für die Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen Blutgruppen und den anthropologischen Rassen. Die Einbeziehung der Blutgruppen, aber auch der Faktoren und der übrigen erblichen Blkp.-Eigenschaften in die Rassenforschung erscheint deshalb besonders angebracht, weil es sich bei den erblichen Bluteigenschaften um peristatisch unbeeinflußbare Merkmale handelt. Untersuchungen über Beziehungen zwischen körperlichen und geistigen Rassenmerkmalen und Blutgruppen sind bisher nur in geringer Zahl und vielleicht deshalb mit wenig Erfolg angestellt worden. Dabei hat man sich unter Vernachlässigung der übrigen erblichen Blutgemeinschaften im wesentlichen nur auf das ABO-System beschränkt. Die Blutgruppenforschung hat also auf diesem Gebiete noch eine große Aufgabe zu lösen. Die von Laien häufig gestellte Frage, ob die Rassenzugehörigkeit eines Menschen durch die Blutgruppe erkannt werden könne, und ob insbesondere der Jude durch die Blutgruppe von dem arischen Menschen abzugrenzen sei, ist natürlich zu verneinen. Selbst wenn die Beziehungen zwischen Blutgruppen und Rassen auch unter Berücksichtigung der erblichen Eigenschaften A_1, A_2, M, N, P usw. an einem größeren Untersuchungsmaterial, wie bisher, schon erforscht wären, ließe sich diese Frage wohl auch nicht mit Ja beantworten. So wie ein einzelnes körperliches oder geistiges Merkmal die Zugehörigkeit zu einer bestimmten anthropologischen Rasse nicht beweisen kann, so wenig ist dazu auch die Feststellung erblicher Blkp.-Eigenschaften in der Lage.

Von großer rassenhygienischer Bedeutung ist die Frage nach den Beziehungen zwischen den erblichen Bluteigenschaften und den Anlagen zu Erbkrankheiten, zu Verbrechertum und zur Disposition zu bestimmten Infektionen, wie Tuberkulose, Syphilis und dergl. In früheren Untersuchungen glaubte man festgestellt zu haben, daß unter den Insassen von Irrenhäusern und Gefängnissen die Blutgruppe B stärker vertreten sei als im Durchschnitt der Bevölkerung. Außerdem glaubte man beobachtet zu haben, daß bei den Angehörigen der Blutgruppe B die Syphilis weniger leicht zu Selbstheilung neige, bzw. daß bei ihnen die Syphilis schlechter auf eine spezifische Heilbehandlung anspreche. Diese Feststellungen konnten jedoch einer ernsten Kritik nicht standhalten. Immerhin wäre die Erforschung von Beziehungen dieser Art, wobei auch die neuerdings gefundenen erblichen Blkp.-Eigenschaften A_1, A_2, M, N, P usw. einzubeziehen wären, von ganz erheblicher Bedeutung. In diesem Sinne ist die Blutgruppenforschung vor rassenhygienische Probleme gestellt, als deren höchstes, wenn auch zunächst noch unerreichbar scheinendes Ziel wir die Möglichkeit der künstlichen Auslese immuner Rassen erblicken dürfen.

Von Bedeutung ist die Blutgruppenforschung auch für die Abstammungslehre.

Schon bald nach Entdeckung der menschlichen Blutgruppen (1901) haben sich die Forscher mit der Frage befaßt, ob auch bei den einzelnen Tierarten eine ähnliche Blutgruppenbildung vorliege wie beim Menschen. Zwei verschiedene Fragestellungen sind dabei zu berücksichtigen:

1. Besitzen die Blkp. einer Tierart agglutinable Eigenschaften, so wie die Menschen-Blkp. die Eigenschaften A und B, und sind in den Seren der gleichen Tierart Agglutinine enthalten, so daß dadurch eine Gruppenbildung bedingt ist?

2. Sind die bei den Tieren gefundenen Blutgruppeneigenschaften der Blkp. und des Serums identisch oder ähnlich mit den menschlichen Blutgruppeneigenschaften oder nicht?

Zu 1. Die bisherigen Forschungen haben ergeben, daß eine natürliche Gruppenbildung außer beim Menschen nur bei einigen höheren Säugetierarten besteht. Bei niederen Säugetieren (Kaninchen, Ratte, Maus, Schwein usw.) sowie bei den tiefer im System stehenden Tierarten, z. B. Fischen, Vögeln, hat man eine natürliche Gruppenbildung noch nicht nachweisen können. Allerdings sind bisher noch wenige dieser Arten untersucht. Die bei einigen höheren Säugetierarten gefundene Gruppenbildung ist aber nur unregelmäßig, d. h. die gemäß den Blkp.-Eigenschaften „gestatteten" Agglutinine kommen im Serum nicht regelmäßig vor, wie das z. B. beim Menschen der Fall ist. Nehmen wir als Beispiel hierfür die Verhältnisse beim Pferd. Es gibt bei den Pferden 6 agglutinable Eigenschaften der Blkp. Besitzt ein Pferd nun die Eigenschaften I, II und III an den Blkp., dann müßten bei regelmäßiger Blutgruppenbildung im Serum dieses Tieres

die gegen IV, V und VI gerichteten Agglutinine vorhanden sein; das ist aber nicht immer der Fall: Die „gestatteten" Agglutinine sind nicht regelmäßig vorhanden, die Blutgruppenbildung ist also unregelmäßig. Eine Ausnahme bilden jedoch die *anthropoiden Affen, Schimpanse, Orang-Utan und Gorilla*; bei ihnen besteht nach unsern bisherigen Kenntnissen eine *regelmäßige Blutgruppenbildung wie beim Menschen*. Wie beim Menschen ist diese Gruppenbildung bedingt durch 2 agglutinable Eigenschaften der Blkp. und durch 2 Serumagglutinine. Diese Agglutinine sind, wenn sie gemäß dem Fehlen der entsprechenden Blkp.-Eigenschaft im Serum eines Tieres gestattet sind, regelmäßig vorhanden. Die Blkp.- und Serumeigenschaften der anthropoiden Affen kann man ohne weiteres wie beim Menschen mit A und B bzw. mit α und β bezeichnen, denn sie sind *mit den menschlichen Blkp.- und Serumeigenschaften vollkommen identisch* bzw. bisher von ihnen noch nicht unterscheidbar. Ein Schimpanse also, der zur Gruppe A gehört, hat an seinen Blkp. die Eigenschaft A, die von dem menschlichen A nicht unterscheidbar ist, und in seinem Serum ist β-Agglutinin, das ebenfalls von dem β-Agglutinin in einem menschlichen A-Serum nicht zu unterscheiden ist. Ähnlich ist im Serum von Schimpansen der Gruppe O α und β vorhanden usw.



Aufn.: Otto Kolar.

Steyrischer Bauer an der „Hoanzl"bank.

Neben diesen gemeinsamen Gruppeneigenschaften der Blkp. besitzen jedoch die Menschen wie auch die Anthropoiden besondere, für die Art charakteristische Blkp.-Eigenschaften, so daß man doch nicht sagen kann, daß das Blut von Mensch und Anthropoide schlechthin identisch ist.

Bezüglich der *natürlichen Blutgruppenbildung bei Tieren* kann man also sagen, daß eine solche *anscheinend um so vollkommener oder regelmäßiger ist, je höher die Tiere im System stehen*. Bei den auf der höchsten Stufe stehenden Tieren, den Menschenaffen, besteht dieselbe Gruppenbildung wie beim Menschen, gehen wir im System abwärts, wird die Gruppenbildung unregelmäßig, während schon bei niederen Säugetieren eine Gruppenbildung nicht mehr vorhanden ist.

Zu 2. Die menschlichen Blutgruppeneigenschaften A und B bestehen nach unseren heutigen Kenntnissen mosaikartig aus Einzelbestandteilen. Diese Einzelbestandteile oder Teilstücke des A und B können auch bei Tieren (an den Blkp. und auch in Organen) vorkommen. So besteht z. B. das menschliche B aus bisher 3 bekannten Teilstücken: B_1, B_2, B_3 genannt (es handelt sich hier wohlgemerkt nicht um etwas dem A_1 und A_2 Analoges, bei diesen handelt es sich um zwei *verschiedene A-Eigenschaften*, wobei der eine A-Mensch die Eigenschaft A_1, der andere die Eigenschaft A_2 besitzt, während die *Teilstücke* B_1, B_2, B_3 *jeder Mensch mit B-Eigenschaft* besitzt). Das Teilstück B_3 fand sich bisher bei Neuweltaffen, Meerschweinchen, Kaninchen, Elefant, Orang-Utan usw., das Teilstück B_2 von den genannten Tieren nur beim Kaninchen und Orang, während das Teilstück B_1 bisher bei keiner untersuchten Tierart sich fand, ausgenommen bei anthropoiden Affen mit B-Eigenschaft. In ähnlicher Weise ließ sich von der A-Eigenschaft nachweisen, daß alle einzelnen, beim Menschen vorhandenen A-Teilstücke nur bei Anthropoiden mit A-Eigenschaft, einzelne Teilstücke nur dagegen auch bei anderen Tieren vorkommen. *Das A und B der anthropoiden Affen ist also mit dem*

menschlichen A und B identisch, während das bei den anderen Tieren gefundene A und B dem menschlichen A und B nur ähnlich ist.

Recht interessant sind die bisherigen Blutgruppenergebnisse bei Menschenaffen. Insgesamt untersucht sind übrigens bis heute nur 122, davon 96 Schimpansen, 22 Orang-Utans und 4 Gorillas. 83 der 96 Schimpansen zeigten die Blutgruppe A, die übrigen O; auffallend ist also, daß die B-Eigenschaft bisher noch nicht nachgewiesen ist. Bei den Orangs dagegen überwiegt die B-Eigenschaft: Von den 22 bisher untersuchten hatten 18 die Blutgruppe A, 10 B, 4 AB und keiner O. Auffallend ist, daß auch bei den Menschen, die in der Heimat der Orang-Utans, also auf den großen Sundainseln, leben, die B-Eigenschaft vorherrscht. Die 4 bisher untersuchten Gorillas zeigten sämtlich die Blutgruppe A.

Bei manchen der bisher untersuchten Menschenaffen hat man auch den Nachweis der Faktoren M und N versucht. Soweit sich aus den bisher spärlichen Untersuchungen schließen läßt, kommen Teilstücke des ebenfalls mosaikartig aus einzelnen Teilen zusammengesetzten menschlichen M und N auch bei Affen vor. Das M und N der Affen ist dabei anscheinend um so „menschenähnlicher", je höher die Affen im System stehen; aber auch das Anthropoiden-M und -N ist nicht mit dem menschlichen M und N vollkommen identisch.

Aus den Blutgruppen- wie auch aus den Faktorenbefunden könnte man demnach folgende Schlüsse ziehen: Die Menschenaffen haben sich von der mit dem Menschen gemeinsamen Stammform abgezweigt, als bei dieser die Blutgruppendifferenzierung schon vollzogen war. Die Entstehung der Faktoren M und N beim Menschen fällt dagegen in einen späteren Zeitraum; zur Zeit der Abspaltung der Menschenaffen von der gemeinsamen Stammform war bei dieser die M-N-Differenzierung noch nicht vollzogen.

Anschr. d. Verf.: Köln, Hygienisches Institut d. Universität.

Berthold Pfaul:

Rassenkundliches über eine Asozialen-Gruppe

Mit 1 Abbildung

Über die erbliche Bedingtheit der Gemeinschaftsunfähigkeit kann in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle kein Zweifel herrschen, wie ja auch andererseits schon längst nachgewiesen wurde, daß hervorragende Tüchtigkeit in entsprechenden Erbanlagen ihre Voraussetzung hat. Nachdem weiterhin erkannt wurde, daß in positiven Auslesegruppen die körperlichen Merkmale der Nordischen Rasse häufiger zu finden sind, als im Durchschnitt der Bevölkerung, aus der jene sich durch ihre geistig-seelischen Vorzüge hervorgehoben haben, ergibt sich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Rasse und sozialer Gegenauslese. Zur Beantwortung dieser Frage möge die Untersuchung einer Gruppe Asozialer, der Insassen des Arbeitshauses Dresden-Leuben, die Verf. gemeinsam mit Gauamtsleiter Dr. Knorr untersuchte, einige Hinweise geben.

Zum Vergleich sind die „SA.-Männer von Leip-

Tabelle 1

	SA. Leipzig			Asoziale Dresden			d =	$\frac{d \cdot 100}{\sigma_2}$	
	M_1	m_1	σ_1	M_2	m_2	σ_2	$M_1 - M_2$		$d : m_d$
Körperhöhe	171,4			165,6	0,71	7,37	+ 5,8	+ 78,7	7,0
Kopflänge	186,6			184,1	0,67	7,01	+ 2,5	+ 35,7	3,2
Kopfbreite	157,3			157,1	0,58	6,08	+ 0,2	+ 3,3	0,3
Jochbogenbreite	140,7			140,0	0,55	5,69	+ 0,7	+ 12,3	1,1
Gesichtshöhe	123,0			120,4	0,66	6,90	+ 2,6	+ 37,7	3,4
Nasenhöhe	54,4			55,8	0,36	3,72	— 1,4	— 37,7	3,3
Nasenbreite	34,0			35,7	0,29	2,97	— 1,7	— 57,3	5,0
Längenbreitenindex	84,3			85,4	0,32	3,29	— 1,1	— 33,5	3,0
Gesichtsindex	87,7			86,1	0,54	5,59	+ 1,6	+ 28,6	2,5
Nasenindex	63,8			64,3	0,64	6,68	— 0,5	— 7,5	0,7
Augenfarbe in %									
hell	38,6	2,81	48,6	35,8	4,60	47,9	+ 2,8	+ 5,8	0,5
dunkel	21,8	2,39	41,3	34,0	4,34	47,3	— 12,2	— 25,8	2,5
Haarfarbe in %									
hellblond	23,6	2,50	42,4	8,3	2,65	27,6	+ 15,3	+ 55,4	4,2
braunschwarz	11,4	1,84	31,7	45,0	4,79	49,8	— 33,6	— 67,5	6,6

M = Mittelwert. m = mittlerer Fehler. σ = Streuung. Augenfarben-Einteilung: hell = Nr. 13—16 der Martinschen Tafel (SA.) und Nr. 1a—2b der Tafel nach Martin-Schultz (Asoziale), dunkel = Nr. 1—6 nach Martin und Nr. 8—16 nach Martin-Schultz. Haarfarben-Einteilung: hellblond = A—L, braunschwarz = U—Y der Fischer-Sallerschen Tafel.

zig"[1]), also eine unter den Auslesebedingungen der Zeit vor der Machtübernahme entstandene positiv-kämpferische Auslese gegenübergestellt. Zwei Bedenken könnten gegen die Berechtigung eines Vergleiches der beiden gegensätzlichen Gruppen erhoben werden, erstens der unterschiedliche Altersaufbau und zweitens die verschiedene Herkunft. Die SA.-Männer sind jünger, Durchschnittsalter etwa 25 Jahre gegenüber den Asozialen mit einem Durchschnittsalter von 45 Jahren. Die Altersklasse der 31—55jährigen SA.-Männer unterscheidet sich jedoch in ihren Mittelwerten kaum von der Gesamtgruppe (17—55 Jahre), sodaß wir der größeren statistischen Sicherheit wegen besser diese zu unserem Vergleich heranziehen. 49% der 300 SA.-Männer stammen aus Leipzig, die übrigen aus den angrenzenden Gegenden. Von den

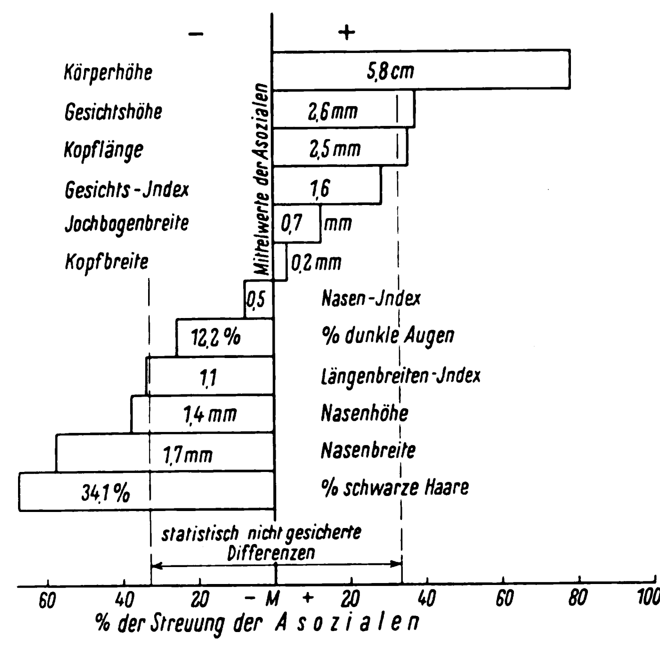


Abb. 1.

109 Asozialen sind 64% in Dresden, 22% im übrigen Reichsgebiet geboren. Dieser Unterschied der Herkunft ist also bei dem Vergleich zu bedenken.

Die Gruppenunterschiede zwischen SA. und Asozialen sind aus Tabelle I und Abbildung I ersichtlich.

Einen rohen Überblick gibt ein Vergleich der Mittelwerte M_1 und M_2, deren Differenzen $d = M_1—M_2$ auch in der Tabelle aufgeführt sind. Das Gewicht der einzelnen Differenzen ist jedoch zu messen an ihrem Verhältnis zur Streuung des betr. Merkmals. Als Maß gilt also der Wert $d : \sigma_2$ in %. Die Mollisonsche Typendifferenz konnte nicht berechnet werden, weil in der Arbeit von Sachse die Streuungen nicht angegeben sind. Die Streuung der meisten meßbaren Merkmale wird bei der SA., nach der durchschnittlichen Abweichung der einzelnen Altersklassen zu urteilen, geringer sein als bei den Asozialen. Um zu erkennen, ob eine Differenz zwischen zwei Gruppen statistisch gesichert ist, berechnet man das Verhältnis der Differenz zum mittleren Fehler der Differenz, $d : m_d$. Gesichert ist eine Differenz, wenn sie mehr als das 3-fache des mittleren Fehlers beträgt, wenn also $d : m_d$ größer als 3 ist. Zur Berechnung von $m_d = \sqrt{m_1^2 + m_2^2}$ wurde $m_1 = 0{,}6 \cdot m_2$ angenommen, entsprechend dem Verhältnis $\sqrt{n_2} : \sqrt{n_1} = \sqrt{109} : \sqrt{300} = 0{,}6$. Demnach sind alle die Differenzen statistisch gesichert, die mehr als 33% der Streuung betragen; $d : \sigma_2$ größer als 33%.

Die größten Unterschiede bestehen in der Körperhöhe und der Haarfarbe, denjenigen Merkmalen also, die zu den augenfälligsten Rassenkennzeichen gehören. Hoher Wuchs (171,4 cm) und helle Haare (43,0% Blonde, A—O, und nur 10,9% Schwarzhaarige) bei der SA., kleiner Wuchs (165,6 cm) und dunkle Haare (45,0% Schwarzhaarige und nur 20,0% Blonde) bei den Asozialen. Noch schärfer erscheint der Gegensatz, wenn wir die Merkmalsverbindung Körperhöhe + Haarfarbe betrachten. Klein (x—163) und schwarzhaarig (U—Y) sind nur 2% der SA.-Männer, jedoch 15% der Asozialen, großwüchsig (170—x) und hellblond (A—L) 20% der SA. und nur 7% der Asozialen. Unter den Merkmalen des Kopfes sind es vor allem die absoluten Maße, in denen sich die beiden Gruppen unterscheiden: Breitere und höhere Nasen, geringere Gesichtshöhe, geringere Kopflänge kennzeichnen die Asozialen gegenüber den SA.-Männern. Statistisch gesichert ist auch noch die rundere Kopfform der Asozialen, nahezu gesichert ihre breitere Gesichtsform und der größere Anteil dunkler Augen.

Die an sich schon statistisch gesicherten Unterschiede werden noch bestätigt durch einen Vergleich der Leipziger SA. mit einer unter gleichen Bedingungen ausgelesenen Gruppe, der Leipziger SS[2]), einerseits und durch Vergleich der Leubener Asozialen-Männer mit den in der gleichen Anstalt untergebrachten Frauen andererseits.

Die SS-Männer sind mit einer Körperhöhe von 171,8 cm noch um 0,6 cm größer als die SA.-Männer der gleichen Altersstufe (über 21 Jahre). Sowohl der Anteil der Blonden (47,9%) als auch der Anteil der Schwarzhaarigen (20,2%) ist bei der Leipziger SS größer als bei der SA. (43,0% und 10,9%). Die SS weicht also mit ihrer Körperhöhe und ihrer Haarfarbe in gleicher Richtung und in ungefähr gleichem Grade wie die SA. von den Asozialen ab.

Wie im allgemeinen die weibliche Bevölkerung in helldunkel gemischten Gebieten dunkelhaariger ist als die männliche, so ist auch in der Leubener Anstalt der Anteil der Schwarzhaarigen bei den Frauen noch größer (52%) als bei den Männern (45%). Hellblond ist überhaupt keine, dunkelblond (M—O) nur eine unter 31 (3%); die übrigen 45% sind braunhaarig (P—T). Mit einer durchschnittlichen Körperhöhe von 155,8 cm sind die Frauen im Vergleich zu den ihnen „ebenbürtigen" Männern ein wenig größer, nämlich 1 cm größer, als sich nach Abzug der allgemeinen Geschlechtsdifferenz ergeben würde.

Eine weitere Bestätigung erfahren diese Ergebnisse durch die Untersuchung einer engeren Auswahl der Leubener Männer, und zwar einer Auswahl der besonders Minderwertigen unter den Asozialen. Der

[1]) P. Sachse, SA.-Männer von Leipzig. Phil. Diss. Leipzig 1934.

[2]) A. Eydt, Der Körperbau der Wehrsportler. Phil. Diss. Leipzig 1933.

Maßstab ist hierbei der Untersuchungsgruppe angepaßt worden. „An sich“, so sagte der Direktor der Anstalt, „sind sie alle charakterlich minderwertig, d. h., wenn man einen allgemeingültigen Maßstab anlegt“. Aber innerhalb der Asozialen gibt es doch noch größere Unterschiede:

1. Charakterschwache; dies sind zumeist auch die leicht Schwachsinnigen, ferner Trinker, Arbeitsscheue.
2. Charakterlich besonders Minderwertige; intellektuell gerissene, charakterlich gemeine, hinterlistige Verbrechernaturen.

Für die Beurteilung war nicht maßgebend die sogenannte „Führung“ in der Anstalt, da oft die gerissensten Strolche sich aus kluger Berechnung am besten „führen“. Viele der besonders Minderwertigen zeichnen sich auch durch handwerkliche Geschicklichkeit aus. Was den Asozialen zum Asozialen stempelt, ist eben — wie auch Knorr ausgeführt hat[3]) — nicht irgend ein bestimmtes Einzelmerkmal, wie Mangel an Intelligenz oder handwerklicher Geschicklichkeit, sondern das Versagen in ihrer gesamten Lebensführung, das in erster Linie auf charakterliche Mängel zurückgeht.

Die mittlere Körperhöhe der 25 besonders Minderwertigen beträgt 166,1 cm. Sie sind also um 0,5 cm größer als der Durchschnitt aller Leubener Asozialen und werden mit dieser Körperhöhe kaum unter dem sächsischen Durchschnitt stehen. In der Haarfarbe jedoch ist ihr Abstand von der SA. und von dem angenommenen sächsischen Durchschnitt noch größer als derjenige der Gesamtheit der Leubener Asozialen. (Die Haarfarbe konnte allerdings nur bei 19 Individuen festgestellt werden.) Sie zeigen fast die gleiche Verteilung der Farbstufen wie die Leubener Frauen. Hellblond (A—L) ist keiner, dunkelblond (M—O) einer (5%), braunhaarig (P—T) sind 8 (42%) und schwarzhaarig (U—Y) sind 10 (53%).

Vergleichbar mit dem sächsischen Durchschnitt mögen die Sudetendeutschen vom Altvatergebiet[4]) und die Bevölkerung von Friedersdorf in Schlesien[5]) sein. Die Friedersdorfer Männer sind 166,4 cm, die Sudetendeutschen 166,8 cm groß, die Anteile der Schwarzhaarigen (U—Y) betragen 21,8% und 18,7%, die Anteile der Hellblonden (A—L) 18,8% und 12,1%. Auch gegenüber diesen Gruppen ist der Körperwuchs der Asozialen niedriger, besonders aber die Haarfarbe dunkler.

Weicht irgendeine Auslesegruppe mit ihren Merkmalsmittelwerten in der gleichen Richtung wie eine bestimmte Rasse vom Bevölkerungsdurchschnitt ab, so ist in ihr der Anteil der betr. Rasse stärker als im Durchschnitt der Bevölkerung. Dieser Fall trifft auf die SA., ᛋᛋ, Studentengruppen und andere zu; sie haben eine größere Körperhöhe und hellere Haar- und Augenfarben als der Durchschnitt der Bevölkerung und erweisen sich damit als Nordische Auslesegruppen. (In den meßbaren Merkmalen des Kopfes sind die Unterschiede oft weniger scharf ausgeprägt.) Eine Auslese in Richtung der Ostischen Rasse müßte also kleiner und dunkler, in Richtung der Dinarischen Rasse größer und dunkler als der Durchschnitt sein. Die Leubener Asozialen sind in beträchtlichem Maße dunkler nicht nur als die SA. und ᛋᛋ, sondern sehr wahrscheinlich auch als der sächsische oder der Dresdner Bevölkerungsdurchschnitt. In der Körperhöhe und in den übrigen rassischen Merkmalen unterscheiden sie sich aber nur wenig oder überhaupt nicht vom Durchschnitt. Sie sind also rassisch durchaus vom Durchschnitt verschieden, stellen aber nicht die Auslese einer bestimmten Rasse dar. Für die Deutung dieses Befundes bleiben folgende Möglichkeiten:

1. Die Asozialen unterscheiden sich vom Bevölkerungsdurchschnitt nicht durch den stärkeren Anteil einer bestimmten Rasse, sondern nur durch den geringeren Anteil der Nordischen Rasse.
2. Unter den Asozialen befindet sich eine größere Anzahl von Mischlingen mit gegensätzlichen Rasseneinschlägen als im Bevölkerungsdurchschnitt.

Wahrscheinlich trifft in Wirklichkeit beides zusammen; der an sich schon geringere Anteil Nordischen Blutes ist vermischt mit anderen Einschlägen. Dafür spricht vor allem, mehr als die Maßzahlen dies vermögen, der allgemeine Eindruck. Nach dem Gesamteindruck der körperlichen Erscheinung können von den 109 Asozialen nur 2 als vorwiegend Nordisch, ohne merkliche andere Einschläge, bezeichnet werden. Bei den übrigen gerät man oft in Verlegenheit, wenn man sie rassisch einzuordnen versucht. Mit dem gleichen Recht, mit dem man von charakterlosen Menschen spricht, könnte man sie als rasselos bezeichnen, in dem Sinne, daß sie nicht Träger positiver Eigenschaften und Merkmale irgendeiner bestimmten Rasse sind, sondern nur verneinende und zersetzende, zwiespältige und unharmonische Naturen.

Der vom Seelischen her gewonnenen Einteilung der Asozialen in zwei Gruppen entspricht auch der Gesamteindruck der körperlichen Erscheinung. Die Gruppe der Charakterschwachen möchte man nach ihrer körperlichen Erscheinung als „mickrig“ bezeichnen, während auf die Gruppe der charakterlich besonders Minderwertigen wohl am besten der Ausdruck „finster“ zutrifft. Als eine Bestätigung dafür, daß auch beim Mischling zumeist eine Übereinstimmung zwischen Leib und Seele besteht, sehe ich es an, daß diejenigen unter den Asozialen, die ich mir bei der rassenkundlichen Untersuchung als „finster“ oder „Kommunetyp“ vorgemerkt hatte, später unabhängig von meiner Beobachtung vom Anstaltsdirektor fast ausnahmslos als charakterlich besonders minderwertig benannt wurden.

Es ist selbstverständlich, daß Maßnahmen zur Verhinderung oder Verminderung der Nachkommenschaft Asozialer nicht von deren Zugehörigkeit zur einen oder anderen Rasse abhängig gemacht, und daß Nordisch erscheinende Asoziale nicht etwa be-

---

[3]) W. Knorr, Praktische Rassenpolitik. Volk und Rasse 1938 Heft 3 S. 69—73.

[4]) A. Knöbl, Anthropologische Untersuchungen in den Sudetenländern. Prag und Jena, G. Fischer, 1931.

[5]) H. Göllner, Volks- und Rassenkunde der Bevölkerung von Friedersdorf. Dtsch. Rassenkunde Bd. 9. Jena, G. Fischer 1932.

vorzugt behandelt werden dürfen. Im Gegenteil, wer den Wert der Nordischen Rasse erkannt hat, wird umsomehr wünschen, daß diese Rasse nicht durch Entartete vertreten werde. Aber unser Beispiel zeigt, daß offenbar die Asozialenfrage zugleich eine rassische Seite hat, daß die schrankenlose Vermehrung der Asozialen zugleich eine Mehrung nichtnordischen Blutes bedeutet.

Anschrift des Verf.: Berlin NW 40, In den Zelten 16.

H. Penzel:

Das japanische Bevölkerungsproblem und die Auswandererfrage

Die japanische Außenpolitik wird in zunehmendem Maße durch Probleme bestimmt, die im Volkskörper liegen. Die Haltung Japans gegenüber der übrigen Welt kann nur verstanden werden, wenn sie mit Rücksicht auch auf diese Fragen studiert wird.

In nachhaltigster Weise wird Japans Aktivität außerhalb seiner Grenzen während der letzten anderthalb Jahrzehnte von der Tatsache der Übervölkerung bestimmt.

Vor der Meiji-Restauration im Jahre 1868 war die Bevölkerung in diesem Inselreich infolge der allgemeinen Stagnation der Landwirtschaft — und der sozialen Bedingungen überhaupt — einhundertfünfzig Jahre lang bei ungefähr 30 Millionen gleichbleibend gewesen. Als sich das neue Japan entschlossen hatte, durch eine entsprechend materielle Entwicklung einen ebenbürtigen Platz unter den Großmächten der Erde zu erringen und die Wandlung vom mittelalterlichen Feudal-Gebilde zum modernen Staat gleichsam über Nacht zu vollziehen, da setzte eine Bevölkerungszunahme in diesem Lande ein, wie sie nicht ihresgleichen hatte. Innerhalb der ersten fünf Jahrzehnte, von 1875 bis 1924, verdoppelte sich Japans Einwohnerzahl nahezu. Innerhalb einer einzigen Generation hatte sich gar eine neue Bevölkerungsschicht in den Industriezentren gebildet, deren Seelenzahl sich in dem Zeitraum von 1890 bis 1925 verdreifacht hatte, während die Landbevölkerung in der gleichen Zeit einen Zuwachs von nur 7 v. H. aufzuweisen hatte. Im Jahre 1925 zeigte sich schließlich Japans Arbeitsmarkt mit Arbeitskräften völlig übersättigt. Die Bevölkerung aber nahm weiter zu. Schon hatte Japan die niedrige europäische Sterbeziffer von 20,3 auf 1000 erreicht, während es sich weiterhin durchaus gewillt zeigte, auch noch die „orientalische" Geburtenziffer von 30 auf 1000 zu überbieten. Im Jahre 1935 erreichte die Geburtenzunahme das Maximum von über einer Million, 1932 hatte es dieselbe Zahl fast erklommen. — Noch im Jahre 1937 betrug der Geburtenüberschuß 972 835. Niemand hätte erwartet, daß er im Jahre 1938 mit einem Male auf 668 516 fallen würde. Die Zunahme beträgt damit derzeitig — auf 1000 Personen bezogen — 9,26. Diese Zahl wird sprechend, wenn wir die entsprechenden Ziffern der anderen Länder heranziehen: der Sowjet-Union: 18,8; Italiens: 8,7; Deutschlands 7,1; der Vereinigten Staaten: 6,0 und Englands: 2,7.

Die japanischen Fachgelehrten haben schon seit Jahren mit einem gewissen Rückgang der Geburtenhäufigkeit gerechnet. Wenn auch die zunehmende Industrialisierung Japans zunächst ein Ansteigen der Geburtenziffer brachte, so trug auf der anderen Seite die dadurch wachsende Verstädterung der Menschen und ihres Lebens zum Rückgang der Kinderfreudigkeit bei. Diese Tendenz hat nun eine unerwartete Verstärkung durch die umfangreiche Hereinnahme von weiblichen Arbeitskräften in die Industriebetriebe seit etwa zwei Jahren erfahren. An der Tatsache wird aber kaum etwas geändert, daß Japan im Jahre 1950 um 10 Millionen Menschen mehr zählen wird, die mit ihrer Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt suchen, als solche im Jahre 1930 vorhanden waren, denn die künftig arbeitende Bevölkerung ist ja bereits geboren. In Ergänzung hierzu hat das japanische Ministerium für Landwirtschaft und Forstwesen ausgerechnet, daß in nicht ganz zwanzig Jahren Japan von Reislieferungen aus dem Ausland (Korea und Formosa hier nicht einberechnet) in Höhe von 10 Millionen Koku und von Weizenlieferungen im Umfang von 15 Millionen Koku abhängig sein wird. Der Wert dieser Ware beläuft sich auf etwa 720 Millionen Yen im Jahre. Selbst wenn man mit einem weiteren Aufblühen der japanischen Export-Industrie rechnet, bedeutet diese Ausgabe eine finanzielle Belastung des Staatshaushaltes, die gebieterisch Vorbeugungsmaßnahmen erheischt. Als eine solche ist die Verwirklichung des sog. Yen-Blockes, zu dem neben Japan, China, die Mandschurei auch die Mongolei gehört, anzusehen. Diese Zusatzgebiete sollen Japan auf der einen Seite mit Rohstoffen und Nahrungsmitteln versorgen, auf der anderen Seite feste Abnehmer japanischer Fertigfabrikate darstellen.

Der gegenwärtig übernormal starke Beschäftigungsgrad in der Schwerindustrie hat verschiedene Folgen auf dem japanischen Arbeitsmarkt und auch in der Rohstoffversorgung gezeitigt:

> Die Rüstungsindustrie übt auf die bäuerlichen Menschen eine derart starke Anziehungskraft aus, daß bereits jetzt die Landwirte aller Hilfskräfte entblößt sind und sich außerstande sehen, ihren Pflichten ordnungsgemäß nachzukommen.
>
> Der Beschäftigungsgrad in der Industrie ist zwischen dem Juli 1937 und dem Januar 1939 um 14 v. H. gestiegen. Diese Zunahme wäre noch bedeutend höher, wenn nicht der Beschäftigungsgang in den sog. Friedensindustrien, vor allem in den Baumwolle verarbeitenden Fabrikationszweigen wegen Fehlens von Rohstoffen sehr nachgelassen hätte.

Angesichts dieser Sachlage wandert ein Großteil der sog. Friedensindustrien auf das chinesische Festland ab, wo in ausreichendem Maße Rohstoffe vorhanden sind und außerdem die größere Bescheidenheit des chinesischen Arbeiters günstigere Verdienst- und bessere Konkurrierungsmöglichkeiten gegenüber dem Ausland bieten.

Aus dieser Lage der Dinge glauben manche entnehmen zu müssen, Japan wolle sich in wirtschafts- und ernährungspolitischer Hinsicht nunmehr in einseitiger Weise nach der Richtung hin wandeln, daß es seine Landwirtschaft zu Gunsten des weiteren Ausbaues seiner Industrie mehr und mehr fallen läßt: „Japan, das bisher noch zu 95 v. H. in seiner Ernährung Selbstversorger gewesen ist, kann sich den Luxus nicht länger leisten, daß 50 v. H. seiner arbeitenden Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig sind." So ließ sich kürzlich eine Stimme in der „Münchener Neuesten Nachr." vernehmen. — Wir glauben nicht, daß dieser Weg von der japanischen Regierung eingeschlagen werden wird. Dagegen sprechen vielerlei Gründe. Vor allem liegen Veröffentlichungen seitens des japanischen Ministeriums für

Landwirtschaft und Forstwesen vor[1]), die klar und eindeutig dessen Sorge über den starken Abfluß der menschlichen und tierischen Arbeitskräfte vom Land „in einem nicht dagewesenen Ausmaß" zum Ausdruck bringen. Was auf europäischer Seite oft übersehen wird, das spricht diese ministerielle Stelle unumwunden aus: „Um eine ausreichende Kriegsmaterialbelieferung zu sichern, ist die Förderung des Exporthandels wesentlich. Hierhin gehört auch die vermehrte Herstellung von landwirtschaftlichen Produkten zum Zwecke der Ausfuhr und damit der Gewinnung von ausländischen Zahlungsmitteln, sowie zum Zwecke der Mehrerzeugung jener Güter, für die keine ausländischen Rohmaterialien notwendig sind." Unter diesen landwirtschaftlichen Produkten sollen Lebensmittelkonserven und Rohseide an der Spitze der bevorzugten Güter stehen. Die Maßnahmen, welche die japanische Regierung zur Leistungssteigerung in der Landwirtschaft vorgesehen hat[2]), wie Ausdehnung des anbaufähigen Bereiches, Besserung der künstlichen und natürlichen Düngung, vermehrte Anschaffung von landwirtschaftlichen Maschinen durch die Distriktsbehörden zur gemeinschaftlichen Benützung, Neuanlagen von kleinen Wasserkraftwerken, weiterer Ausbau der Seidenzucht, Einsatz von Arbeitsdienst-Gruppen in den Dörfern mit dem jeweils stärksten Mangel an Arbeitskräften u. a. m. zeigen klar, daß Japan an seiner landwirtschaftlichen Grundlage festzuhalten gewillt ist; — aus vielerlei Gründen; so auch weil die japanischen Großgrundbesitzer nicht gewillt sind, ihre Existenzgrundlage einfach aufzugeben.

Im Jahre 1934, nach ungefähr 50 Jahren ungehinderten Verkehres mit der übrigen Welt und freier Auswanderungsmöglichkeit in andere Staaten betrug die Anzahl der im Ausland lebenden Japaner 872 807 (hier sind nicht jene einbezogen, die im Kwantung-Gebiet, in der Mandschurei und in China leben). Das sind nur um 63 708 mehr, als der Geburtenzuwachs in demselben einen Jahr ausmachte. Diese Tatsache läßt die Bedeutung der japanischen Auswanderung innerhalb des Gesamtproblems des japanischen Bevölkerungsdruckes im rechten Licht erscheinen. Wenn man weiter bedenkt, daß seit der Abtrennung Mandschutikuos von China im Jahre 1932 trotz der Bereitstellung ansehnlicher Geldmittel für die japanische Auswanderung dahin seitens der japanischen Regierung bis jetzt nur 43 982 Kolonisten in 14 014 Familien in dies „Protektorats"-Gebiet übergesiedelt sind, so ergeben sich deutlich die Schwierigkeiten, die in der „Ventilierung" des japanischen Bevölkerungsdruckes mittels dieses Weges — und solange noch nicht südozeanische Gebiete dafür offen stehen, die den Japanern in klimatischer Hinsicht wirklich angenehm sind — bestehen. Die Mandschurei hat ein für japanische Menschen zu rauhes Klima, und ihre Bevölkerung, zur Hauptsache Chinesen, unterbietet jede andere Arbeitskraft wegen ihrer unerreicht bescheidenen Lebensweise. Man wird abwarten müssen, ob die Entsendung der geplanten einen Million Bauernfamilien aus Japan in die Mandschurei innerhalb der nächsten zwei Jahrzehnte voll zur Ausführung gelangen und diese Siedlung von Bestand bleiben wird.

Standen noch vor etwa einem Jahrzehnt die Philippinen als Ziel der Auswanderer an erster Stelle, so ist seit dem Jahre 1931 die Auswanderung nach Brasilien an die erste Stelle unter allen den Japanern günstig erscheinenden Siedlungsländern getreten. Bereits im darauf folgenden Jahr, 1932, betrug die Zahl der Auswanderer nach Brasilien fast dreimal so viel, als im Jahre 1931 dahin gegangen waren, nämlich 15 092. Im Jahre 1934 zählte man 22 960 japanische Kolonisten, die das Visum dahin verlangten. Die japanische Regierung nennt als Gesamtzahl aller bisher nach Brasilien ausgewanderten Volksangehörigen 140 000; die brasilianische Regierung beziffert sie auf 150 000. Die japanische Einwanderung macht 10—20 v. H. der gesamten Einwanderungsziffer Brasiliens aus.

Die Organisation der japanischen Auswanderung liegt in den Händen der Kaigai Kogyo Kaisha (= Übersee-Unternehmen Aktiengesellschaft). Sie ist eine vom Staat subventionierte Gesellschaft, die im japanischen Heimatland für die Auswanderung nach Brasilien wirbt und die Kolonisation durch großzügige Landankäufe und Siedlungsanlagen zu organisieren versteht. Die Auswahl der Siedler wird nach strengen Grundsätzen gehandhabt. In besonderen Auswanderer-Schulen werden sie auf ihre künftigen Aufgaben vorgebildet. Schutz und Überwachung läßt diese Gesellschaft den Kolonisten noch nach Jahren angedeihen. Müssen ja die Siedler einen Vertrag unterzeichnen, der sie vier Jahre lang bindet. In ihm müssen sie sich damit einverstanden erklären, daß sie keinesfalls Geld für eine Rückreise nach Japan erhalten. Hat der Siedler durch seine Arbeit genügend Ersparnisse gemacht, so kauft ihm die Kaigai Kogyo Kaisha Land zur Bestellung. Die Ansiedlung geschieht stets gruppenweise. Es wird dabei angestrebt, jede Möglichkeit von Streitigkeiten mit den Brasilianern von vornherein auszuschließen. Die Schützlinge werden von der Gesellschaft dazu angehalten, baldmöglichst die brasilianische Staatsangehörigkeit zu erwerben. Auf der anderen Seite sollen sie ihre japanischen Sitten und Gebräuche weitgehendst beibehalten. Dieses Streben wird dadurch unterstützt, daß die Siedlungsgesellschaft eigene Schulen, Krankenhäuser, Zeitungsunternehmen, Banken, Warenhäuser und Industriewerke gründet. Neben diesen zentralbrasilianischen Kolonien bestehen noch kleinere „unabhängige" japanische Siedlungsgebiete in Sao Paulo und im Staat Rio de Janeiro.

Im Jahre 1928 war in Tokyo unter Beteiligung der Bank von Japan, anderer großer Handelsbanken, bekannter Handels- und Schiffahrtskonzerne sowie einiger Stadtverwaltungen die „Südamerikanische Entwicklungsgesellschaft" gegründet worden, deren Aktienmehrheit dem weltberühmten Kanegafuchi-Konzern gehört. Er siedelte japanische Volksgenossen im Norden Brasiliens im Gebiete der Ströme Acara und Guama und entlang der Bragança-Bahn im Distrikt von Castanhal an. Im Gebiet von Acara — Verwaltungszentrum liegt in Thomeasu — arbeitet weiterhin die Companhia Nipponica de Plantaçoes do Brasil mit Hashiro Fukuhara (einem japanischen Katholiken, der auf Anweisung seiner Regierung in Tokyo japanische Siedler katholischen Bekenntnisses bevorzugt. Buddhistische und shintoistische Priester dürfen nur sehr beschränkt dahin auswandern!) als Geschäftsführer. Diese Gesellschaft widmet sich vorzugsweise dem Anbau von Kakao, Baumwolle und Reis. Jährlich übernimmt sie einige Hundert japanische Familien in ihr Siedlungsgebiet.

In der Nähe von Parantins im Staate Amazonas ist eine andere „Konzession" und zwar durch den Miyatsuka-Konzern ins Leben gerufen worden. In Parantins selbst besteht ein eignes, von diesem Konzern ins Leben gerufenes „Agrarisch-industrielles Institut", auf dem jene Akademiker die Studien fortsetzen, die vorher ihre Studien im ebenfalls von diesem Konzern gegründeten, aber in Tokyo liegenden, „Amazonia-Institut" absolviert haben. Die von Miyatsuka ins Leben gerufene Kolonie widmet sich besonders der Gummi-Produktion. Die Fachleute dafür wurden von der großen „Orientalischen Entwicklungsgesellschaft" übernommen, die nicht nur auf dem chinesischen Festland, sondern sogar auch auf der britischen

[1]) „Das Problem der Arbeitskraft in den ländlichen Bezirken" in „Tokyo Gazette" Bd. III Nr. 1 vom Juli 1939.

[2]) Freilich hemmt diesen Plan die durch Kohlenmangel und ungenügende Elektrizitätskraft hervorgerufene Knappheit an künstlichen Düngemitteln.

Malaka-Halbinsel, auf Java, Sumatra und Borneo mit Gummi-Erzeugung beschäftigt ist.

Wenn auch die japanische Kommission für Ernährung und Bevölkerungsfragen von 1928 entschieden hat, daß die Lösung der japanischen Bevölkerungsfrage nicht in der Auswanderung liegen könne, sondern vielmehr in der steigenden Industrialisierung Japans, so ist dennoch das Interesse an der Auswanderung nach Brasilien ungeschmälert geblieben. Im ganzen gesehen ist die japanische Kolonie in Brasilien noch zu klein, um ihr eine bestimmte Bedeutung im Rahmen der künftigen weltpolitischen Ziele Japans zuzuerkennen. Japan steht zudem im Begriff, seine außenpolitischen Beziehungen neu zu ordnen, nachdem Adolf Hitler sein Land an den Anfang einer nie dagewesenen großartigen Entwicklung gestellt hat, die zu weitreichendsten Umgruppierungen der Mächte in der Welt führen wird.

Anschr. d. Verf.: Gauting b. München, Zugspitzstr. 292.

Elisabeth Pfeil:

Die volksbiologische Wiedergeburt der Ostmark

Mit 1 Abbildung.

Als nach dem Umbruch die deutsche Geburtenkurve aus dem Tief des Jahres 1933 in steilem Anstieg emporstieg, stand das Ausland zuerst ungläubig, dann erstaunt und bewundernd vor einer Erscheinung, die, seit man die Bevölkerungsbewegung statistisch erfaßt, einzig dastand. Auf dem Pariser Internationalen Kongreß für Bevölkerungswissenschaft (1937) fanden daher die Ausführungen von Prof. Burgdörfer die größte Aufmerksamkeit; er konnte die vermehrten Geburten in überzeugender Weise aufgliedern in Geburten aus nachgeholten Ehen und in solche, die darauf beruhten, daß die Menschen wieder eine größere Kinderzahl haben wollten; bei diesen lag der echte Geburtenanstieg. Beide Erscheinungen aber, das Nachholen der Eheschließungen und das Anwachsen der durchschnittlichen Kinderzahl, konnte er deuten als Anzeichen nicht nur einer wirtschaftlichen Wiederbelebung sondern als Ausdruck eines neuen Vertrauens in das Leben, wie es nur auf dem Boden einer neuen Weltanschauung erwachsen konnte.

Wenn nun die Ostmark nach ihrer Angliederung an das Reich das gleiche Aufblühen in noch stärkerem Maße zeigt, so ist das nur erklärlich aus der gleichen inneren Erneuerung. Wie hier aber das Leiden unter dem Versailler Diktat und den Systemregierungen länger gedauert hatte und schärfere Formen angenommen hatte, war auch die Erlahmung der biologischen Kräfte eine noch schlimmere gewesen als im Altreich. Und der Umschwung mußte sich hier noch entschiedener und kräftiger ereignen als dort. Tatsächlich ist in der Ostmark in einem einzigen großen Schwung die biologische Aufwärtsentwicklung des Altreichs nachgeholt, ja bereits überholt worden.

Zunächst zeigte sich das an einer Zunahme der Eheschließungen von noch nicht dagewesenem Maße: Im I. Vierteljahr 1939 wurden in der Ostmark 30720 Ehen geschlossen, das sind 20033 oder 187,5 v. H. mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres (10687). Im 3. Vierteljahr 1939 waren es 19,7 v. H. mehr als im 3. Vierteljahr 1938, das ja bereits seinerseits eine erhebliche Steigerung der Eheschließungen aufzuweisen hatte. Im Vergleich zu 1937 nämlich zeigt das 3. Vierteljahr 1939 eine Steigerung um 146,1 v. H. Es handelt sich auch hier, wie einst im Altreich, einmal um nachgeholte Ehen, dann aber auch um eine Früherlegung des Termins der Eheschließungen überhaupt. Diese Entwicklung, die Ehe früher als bisher üblich einzugehen, kennen wir ebenfalls im Altreich als Auswirkung der wirtschaftlichen Gesundung und als unmittelbare Folge der bevölkerungspolitischen Maßnahmen des nationalsozialistischen Staates, namentlich der Gewährung von Ehestandsdarlehen[1]). In den Monaten Januar bis März 1939 kamen in der Ostmark 7471 Ehestandsdarlehen zur Auszahlung, d. h. es sind 24,3 v. H. aller Ehen mit diesen Darlehen und — so dürfen wir auf Grund der Erfahrungen im Altreich annehmen — zum großen Teil früher als sonst geschlossen worden. Das ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, wenn man die größere Kinderfreudigkeit junggeschlossener Ehen in Betracht zieht.

Auch in den Geburtenzahlen spiegelt sich bereits die veränderte äußere und innere Lage, das veränderte Lebensgefühl der ostmärkischen Menschen, wider. Im I. Vierteljahr 1939 wurden hier 9341 oder 40,5 v. H. mehr Kinder lebend geboren als im gleichen Zeitabschnitt des Vorjahres. Im 2. Vierteljahr 1939 betrug die Steigerung 10331 = 44,9 v. H., im 3. Vierteljahr 13247 = 59,6 v. H., immer gemessen am entsprechenden Vierteljahr des Jahres 1938. Damit ging der Geburtenanstieg hier viel rascher vor sich als im Altreich. Wir sehen das am besten, wenn wir die Geburtenziffer, d. h. die Geburten auf 1000 Einwohner, berechnen. Sie stieg von 13,9 im I. Vierteljahr 1938 auf 19,7 im I. Vierteljahr 1939 und auf 20,2 im 2. Vierteljahr 1939. Im 3. Vierteljahr 1939 betrug die Geburtenziffer der Ostmark 21,5; damit lag sie erstmalig höher als der Durchschnitt des alten Reichsgebietes (20,4). 1937 hatte sie in Österreich noch 12,8 betragen, während damals das Reich bereits eine Höhe von 18,8 a. T. erreicht hatte. In 2 Jahren hat die Ostmark also den Vorsprung nicht nur aufgeholt, sondern überholt. Man muß nun diesen Anstieg der ostmärkischen Geburtenkurve von 1937 bis 1939 in Vergleich stellen zu dem Anstieg, den das alte Reich von 1931 bis 1935 aufwies. Schon jetzt, wo der Aufschwung in der Ostmark noch nicht abgeschlossen ist, sehen wir, daß er den damaligen des Altreiches übertrifft. (Vgl. Abb. I.)

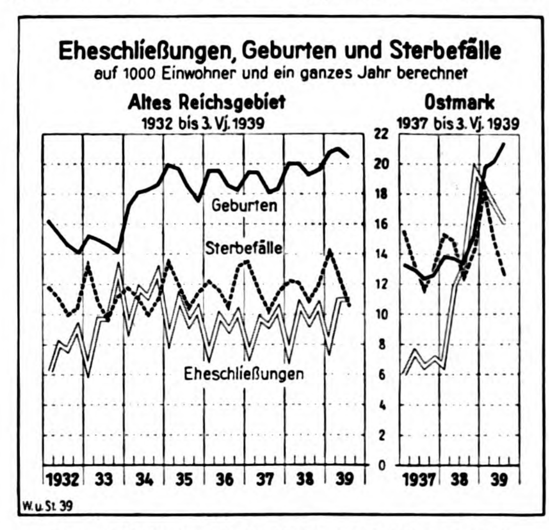
Noch entschiedener war die Wendung in Wien, das den in Europa einzig stehenden Tiefstand von nur 6,6 Lebendgeburten auf 1000 Einwohner aufzuweisen hatte, eine dem Tode geweihte Stadt. Hier wurde im I. Vierteljahr 1939 eine Geburtenziffer von 12,6 a. T. erreicht, die zwar noch immer nicht zur Bestanderhaltung ausreicht, aber doch sehr deutlich zeigt, daß auch in der Großstadt der Ostmark noch eine Wiedergeburt möglich ist. Freilich drückt die absolut noch immer niedrige Wiener Geburtenziffer den Durchschnitt der Ostmark empfindlich herab, die sonst schon im I. Vierteljahr 1939 den Durchschnitt des alten Reichsgebiets überschritten hätte. (Übrige Reichsgaue der Ostmark: 20,9 a. T. gegen 20,8 a. T. im Altreich.) Im 2. Vierteljahr 1939 konnte Wien seine Geburtenziffer auf 13,7 a. T. verbessern, während die übrigen Reichsgaue mit 22,9 a. T. schon die Geburtenziffern der geburtenreichsten Provinzen des Altreiches, Pommern und Schlesien (22,6 a. T.), überschritten.

Für den Sudetengau liegen Auszählungen noch nicht vor. Doch können wir mit Berechtigung die Erwartung

---

[1]) Vgl. den Aufsatz von W. Jobst: Bevölkerungspolitische Auswirkungen der Ehestandsdarlehen im „Archiv für Bevölkerungswissenschaft" 1940, Heft I.

ausſprechen, daß es ſich dort nicht anders verhalten wird, daß ein Jahr ſpäter, entſprechend der politiſchen Entwicklung, dort der gleiche Umſchwung ſtattgefunden haben wird.



(Aus „Wirtſchaft und Statiſtik" 1939, Heft 24, S. 776.)

Ein Amtsarzt aus dem Altvatergebirge konnte mir berichten, daß in ſeinem Heimatbezirk es nun zur Ehre jeder Familie gehöre, raſch ein weiteres Kind zu bekommen.

Wir haben hier das Wunder der Wiedergeburt des deutſchen Volkes vor uns. Ein neues Vertrauen, ein neues Verantwortungsgefühl beſeelt die Menſchen.

Was für herrliche Kinder in jenen alten deutſchen Reichsgauen, die nun wieder ſtaatlich mit dem Reiche vereinigt ſind, heranwachſen, mag unſeren Leſern die Abbildung gezeigt haben, die wir im vorigen Heft von zwei Steiermärker Buben bringen konnten. Wir hoffen, daß wir ihr Kinderbilder aus allen Reichsgauen des deutſchen Südoſtens folgen laſſen können. Es iſt beſtes deutſches Erbgut, das hier am Leben verhindert wurde und nun ſich wieder entfalten kann. Der Sterbefallüberſchuß des alten Öſterreich hat ſich in einen Geburtenüberſchuß verwandelt.

Daß der Krieg, in den uns jene Völker, die uns eine ruhige Entfaltung nicht gönnten, hineinzwangen, auf dieſem volksbiologiſchen Gebiet keine allzu großen Rückſchläge bringen möge, iſt unſere Hoffnung und unſere Aufgabe. Wenn auch frühere Kriege ſtets ſcharfe Rückgänge der Eheſchließungen und Geburtenzahlen aufwieſen, ſo darf man annehmen, daß in einer Zeit und einem Staat, wo erſtmalig ein bevölkerungspolitiſches Verantwortungsbewußtſein Volk und Regierung belebt, die volksbiologiſchen Rückwirkungen des Kriegs weit geringer ſein werden als ſonſt.

Die Erleichterung der Frühehen, auch für die Einberufenen (Ferntrauung), die großzügige Sorge für die Soldatenfamilien (Unterhaltsbeitrag nach der Kinderzahl und der bisherigen Lebenshaltung der Soldatenfamilie geſtaffelt)[2]), die zahlreichen Schutzmaßnahmen für Mutter und Kind[3]), die gerechte und ausreichende Zuteilung von Lebensmitteln (Zulagen für werdende und ſtillende Mütter) und die volle Beſchäftigung aller arbeitenden Menſchen — alle dieſe Maßnahmen dienen der Erhaltung unſerer Volkskraft.

Wir wiſſen heute, daß es gilt, den Krieg nicht nur auf dem Felde der Schlachten und der Wirtſchaft zu gewinnen, ſondern auch ihn biologiſch zum ſiegreichen Ende zu führen. Wenn Deutſchland heute die zur Erhaltung ſeiner Menſchenzahl nötige Geburtenzahl erſtmalig erreicht hat, während in England $^1/_4$ der dafür nötigen Geburten fehlen, ſo darf es mit Vertrauen auch auf dieſem Gebiet den Kampf aufnehmen. Es geht darum, daß künftige Generationen in voller Stärke die politiſche und geiſtige Erbſchaft von heute antreten und ausbauen können.

[2]) Vgl. „Aus Raſſenhygiene und Bevölkerungspolitik" in dieſem Heft Heft S. 30. Vgl. dasſelbe in Heft I dieſes Jahrgangs S. 11.

[3]) Vgl. ebenda im vorigen Heft S. 11 und im vorvorigen Heft S. 242.

Anſchr. des Verf.: Berlin-Grunewald, Beymeſtr. 30.

Charlotte Seidel:

Raſſenbiologiſche Unterſuchungen an früheren Dortmunder Hilfsſchulkindern

(unterteilt nach dem Hilfsſchulerfolg)

Mit 3 Abbildungen.

Für den Raſſenhygieniker ergibt ſich immer wieder die Frage, ob aus dem Erziehungserfolge bei Hilfsſchülern auf eine größere oder geringere Wertigkeit ihrer Erbmaſſe geſchloſſen werden kann und ob der Lebenserfolg etwa dem Schulerfolge entſpricht. Bei meinen Unterſuchungen wurden die 512 früheren Hilfsſchüler aus den Entlaſſungsjahrgängen 1932/35 nach dem Erziehungserfolge, gemeſſen an der Durchſchnittsentlaſſungsnote, eingeteilt in ſolche mit gutem (Leiſtungsreihe A), befriedigendem (B), ausreichendem (C), mangelhaftem (D) und fehlendem Erfolge (E).

Dabei fiel zunächſt auf, daß 57,4 v.H. Jungen 42,6 v.H. Mädel gegenüberſtanden. In den Jahren 1925—1932 war das Verhältnis 63,5 v.H. zu 36,5 v.H. Die ſtändig größere Zahl der Hilfsſchulknaben gegenüber der der Mädchen deutet darauf hin, daß bei der Vererbung des Schwachſinns geſchlechtsgebundene Faktoren mitſpielen könnten, wie auch Luxenburger, Juda, Kreyenberg u. a. annehmen. Einer genauere Beobachtung der aufeinanderfolgenden Generationen, als ſie bisher möglich war, wird es in Zukunft hoffentlich gelingen, den Beweis dafür zu erbringen.

Als nicht erblich-bedingte Urſachen der Hilfsſchulbedürftigkeit ſind in 6,05 v.H. Geburtsſchäden, in 3,32 v.H.

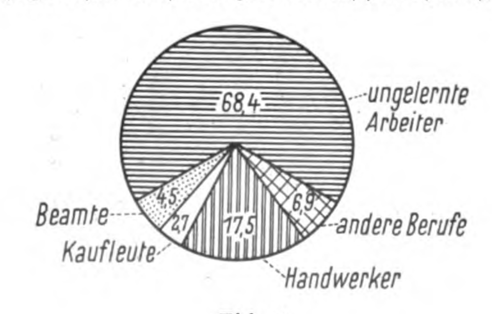


Abb. 1.

Unfälle mit Hirnſchäden, in 15,7 v.H. Tuberkuloſe, in 12,3 v.H. ſchwere Rachitis feſtgeſtellt worden. Die letztgenannten Fälle bilden den Hauptteil der „Spätentwicklungen", die indeſſen mit dem 20. Lebensjahre abgeſchloſſen ſind.

Unter den Vätern der Probanden waren 4,5 v.H. Be-

amte, 2,7 v. H. Kaufleute, 17,5 v. H. Handwerker, 29,6 v. H. Bergleute, 20,1 v. H. angelernte Fabrikarbeiter und 18,7 v. H. ungelernte Arbeiter, zusammen 68,4 v. H. Arbeiter. In anderen Berufen waren 6,9 v. H. (Abb. 1).

Wie bei ähnlichen Untersuchungen beträgt auch hier die Zahl der Arbeiter zwei Drittel der Gesamtheit, woraus geschlossen werden darf, daß mindestens ein wesentlicher Teil von ihnen nicht die geistigen und willensmäßigen Voraussetzungen besaß, um in „höhere Berufe" aufzusteigen. Während sie 68,4 v. H. der Hilfsschulväter ausmachen, beträgt ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung nur 59,9 v. H. Weitgehend stimmen die Berufe der Söhne (auch der Probandenbrüder) mit denen ihrer Väter überein, besonders in der Bevorzugung der ungelernten Berufe. Doch ist eine Abwanderung vom Bergbau zu der mehr mechanischen Arbeit in den Fabrikbetrieben erkennbar. Begrüßenswert im Sinne des Vierjahresplanes ist die stärkere Betätigung der Jungen und Mädel in der Landwirtschaft, in der viele sich gleichbleibende Arbeiten zu verrichten sind. Aus Vergleichen ergab sich, daß vielfach die Berufe der Söhne und Enkel unter die ihrer Vorfahren herabsanken, also der berufliche dem erbbiologischen Abstieg parallel ging. Interessant ist, daß der Arbeitserfolg der Probanden weitgehend dem Erziehungserfolge entspricht, wie die Entlohnung beweist. Sie sank von der Erfolgsreihe A bis E bei den Jungen von 62 auf 40 RM., bei den Mädeln von 47 auf 30 RM. monatlichen Durchschnittslohn.

Abb. 2.

Bezüglich der Wohnräume zeigte sich, daß 5,28 v. H. in einem Raume, 53,52 v. H. der Familien in zwei Räumen, 34,77 v. H. in drei Räumen, 6,43 v. H. in vier und mehr Räumen wohnten. Die Wohnungen waren in 15,62 v. H. der Fälle ungesund und sehr verwahrlost, bei Betrachtung der erbbiologischen Beschaffenheit der Bewohner dieser Räume ergab sich, daß dort fast ein Drittel der Trinker und ein erheblicher Anteil der als arbeitsscheu, unordentlich, beschränkt, schwachsinnig, kriminell, psychopathisch bezeichneten Eltern wohnten. Wie stark die Wohnungen das „biologische Gesicht" ihrer Bewohner widerspiegelten, zeigt die Zahl der aus ihnen stammenden Probanden und ihrer Hilfsschulgeschwister. Von den A-Familien lebten 17,1 v. H., von den B-Familien 35,3 v. H., von den C-Familien 32,1 v. H., von den D-Familien 13,3 v. H. und von den E-Familien 2,2 v. H. in diesen vernachlässigten Wohnungen. Der geringe Anteil der Reihen E und D ist statistisch nicht gesichert (kleine Zahl).

Unehelich waren 36 = 7,03 v. H. der Probanden. Aus einer ganzen Reihe von Beispielen ergab sich, daß die Triebhaftigkeit, der Mangel an Hemmungen, das Vagabundieren und ähnliche Charakterzüge sich von der Mutter oder dem Erzeuger offensichtlich auf die Kinder vererbt haben. Wie Gmelin (Dtsch. Ärzteblatt, Dezember 1936) fand auch ich, daß über ein Viertel der unehelichen Mütter angeboren schwachsinnig, fast alle anderen erblich unterdurchschnittlich waren.

Ein eigenartiges Bild bietet die Herkunft der Probandeneltern (Abb. 2). Es stammen: aus

	Westfalen,	dem Osten,	d. übr. Deutschland,	dem Auslande:	
v. H.	38,48	41,80	14,64	4,1	der Väter,
v. H.	45,09	39,27	11,34	3,32	der Mütter.

Leider konnte ein Vergleich mit der Dortmunder Gesamtbevölkerung hier nicht angestellt werden, da der Prozentsatz der Dortmunder östlicher Herkunft noch nicht ermittelt ist.

Die Durchschnittskinderzahl von 5,6 je Familie vermindert sich nach Abzug der bereits verstorbenen auf 4,3. Den geringsten Anteil an den Todesfällen weist Gruppe A mit 0,78 v. H. auf, woraus geschlossen werden darf, daß die Pflege und Wartung der Kinder hier am besten, die Zahl der minderwertigen Eltern kleiner ist als in den Gruppen mit geringerem Hilfsschulerfolg. Die Reihen D und E dagegen erreichen mit 1,14 und 1,18 v. H. die höchste Kindersterblichkeit. Daraus geht ziemlich eindeutig hervor, daß diese nicht allein durch die schlechtere Umwelt (Unsauberkeit, schlechte Pflege, dürftige Schlafgelegenheit) sondern auch durch Mängel der Erbanlagen bedingt ist.

Die große Fruchtbarkeit in Hilfsschulfamilien wird zum Teil in dem früheren Beginn der Fortpflanzung liegen. Beweis dafür bietet die Tatsache, daß 19 Mädel = 8,7 v. H. im Alter von 17—19 Jahren bereits verheiratet waren und 21 Kinder hatten; 2 Mädel hatten außerdem unehelich geboren. Dieser Umstand zeigt an, wie frühzeitig die Prüfung der Erbwertigkeit geschehen muß, damit nicht Erbleiden immer wieder ungehindert an die kommende Generation weitergegeben werden.

Von den untersuchten Jugendlichen hatten 38,8 v. H. auch hilfsschulbedürftige Geschwister. Bezeichnend ist, daß die Zahl der Familien, in denen alle Kinder Hilfsschüler sind, in der Erfolgsreihe (A) 1,93 v. H., in (B) 2,96 v. H., in (C) 2,94 v. H., in (D) 7,41 v. H. und in (E) 14,28 v. H. beträgt, daß die Anteile also entgegengesetzt zum Erziehungserfolge der Probanden ansteigen (Abb. 3). In derselben Richtung verlaufen auch die Hundertsätze der Probanden mit 2, 3 und 4 Hilfsschulgeschwistern. Dieses Ergebnis berechtigt zu dem Schluß, daß die Minderwertigkeit der Sippen mit der Abnahme des Hilfsschulerfolges ansteigt.

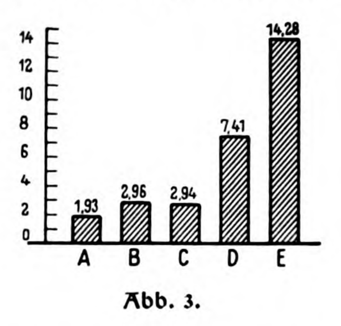


Abb. 3.

In Anstalten waren 2,5 v. H. der Probanden, arbeitsunfähig 2,2 v. H., arbeitslos 6,6 v. H.; 11,3 v. H. konnten ihren Lebensunterhalt also nicht selbst erwerben. Alle übrigen waren erwerbsfähig und für die Volksgemeinschaft tätig.

Wieviele der Hilfsschüler als angeboren schwachsinnig anzusehen sind, kann erst restlos angegeben werden, wenn diese Frage von den zuständigen Stellen geprüft worden ist. Bei den bereits abgeschlossenen Verfahren ergab sich, daß 63,5 v. H. angeboren schwachsinnig waren, 36,5 v. H. nicht unter das GzVeN. fielen, ein Zeichen, wie unrichtig es ist, sämtliche Hilfsschüler als Schwachsinnige zu bezeichnen. Doch müssen alle Kinder, die in der Normalschule nicht gefördert werden können, weil sie durch ihre seelische Eigenart stark aus dem Rahmen des Normalen herausfallen, den Hilfsschulen überwiesen werden, damit

sie durch besondere Methoden — ihren andersartigen Kräften und Fähigkeiten angepaßt — für ihr späteres Leben vorbereitet und dadurch befähigt werden, sich als nützliche Glieder des Volkskörpers selbständig oder unter Führung zu betätigen. Nur so, nämlich durch langjährige Beobachtung der Kinder und ihrer Familien, die in Normalschulen mit ihrer starken Klassenbesetzung nicht durchführbar ist, wird es möglich, die erb- und rassenpflegerischen Maßnahmen des Staates wirksam zu unterstützen und so die im völkischen Sinne Brauchbaren von den Untauglichen zu scheiden.

Anschrift der Verf.: Dortmund, Tewaagstraße 42.

Bruno Hinst:

Vergleich zwischen den Sippen von 10 Volksschülern und 10 Hilfsschülern

Für die Auswahl kamen die 10 Schüler der hiesigen Hilfsschule in Frage, die im kommenden Frühjahr die Schule verlassen werden. Ebenso wurden 10 Jungen der gleichen Altersklasse aus einer Volksschulklasse genommen, sämtlich aus einer Klasse, sodaß es sich nicht um besonders ausgesuchte Kinder handelt, sondern um zwei beliebige Gruppen.

Die Untersuchung sollte in Form einer Stichprobe Klarheit darüber verschaffen, ob die Unterschiede in den Schulleistungen nur zwischen den Schülern vorhanden sind, oder ob sie sich durchgängig in der ganzen Verwandtschaft der Kinder zeigen, ferner, ob sich auch auf andern Gebieten als auf dem der Begabung für Schulleistungen, z. B. auf dem des sozialen Werts ein Unterschied aufzeigen läßt. Eine durchgeführte Leistungsprüfung ergab einen recht beträchtlichen Unterschied zwischen beiden Gruppen. Der Student Horst Kusig hat sich die Mühe gemacht, mit den 20 Kindern Sippentafeln aufzustellen und hat dann, z. T. in Verbindung mit Besuchen bei den Eltern, Erhebungen gemacht über Teilnahme am Weltkrieg, Beförderungen und Auszeichnungen, sowie über die Zugehörigkeit zur Partei, zu den Formationen und über führende Stellungen in diesen Organisationen. Die Ergebnisse waren ganz eindeutig.

Es darf aber nicht übersehen werden,

1. daß die geringe Zahl der Untersuchten zu vorsichtigen Schlußfolgerungen zwingt, und

2. daß die reinen Zahlen nicht als Verhältniszahlen gewertet werden dürfen, daß sich noch größere Unterschiede ergeben, wenn die Korrelationen zur Anzahl der Personen in jeder Gruppe in Betracht gezogen werden. In der nachfolgenden Tabelle kann nur zum Ausdruck gebracht werden, welcher verwandtschaftliche Hintergrund bei zwei Gruppen von je 10 Schülern verschiedener Schularten vorhanden ist.

Mit Rücksicht auf den kleinen Kreis der Untersuchten lassen sich an diesem Material folgende Feststellungen treffen:

1. Die Familien, aus denen die Hilfsschüler stammen, pflanzen sich zahlenmäßig stärker fort.

2. Es handelt sich nicht nur um Leistungsunterschiede der einzelnen Schüler, auch die Geschwister zeigen in ihren Schulleistungen ähnliche Ergebnisse wie die Probanden selbst.

3. Es handelt sich auch nicht um Leistungsunterschiede allein, sondern um einen durchgängigen Unterschied. Unter den Berufsangaben sind diejenigen Berufe, die höhere Anforderungen stellen, bei den Hilfsschülern in viel geringerem Maß vertreten. Bei Aufgaben, die besondere Anforderungen an die soziale Mitarbeit stellen (Teilnahme am Weltkrieg mit Beförderungen und Auszeichnungen, Zugehörigkeit zur Partei und zu den Formationen), weisen die Mitglieder aus den Sippen der Hilfsschüler eine bedeutend geringere Beteiligung auf.

4. Man kann aber nicht von absoluter Minderwertigkeit sprechen, denn auch die Mitglieder aus den Sippen der Hilfsschulkinder zeigen sich verwendungsfähig, sie sind es nur in geringerem Maße.

	Volksschüler	Hilfsschüler
Kinderzahl		
Geburten je Familie	3,0	4,4
Davon lebende Kinder	2,4	4,0
Außereheliche Kinder bei den 95 Familien aus den Sippentafeln der Volksschüler und bei den 107 Familien der Hilfsschüler	0	14
Dazu voreheliche Geburten	14	28
Schulverhältnisse der Geschwister		
Von den 14 Geschwistern der Volksschüler und von den 24 Geschwistern der Hilfsschüler haben das Ziel der Volksschule normal erreicht . . .	14	5
Haben gleichfalls die Hilfsschule besucht bzw. sind in der Volksschule 1—3 mal sitzen geblieben	0	19
Berufsangaben der Eltern und Verwandten		
Die Anführung aller Berufsangaben ergibt manches Gemeinsame, sodaß es nicht berücksichtigt zu werden braucht, Abweichendes ergab sich bei den		
Ungelernten Arbeitern	28	125
Angestellten und Beamten	17	5
Teilnahme am Weltkrieg		
Am Weltkrieg haben insgesamt teilgenommen	49	33
Davon wurden befördert, bei den Verwandten der Volksschüler 3 zum Sergeanten und 1 zum Oberleutnant, bei denen der Hilfsschüler 2 bis zum Unteroffizier . .	7	3
Auszeichnungen erhielten insgesamt	16	6
Ehrenkreuze für Frontkämpfer . .	31	8
Zugehörigkeit zur Partei		
Mitglieder der NSDAP.	27	4
Mitglieder in den Formationen . .	14	6
Davon sind führend tätig	19	0

5. Die Hilfsschule stellt also nicht nur eine Auslese geringerer Begabungen, sondern einer durchgängig geringwertigeren Menschengruppe dar.

Für eine Feststellung von allgemeinerer Bedeutung ist freilich eine Nachprüfung der Ergebnisse an anderen Orten und mit einem größeren Zahlenmaterial notwendig.

Anschrift des Verfassers: Lauenburg/Pommern, König-Heinrich-Straße 34.

Fritz Lickint:

Unbekanntes oder verschollenes deutsches Blut in Spanien?

Wenn wir in einem Nachkriegs-Lexikon, etwa im Meyer von 1924 nachschlagen, so finden wir unter dem Stichwort „Andalusien" bezüglich nichtspanischer Bevölkerungsgruppen nur folgende beiden Sätze: „In den Alpajurras leben noch reine Nachkommen der Mauren. Viele Tausende ansässiger und nomadisierender Zigeuner sind über Andalusien verstreut." Über deutsche Volksgruppen findet sich kein Wort. Auch nicht, wenn wir unter dem Stichwort „Sierra Morena" nachlesen.

Greifen wir zu einem Vorkriegslexikon, etwa zum Brockhaus von 1903, so entdecken wir bereits wenigstens unter dem Stichwort „Sierra Morena", daß sich am Südfuße des Cerro Estrella die Landschaft La Carolina mit den 1767—76 von Graf Olavidès angelegten deutschen Sierra-Morena-Kolonien" erstreckt, wie auch unter „La Carolina" verzeichnet steht, daß dieser Ort „Mittelpunkt einer deutschen, von Karl III. angelegten Kolonie" sei. Näheres darüber, ob diese deutsche Kolonie noch blüht und was sie geleistet hat, ist allerdings auch hier nicht zu finden.

Dies würde dann vielleicht verständlich sein, wenn es sich seinerzeit, also vor erst 180 Jahren, nur um eine kleine deutsche Kolonisten-Siedlung von wenigen Familien gehandelt hätte. Das ist aber nicht der Fall, denn es handelte sich in Wirklichkeit um eine Ansiedlung von nicht weniger als etwa 10000 bayerischen Bauern. Sie sind von dem Abenteurer Thürriegel (geb. 1733), einem ehemaligen Schreiber, dann Obristleutnant in preußischen, französischen und schließlich spanischen Diensten, aus dem recht verelendeten Dasein unter der Regierung des Kurfürsten Max Josef von Bayern schließlich in den Jahren 1764 bis 1769 und wahrscheinlich noch später nach Spanien geführt worden, um die Landstriche der westlichen Sierra Morena in Andalusien urbar zu machen und in blühende Landschaften zu verwandeln. Ihr Mittelpunkt wurde bald die nach dem damals regierenden Karl III. (1759—88) genannte Stadt La Carolina.

Was nun aber das weitere völkische Schicksal dieser großen deutschen Kolonistengruppe anlangt, so scheint allerdings das Bewußtsein ihres Deutschtums recht bald in Gefahr, wenn nicht sogar in Vergessenheit geraten zu sein. Wenigstens sollten wir dies annehmen, wenn wir den Angaben eines Engländers George Borrow Glauben schenken dürfen, auf den kürzlich in einer Dresdener Tageszeitung hingewiesen wurde. Danach hat dieser Engländer von 1835 an jahrelang Spanien als Bibelverkäufer bereist und später ein Reisebuch mit dem Titel „Die Bibel in Spanien, Reise, Abenteuer und Gefangenschaft eines Engländers in Spanien" geschrieben und es bei John Murray im Jahre 1843 in London verlegt. Darin gibt Borrow ein Gespräch mit einer Wirtin in Monclosa bei Carmona wieder, in dem diese Frau bestätigte, daß sie von Abstammung Deutsche sei und daß es sehr viele Deutsche in dieser Gegend gebe. In alter Zeit sei dieses Land sehr verwüstet gewesen, und vor etwa hundert Jahren habe ein sehr mächtiger Herr Arbeitskräfte aus Deutschland kommen lassen. Jeder habe ein Haus erhalten, einen Zug Ochsen und das Notwendige, um ein Jahr zu leben. Auf weiteres Befragen habe die Wirtin geantwortet: „Wir sprechen nur Spanisch oder besser gesagt ‚Andalusisch'. Einige sehr Alte können noch ein paar Worte Deutsch. Aber die letzte Person der Kolonie, die fähig war, eine deutsche Unterhaltung zu führen, die Tante meiner Mutter, ist schon lange gestorben." Schließlich habe diese Wirtin noch berichtet, daß sie von einer Landschaft aus Deutschland gekommen sei, wo die Religion mehr geübt würde als in Spanien.

Nach diesem Bericht zu schließen, wäre also tatsächlich anzunehmen, daß die doch sicher nach Zehntausenden zu schätzenden Nachkommen dieser eingewanderten Bayern bereits nach verhältnismäßig wenigen Jahrzehnten ihrer Sprache und damit vielleicht auch ihres ursprünglichen Volkstums verlustig gegangen waren. Inwieweit diese schon 100 Jahre alten Nachrichten des Engländers Borrow tatsächlich zutreffen, oder ob heute doch noch Reste eines deutschen Volksbewußtseins in den Menschen um La Carolina erhalten geblieben sind, vermag ich nach den mir zur Verfügung stehenden Unterlagen nicht zu sagen. Es wäre aber erfreulich, wenn diesen Dingen einmal von berufener Seite und nach Möglichkeit in der Sierra Morena selbst nachgespürt würde.

Nachtragen möchte ich hier noch einige Ergänzungen aus einer mir während der Drucklegung zu Gesicht gekommenen Veröffentlichung von Hans F. Zeck über „Untergegangenes Deutschtum in Spanien" im „Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik" (1937 S. 415 ff.). Danach hat sich der oben genannte, aus Großersdorf bei Straubing stammende Thürriegel zunächst erboten, 6000 katholische deutsche Bauern und Handwerker für etwa 150 Goldmark (= 326 Kupfer-Realen) pro Siedler nach Spanien zu bringen, deren Zahl dann aber sogar etwa auf 13—14000 anstieg. Interessant war dabei, daß die Spanier gefordert hatten, daß von den erst genannten 6000 Deutschen 1000 bis 7 Jahre alt, 1000 zwischen 7 und 16 Jahren, 3000 zwischen 16 und 40 Jahren und nur 800 zwischen 40 und 55 Jahren und lediglich 200 bis zu 65 Jahren alt sein dürften. Außerdem durfte von den Frauen keine älter als 35 Jahre sein! Nicht weniger wichtig schließlich war die Bedingung, daß den deutschen Einwanderern nur in den ersten zehn Jahren einen deutschen Pfarrer zu haben erlaubt war, so daß bald die letzte Verbindung zur deutschen Sprache verloren ging, und zwar umso mehr, als auch die Orte von vornherein spanische Namen erhielten! Der deutsche Reisende A. v. Rochow hat aber trotzdem noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der dortigen Gegend den Ausdruck von Gesicht, Haltung und Gestalt, das Städtebild und selbst die Kulturlandschaft als von eindeutig deutschem Charakter bezeichnet („Reiseleben in Südfrankreich und Spanien" Bd. I, Stuttgart u. Tübingen 1847, S. 309—312).

Anschr. d. Verf.: Dresden A 20, Paradiesstr. 14.
Z. Zt. Unterarzt d. Res. Res.-Laz. Pirna III.

„Dieser Krieg muß zwar mit den Waffen gewonnen, aber er darf nicht biologisch verloren werden."

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Die Geburten in den Großstädten des Deutschen Reiches im Jahre 1939. In den Großstädten des Deutschen Reiches zählte man im Jahre 1939 auf 1000 Einwohner 17,0 Lebendgeborene von ortsanwesenden Müttern. Gegenüber dem Jahr 1938 bedeutet dies einen Anstieg um 0,8 a. T. und um 1,5 a. T. gegenüber dem Jahr 1937. Damit holen die Großstädte langsam das auf, was ihnen bisher an Nachwuchs fehlte. Sie sind allerdings immer noch weit von der Bestandserhaltungsgrenze entfernt. Auch ist zu berücksichtigen, daß ein großer Teil der deutschen Großstädte noch nicht an diese Durchschnittsziffer heranreicht. Der Geburtenanstieg muß also auch in den kommenden Jahren noch anhalten, wenn die Städte ohne Zuwanderung von außen ihren Bestand erhalten wollen.

Kinderzahl und Lebenshaltung. Das Arbeitswissenschaftliche Institut der DAF. veröffentlicht in seinen Wirtschaftsberichten eine sehr aufschlußreiche Untersuchung über Kinderzahl und Lebenshaltung. Es wird darin festgestellt, daß die kinderlose Familie für Nahrungsmittel 36,6% des Gesamteinkommens ausgibt, während die Haushaltungen mit 2 Kindern hierfür 41%, die kinderreichen jedoch 44,3% des Gesamteinkommens ausgeben. Im Gegensatz dazu geben die kinderlosen Familien 4,6% des Gesamteinkommens für Genußmittel aus, während die kinderreichen Familien nur 3,3% dafür aufwenden können. Familien mit 4 und mehr Kindern müssen fast die Hälfte ihres gesamten Bruttoeinkommens für Nahrungs- und Genußmittel aufwenden. Für Wohnungsmiete geben die Kinderlosen 13% aus, während bei den Kinderreichen der Anteil der Miete am Einkommen 10,5% ausmacht. Hierbei kommt zum Ausdruck, daß die Kinderarmen im Durchschnitt zweifellos in Wohnungen leben, die im Verhältnis zur Personenzahl zu groß sind, die Kinderreichen dagegen in vielfach ungenügenden Wohnverhältnissen sich befinden. Für Kleidung und Wäsche geben die kinderlosen Familien 7,7% des Einkommens aus, während die Kinderreichen hierfür 8,7% ansetzen müssen. Die Ausgaben für die Einrichtung von Wohnungen und des Haushalts machen bei den Kinderlosen 1,7% aus, bei den Kinderreichen hingegen 2,3%. Der Unterschied bei den Ausgaben für Bildung ist bei den beiden Gruppen am auffälligsten. Während die Kinderlosen 3,7% des Gesamteinkommens für Bildung ausgeben, geben die Kinderreichen nur 2,4% hierfür aus. Aus diesen Berechnungen geht eindeutig hervor, daß die kinderlosen Familien weit größere Beträge zur Erhöhung ihres Lebensstandards ausgeben als die kinderreichen Familien, für die Kinderaufzucht unter den gegenwärtigen Verhältnissen trotz allem noch finanzielle Benachteiligung bedeutet.

Erleichterung der Eheschließung für Soldaten. Durch die Verordnung vom 7. Nov. 1939 besteht die Möglichkeit für solche Soldaten, die durch plötzliche Einberufung oder plötzliches Einrücken nicht mehr dazu kamen sich trauen zu lassen, durch eine Erklärung vorm Bataillonskommandeur eine Ferntrauung einzuleiten. Der Kommandeur sendet die schriftliche Willenserklärung des Betreffenden an den Standesbeamten. Die Ehe kommt zu dem Zeitpunkt zustande, wo seine Verlobte vor dem Standesbeamten gleichfalls ihren Willen, die Ehe einzugehen, erklärt.

Befreiung der Wehrmachtsangehörigen von den Krankenkassenbeiträgen. Solange ein Soldat der Wehrmacht angehört, ruhen seine Beitragszahlungen; trotzdem erhalten die Kassen ihre Leistungen gegenüber seinen Familienmitgliedern aufrecht. Es ist dem deutschen Soldaten damit die Beruhigung gegeben, seine Familie im Falle von Krankheit versorgt zu wissen.

Das kinderreichste Dorf in Oberschlesien. Das kinderreichste Dorf in Oberschlesien ist Schönwald, dort sind von 1200 Müttern 800 kinderreich. 331 Mütter hatten 3117 Kinder.

Geburtenreiches Bauerntum. Im Gau Oberdonau wurde festgestellt, daß in allen Kreisen, in denen die landwirtschaftliche Bevölkerung 30—50 v. H. beträgt, die Geburtenziffern hoch liegen, während in den Kreisen mit geringer landwirtschaftlicher Bevölkerung niedrige Geburtenzahlen sind. Der Gaudurchschnitt beträgt 24,5 a. T. der Bevölkerung.

Zulassung zur Hebammenschaft. Der Reichsminister des Innern hat angeordnet, daß in Anbetracht der Erweiterung des Reichsgebietes Zulassungen zum Hebammenberuf bis auf weiteres über den im Bezirk der einzelnen Hebammenlehranstalten zu erwartenden Hebammenbedarf hinaus erfolgen können. Als Mindestalter für die Zulassung zur Hebammenausbildung gilt das vollendete 18. Lebensjahr.

Verbesserte Finanzierung der Neubildung deutschen Bauerntums. Der Neubildung deutschen Bauerntums kommt in Zukunft in den östlichen Provinzen des Reichs erhöhte Bedeutung zu. Um der Siedlung im Osten die notwendigen finanziellen Erleichterungen zu verschaffen, wurden vor kurzem bedeutend verbesserte Finanzierungsmaßnahmen erlassen. Darnach wird zukünftig die tragbare Rente des Neubauern nach der Leistungsfähigkeit des Grund und Bodens bei bäuerlicher Wirtschaftsführung und ordentlicher Wirtschaftsführung bemessen. Die tragbare Rente wird damit von den schwankenden Gesamtkosten losgelöst. Die Laufzeit der Rente wird um mehr als 14 Jahre verkürzt. Außerdem zahlt das Reich verlorene Zuschüsse, wenn Siedlungsland in wichtigen Siedlungsgebieten wegen allzu hoher Preise nicht erworben werden kann. Auch werden verlorene Baukostenzuschüsse für jeden Hof von mehreren tausend Mark gezahlt. Wichtig ist noch, daß die Einrichtungskredite rückwirkend über 1935 hinaus nicht verzinst, sondern nur noch vom sechsten Jahr ab mit 2% getilgt werden. Durch diese gegenüber den früheren Bedingungen sehr stark erleichterten Bedingungen wird zweifellos der vorhandene Siedlungswille neuen Auftrieb erfahren. Die Neubildung deutschen Bauerntums im Osten des Reichs ist die wichtigste bevölkerungspolitische Maßnahme unserer Zeit.

Die neue West-Ostsiedlung. Staatssekretär Willikens nahm kürzlich in der NS.-Landpost zur Frage der West-Ostsiedlung Stellung und betonte, daß die Festigung des deutschen Volksbodens im Osten gleichzeitig mit einer Auflockerung der ländlichen Gebiete des Westens Hand in Hand gehen müsse. Es sei notwendig aus Baden mindestens 60000 und aus Württemberg 50000 ländliche Familien umzusiedeln, um die dortigen landwirtschaftlichen ungünstigen Verhältnisse zu bereinigen und gleichzeitig dem Osten deutsche Siedler zuzuführen. Diese Umsiedlung werde nach festen Richtlinien und landsmannschaftlichen Gesichtspunkten vor sich gehen. Für die Ansetzung kommen nur rassisch wertvolle, gesunde und beruflich tüchtige Familien in Betracht.

Kampf der Rachitis. Gegenwärtig wird im gesamten Reichsgebiet eine Großaktion im Kampf gegen die Rachitis durchgeführt. Auf Grund eines Erlasses des Reichsministers des Inneren ist jede deutsche Mutter verpflichtet, zum erstenmal im Alter von drei Monaten ihr Kind einem Arzt vorzuführen und dann weitere zweimal im Abstand von zwei Monaten. Werden bei dieser Untersuchung, die von der Hilfsstelle für Mutter und Kind in der NSV. veranlaßt wird, rachitische Erscheinungen festgestellt, so erfolgt kostenlose Abgabe von Vigantol, das den Mangel an Vitamin D im menschlichen Körper ausgleicht.

Zunehmende Bevölkerungszahl in Dänemark. Die Bevölkerungszahl Dänemarks ist von 3777000 im Jahre 1938 auf 3805000 angestiegen. Die Zunahme beruht auf dem etwa 28000 betragenden Geburtenüberschuß.

44,5 Millionen Einwohner in Italien. Die italienische Bevölkerungsziffer wurde am 30. November 1939 mit 44502000 Köpfen angegeben.

Starkes Anwachsen der Städte der Sowjetunion. Vor kurzem wurden weitere Einzelheiten über die Ergebnisse der letzten sowjetrussischen Volkszählung bekannt. Danach ist die Landbevölkerung von 120,7 Millionen auf 114,6 Millionen zurückgegangen, die Stadtbevölkerung jedoch von 26,3 auf 55,9 Millionen angewachsen, hat sich also reichlich verdoppelt. Die Zahl der Städte mit mehr als 100000 Einwohnern ist von 33 auf 82 angestiegen. Während die Einwohnerzahl der 4 größten Städte, Moskau, Leningrad, Kiew und Charkow, sich in den 13 Jahren etwa genau verdoppelt hat (Moskau 4,11 und Leningrad 3,17 Millionen Einwohner), ist bei einzelnen Städten das Wachstum noch größer; am stärksten bei der Industriestadt Stalinsk, die im Jahre 1926 4000 Einwohner zählte, heute aber 170000. Diese starke Verstädterung hält weiter an.

Landflucht in den Vereinigten Staaten. Nach eingehenden Untersuchungen wandern in USA. seit 1930 jährlich mehr als eine Million Menschen vom Land in die Stadt. Trotz einer gewissen Gegenbewegung bleibt immer noch ein Verlust des Landes von etwa einer halben Million Menschen je Jahr übrig. Die Zahl der Arbeitslosen wird dadurch in den Städten fortlaufend verstärkt.

Die Bevölkerungsverhältnisse in den englischen Dominions. Von den 10,38 Millionen Kanadiern sind 5,4 Millionen britischer, etwa 3 Millionen französischer Abkunft, der Rest verteilt sich auf rund 0,5 Millionen Deutsche, Skandinavier, Russen, Polen usw. Das Wachstum der französischen Volksgruppe ist doppelt so groß wie das der Bewohner britischer Abstammung, was auf die unterschiedliche Fortpflanzung zurückzuführen ist. Die Bevölkerung Australiens beträgt 6,57 Millionen. Auf tausend Einwohner kamen 1937 in Australien 17,4 Geburten. Der Geburtenrückgang hält an. In Neuseeland kamen 1937 auf tausend Einwohner 17,3 Geburten. In dem überaus dünn bevölkerten Land wanderten 1934—35 29400 Einwanderer ein, aber 32500 wanderten aus.

Die Farbigen im britischen Weltreich. Rund 20 Millionen Weißen des britischen Imperiums stehen etwa 420 Millionen Farbige gegenüber. Das Mißverhältnis ist in den tropischen Kolonien und in Ostindien am größten. Dort stehen einer Gesamtbevölkerung von 39 Millionen Farbigen etwa nur 3 Millionen Weiße gegenüber. Die Volkszahl hat hier in dem Jahrzehnt zwischen 1921 und 1931 um 32 Millionen Köpfe zugenommen, d. h. um weit mehr als die Volkszahl der Weißen in allen Dominions zusammen beträgt. Die farbige Bevölkerung in den Kolonien nimmt durch ihre Geburtenfreudigkeit ständig zu, während die weiße Bevölkerung einen starken Geburtenrückgang aufzuweisen hat.

Zusammengestellt von E. Wiegand.

Filmbeobachter

Unter der Spielleitung Gustav Ucickys ist in Wien mit Käthe Dorsch in der tragenden Rolle der Film „Mutterliebe" (Wien-Film der Ufa.) entstanden. Die Handlung des Films ist denkbar einfach und klar, dabei von einer außerordentlich dramatischen Straffheit, so daß die in dem Film behandelten Probleme, gelöst von ihrer Bindung an den Stoff, allgemein gültig erscheinen. Eine junge Familie verliert durch einen Unglücksfall den Vater. Die Mutter sieht sich dadurch vor die Aufgabe gestellt, für ihre kleinen Kinder selbst zu sorgen. Das Geschäft, das der Vater betrieben hat, muß unter dem Zwang der Ereignisse aufgegeben werden. In Wien findet die Mutter Arbeit um den Unterhalt für ihre Kinder zu verdienen. Sie übernimmt eine kleine Wäscherei. Es vergehen Jahre harten Kampfes um das tägliche Brot. Das Leben der Mutter ist ausgefüllt mit Sorgen, die die Erziehung der Kinder bereitet, die keine Musterknaben und -mädchen sind, sondern ihr die Sorgen bereiten, die mehr oder weniger alle Kinder ihren Eltern machen. Doch schließlich wird das Ziel erreicht. Wir sehen die Mutter, immer noch wirkend, in der großen Familiengemeinschaft, der Kinder und Enkelkinder angehören. Was neben all den vielen Einzelfragen, die in dem Film aufgeworfen werden, für uns besonderes Interesse hat, ist die Tatsache, daß der Film eine kinderreiche Familie in ihrem Wachsen und Werden in den Mittelpunkt seines Geschehens gestellt hat. Wir glauben einen Ausschnitt aus unserem eigenen Leben zu sehen, wenn wir die Kinder in die Schule oder in ihr sonstiges Alltagsleben im Film begleiten. Wir verstehen die Mutter, all ihre Gefühle und Gedanken, die nur ihren Kindern und deren Entwickelung gelten. Ein Erfolg der Kinder wird zu einem Sieg der Mutter. Und so bedurfte es im Film auch keiner großen Begründungen für ihre Entscheidungen. Sie ergaben sich notwendig aus ihrer Aufgabe als Mutter. Besonders eindrucksvoll wirkten die Szenen auf den Zuschauer durch die Auswahl der Darsteller. Das Erscheinungsbild aller war so fein aufeinander abgestimmt, — insbesondere während der Kinderjahre bei den jugendlichen Darstellern —, daß man das Gefühl des zufällig Zusammengefügten verlor, das man so oft bei „Filmfamilien" empfindet.

„Zwei Welten" heißt der heitere Gustav-Gründgens-Film der Terra, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, Volksgemeinschaft praktisch zu zeigen. Daß diese Problemstellung ihre besonderen Schwierigkeiten hatte, braucht nicht betont zu werden. Wenn es nun im Film gelingt, die Frau Ökonomierat von ihrem Standesdünkel zu heilen und zu zeigen, daß es auch sonst noch brauchbare Menschen gibt, so ist das immerhin schon ein beachtlicher Erfolg. Daneben gibt der Film einen ausgezeichneten Einblick in die Arbeit der Landhelfer und zeigt vor allem die geistigen Auswirkungen der landwirtschaftlichen Arbeit auf die jungen Menschen einmal auf. Dabei streift der Film Fragen der Landflucht. Sehr eindrucksvolle Arbeitsaufnahmen unterstützen die Wirkung des Films. Abweichend von der üblichen Darstellung dieser Szenen ist hier wirkliches Leben eingefangen worden.

Kurt Betz.

Buchbesprechungen

Groß, Walter: Der deutsche Rassegedanke und die Welt. Schriften der Hochschule für Politik I. Idee und Gestalt des Nationalsozialismus. Heft 4. 1939. Berlin, Verlag Junker und Dünnhaupt. 32 S. RM. 0.80.

Der Verfasser gibt einen Überblick über die Auseinandersetzungen, die sich nach 1933 zwischen dem Nationalsozialistischen Deutschland und dem Ausland auf Grund der deutschen Rassen- und Bevölkerungspolitik ergeben haben. Er zeigt die verschiedensten Angriffe auf, denen das Reich damals ausgesetzt war. In langem, mühsamen Ringen und zahllosen Auseinandersetzungen ist es inzwischen gelungen, heute die fremden Völker und Regierungen zum größten Teil davon zu überzeugen, daß der deutsche Rassegedanke sie in keiner Weise berührt und angreift. F. Schwanitz.

Kühn, A.: Grundriß der Vererbungslehre. 1939. Leipzig, Verlag Quelle u. Mayer. 164 S., 115 Abb.

Wir verfügen heute in Deutschland zwar über eine Fülle von kurzgefaßten Darstellungen der Vererbungslehre, aber nur die wenigsten dieser Bücher können sachlich den notwendigen Ansprüchen genügen. Unter diesen Umständen ist es erfreulich, daß einer der ersten Biologen unserer Zeit einen Grundriß der Vererbungslehre geschrieben hat, den man in jeder Beziehung als vorbildlich bezeichnen kann. Die Fülle der angeführten Tatsachen, die selten klare und für eine derartige knappe Einführung auch ungewöhnlich gründliche und tiefgehende Darstellung auch komplizierterer Vererbungsvorgänge (Polymerie, plasmatische Vererbung, Genwirkung, Rassen- und Artentstehung usw.), die ausgezeichneten Bilder und vor allem die Tatsache, daß der Leser in dieser knappen Darstellung in gründlicher Weise an alle wesentlichen Probleme der Genetik herangeführt wird, machen das Buch zu einem Meisterwerk, das zum mindesten unter den kleineren und mittleren Einführungen in die Erbbiologie unerreicht dasteht. Man darf wünschen, daß das Buch eine recht weite Verbreitung findet und die minderwertigen und mittelmäßigen Darstellungen der Vererbungswissenschaft weitgehend vom deutschen Buchmarkte verdrängt. F. Schwanitz.

Mitgau, J. H.: Nachdenkliches Vorwort zu einer Familiengeschichte. Familienkundliche Hefte für die Niederlausitz, H. 15/16. 1940. Cottbus, Verlag für Heimatkunde zu Cottbus. Auslieferung durch Buchhandlung Herm. Striemann. 57 S. RM. 1.20.

Das Heft, das als Einführung in eine Familienkunde gedacht ist, zeigt den Sinn und Wert der Sippenforschung für die Sippe selbst wie für das Volksganze. Daneben wird die Bedeutung und das Leben der deutschen Familie in den verschiedenen Jahrhunderten geschildert. Die Darstellung, die sich in erster Linie an das Gefühl wendet, dürfte geeignet sein, in weiteren Kreisen das Interesse an der Familienforschung zu erwecken. F. Schwanitz.

Kranz, H. W.: Die Gemeinschaftsunfähigen. (Ein Beitrag zur wissenschaftlichen und praktischen Lösung des sog. „Asozialenproblems".) I. Teil. Schriftenreihe des Instituts für Erb- und Rassenpflege, Gießen, Heft 2. 1939. Gießen, Verlag Karl Christ. 80 S. 11 Tab.

Die vorliegende große Untersuchung, die 198 Sippen mit 4502 Sippenmitgliedern umfaßt, ist vor allen Dingen deshalb wertvoll, weil sie die Bedeutung und die Gefahren des Asozialenproblems wissenschaftlich unter Beweis stellt. Die Ergebnisse der Untersuchung münden in die dringenden Forderungen des Verf., sobald wie möglich an die Lösung des Asozialenproblems heranzugehen. Die wichtigste Vorarbeit hierzu sei zunächst die Erfassung und Bestandsaufnahme der gemeinschaftsunfähigen Sippen. C. Steffens.

Ruß, E.: Die konstitutionellen Veränderungen bei Leipziger Studenten in der Zeit von 1925/26 bis 1934/35 als Folge vermehrter planmäßiger körperlicher Erziehung. 1939. Würzburg-Aumühle, Konrad Triltsch Verlag. 49 S. Brosch. RM. 2.40.

Der Verfasser hat zwei Untersuchungsreihen, die neun Jahre auseinanderliegen, verglichen. Es hat sich an dem Studenten eine wesentliche Verbesserung des körperlichen Zustandes feststellen lassen, ein Erfolg, an dem das Leipziger Institut für Leibesübungen durch seine unermüdliche Tätigkeit wesentlichen Anteil hat. Der Einfluß der Leibesübungen auf die Körperform der jugendlichen Erwachsenen wird im einzelnen an Tabellen und bildlichen Darstellungen in der Arbeit dargelegt. J. Schottky.

Seeberg, Stella: Dorfgemeinschaft in 300 Jahren. Berichte über Landwirtschaft. 142. Sonderheft. 1938. Berlin, Paul Parey Verlag. 118 S., 28 Abb., 8 Tafeln. RM. 15.—.

Die aus dem Arbeitskreis „Bäuerliche Lebensgemeinschaft" hervorgegangene Arbeit zeigt an Hand des Dorfes Ruhbier in der Prignitz, welchen verhängnisvollen Einfluß die Bauernbefreiung auf das Gemeinschaftsleben des Dorfes ausgeübt hat. Während vor der Bauernbefreiung Bauern und Arbeiter einen Blutsverband bildeten und nur geringe wirtschaftliche und soziale Unterschiede bestanden, hörten die blutsmäßigen Beziehungen zwischen ihnen später auf, und durch den starken wirtschaftlichen Aufstieg der Bauern vertieften sich die Gegensätze zu den Arbeitern. Zahlreiche Verkäufe der Bauernhöfe an Fremde, starke Ab- und Zuwanderung, geringe Kinderzahl, namentlich der Bauern (1,5 je Ehe seit etwa 1875), wirkten weiter zersetzend auf das Ruhbierer Gemeinschaftsleben ein, das heute eines neuen Aufbaues bedarf. J. Rothe.

Lamprechtshausen. Ein Dorf der Ostmark kämpft für Adolf Hitler. Text von Karl Springenschmid. Bilder von Enno Folkerts. 1939. München, Deutscher Volksverlag. 46 S. 31 Abb.

Die kleine Gedenkschrift will die Erinnerung wachhalten an das Dorf Lamprechtshausen im Salzburgischen, das ganz besonders treu und fest zum Führer gestanden und seine Überzeugung mit verzweifelter Kraft bis zum letzten Mann gegen die Regierung verteidigt hat. Es war das Dorf in Österreich, das am längsten für Adolf Hitler gekämpft hat. C. Steffens.

Unger, H.: Germanin. Geschichte einer deutschen Großtat. 1938. Berlin, Verl. d. deutschen Ärzteschaft. 227 S. Preis geb. RM. 5.50.

Die deutsche Forschung hat mit Germanin ein segensreiches und unübertroffenes Heilmittel gegen die Schlafkrankheit geschaffen. U. führt uns in seinem Buche aus deutschen Laboratorien hinaus in verschiedene afrikanische Seuchengebiete, in denen die Schlafkrankheit ihre Opfer fordert. Er gibt uns ein packendes Bild von den Schwierigkeiten, die sich den deutschen Forschern bei der Erprobung des Heilmittels in Afrika entgegenstellten.

Die Entdeckung des Germanin ist eine im Dienste der kolonisatorischen Aufschließung Afrikas stehende Großtat deutscher Forscher. Darum verdient Ungers Buch gerade in unserer Zeit, in der Deutschland seinen Anspruch auf Kolonien wieder erhebt, größte Beachtung. Vor allem unsere Jugend wird das Buch mit Begeisterung lesen. G. Cehak.

Verantwortlich für den Inhalt: Prof Dr. B. K. Schultz, Babelsberg und Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Waibel & Co., Anzeigen-Gesellschaft, München 23, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Carl A. Rosler, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin. — P.L. 6. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München. — Printed in Germany.

April 1940 Heft 4



Volk und Rasse

J. F. Lehmanns Verlag München-Berlin Einzelheft Rm. -.70



Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum

Rassenkunde — Rassenpflege

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

15. Jahrgang — Heft 4 — April 1940

Inhalt

Umschlagbild: SS Mann mit Stahlhelm. Maler: Stengel.

Hauptschriftleiter: Prof. Dr. B. K. Schultz, Potsdam-Babelsberg 2, Neue Kreisstr. 15.

Hauptschriftleiter i. V.: Dr. E. Pfeil, Berlin-Grunewald, Beyme-Straße 30.

J. F. Lehmanns Verlag, München 15 / Paul Heyse-Straße 26

Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.-, Einzelheft RM. -.70, Postscheckkonto des Verlags München 129; Postsparkassenkonto Wien 59594; Postscheckkonto Bern Nr. III 4845; Kreditanstalt der Deutschen in Prag, Krakauer Gasse 11 (Postscheckkonto Prag 62730).

Volk und Rasse

15. Jahrgang 1940 · Heft 4 April

J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin

W. Eisenberg:

Eine kinderreiche Sippe.

Kinderreichtum der Menschen mit guter Erbmasse ist die Forderung des Schicksals an unsere Generation und die Grundbedingung zum weiteren Aufstieg unseres Volkes.

Es ist noch nicht genug damit erreicht, daß die Kinderzahl in Deutschland im Steigen begriffen ist.

Denn es gibt viele Familien, die offenbar glauben, daß Kinderreichtum sich weder mit Bildung noch mit ausgeglichenen wirtschaftlichen Umständen noch mit fröhlichem Lebensgenuß vereinen ließe. An Versuchen und Bemühungen sie zu belehren hat es nicht gefehlt.

Ob sie sich wohl durch das Vorbild bekehren lassen? Ich hoffe es. Beispiele sind wichtiger als Erörterungen: Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte man gelegentlich in einer mitteldeutschen Residenzstadt durch die Hauptstraße 5 Männer gehen sehen: Sie fielen auf; denn der Kleinste war 1,89 m und der Größte 1,97 m hoch. Der besinnliche und unkomplizierte Ausdruck ihrer hellen Augen und die Ähnlichkeit in der bedächtigen Art ihrer Bewegungen, ihres etwas schweren Ganges und des abgehobenen Sprechens waren deutliche Anzeichen für ihre Verwandtschaft. Es waren fünf Brüder.

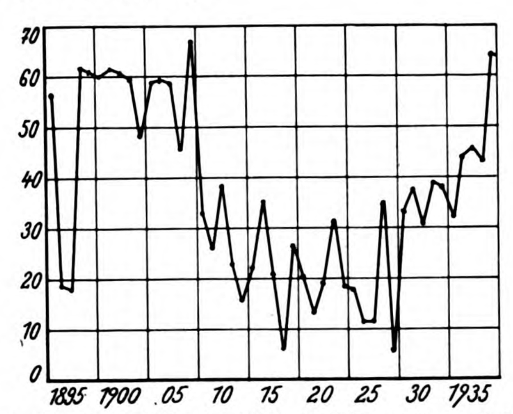
Zu ihnen gehörten fünf Schwestern und von diesem Geschwisterkreis stammt eine Sippe ab, die heute mit eingeheirateten Frauen und Männern 279 Menschen zählt. (Nach dem Stand vom 31. 12. 1938.) Die Schwestern blieben unverheiratet und waren ihren Brüdern in Haus und Erziehung oft behilflich. Das Leben der Zehn war schwer genug. Der Älteste hatte ein Alter von 30, der Jüngste von 12 Jahren, als sie den schon verwitweten Vater begruben. So mußten sie sich untereinander Mutterliebe und Vaterhand ersetzen. Und wie taten sie es! Es war ihnen selbstverständlich, daß sie für einander sorgen mußten und daß einer für den anderen einstehen würde.

Sie planten — es war die Zeit um 1850, als so viele Deutsche über den großen Teich zogen — gemeinsam nach Amerika auszuwandern und zu zehnt eine Farmwirtschaft zu beginnen. Dann aber überwog doch die Liebe zum Vaterlande; vielleicht erhoben sich gegen diesen Plan auch äußere Widerstände; genug, sie blieben. Ihren ungeschriebenen und unbeschworenen Bund, den ihnen das gemeinsame Blut und ihre getreue Gesinnung auferlegten, hielten sie auch in der Heimat und waren ein schon damals auffallendes Beispiel von geschwisterlichem Zusammenhalt. Sie brachten es fertig, daß vier von den fünf Brüdern einen akademischen Beruf ergreifen konnten. Die beiden Jüngsten wurden zum Beispiel von dem Ältesten bis zu ihrem 14. Lebensjahr auf Hauslehrerstellen mitgenommen und unterrichtet, zu welchem Zweck der ältere Bruder — eine seltsame Mutter — besonders geeignete Posten übernahm. Der Jüngste war freilich 33 Jahre alt, als er sein Abitur machen konnte. Mit 38 Jahren war er in seinem endgültigen Beruf, was ihn nicht hinderte noch fünf Jungens groß zu ziehen und 17 Enkel zu haben.

Dieser schlichte Sinn der Treue, der ohne viel Aufhebens zu machen, schwere und jahrelang drückende Pflichten auf sich nimmt, ist auch heute noch in der ganzen Sippe lebendig. Wie verschieden an Wesensart, Gestalt, Haar und Gebaben die heutigen Mitglieder durch das andere Blut ihrer Mütter und Väter auch geworden sein mögen, dieses Band gemeinsamer Charakterzüge ist auch in der jetzigen Geschlechterfolge noch da.

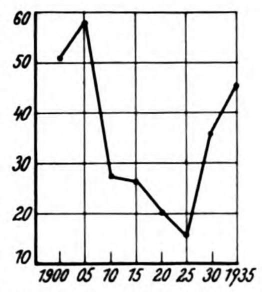
Die ganze Menschengruppe fiel mir vor allem durch die Höhe ihrer Geburtenziffer auf. Der jährliche Durchschnitt aus den letzten 5 Jahren 1933—1937 für ein Jahr berechnet, betrug 46 Lebendgeborene auf 1000 Einwohner. Das ist eine Zahl, die sehr hoch über dem Reichsdurchschnitt liegt (19,8).

Man könnte einwenden, daß ein Zeitraum von 5 Jahren zur Beurteilung der Geburtenziffer einer Sippe von einem Vierteltausend Menschen nicht ausreicht, um ein endgültiges Urteil zu fällen. Ich habe mir darum die Mühe gemacht, die durchschnittlichen Geburtenziffern bis zurück zum Jahre 1893, also bis zum Erscheinen der Enkelgeneration jener 5 Männer zu berechnen. Es wurde die Ziffer der in jedem Jahr geborenen Kinder zu der Anzahl der in diesem Jahr vorhandenen Sippenmitglieder ins Verhältnis gesetzt. Für jedes Jahr wurde zu diesem Zweck die Größe der Sippe genau festgestellt. In 45 Jahren ergibt sich folgende (Kurve 1):



Kurve 1. Die seitlichen Ziffern bezeichnen die Geburtenziffern auf 1000 Einwohner berechnet.

Um das durch die verhältnismäßige Kleinheit der Sippe bedingte starke jährliche Hin- und Herschwanken der Geburtenziffer auszugleichen, ist auf der zweiten Kurve der Durchschnitt für je 5 Jahre graphisch dargestellt (Kurve 2).



Kurve 2. Geburtenziffern seit 1897 nach Jahrfünften.

In den 45 Jahren seit 1893 betrug die durchschnittliche Geburtenziffer, berechnet auf 1000 Menschen aus dem Verhältnis der Lebendgeborenen zur jeweiligen Größe der Sippe trotz Krieg, trotz zersetzender Einflüsse der Nachkriegszeit rund 37. Die Zahl liegt zwar noch nicht ganz auf der Höhe der Jahre 1933—1937, sie über-

ragt aber immer noch beachtlich den allgemeinen Durchschnitt des Deutschen Reiches.

Auch im Altersaufbau der Sippe drückt sich dieser Umstand sehr deutlich aus; unter den 279 Mitgliedern sind nicht weniger als 105 Kinder bis zu 14 Jahren. Zu rund 37% besteht die Sippe also aus Kindern.

Diese Tatsache ist um so überraschender, als nicht weniger als 61 Mitglieder der Sippe vorhanden sind, die entweder ein akademisches Studium hinter sich haben (7 Lehrer oder Lehrerinnen) oder in ihm stehen oder mit einem Mann dieser Vorbildung verheiratet sind. Ist es doch bekannt, daß ein Teil gerade der akademisch gebildeten Familien mit der Geburtenbeschränkung voraus gegangen ist und mit durch sein Vorbild die anderen Schichten des Volkes in den verhängnisvoll auflösenden Strudel der Kinderarmut hineingezogen hat. (Wir erleben freilich heute, daß sich dieses Verhältnis umzukehren beginnt.) Der wirklich hohe Bildungsgrad der ganzen Sippe spricht sich gerade in der Vereinigung von Schulung und Kinderzahl besonders deutlich aus. Man trifft hier offenbar viele Menschen, die nicht studiert haben, um es sich nachher wohl sein zu lassen, sondern die aus ernstem Drang die Bildungsstätten des Staates aufsuchten, ja den Zugang zu ihnen sich zuweilen unter großen Mühen erkämpften. Sie sind dabei so im Zusammenhang mit ihrer innersten Natur geblieben, daß sie die hohe menschliche Aufgabe nicht vergaßen eine Familie zu gründen, Kinder groß zu ziehen und zu brauchbaren Menschen zu machen.

Sie werten den Bildungsgrad einer Familie nicht allein nach den akademischen Würden, die das Familienoberhaupt erworben hat, sondern auch nach der inneren Einstellung zur Frage der Volkserhaltung. Dazu genügen nicht Worte. Der offenbar werdende Drang nach Familiengründung und Kinderreichtum ist allein geeignet überzeugend zu wirken. Nur wirklich schwere Hindernisse (Krankheit, hartes Schicksal) entschuldigen hier.

Die durchschnittliche Kinderzahl der einzelnen Ehe bietet ebenfalls in der besprochenen Sippe ein günstiges Bild. Sie ist etwas verschieden, je nach der Methode, nach der man sie berechnet. So kann man zum Beispiel sämtliche Familien, auch die unfruchtbaren Ehen, mitberücksichtigen, wobei man auch solche mitzählt, bei denen bereits ein Elternteil gestorben ist. Eine Witwe mit 5 Kindern und noch selbständigem Haushalt würde also mitaufgeführt. In diesem Fall beträgt die durchschnittliche Kinderzahl je Familie 3,3. Wählt man dagegen nur diejenigen Familien aus, in denen beide Elternteile leben, mit Einschluß der Unfruchtbaren, so fallen am 31. Dez. 1938 3,1 Kinder auf jede Ehe. Hierbei ist freilich in Betracht zu ziehen, daß man eigentlich zwischen alten Ehen, also solchen, bei denen kein Nachwuchs mehr zu erwarten ist, und jungen Elternpaaren, die noch Kinder bekommen können, unterscheiden müßte. Bei der geringen Gesamtzahl der Ehen (55 mit beiden lebenden Gatten) würde jedoch niemals die notwendige statistische Genauigkeit erreicht, die man für eine brauchbare Feststellung fordern muß. Der Fehler der zu geringen Zahl ist bei einer solchen Berechnung sowieso nicht zu vermeiden.

Den besten Vergleich gibt die Kinderzahl der fruchtbaren Ehen. Diese wichtige Ziffer beläuft sich mit Einschluß der Familien mit nur einem lebenden Eheteil im Juni 1939 auf 3,8. Bei Berücksichtigung nur derjenigen Ehen, von denen beide Teile leben, beträgt sie am 31. Dez. 1938 3,6. Sie liegt also höher als das berühmte Reichssoll von 3,4, d. h. jener Zahl, die nur zur Erhaltung des Bestandes des deutschen Volkes notwendig ist. Dies Ergebnis ist um so bemerkenswerter, als eine ganze Reihe junger Ehen, die bisher keine oder ein bis zwei Kinder haben, der Einfachheit halber miteingerechnet ist.

Der Prozentsatz an 3—4—5-kindrigen Ehen ist, wie nach den schon mitgeteilten Zahlen nicht anders zu erwarten ist, ebenfalls recht hoch und liegt über dem Reichsdurchschnitt. Von den zur Zeit bestehenden (31. Dez. 1939) 55 Ehen, in denen beide Eheteile leben, hatten:

8 Ehen	. . .	kein Kind,
7 Ehen	. . .	ein Kind,
12 Ehen	. . .	zwei Kinder,
7 Ehen	. . .	drei Kinder,
5 Ehen	. . .	vier Kinder,
8 Ehen	. . .	fünf Kinder,
8 Ehen	. . .	sechs Kinder und mehr.

Das unten folgende Schaubild 3 zeigt die prozentualen Verhältnisse dieser Ziffern im Vergleich zu denen des Deutschen Reiches.

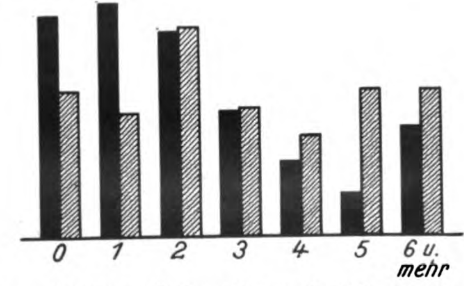


Schaubild 3. Die unteren Zahlen bedeuten die Kinderziffer der einzelnen Ehe. Die Höhe der Säule spiegelt den prozentualen Anteil der entsprechenden Ehen wider. Deutsches Reich: schwarz, Sippe: schraffiert.


1


2


3


4

Abb. 1-4: 4 der fünf Brüder der ältesten Generation. Bei allen: Augen blau, Haare blond.

In Prozentsätzen ausgedrückt lauten die entsprechenden Zahlen:

Ehen mit	Sippe	Deutsches Reich
keinem Kind . . .	14,6%	22 %
einem Kind	12,7%	23,2%
2 Kindern	20,8%	20,2%
3 Kindern	12,7%	12,4%
4 Kindern	10,0%	7,4%
5 Kindern	14,6%	4,1%
6 Kindern und mehr	14,6%	10,7%

Der Anteil der mehrkindrigen Ehen zeigt also ebenfalls den in Bezug auf die Nachkommenschaft gesunden Aufbau der Sippe.

Natürlich gibt es in der ganzen Sippe auch eine Reihe von unverheirateten Personen, besonders Frauen.

Der Hundertsatz der kinderlosen Ehepaare (14,6%) entspricht, wenn man etwa 4% auf junge Ehen, die noch Kinder erwarten, abrechnet, dem von Ärzten angenommenen aus medizinischen Gründen vorhandenen Durchschnitt: ungefähr 10% aller Ehen. Auf der anderen Seite gibt es auch keine übergroßen Familien: die kinderreichste hat 9 Kinder. Die allgemein hohe Geburtenziffer kommt vor allem durch den gleichmäßigen und guten Durchschnitt von 3—6 Kindern in vielen Einzelfamilien zustande, wie aus dem Schaubilde deutlich genug hervorgeht. Kinderlosigkeit wird als ein Unglück angesehen. Es gilt als unehrenhaft sie von vorneherein anzustreben.

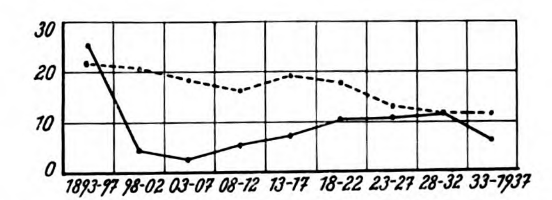
Trotz des Fehlers der zu geringen Zahl habe ich auch noch eine Zusammenstellung über die durchschnittliche Kinderzahl unter Berücksichtigung der Berufe der Eltern veranlaßt. In diesem Falle sind auch die Familien mitgezählt, bei denen nur noch ein Eheteil lebt. Es wurde dann der Beruf des unter Umständen bereits gestorbenen Familienvaters angegeben. Wenn man die entsprechenden Zahlen nur für die Ehen berechnet, bei denen beide Teile leben, so ergeben sich wohl gewisse Änderungen; das Gesamtbild bleibt jedoch das gleiche.

Von den nur in der Ein- oder Zweizahl vorhandenen Berufen sind viele noch sehr junge Ehen, ohne daß durch bereits vorhandene ältere Familien gleichen Berufes ein Ausgleich geschaffen wäre. Infolgedessen scheinen sie kinderärmer als sie voraussichtlich sein werden. Nicht trifft dies jedoch zu bei den Ärzten, Lehrern und Bauern.

Lfd. Nr.	Berufe	Zahl der Ehen		Kinderzahl pro Ehe	
		1937	1939	1937	1939
1.	Ärzte	6	7	2,66	2,43
2.	Apotheker	2	2	3,5	3,5
3.	Bauern	7	6	2,43	2,66
4.	Baurat u. Architekten .	2	2	0,5	1,0
5.	Bibliothekar	1	1	2,0	3,0
6.	Eisenbahnbeamte . . .	2	3	5,0	3,66
7.	Handwerker	1	2	2,0	1,0
8.	Hausdiener	1	1	0,0	0,0
9.	Ingenieure	2	2	1,0	2,0
10.	Juristen	1	2	5,0	3,5
11.	Kaufleute (keine Dipl.) .	3	3	2,0	2,0
12.	Landwirte (Dipl. u. mittlere)	2	4	2,5	2,0
13.	Lehrer	3	3	3,33	3,33
14.	Musikprofessoren . . .	2	2	3,5	3,5
15.	Pfarrer	25	29	4,68	4,65
16.	Studienräte	0	1	0,0	1,0

Einen wirklichen Einblick in die Entwicklung dieser jungen Ehen könnte nur eine ähnliche Statistik in 10 bis 15 Jahren geben.

Die Sterbeziffern der Sippe finden sich nach Jahrfünften seit 1893 graphisch dargestellt auf der Kurve 4.



Kurve 4. Sterbeziffern nach Jahrfünften. Deutsches Reich: unterbrochene Linie, Sippe: fortlaufende Linie.

Der Durchschnitt von 1888—1937 betrug 10,07%. Er liegt etwas unter dem Reichsdurchschnitt, besonders der Jahrzehnte vor dem Krieg und entspricht der sorgfältigen Lebensführung, die die Sippe auszeichnet; vielleicht darf man an eine ausgesprochene Lebenszähigkeit denken. Sehr hohe Lebensalter (90 Jahre und darüber) sind, wie allgemein, so auch in dem besprochenen Personenkreis, selten gewesen. Die Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit ist


5


6


7

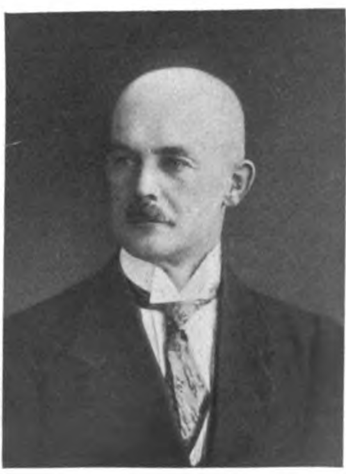

8

Abb. 5: Der jüngste der 5 Brüder: 1,91 m groß, Augen blau, Haare blond, Bart rotblond. – Abb. 6–8. Aus der 2. Generation. Abb. 6: Etwa 70 Jahre alt, mittelgroß, Augen blau, Haare blond. – Abb. 7: Etwa 50 Jahre alt, zwischen 1,80 und 1,90 m groß, Augen blau, Haare blond. – Abb. 8: 1,91 m groß, Augen blau, Haare hellblond, 45 Jahre.


9


10


11


12

Abb. 9-14: Aus der 3. und 4. Generation. Abb. 9, 10: Mittelgroß, Augen blau, Haare blond. – Abb. 11: 40 Jahre alt, Augen blau, Haare blond, übermittelgroß. – Abb. 12: Schlank, 27 Jahre alt, Augen blau, Haare dunkelblond. Augenbrauen: dunkel.

sehr gering: eine Folge der guten Kinderpflege. Die Eltern der Sippe und ganz besonders die Mütter beschränkten sich offenbar nicht darauf, vielen Kindern nur das Leben zu schenken, sondern pflegten sie auch auf das Beste; so ließen sie ihnen vor allem im Säuglingsalter alle jene Sorgfalt angedeihen, zu der sie der Stand der Wissenschaft ihrer Zeit befähigte.

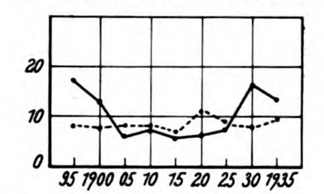
Die **Säuglingssterblichkeit** betrug seit 1815 im **Durchschnitt** 4% (3,8 auf 100 Geborene). Die entsprechenden Ziffern für das Deutsche Reich lauten für eheliche Kinder 1900 24%, 1937 6,3%. Von je 1000 Kindern bis zum 16. Lebensjahr einschließlich der Säuglinge starben in den letzten 80 Jahren 82. Diese Höhe erklärte sich durch die vermehrte Kindersterblichkeit vor 1900 (Diphtherie usw.).

Auf dem Felde vor dem Feind blieben während des Weltkrieges 1914—1918 6 Mitglieder der Sippe. Das sind von den damals 148 Personen etwa 4%. Die Ziffer entspricht den Verlusten, die das deutsche Volk zu beklagen hatte (etwa 3%). Die Zahl der Gefallenen wäre wahrscheinlich noch höher gewesen, wenn nicht ein großer Teil der Enkel- und Urenkelgeneration jener 5 Männer während des Weltkrieges noch im Jugendalter gewesen wäre.

An der Front standen einschließlich der Gefallenen 16 Männer. Einer aus der amerikanischen Sippe lag, wie so manche Deutschblütigen, vom Frühjahr 1917 an in Frankreich im Schützengraben. Von den 16 fielen 6 (37,5%), ein Beweis, daß sie sich wahrlich nicht geschont haben. Von den restlichen 10 waren drei schwer verwundet.

Die Zahl der Eheschließungen, nach Jahrfünften angeordnet, geht aus der Kurve 5 hervor. Für die Zeit von 1893 an berechnet, liegt sie nur um einen unbeträchtlichen Hundertsatz über dem Reichsdurchschnitt; sie entspricht ihm also.

Selbstverständlich ist der ganze Personenkreis frei von jüdischem Einschlag, sowohl von nichtarischer Versippung als auch von direkter Blutsverwandtschaft.



Kurve 5. Eheschließungen nach Jahrfünften. Deutsches Reich: unterbrochene Linie, Sippe: fortlaufende Linie.

Ehescheidungen sind selten. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, ist nur eine einzige Ehe in Amerika geschieden.

In der Sippe konnte ich einzelne Fälle von Tuberkulose feststellen; doch liegt der Hundertsatz der Erkrankungen nicht über dem Reichsdurchschnitt. Eine eingehendere Bestandesaufnahme über die sonstigen gesundheitlichen Verhältnisse hat bisher noch nicht stattgefunden. Eine Verwandtenehe ist mit Zustimmung des zuständigen Gesundheitsamtes vor 3 Jahren geschlossen worden.

Von dem gesamten Personenkreis wohnen etwa 25%


Abb. 13: 3 Kinder von 11: Augen blau, Haare hellblond.


Abb. 14: Mutter und Tochter: Mutter 40, Tochter 14 Jahre alt.

im Ausland, ohne daß bisher dort der Kinderreichtum spürbar nachgelassen hätte. Auch ein in Amerika wohnender Zweig, der schon zum Teil nicht mehr deutsch versteht, hat eine für amerikanische Verhältnisse hohe Kinderzahl. Bei dem in Deutschland seßhaft gebliebenen Teile der Sippe schnellen nun die Geburtenziffern in den letzten Jahren besonders in die Höhe.

Den öffentlichen Kassen sind Mitglieder dieser Sippe nie dauernd zur Last gefallen. Gelegentliche Beihilfen, wie Erwerbslosenunterstützung im Jahre 1931 bis 1933 oder Beiträge von seiten einer Studentenhilfe, sind nicht in diesem Sinne zu verstehen. Jedenfalls hat bisher nie ein Sippenmitglied dem Staate Jahre lang Kosten gemacht, sondern einer der Sippenangehörigen sprang ein in den Fällen, in denen eine Einzelfamilie aus sich heraus sich nicht zu helfen wußte.

Die ganze Sippe zeichnet eine gewisse Neigung zur Schlichtheit der Lebensführung aus. Die meisten leben wohl in ausgeglichenen Verhältnissen, aber es befindet sich keine einzige sogenannte „reiche" Familie darunter.

Ich füge noch ergänzend hinzu, daß ich keinen Fall von Verbrechen in diesem Familienkreise feststellen konnte, vor allen Dingen keinerlei Eigentumsdelikte in offener oder versteckter Form oder gar das Vorkommen von Mord, Totschlag oder Prostitution.

Die Schulleistungen standen bei einer großen Anzahl der Mitglieder auf beachtlicher Höhe; mehrere gingen als Erste in ihrer Klasse von der Schule ab. Die große Neigung zur Familiengründung veranlaßte manche auf aussichtsreiche Laufbahnen wegen der damit verknüpften Ehelosigkeit zu verzichten, um in einem kleineren Wirkungskreis ihrer früh gegründeten Familie zu leben. Dem kam die Familieneigenschaft entgegen, ausgesprochene Ansichten zu haben und jederzeit zu vertreten. Diese Charakterveranlagung konnte bei einzelnen bis zu einer gewissen Eigenbrötelei gehen.

Der Wert der Gesinnung im Zusammenhang mit der Frage des Kinderreichtums kann gar nicht stark genug betont werden. Denn die innere Haltung ist das Tragende und Dauerhafte. Sie gibt Mut und Kraft Schweres auf sich zu nehmen und den Beifall des Augenblickes gering zu achten. Sie ist es auch, die die wirtschaftlichen Verhältnisse meistern läßt, wenn nicht gerade besonders ungünstige Umstände vorliegen, weit mehr als die meisten glauben, die meinen, daß wirtschaftliche Gesichtspunkte allein an dem Nachlassen der Geburtenziffern schuld hätten. Die wahrhaft treibenden Kräfte sind die Treue zur inneren Stimme und die Fähigkeit für das Gedeihen der Kinder Entbehrungen und Mühe zu tragen. Man darf auch nicht den Einfluß der Erziehung, des Weitergebens bewährter Lebensinhalte unterschätzen! Der Instinkt will geweckt, Lebensregeln wollen gelehrt sein. Die mühselige Arbeit der Formung von jungen Menschen und ihre Erfüllung mit den wahren Werten will geleistet werden. Der Grund dazu wird am besten und sorglichsten im engeren oder weiteren Familienkreise gelegt. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei auch andere kinderreiche Sippen zu erforschen und bekannt zu machen. Innerhalb dieser Kreise ließe sich dann viel tun, um die inneren Vorbedingungen für den Kinderreichtum zu schaffen. Dies wäre um so leichter, als bei der charakterlichen Ähnlichkeit der Einzelmitglieder das notwendige Verständnis vorausgesetzt werden kann und durch eine verhältnismäßig geringe Bemühung der Wille zu einer vertieften Lebensauffassung ausgebildet wird. Insbesondere ließe sich in diesen Sippenverbänden jene Gesinnung pflegen, deren Anlage durch ihre Erblichkeit es erlaubt, auch von den kommenden Geschlechterfolgen gesunde Familien mit gesunder Erbmasse und günstiger Atmosphäre im Elternhaus zu erwarten.

Es ist zudem klar, daß wir für die Enkel- und Urenkelgeneration einer solchen kinderreichen Sippe weit getroster und zuversichtlicher in die Zukunft schauen können als etwa für die kommende Zeit einer Familie, deren Fortführung nur auf zwei oder vier Augen steht. Bei derartiger Spärlichkeit können die von Menschen nicht lenkbaren Umstände, wie Unglücksfälle, Unfruchtbarkeit, Erkrankung und Kriegsverluste, charakterliche Ausartung einen ganzen begabten Stamm vernichten. In einer kinderreichen Sippe ist das unmöglich; denn die Zahl tüchtiger Menschen hilft die Lücken schließen.

Es ist ein Opfer, das der Einzelne bringt, wenn er sich infolge Rücksichten und Bindungen, die ihm die Sippe vermittelt, nicht im Sinne individualistischer Anschauungen nach außen ausleben kann; doch wird es mehr als aufgewogen durch das Bewußtsein der Dauerhaftigkeit, daß die gemeinsame innere Haltung einerseits und die spielenden Kinderscharen andererseits jedem aufdrängen. Die strahlenden Augen der Kleinen helfen und heischen den Blick nach vorwärts lenken und der Zukunft vertrauen.

Solche Sippen können wohl ein Vorbild für die sein, die meinen, daß hohe Kinderzahl und Streben nach Bildung sich nicht mit einander vertrügen und ein Trost für jene, die in unsern Ämtern ihre warnenden Stimmen erheben, wenn sie täglich die Tabelle der Minderwertigkeit lesen und die Flut der Unterdurchschnittlichen steigen sehen.

Denn der zukünftige deutsche Aufbau wird von dem reichen Nachwuchs gesunder Sippen geleistet und getragen werden.

Anschrift d. Verf.: Witzenhausen/Werra, städt. Krankenhaus-Kurheim.

Max Fischer:

Kinderreichtum in deutschen Fürstengeschlechtern[1]

Von dem Kinderreichtum in früheren Jahrhunderten kann man sich gut einen Begriff machen, wenn man daraufhin die Nachkommenschaft in einigen deutschen Fürstenfamilien näher betrachtet. Hohe Kinderzahlen finden sich hier vom Mittelalter an bis in die neuere Zeit hinein. Selbst bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts gibt es noch genug kinderreiche fürstliche Ehen, wenn auch nur bis zur Hälfte oder einem Drittel der früheren Höchstzahlen. Kinderreichtum bildete damals den Stolz der Familie; er war einfach naturgemäß und selbstverständlich. Einem der deutschen Fürsten wurde der ehrende Beiname: „Der Kinderreiche" zuteil.

Ich beschränke mich hier auf einige wenige Beispiele von vielen.

Zunächst die Fürsten von Nassau-Dillenburg, bei denen Kinderreichtum durch viele Generationen hindurch sozusagen Überlieferung gewesen ist.

I. Wilhelm I. von Nassau-Dillenburg, der Reiche, 1487—1559. Er hatte in zwei Ehen 14 Kinder, davon 12 von einer, der zweiten Gattin; das letzte in seinem 64. Lebensjahre, die Gattin mit 44 Jahren.

[1] Aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin-Dahlem. Direktor: Professor Dr. Eugen Fischer.

2. Wilhelm I. von Oranien, der Schweiger, der Sohn des vorigen, Statthalter der Niederlande, 1533—1584. Er zeugte in vier Ehen 13 Kinder. Das letzte wurde 5 Monate vor seinem Tode (Ermordung) geboren, als er 51 Jahre alt war. Wäre er länger am Leben geblieben, so wäre vermutlich auch die Kinderzahl noch angewachsen.

3. Johann I. von Nassau-Dillenburg, 1535—1606, gleichfalls ein Sohn von 1. und der jüngere Bruder von 2. In drei Ehen hatte er 24 Kinder, das letzte mit 67 Jahren.

4. Johann II., sein Sohn, 1561—1623: 23 Kinder in zwei Ehen.

5. Georg von Nassau-Dillenburg, 1562—1623, ebenfalls ein Sohn von Johann I. und ein Bruder von Johann II.: 16 Kinder aus zwei Ehen, davon 15 aus der ersten in 20 Jahren.

Somit hatten in diesem Geschlecht ein Vater, zwei Söhne und zwei Enkel zusammen 90 Kinder, im Durchschnitt also 18.

Nun das Fürstenhaus Braunschweig:

6. Heinrich I. von Braunschweig-Grubenhagen, 1267 bis 1322, hatte mit seiner einen Gattin 16 Kinder.

7. Otto II. von Braunschweig-Lüneburg, 1528—1603 hatte in zwei Ehen 16 Kinder, aus der zweiten allein 12.

8. Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, 1535—1592, hatte aus seiner einen Ehe 15 Kinder in 23 Jahren; alle blieben am Leben.

9. Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1680—1735: Mit einer Gemahlin, seiner Nichte, 15 Kinder in 21 Jahren. Er starb mit 55 Jahren.

10. Kaiser Ferdinand I., 1503—1564: 15 Kinder von seiner einen Gemahlin, Anna von Ungarn, die ihm nach dem Tode ihres Bruders Ludwigs II., gefallen 1526 in der Schlacht von Mohacs, das Königreich Ungarn in die deutsche Kaiserkrone zubrachte, 15 Kinder in 26 Jahren. Der Kaiser war bei der Geburt des letzten 44 Jahre alt, die Kaiserin ebenfalls 44 Jahre; sie starb drei Tage nach der Geburt des Kindes.

11. Georg Friedrich von Baden-Durlach, 1573—1638, Führer der Protestanten und Gegner Tillys im Dreißigjährigen Kriege, hatte in den ersten zwei Ehen 18 Kinder; die dritte blieb kinderlos. Von der ersten Gattin hatte er in 20 Jahren 15 der Kinder.

12. Adolf Friedrich I. von Mecklenburg-Schwerin, 1588—1658: 19 Kinder in zwei Ehen (8 + 11). Bei der Geburt des jüngsten war der Vater 70, die Mutter 42 Jahre alt.

13. Friedrich II., Landgraf von Hessen-Homburg, 1633—1708. Es handelt sich um den Prinzen von Homburg des H. v. Kleistschen Schauspiels, den siegreichen Reiterführer in der Schlacht von Fehrbellin (1675). In einem früheren Kriege hatte er durch eine Geschützkugel sein rechtes Bein verloren und trug ein künstliches mit Gelenken aus Silber; daher sein Beiname: „Mit dem silbernen Bein".

Er zeugte in drei Ehen 15 Kinder, davon 12 mit einer, der zweiten Gattin, Luise Elisabeth von Kurland, einer Base des Großen Kurfürsten. Das letzte gebar sie mit 44 Lebensjahren.

14. Christian Ludwig von Waldeck, 1635—1706: 25 Kinder aus zwei Ehen, das letzte mit 64 Jahren; davon 14 von der ersten Frau in 18 Ehejahren; einmal Zwillinge (♂ + ♀).

Die Reihe ließe sich unschwer beliebig aus anderen Fürstenhäusern (z. B. Anhalt, Brandenburg usw.) fortsetzen.

In den verzeichneten 14 Familien ergibt sich eine Kinderzahl von 13—25, zusammen von 240, also im Durchschnitt 17 auf eine Familie. In den meisten dieser Familien gab es, wie unter so vielen Kindern begreiflich, auch einige frühe Todesfälle oder auch Totgeburten (zusammen bis zu 7 in einer Familie). Trotzdem blieben noch genug übrig, die ihren Platz im Leben ausfüllten. Man denke z. B. nur an die Unzahl deutscher Fürstensöhne, die im Laufe der Jahrhunderte dem Soldatenstande zuwuchsen und zum Teil hohe Führerstellen im In- oder Auslande erreichten, vielfach auch als junge Offiziere auf dem Felde der Ehre blieben. Andere heirateten in die fremden Königshäuser, denen sie dienten, hinein und gelangten dort unter Umständen auf den Thron; wenn nicht sie selbst, so ihre Söhne, Töchter oder Enkel. Dafür gibt es genug Beispiele.

Es sollten hier einige Tatsachen niedergelegt und daran gezeigt werden, was für die menschliche Natur, insbesondere auch für die Frau als Mutter, in dieser Beziehung an Leistung biologisch und physiologisch überhaupt möglich ist. Auf rassehygienische, sozialmedizinische und andere Betrachtungen, so nahe sie lägen, soll hier verzichtet werden. So wie in diesen Fürstenfamilien war früher auch in der Bürgerschaft und im Landvolk eine große bzw. die größere Kinderschar vor anderen weniger gesegneten Ehen der Stolz der Familie, gleichermaßen für Vater wie für Mutter und für die ganze Sippe.

Anschr. d. Verf.: Berlin-Dahlem, Habelschwerdter Allee 26.

E. Quentin:

Familiengenies.

Die Tatsache, daß oft erst das fünfte oder siebente oder achte Kind einer Familie zum genialen Schöpfer irgendwelcher Werte geworden ist, steht fest. Wir wollen heute einmal auf die vielen Familien hinweisen, die mehrere hochbegabte Glieder aufweisen, so daß auch bei ihnen der Satz gilt, daß jedes ungeborene Kind aus kulturell hochwertigen Geschlechtern ein Verlust für das Gesamtvolk ist. Um ein aufschlußreiches Beispiel zu geben: von den beiden Malerbrüdern Holbein Ambrosius und Hans hatte Hans zwei Söhne, die auch Maler wurden — einen älteren namens Ambrosius und einen jüngeren namens Hans. Wir wollen den Fall setzen, Hans Holbein der Ältere hätte sich mit einem Kind begnügt. Dann wäre Hans Holbein der jüngere unserer deutschen Kunst vorenthalten worden! Diesen Gedankengang wollen wir an einer möglichst großen Menge von Beispielen dartun, denn nur die erdrückende Menge von Beispielen vermag beweiskräftig zu sein. Das Einkindsystem ist nicht nur biologisch und moralisch ein Krebsschaden, sondern vor allem auch kulturell. Ungezählte erbgesunde und hochbegabte Menschen sind durch dieses System ungeboren geblieben!

Beginnen wir mit der berühmten Familie Feuerbach. Der bekannte Kriminalist Feuerbach hatte sechs Söhne, die alle in die Geschichte des deutschen Geisteslebens eingegangen sind. Bei nur einem Kind wäre uns der Maler Anselm Feuerbach vorenthalten worden, der Sohn des zweitgeborenen Sohnes. Der berühmteste unter den sechs Söhnen war der fünfte, der Philosoph Feuerbach! Aus der Familie Huch erwähnen wir Friedrich Huch, den Schilderer von Kinderseelen, und dessen Vetter Rudolf Huch, den Verfasser der Schrift „Mehr Goethe". Die Dichterin Ricarda Huch ist die Schwester Rudolfs. Der Dichter Hermann Kurz hatte drei hochbegabte Kinder, darunter die Dichterin Isolde Kurz und den Bildhauer

Edgar Kurz. Erstaunlich sind die Leistungen, die wir dem hessischen Malergeschlecht Tischbein verdanken. Die Tischbeins und der Bildhauer Rauch stammten aus dem Waldeckschen Winkel, und auch das ist bedeutsam: wieviel Genies hat uns früher das flache Land draußen geschenkt! Vier Brüder Tischbein waren angesehene Maler. Von zwei Neffen dieser Tischbeins waren die beiden Brüder Johann Heinrich und Johann Heinrich Wilhelm abermals Maler — der jüngere Bruder wurde der berühmte Goethemaler. Der Sohn des ältesten der vier Brüder Tischbein war ebenfalls angesehener Maler, desgleichen dessen Sohn. Ungeheuer war die künstlerische Kraft, die aus der Familie Bach hervorging. Bach, der berühmte Thomaskantor, hatte 20 Kinder, von denen zehn ihn überlebten. Von den Söhnen Johann Sebastian Bachs wurden drei wiederum Komponisten! Auch Kaulbachs Sohn wurde Maler, desgleichen sein Neffe sowie dessen Sohn.

Es ist in der Tat erstaunlich, was manche Geschlechter zur Gesamtkultur des Volkes beigetragen haben! Der bayrische Augenarzt Schlagintweit hatte fünf Söhne, deren Namen auf der Ruhmesliste deutscher Entdeckerhelden stehen. Ein herrliches Bild bot der normannische Ritter Tankred. Er hatte zehn Söhne, die alle berühmte Kriegshelden waren, besonders der vierte, den wir als Robert Guiscard kennen. Eine ausgesprochene Gelehrtenfamilie waren die Carpzovs mit dem traditionellen Vornamen Benedikt. An die 400 Jahre gibt es Carpzovs — überwiegend namhafte Theologen. Berühmt sind auch die Schlegels. In zwei Generationen lieferte dieses sächsische Geschlecht bedeutende Vertreter des Geisteslebens. Der Dichter Elias Schlegel hatte zwei namhafte Brüder. Von einem dieser Brüder stammten die berühmten beiden Schlegels ab, die in der Romantik eine entscheidende Rolle spielten. Abwegig ist die Annahme, daß die Vergeistigung manchmal die Geschlechter biologisch auslauge. Der englische Philosoph Bacon äußerte, Kinder seien der Geistigkeit hinderlich! Das ist kein Gesetz: Schiller und besonders Wieland waren kinderreich, und der große Heinrich von Kleist hatte den biologisch-geistigen Wunsch, es möchte ihm zweierlei beschieden sein: ein Werk und ein Kind! Man müßte wünschen, daß Männer von geistigen und künstlerischen Format — Landbewohner wären! Als Beweis diene der Gutsbesitzer Wieland von Oßmannstedt bei Weimar: in 20 Jahren waren ihm 14 Kinder geboren worden!

Oft spielen zwei Brüder nebeneinander eine Rolle: die beiden Brüder Grimm, die beiden Brüder Hauptmann, die beiden Brüder Stolberg, die beiden Zwillingsbrüder Kügelgen, die beiden Brüder Humboldt, die beiden Brüder Hart, die in der Geschichte des Naturalismus eine Rolle spielten, die beiden Brüder Carolsfeld, die beiden Brüder van Eyck! Die beiden Corneille, die beiden Gracchen, die beiden Tieck, die beiden Struensee sind aus Politik, Dichtung usw. bekannt. Wir kennen die beiden Brüder Lilienthal aus der Geschichte des Flugwesens. Frankreich hatte seine zwei Chénier, Perrault, de Maistre und Goncourt — alles namhafte Dichter. Italien hatte die beiden Dichter Gozzi, England die drei Schwestern Brontë, die alle drei bekannte Dichterinnen waren. Wir zitierten nur einige Beispiele in bunter Reihe.

Vier hochbefähigte Brüder Ranke entstammten dem abgelegenen Städtchen Wiehe an der Finne in Thüringen. Wir beklagen es, daß auch heute noch die Zeitungen stolz vermelden, wenn eine Stadt in die Reihe der „Großstädte" eingerückt ist! Vier hochbefähigte Geschwister Büchner entstammten dem kleinen Goddelau bei Darmstadt. Vier tüchtige Söhne aus einem einzigen Elternstamm Mohl zeigen den kulturellen Reichtum kinderreicher Familien. Die Kunst Peter Vischers wurde durch drei Söhne weitergepflegt, drei Brüder Lachner waren Komponisten — von den vier Lortzings ganz zu schweigen. Der Dichter Rossetti hatte drei Söhne, die Hohes leisteten. Zwei Brüder Teniers waren große Maler. Drei Brüder Wouwerman sind als Maler berühmt. Der vom Studenten Sand ermordete Dichter Kotzebue hatte fünf Söhne, die alle in russischen Diensten Vorzügliches leisteten — namentlich als Entdeckungsreisende. Bei manchen kulturell hochstehenden Familien mit bestimmter Geistestradition wäre ein Verdorren durch Kinderlosigkeit geradezu ein Verbrechen gewesen. Die Malkunst ging bei den Vernets durch mehrere Generationen, bei den Unzelmanns und Devrients gilt dasselbe für die Schauspielkunst. Die Familie Silbermann lieferte berühmte Orgelbauer. Der englische Kupferstecher Landseer hatte drei Söhne: einer war Kupferstecher, zwei waren Maler. Die poetische Gabe der oft mit Unrecht lächerlich gemachten Karschin vererbte sich über mehrere Geschlechter, so wie in der Familie Tolstoi die dichterische Gabe erblich war. Gewiß: nicht jeder begabte Sohn will Epigone eines begabteren Vaters sein, doch wird der Sohn eines berühmten Vaters jederzeit auf anderen Gebieten Vorzügliches zu leisten vermögen, wo er nicht Epigone seines Vaters zu sein braucht. Wir kommen um die Forderung nicht herum, daß vor allem die erbgesunden kulturtragenden Teile des Volkes kinderreich sein müssen. Die Angst vor den Kosten der Berufsausbildung wirkt sich negativ aus, denn das einzige Kind wird verweichlicht, indem die Eltern alles für das Studium dieses Kindes sparen, während es besser wäre, den drei, vier Kindern zu sagen: Kämpft euch durch!

Wir zitieren weiter in bunter Reihe. Lessings Bruder Karl war literarisch tätig — der Pfarrer Lessing in Kamenz zerbrach sich nicht den Kopf, wie er seine Kinderschar standesgemäß studieren lassen konnte. Seine Kinder kämpften sich durch — und das ist eine bessere Lebensschule! Viel Kinder bedeuten aber auch eine positive Elternauslese. Nur sittlich hochstehende Eltern tragen all die Opfer, die sich aus einer reichlich versehenen Kinderstube ergeben, und wir halten die Ansicht für falsch, der kinderreiche Arbeiter handle gewissenlos und leichtsinnig. Ihm wüchsen die Kinder sozusagen von allein heran, und er mache sich nicht die geringsten Sorgen um seine proles, um seine Nachkommenschaft! Da möchten wir denen, die so sprechen, einmal raten, sich zu überlegen, ob es wirklich so opferlos ist, bei oft engen Wohnverhältnissen und bei oft knappem Verdienst sechs, sieben Kinder großzuziehen! Dazu gehören Hunderte von schlaflosen Nächten, dazu gehören Tausende von unterdrückten kleinen Lebensfreuden! Der Familiensinn dieser kinderreichen Arbeiterfamilien aber erhellt aus dem Ausdruck: „Unser Fritz!" „Unsere Else!" Wir können beim Thema „Familiengenies" die kinderreiche Arbeiterfamilie nicht missen: aus den geistig noch nicht ausgesiebten Volksschichten wächst immer wieder neues Volk in die führenden Schichten nach — Luther, der Bergmannssohn!

Noch weitere Beispiele seien erwähnt. Der Philosoph Aristoteles war der Neffe Platos. Der Komponist Cornelius war der Neffe des Malers Cornelius. Der zweite Sohn des Bildhauers Schadow war der Maler Schadow, und auch der berühmte Cranach war der zweite Sohn des älteren Cranach. Man denke an die Familien Strauß, Wolzogen usw., um sich darüber klar zu sein, daß jedes Kind zu wenig ein Kulturverlust ist — zumal bei den kulturell hochstehenden Familien. Haben die kulturell hochstehenden Familien keine Kinder, so entsteht ein kulturelles Vacuum, denn die Lehre von der Tradition lehrt, daß es mitunter lange dauert, bis ein neues kulturtragendes Geschlecht aus den Kreisen des Volkes herangewachsen ist. Zwei, drei Geschlechterfolgen vergehen im allgemeinen, bis die begabten Kinder des

Volkes in geistige und künstlerische Überlieferungen hineingewachsen sind.

Eindeutig beweist die Statistik, daß bestimmte Berufskreise ausgesprochen kinderarm sind oder zum mindesten waren: Offiziere, Künstler usw. Möchten diese Teile der Nation erkennen, daß sie durch ihre Kinderarmut die Gesamtnation auf das schwerste schädigen! Jedes ungeborene Kind eines erbgesunden geistig hochstehenden Mannes ist ein Verrat an der Nation im kleinen. Es darf nicht dahinkommen, daß sich die Familien zwei Kinder halten — ein Kind und ein Auto! Es darf nicht dahin kommen, daß die Reiselust den Familienstand herabsetzt. Kinder bedeuten Bindung, sogar Fesselung. Uns scheint, als ob diese Bindung das Hauptabschreckungsmittel ist, mehrere Kinder großzuziehen. Und doch ist diese Bindung, dieses dauernde Entbehren um der Kinder willen die Quelle tiefsten Reichtums für einen Mann, denn jedes Opfer macht den Menschen besser und edler. Auch der kulturell hochstehende Mensch muß diese Bindungen wieder auf sich nehmen! Freilich muß ihm andererseits zum Lohn auch Zeit geschenkt werden, Zeit für die Familie, Zeit für die Kinder! Ein Spaziergang mit den Kindern, ein Spiel am runden Tisch mit den Kindern darf ihm nicht als Philisterium angerechnet werden. Der wichtigste politische Dienst eines Mannes ist der Dienst an der Kindheit seiner Kinder! Die besten Staatsbürger sind die Menschen, denen eine glückliche Kindheit beschieden war, und noch so viel Erfolge im Leben trösten nicht über eine verbitterte oder zerfahrene Kindheit — Hebbel! Dienst am Kind ist also Dienst am Staat. Diesen primären Dienst hat aber der Vater zu leisten, denn das Elternhaus geht durch nichts zu ersetzen.

Gelingt es nicht, die Menschen an die Kinderstube — nicht nur an die Kindesstube! — zu fesseln, so werden keine Maßnahmen des Staates an der noch überaus ernsten volksbiologischen Lage etwas ändern. Kinder zu haben erfordert eine seelische Haltung. Maßgebend ist stets nur das Kinderhabenwollen, nie das Kinderhabensollen! Das Kinderhabensollen beschäftigte schon die Staatsmänner im alten Rom und später Colbert zur Zeit des Merkantilismus — mit völligem Mißerfolg. Mängel in der seelischen Grundhaltung lassen sich nicht behördlich beseitigen! Kinderarme Zeiten sind stets Zeichen einer seelischen Katastrophenlage. Entweder wirkt sich ein lebensgenießerischer Egoismus aus oder es handelt sich um eine Zeit mit stark erotischen Daseinsformen. Es liegt auf der Hand, daß gerade die kulturtragenden Teile des Volkes die Kinderzahl zu beschränken geneigt sind, denn sie haben höhere und kostspieligere Ansprüche als andere Teile des Volkes. Bildung wird hier zum biologischen Fluch! Auch wird die Erotik in ihren subtilsten Formen die kulturtragenden Teile des Volkes weit mehr ergreifen als die geistig minder differenzierten Volksteile. Je mehr aber die Erotik an die Stelle des naiven Zeugungstriebes tritt, desto mehr ist das volksbiologische Schicksal eines Volkes besiegelt. Jede Staatsführung, die den Bevölkerungsstand heben will, muß bedacht sein, die Daseinsformen des Volkes um der höheren Kinderzahl wille. zu enterotisieren. Um der Familiengenies willen, mit der die Kultur eines Volkes steht und fällt, um der drei, vier Geschwister willen, unter denen so oft das vierte Kind das bestbegabte ist, müssen wir alles raffiniert Erotische bekämpfen. Das ist der Grundgedanke dieser Skizze.

Blut und Boden sollen auch in Kunst und Wissenschaft das Ästhetentum ersetzen. Werden unsere Geistesarbeiter und Künstler erst wieder wurzelfest und erdnah, so werden sie von selbst den Weg zum Kind, nein: zu Kindern zurückfinden. Dann werden die Zeiten wiederkommen, wo aus ländlicher Umwelt große Geschwisterzahlen heranwachsen, so wie die fünf Brüder Ranke aus dem ländlichen Städtchen Wiehe kamen! Die beste Geistesarbeit aber erwächst aus der Umwelt eines kinderreichen Heims, und gläubig kann im tiefsten Sinne nur der pater familias sein. Seine Kinder verbinden ihn mit dem Jahre 2000! Am gläubigsten aber wird man an der Wiege seines vierten Kindes, das zur Zeit von Deutschlands schwerstem Ringen geboren wurde: nie sollen die Kinder Sklaven werden!

Anschr. des Verf.: Markkleeberg I bei Leipzig, Mi ttelstr. 4

Gertraud Haase-Bessell:

„The Geneticist Manifesto!"

Der 7. internationale Vererbungskongreß stand von Anfang an unter keinem glücklichen Stern. Zweimal war er abgesagt, bzw. verlegt worden. Als ihn Crew schließlich am 22. August 1939 in Edinburgh eröffnete, zeigten sich unter der Zahl der Erwarteten große Lücken. Allein 50 Vorträge mußten gestrichen werden. Die Russen — und mit ihnen der vorgesehene Präsident Vavilov — waren überhaupt nicht erschienen; die deutschen, skandinavischen, ungarischen und schweizer Abordnungen reisten wegen der immer drohender werdenden Kriegsgefahr (man hatte wohl in Edinburgh das Empfinden des unbedingten Willens Englands zum Kriege) schon am 2. Tage wieder ab. Die Briten und Amerikaner blieben unter sich und mußten sehen, wie sie mit dem zusammengestürzten Programm fertig würden.

Um trotzdem ein Ergebnis des Kongresses herauszubringen, entschloß man sich zu der Herausgabe eines, wenn schon inoffiziellen Manuskripts, welches als Antwort auf eine Anfrage von Watson Davis, dem Herausgeber der „Science Service" gelten sollte: „Wie kann die Bevölkerung der Erde am wirksamsten genetisch verbessert werden?" Das Schriftstück wurde von der Gruppe der Herausgeber das „Manifesto" genannt. Es unterschrieben zunächst Crew, Haldane, Harland, Hogben, Needham und H. J. Müller. Später folgten — offenbar zögernd — Child, David, Dahlberg, Dobzhansky, Emerson, Gordon, Hammond, Huskins, Landauer, Price, Schultz, Steinberg und Waddington. Müller, auf welchen vermutlich die Regie des Manifestos zurückgeht, bemerkte dazu, daß zugegebenermaßen die Unterschriften nicht „repräsentative" wären. Doch sei die Niederschrift so sorgfältig erwogen, daß das Manifesto gesund (sound) genug sei, um als Plattform für die Erörterung der genetischen Bedingungen des menschlichen Fortschritts zu dienen.

Wenn eine Frage nach den genetischen Bedingungen einer möglichen Verbesserung der Menschheit vor einem Vererbungskongreß gestellt wird, hat man

vielleicht Grund anzunehmen, daß sie nun von den Feststellungen der Wissenschaft der Vererbungswissenschaft aus beantwortet wird. Das Manifesto beginnt aber mit der Versicherung, daß die Biologie (Genetik) keine geeignete Basis für die Beantwortung sei.

„In erster Linie kann es keinen triftigen Beweis für das Abschätzen und Vergleichen des wahren Wertes der verschiedenen Individuen geben, ohne solche wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen, welche ungefähr dieselben Chancen für alle Glieder der Gesellschaft gewährleisten."

Das kann nichts anderes heißen, als, man müsse die Antwort auf die gestellte vererbungswissenschaftliche Frage solange hinausschieben, bis ein imaginäres tausendjähriges Reich der sozialistischen Verheißung die Versuchsbedingungen für die Gleichheit oder Ungleichheit der Menschheit liefere. Man ist versucht, sich die unverhüllte Antwort des Manifesto etwa so zu denken:

„Wir Unterschriebenen können die Frage nach der erblichen Verbesserung der Menschheit nicht beantworten, weil wir sie als Vererbungswissenschaftler nicht beantworten mögen, da wir als solche Urteile ableiten müßten, die wir nicht zu propagieren wünschen. Wir ziehen es darum vor, die Türe des ‚Elfenbeinturmes der Wissenschaft' (H. J. Müller) hinter uns von außen zu schließen und uns in dem luftigen Reich der Utopien zu tummeln, um so den Gesichtspunkt zu verschieben."

Nun, diese Folgerung wird im Manifesto begreiflicherweise nicht gezogen. Es schließen sich vielmehr dem ersten Punkt noch fünf weitere an. Da ist der zweite gleich recht kennzeichnend:

„Das zweite Hindernis einer erblichen Verbesserung liegt in den wirtschaftlichen und politischen Bedingungen, welche die Antagonismen zwischen verschiedenen Völkern, Nationen und ‚Rassen' kennzeichnen. Die Beseitigung von Rassevorurteilen und der unwissenschaftlichen Lehre, daß gute und schlechte Gene das Monopol bestimmter Völker oder bestimmter Personen bestimmter Eigenart seien, wird jedoch nicht möglich sein, ehe die Bedingungen, die zum Krieg und zur wirtschaftlichen Ausbeutung führen, ausgerottet werden. Das verlangt eine Art Bund (Föderation) der ganzen Welt, der auf die gemeinsamen wirklichen Interessen aller seiner Völker gegründet ist."

Man kann diesen Punkt 2 ohne Übertreibung als den Antinaziparagraphen gegen Deutschland im pseudowissenschaftlichen Gewande bezeichnen.

Zunächst ist es gewiß ein starkes Stück, ernsthaft eine „Föderation der ganzen Welt" zu verlangen in dem Augenblick, da Genf auch für getrübte Augen endgültig versagte, da ein großes Volk von 80 Millionen auf „Befehl Gottes" ausgerottet werden soll, da der Kreuzzug gegen das „deutsche Heidentum" gepredigt wird, da die Plutokratien wieder einmal, wie zu den Zeiten der Königin Elisabeth, der Ausplünderung Indiens, des Opiumkrieges, des Burenkrieges, des Mahdiaufstandes, der Niederknüppelung Irlands, sich anschicken, durch die Sklavenfron kleiner Staaten die „wirklichen Interessen aller Völker" zu vergewaltigen, unter dem Klirren der Sprünge im eigenen morschen Bau. Das alles könnte mit 1001 Belegen ausgeführt werden und noch vieles dazu, aber aus Raummangel will ich mich auf die vererbungswissenschaftliche Seite beschränken.

Fassen wir einmal die „guten und schlechten" Gene ins Auge, die ja eine „unwissenschaftliche Lehre" darstellen sollen. Der Ausdruck „gut und schlecht" für Gene wird von deutschen Forschern nicht oft gebraucht worden sein, aber wenn schon, dann ganz selbstverständlich nicht als Werturteil für die Erbanlagen an sich, sondern auf Grund ihrer Beziehung zu dem ganzen genetischen System, dem sie angehören. Es anders verstehen zu wollen ist Spiegelfechterei. Gene faßt man heute ziemlich allgemein als Fermente, als Katalysatoren der lebendigen Substanz der Zellen auf. Sie sind in Jahrmillionen einer scharfen Auslese so genau gegeneinander ausgewogen worden, daß sich nun Entwicklung und Wirkung, als das Nacheinander und das Nebeneinander im Leben eines Organismus, reibungslos abspielen können. Wenn ein einzelnes Gen durch irgendeine Gegebenheit zusammenstürzt oder durch eine Erbänderung (Mutation) soweit verändert wird, daß sein zugehöriger Wirkstoff aus der Funktionskette herausfällt, also eine Störung eintritt, die entweder zum Tode des präsumptiven Trägers führt (letale Gene) oder zur Herabsetzung seiner Lebenstüchtigkeit (semiletale Gene = Erbkrankheiten), dann steht es auch dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch durchaus nicht entgegen, in Beziehung zu dem Ganzen eben von „guten und schlechten" Genen zu reden, wenn jemand das für anschaulicher hält. Wie weit gerade die semiletalen Gene in jeder „Population" vertreten sind, geht z. B. aus den schönen Arbeiten eines der Zweitunterschriebenen des Manifestos, Dobshanzky, hervor (an Drosophila pseudobscura), wobei nachgewiesen wird, daß die Zahl der die Lebenstüchtigkeit herabsetzenden physiologischen Erbänderungen innerhalb irgend einer gegebenen Bevölkerung um ein vieles größer ist, als die morphologisch erkennbaren. Je größer ihre Zahl, um so „schlechter" die genetische Situation des „Volkes". Das ist selbstverständlich beim Menschen nicht anders.

Natürlich gilt das gleiche auch für die „guten" Gene. Man kann diesen Ausdruck in Gemütsruhe über die Grenzen eines Einzelwesens hinaus auf die Völker (die von den Rassen aus sich heraus geformt worden sind) anwenden, denn ein Volk ist ja nicht eine Masse erblich gleich starr gebauter Einzelwesen, sondern in seiner Eigenart damit bestimmt, daß ihm charakteristische Genallele im bestimmten Prozentsatz eignen, in einem Reichtum, der sich nicht auf eine Person vereinigen läßt. Damit ist gesagt, daß sich die einzelnen durch Gene qualitativ und quantitativ bestimmten Eigenschaften wertmäßig nicht linear einordnen lassen, sondern im Zusammenspiel, also dreidimensional, die Eigenart und den Hoch- oder Tiefstand eines Volkes bestimmen. Man kann nicht die einzelnen Eigenschaften mit ihrer verschiedenen Ausbildung als gut oder schlecht in einer Stufenreihe festnageln (was immer wieder gegen die Rassenlehre eingeworfen wird, um ihr die Subjektivität der Wertskala entgegenzuhalten), aber, da es in einer Art, einer Rasse, oder einem Volke immer gärt und brodelt, schwankt auch das Gleichgewicht des Ganzen

nach der Plus- oder nach der Minusseite, und der Eugenetiker hat mancherlei Möglichkeiten zu Einwirkungen, die das Manifesto verschweigt.

Punkt 3 des Manifesto stellt heraus, daß die Aufzucht einer größeren Kinderzahl lediglich von wirtschaftlichen Gründen balanziert wird. Wenn schon gerade in Deutschland, mehr als in irgend einem andern Staate, Ausschlaggebendes für das wirtschaftliche Gleichgewicht der kinderreichen Familien gegenüber kinderarmen getan wird, so betont man doch eben immer wieder bei uns, daß letzten Endes der Wille zum Kinde eine Angelegenheit ist, die von der ideellen Haltung des Volkes abhängt (was schließlich in den späteren Punkten auch zugegeben wird).

Der Punkt 4 beschäftigt sich mit der negativen und positiven Geburtenkontrolle, für die weiteste Entwicklungsmöglichkeit gewünscht wird, besonders in Hinsicht auf die künstliche Befruchtung, sodaß ein bestimmter herausgehobener Vater — sozusagen anonym — unzählige Kinder haben könnte. Ganz abgesehen davon, daß damit die Grundlage eines jeden Volkes, die Familie, zerstört würde (man müßte denn den alten Mutterrechtklan wieder einführen), so werden wohl weiter Liebe und Lust die Fortpflanzung beherrschen und nicht die Sachlichkeit einer physiologischen Operation. Auch steht der Gedanke in Widerspruch mit genetischen Belangen. Ein Genie besitzt sehr oft kein gut ausbalanziertes Erbanlagensystem, wie seine Nachkommenschaft des öfteren zeigt. Weiter gibt ja die Frau die Hälfte des Erbgutes den Kindern mit. Wir wissen heute, daß im allgemeinen die hochwertigsten Kombinationen aus Sippengut plus gleichgerichtetem (angeheiratetem) Erbgut entstehen. Kommt die „Standarderbmasse" zu irgend einer anderen, braucht sie sich durchaus nicht vorteilhaft oder überdurchschnittlich, sprich „gut", auszuwirken.

Bevor sich also der Staat „der Führung der Reproduktion nach rationalen Grundsätzen annimmt", müsse, so sagt des Manifesto 5tens, die Rolle der Umwelt für die erbliche Konstitution geklärt werden, aber so, „daß beide unter der menschlichen Kontrolle ständen", wie das in den ersten Punkten schon angedeutet sei. Wenn der Einfluß einer besseren Umwelt (nun könnten wir sagen, daß „bessere" Umwelt eine unwissenschaftliche Fiktion ist!), auch nicht im Lamarckschen Sinne zu verstehen sei, so käme doch eine „Art von Selektion" in Frage, so, daß eine Generation mit „better genetic Equipment" mehr Kinder aufwiese, als der Rest, entweder aus Gewissensgründen oder als automatisches Ergebnis. Allerdings gelte das unter den Bedingungen der modernen Zivilisation nicht so sehr als unter primitiven Verhältnissen. Daher müsse die Bevölkerung erst wieder zu diesen Grundsätzen erzogen werden.

Dazu ist zu sagen, daß die Bevölkerungsstatistik jener Jahrzehnte einer rasch absteigenden Geburtenzahl nicht gezeigt hat, daß herausgehobene Klassen größere Geburtenzahl aufwiesen als die Besitzlosen oder die Minderwertigen, sondern sie im Gegenteil im Abstieg vorangingen.

Sechstens. Eine durch das Gewissen bestimmte Selektion könne sich nicht eher als sozial für die Menschheit auswirken, bis überhaupt soziale Motive in der Gesellschaft vorherrschten und von dem sozialen Standpunkt aus — nur möglich unter einer sozialistischen Organisation — müsse vor allem auf Gesundheit, Intelligenz und jene „temperamentalen" Eigenschaften gezüchtet werden, welche Nächstenliebe und Sozialgefühl gegenüber persönlichem Erfolg begünstigen. Nur so könne der Durchschnitt einer zukünftigen Menschheit auf die Stufe der heutigen am höchsten stehenden Einzelpersönlichkeiten gehoben werden. Dann „könne jedermann auf das Genie, natürlich verbunden mit Stabilität, als auf sein Geburtsrecht blicken", und das wäre, wie die Evolution zeige, kein Endzustand, sondern nur der Auftakt zu einem weiteren unabsehbaren Aufstieg in der Zukunft. Allerdings würde das eine unaufhörlich intensive und extensive Arbeit besonders der genetischen und der mit ihr zusammengehenden Wissenschaften bedeuten.

Damit verweist der Schluß des Manifesto auf den Tag der „wirtschaftlichen Rekonstruktion", wenn schon zugegeben werden muß, daß die jetzige Generation kaum reif dafür sei, sondern man zufrieden sein müsse, schrittweise der endlichen Vervollkommnung der Menschheit nahe zu kommen, eine Verbesserung mit Möglichkeiten von heute kaum träumbaren Grades, aber zu gleicher Zeit auch der menschlichen Meisterung jener unmittelbaren Übel, die die moderne Zivilisation bedrohen.

Damit ist das Manifesto ganz in Utopien angelangt. Aber dieses liegt gewiß nicht hinter dem Horizont, der der heutigen Vererbungswissenschaft deutlicher wird, sondern hinter dem einer Fata Morgana, einer Phantasie, der wir nicht folgen wollen.

Anschrift: Dresden, Hospitalstraße 3 II.

Trinkernachkommenschaft.

Über die Nachkommen bei Trunksucht beider Eltern hat G. Schmidt eine Untersuchung an Hand von Trinkerakten der Städte Nürnberg und Fürth angestellt (H. 16 des „Öffentlichen Gesundheitsdienstes"). Das Ergebnis faßt Schmidt folgendermaßen zusammen, „ohne jedoch behaupten zu wollen, daß es sich um ein feststehendes Resultat dabei handelt":

„1. Sämtliche Elternteile der 7 untersuchten Doppeltrinkerfamilien leiden an einem schweren Alkoholismus, d. h. an einem auf der Grundlage erblich bedingter krankhafter Verfassung entstandenen A.

2. Eine Erbänderung, d. h. eine Entstehung neuer minderwertiger und krankhafter Anlagen ist bei den untersuchten Kindern und Enkeln von Doppeltrinkerpaaren nicht nachweisbar.

3. In den Alkoholikerfamilien zeigt sich bei den nächsten Nachkommen eine große Frühsterblichkeit, die auch bei unseren Doppeltrinkerfamilien nachweisbar ist. Demnach ist dem chronischen Alkoholeinfluß eine Herabsetzung der Widerstandskraft der Nachkommenschaft in den ersten Jahren als eine Art natürliche Auslese zuzuschreiben, ohne daß jedoch dabei von einem neuaufgetretenen erblichen Letalfaktor gesprochen werden darf.

4. Von den Nachkommen der Doppeltrinkerfamilien sind 75% erbbiologisch minderwertig." Fl.

E. Volkert:

Aus der Arbeit eines rassenpolitischen Kreisamts der NSDAP., Hann. Münden im Gau Südhannover-Braunschweig.[1]

Seit dem 5jährigen Bestehen des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP. ist unter der zielbewußten Führung von Reichsamtsleiter Dr. Groß aus einem kleinen lockergefügten Kreis von Mitarbeitern ein einheitlich ausgerichteter, einsatzbereiter Stoßtrupp entstanden. Und vor allem ist es gelungen durch den Ausbau rassenpolitischer Gau- und Kreisämter im Rahmen der politischen Organisation der NSDAP., dieser rassenpolitischen Arbeit die wünschenswerte Breitenwirkung zu geben. Heute, da sich die Kreisämter zu voller Wirksamkeit zu entfalten beginnen, mag es für die Öffentlichkeit von Interesse sein, einmal in einem kleinen Querschnitt die Arbeit eines Kreisamts, wie z. B. Hann.-Münden, kennen zu lernen.

Zu Anfang machte der Kreisamtsleiter alles allein. Um 1935 sprach er hier und da einmal über „Rassefragen". Doch wurde bald klar, daß die ungeheuren Arbeitsmöglichkeiten von einem Einzelnen, noch dazu ehrenamtlich Tätigen, unmöglich auszufüllen waren.

I. Aufbau eines örtlichen Mitarbeiterkreises.

Das Hauptziel war, einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung über die rassenpolitische Lage zu bekommen, durch Appell an das nationale Ehrgefühl und die guten Charaktereigenschaften den Willen zu Kindern zu steigern und Maßnahmen zur zahlen- und leistungsmäßigen Erhaltung des Volkskörpers zu propagieren. Also war es nötig, alle im Kreis vorhandenen rassenpolitisch schon leidlich klar sehenden Menschen an das RPA. heranzuführen. Das geschah ohne zwangvolles Organisieren. In den Arbeitstagungen einer „rassenpolitischen Arbeitsgemeinschaft" wurden Referate über die rassenpolitische Lage und Zukunftsaufgaben gehalten und durch anschließende ausführliche Aussprachen die Teilnehmer zu aktivem Mitwirken angeregt.

Folgende Gruppen von Volksgenossen wurden zu den Arbeitsgemeinschaften herangezogen: 1. Die führenden Kräfte im Reichsbund der Kinderreichen (RdK.), vor allem soweit sie der Ärzte- und Lehrerschaft, staatlichen und städtischen Behörden und der Industrie angehören. 2. Junge, noch nicht kinderreiche, z. T. sogar noch unverheiratete Aktivisten aus Partei und Gliederungen, die dem Rassegedanken verschworen und gewillt waren, auch für sich persönlich — allen Schwierigkeiten zum Trotz — die Folgerungen daraus zu ziehen. 3. Sonstige Volksgenossen, die bislang nicht kinderreich waren, und von denen auf Grund ihres fortgeschrittenen Alters auch nicht zu erwarten war, daß sie es noch werden würden. Diese letzteren nicht so sehr zwecks propagandistischem Einsatz, sondern um sie weltanschaulich so zu beeinflussen, daß ihre berufliche Arbeit sich in höchstmöglichem Maße rassenpolitisch positiv auswirkt (Partei, Behörden wie Standesamt, Gesundheitsamt usw.). Die Gruppen 1 und 2 entwickelten sich zum engeren Kreis einsatzfähiger Mitarbeiter. Aber auch die Gruppe 3 ist wichtig. Sie werden gelegentlich zu Sonderaufgaben herangezogen und nützen im übrigen als Verbindungsmänner oder sonst an einflußreicher Stelle schon durch ihr Vorhandensein unserer Arbeit.

II. Die Arbeitsgebiete.

Dieser Plan stellt keine Aufreihung von Stellen dar, die nur auf dem Papier besetzt sind, sondern eine Aufgliederung des Arbeitsfeldes, wie sie sich entwickelt hat, als ein Mitarbeiter nach dem andern zu selbständiger Einsatzfähigkeit heranwuchs. Die einzelnen Abteilungen sind meist Gruppen, die sich um einen besonders fähigen und aktiven Mitarbeiter (Hauptstellenleiter) scharen.

Solche Abteilungen sind:

1. Verkartung der Kirchenbücher und Standesamtsregister. Das Verfahren ist gaueinheitlich, gemäß Abkommen mit NSLB. und Nährstand. Unter Führung des Hauptverkarters des Kreises arbeiten in jeder politischen Gemeinde 1—2 Verkarter. Der Zweck ist die Rettung der unersetzlichen, der Gefahr starker Abnutzung und Verlust ausgesetzten Unterlagen für die Ahnenforschung und deren Überführen in eine moderne Karteiform. Erst dann wird man eine allgemeine großzügige und erfolgreiche Ahnenforschung betreiben und eine Reihe wissenschaftlicher Fragen auf statistischer Grundlage lösen können.

2. Familienförderung und praktische Rassenpflege arbeiten eng zusammen. Die Arbeitsgruppe Familienförderung wird vom Kreiswart des RdK. geführt, und der „sonderbeauftragte Arzt des rassenpolitischen Amtes beim Staatlichen Gesundheitsamt" ist der Leiter der Hauptstelle Praktische Rassenpflege. So werden Stoßkraft und Erfahrungen des RdK. der rassenpolitischen Arbeit der Partei zunutze gemacht und der RdK. kann seinen familienpolitischen Forderungen den Nachdruck der Partei geben. Eine enge Zusammenarbeit mit dem RdK. ergab sich aus der Ehrenbuchaktion. Sie ist nun in vollem Gang. Das Ehrenbuch für die kinderreiche Familie wird bekanntlich nur kinderreichen Familien verliehen, die erbgesund und lebensbewährt sind. Es soll hier nicht auf die Einzelheiten des vom Gauamt eingeführten gaueinheitlichen Verfahrens eingegangen werden, das auf Grund sehr sorgfältiger und vielseitiger Erhebungen mit menschenmöglicher Sicherheit den Trennungsstrich zwischen asozialer Großfamilie und vorbildlicher kinderreicher Familie zu ziehen gestattet. Erwähnt sei nur, daß die Initiative in der Ehrenbuchaktion auf das rassenpolitische Kreisamt übergegangen ist. Gleichgültig ob ein Antrag auf Erteilung des Ehrenbuchs eingebracht wird oder nicht, führt das Rassenpolitische Kreisamt seine Ermittlungen über die Förderungswürdigkeit der Familie durch. Unsere Erhebungen eilen dem Ehrenbuchverfahren zeitlich voraus. Sie erweitern den Kreis über die Angehörigen des RdK. hinaus auf alle Familien, zunächst solche mit 4 und mehr Kindern. Die dringende Notwendigkeit und die Erleichterungen, die Partei und Staat aus einer solchen Trennung von Kinderreichen und asozialen Großfamilien erwachsen, bedürfen nach den von Knorr[2]) in Sachsen angestellten Untersuchungen kaum einer Begründung. Von den etwa 400 Familien im Kreisgebiet mit 4 und mehr Kindern sind im Laufe des letzten Jahres bereits 200 erfaßt. Die kommende Volkszählung 1939 wird uns die restlose Erfassung aller Kinderreichen gestatten, so daß mit einem Abschluß dieser grundlegenden Arbeit schon mit Jahresende zu rechnen ist.

Wenn wir auch bereits heute die Möglichkeiten wirtschaftlicher Erleichterungen für kinderreiche Familien prüfen, so sollen solche Maßnahmen in größerem Umfang doch erst nach Durchführung der Ehrenbuchaktion vor-

[1]) Aus dem RPA. Hannoverisch Münden.

[2]) Knorr: „Die Kinderreichen in Leipzig", Kurt Vowinkel-Verlag, Heidelberg-Berlin 1936.

wärtsgetrieben werden, um die absolute Gewähr der Förderung von wirklich förderungswürdigen Familien zu haben.

3. **Propaganda, Presse, Schulung, Frauen- und Mädelarbeit.** Man würde, wenn man im Kreis schon hauptamtliche Kräfte hätte, alle 3 Ämter in einer Hand vereinigen und nur die rassenpolitische Schulung in Frauenschaft, BDM. usw. (Frauen- und Mädelarbeit) von einer Frau durchführen lassen. Aber ehrenamtliche Arbeit führt bei der heutigen beruflichen und sonstigen Belastung der Tüchtigen und Einsatzbereiten auf die Dauer nur dann zu fruchtbaren Ergebnissen, wenn man die Arbeit auf viele Schultern verteilt. Es scheint mir aber noch aus anderen Gründen nützlicher, daß 50 Schulungsvorträge von 10 statt von 2 Leuten gehalten werden. Denn je mehr Menschen aktiv in die rassenpolitische Arbeit eingeschaltet werden, um so breiter wird die Basis, von der aus die öffentliche Meinung geformt werden kann. Es entstehen neue Kristallisationspunkte, und es tritt zu der großzügigen Propaganda in Rede, Presse und Ausstellung jene individuelle Bearbeitung von Mann zu Mann, die uns neue Mitarbeiter zuführt.

Die Pressearbeit knüpft möglichst (und oft unter ganz unverfänglichen Überschriften) an Ereignisse an, die stets in der Lokalpresse behandelt werden. Sei es nun Frühlingserwachen oder Einführung der 6jährigen in die Schule (Jahrgangsstärke), desgl. Schulentlassungen, Rekruteneinstellung, oder auch die überwiegenden Stellen**angebote** im Annoncenteil, fehlende Arbeitskräfte in den Mangelberufen, statistische Betrachtungen zur Jahreswende (die eine vorzügliche Möglichkeit geben, um mit dem sog. „Geburtenüberschuß" aufzuräumen) u. v. a.

Wir versuchen Presse-, Schulungs- und Propagandaarbeit so aktuell und wirklichkeitsnahe wie möglich zu gestalten. Wenn man nämlich so vom Geburtenrückgang und seinen Begleiterscheinungen mehr oder weniger abstrakt oder in bezug auf das deutsche Volk spricht, dann schwingt bei den Zuhörern, die ja in bevölkerungspolitischen Dingen immer zu einem zwar grundlosen aber dennoch unverbesserlichen Optimismus neigen, das Gefühl mit: Es hat solange gut gegangen, überall ist wirtschaftlicher Aufstieg, die Regierung wird's schon irgendwie schaffen, und außerdem fahren an jedem Sonntag so viel Kinderwagen auf der Straße herum, irgendwo in Berlin und Dresden mögen vielleicht etwas weniger Kinder geboren werden, aber bei uns in Münden und Umgebung haben wir einen Geburtenüberschuß.

Dagegen wirkt es erstaunlich ernüchternd, wenn man beispielsweise in einer Versammlung der 37 Bürgermeister des Kreises ihnen auf Wunsch die Bevölkerungsstruktur jeder politischen Gemeinde in Form der Alterspyramide im Lichtbild vorführen kann. Das RPA. Münden ist auf Grund der ausgezeichneten Erfahrungen, die damit gemacht wurden, dazu übergegangen, grundsätzlich alle Reden und Vorträge durch Film und Bild zu unterstützen. Das geschieht nicht nur, weil die Menschen dankbar sind, wenn sie ihre Augen beschäftigen können, sondern weil es allein mit Bildern möglich ist, einen nachhaltigen Eindruck von der rassenpolitischen Lage zu machen. Vor allem lag uns aber daran, **Tatsachenmaterial in Bildform über den Kreis Münden** selbst zu bekommen. Es zu beschaffen ist Aufgabe der

4. **Wissenschaftlichen Arbeitsgruppe.** Zu ihr gehören auch ehrenamtlich tätige Zeichner und Fotografen. Diese Gruppe hat bislang schon einige wissenschaftliche Veröffentlichungen herausgebracht[3]). Weitere Untersuchungen stehen vor der Veröffentlichung. Vor allem aber verschafft sie dem Kreisamt das aktuelle Bild- und Tatsachenmaterial, das anschließend von der Presse, Schulung und Propaganda nach allen Richtungen hin ausgewertet wird. Über Umfang und Richtung der Landflucht, über deren Ursachen und rassenpolitische Wirkung, über Kinderzahlen verschiedener Berufsgruppen usw. werden örtliche Feststellungen gemacht und der propagandistischen Auswertung zugeführt.

Als Beispiel sei die Arbeit angeführt, die zuerst begonnen wurde und deren Ergebnisse bereits propagandistisch ausgewertet werden konnten. Es handelt sich um die Erfassung der altersmäßigen Bevölkerungsstruktur aller 37 Gemeinden des Kreisgebiets. Es kam dabei darauf an, mit einem Höchstmaß von Genauigkeit eine Bildwirkung zu verbinden, die in klarer Form das Wesentliche herausstreicht.

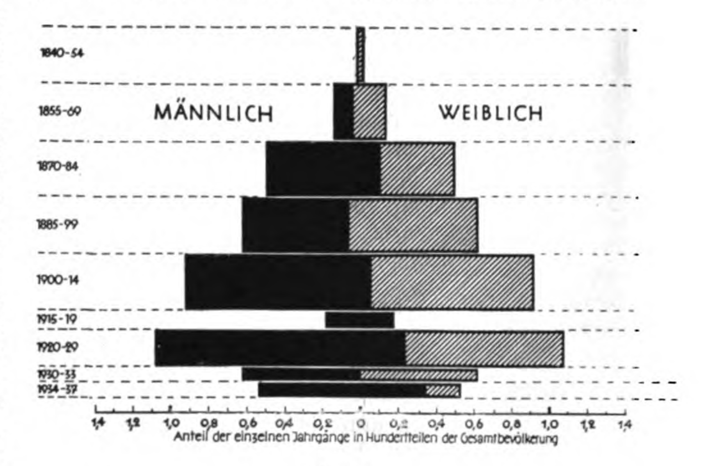


Abb. 1.

Als Grundlage diente die Personenstandsaufnahme vom 10. Oktober. Die Einzeljahrgänge wurden in Gruppen zu 5 zusammengefaßt und zwar so, daß die Kriegsjahre zusammenblieben. Zum Schluß blieben dann für 1930—37 nur 4-Jahrgangs-Gruppen übrig, was aber den Vorteil hat, daß die Zeit vor und unmittelbar nach der Machtübernahme einwandfrei getrennt wird. Die Genauigkeit der Darstellung erleidet dadurch keine Einbuße, da der Maßstab auf den Einzeljahrgang bezogen ist. Außerdem wurde der das Wesentliche verschleiernde, oft recht verschieden große Anteil von männlichen und weiblichen Bewohnern dadurch ausgeglichen, daß zwar beide in der Darstellung getrennt blieben aber doch gemeinsam zur senkrechten Achse der Pyramide orientiert wurden. So wird zwar das Wesentliche klar herausgestellt, dennoch kann man die nötigen Einzelfeststellungen machen über Kriegslücke auf der Männer-



Abb. 2.

[3]) Langenkamp. Ein Beitrag zur Waldarbeiterfrage, Deutsche Forstbeamtenzeitung 1938.
Volkert. Die bevölkerungspolitische Lage der preußischen Forstbeamten. Hannover 1940.
Volkert. Grundsätzliches zur Frage der Leistungssteigerung. Deutsche Forstzeitung (NSB3.).
Volkert. Die bevölkerungsbiologische Lage ländlicher Beamten, der Forstbeamten. Volk und Rasse 1939, Heft 9.

seite, über Mangel an weiblichen Einwohnern in den jüngeren Jahrgängen durch Stadtabwanderung der Mädchen usw. In ganz kleinen Dörfern mußte die Zahl der Klassen noch weiter verringert und 15 Jahrgänge zusammengefaßt werden (Abb. 1).

Die Arbeit ist also durchaus zu bewältigen. Und nun seien kurz die Ergebnisse gestreift.

Von den 30000 Einwohnern des Kreises wohnen 13500 in der Kreisstadt Münden, 1350 in dem Städtchen Dransfeld, die restlichen in den 35 Landgemeinden von durchweg kleinbäuerlichem Charakter. Der Kreis hat nur 17 größere Betriebe mit Gefolgschaftsstärken zwischen 30 und 290 Gefolgschaftsmitgliedern. Allerdings macht

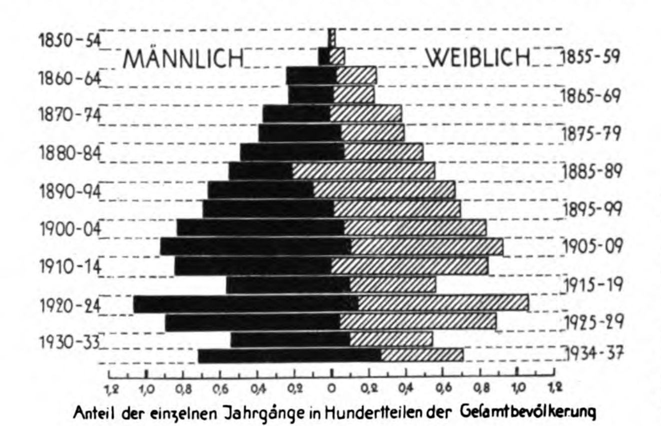


Abb. 3.

sich die Nähe der Großstadt Kassel bemerkbar, deren Industrieviertel Münden zugewandt ist und nur 20 km von der Kreisstadt entfernt liegt. Dennoch ist der Charakter des Kreises bei 49% fortstwirtschaftlich und 43% landwirtschaftlich genutzter Fläche überwiegend ländlich.

Man kann 3 Typen von Gemeinden bilden (Abb. 2—4).

Das gesunde, wachsende Dorf (Jühnde) 623 Einwohner. Es ist das einzige größere Dorf mit solch gutem Aufbau. Die Jahrgänge 1933/37 sind die stärksten. Auch in der ganzen Nachkriegszeit ein Wachstum. Das Dorf wird auch in Zukunft Menschen abgeben können. Jühnde liegt auf der Kassel abgewandten Seite des Kreises.

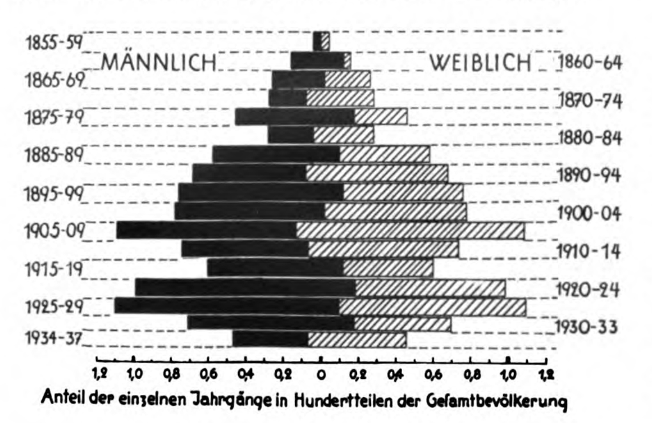


Abb. 4.

Das schrumpfende Dorf (Landwehrhagen) 1005 Einwohner. Bis 1905/09 herunter ist die Alterspyramide gesund. Allerdings macht sich in diesem, nur 10 km von Kassel entfernten Dorf bereits 1910/14 der Geburtenrückgang bemerkbar. In der Systemzeit erreichen die Geburtenjahrgänge nicht einmal die Kriegsjahrgänge. Die Geburtenzahl reicht zur Bestandserhaltung nicht aus.

Das stark schrumpfende Dorf (Bonafort) 496 Einwohner. Die Geburtenabnahme hat nach 1933 sogar noch Fortschritte gemacht. Die Jahrgänge sind weit schwächer als im Krieg. Das Dorf liegt vor den Toren der Kreisstadt.

Es gehören zum Typ:

„wachsend"	19%	der Gemeinden
„schrumpfend"	49%	„ „
„stark schrumpfend"	32%	„ „

Die Alterspyramiden der Dörfer unterscheiden sich also recht beträchtlich. Man kann Gegenüberstellungen und Vergleiche vornehmen, den Ursachen nachgehen, kurzum eingehende und vielseitige Betrachtungen daran anknüpfen, zumal wenn man die Zu- und Abwanderung und auch die Entwicklung der Geburtenziffern verfolgt. Die propagandistische Auswertung kann also recht vielseitig sein. Der Sinn dieser Arbeit ist ja nicht, eine Privatstatistik mit engem Horizont zu treiben, sondern statistische Dinge in einer Form an die Menschen heranzubringen, die sie interessiert. Und man muß einmal das Interesse gesehen haben, mit dem die Pyramide des Heimatortes auf der Leinwand bestaunt wird.

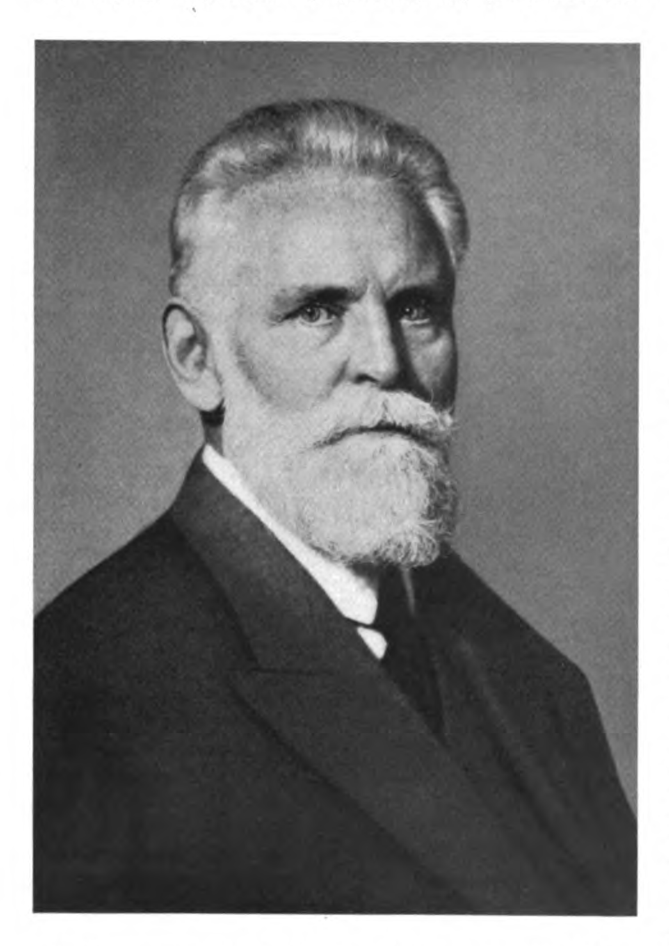
So erscheint in der Presse wöchentlich die Alterspyramide eines Dorfes mit Begleittext. Das Bild zieht die Augen auf sich, und man liest die paar knappen Worte nebenbei. Wenn alle 37 Gemeinden veröffentlicht sind, erscheint das Ganze noch einmal als Sonderdruck in einem Heft vereinigt und wandert nun hinaus an alle Parteistellen, an die Behörden und in die Schulen. Der NSLB. hat veranlaßt, daß das Material in den Schulen durchgesprochen wird. Die Schulungsmänner des RPA. knüpfen ihre Schulung daran an. In den Betrieben werden die Originalzeichnungen ausgehängt, nachdem erstmals 1939 rassenpolitische Betriebsappelle stattfanden. Sie wurden durchgeführt im Rahmen einer rassenpolitischen Woche, die den Höhepunkt der rassenpolitischen Winterarbeit darstellt. Auch an die Zusammenstellung einer kleinen Schau anläßlich des Kreistages ist gedacht.

So ist es gelungen, die rassenpolitische Propaganda und Aufklärung vor allem im Kernproblem „Kinderreichtum" von Jahr zu Jahr stärker an die Volksgenossen heranzutragen. Wir können hoffen, daß die wirtschaftlichen Maßnahmen des Staates mit dem Endziel eines völligen Familienlastenausgleichs auf eine seelisch aufgelockerte Bevölkerung stoßen. Und jede wirtschaftliche Einzelmaßnahme gibt neue Möglichkeiten an sie anschließend die Propaganda vorwärts zu treiben, bis das Ziel einer zahlen- und leistungsmäßig gesicherten Zukunft erreicht ist.

Anschr. d. Verf.: Hannoversch-Münden, Schedener Weg 4.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Zum Tode von Alfred Ploetz. Am 20. März ds. Js. ist der Begründer der deutschen Rassenhygiene Prof. Dr. Dr. h. c. Alfred Ploetz an den Folgen einer Grippe, die sein geschwächtes Herz nicht mehr überwinden konnte, von uns geschieden. Für alle seine Freunde, Schüler und Verehrer und alle die, denen der rassenhygienische Gedanke am Herzen liegt, ist durch den Hingang von Alfred Ploetz ein unersetzbarer Verlust entstanden. Sie alle erfüllt tiefe Trauer um das Hinscheiden dieses großen Vorkämpfers und Gestalters einer großen Idee. Es tröstet dabei nur die Erkenntnis, daß das Wirken und Kämpfen von Alfred Ploetz nicht erfolglos gewesen ist sondern, daß seine Gedanken



und Anregungen tausendfältige Frucht getragen haben, und daß er selbst es noch erleben konnte, daß das Reich wieder geeint und kraftvoll gestärkt unter der Führung Adolf Hitlers seine rassenhygienischen Forderungen und Vorschläge aufgenommen hat und einer Verwirklichung entgegen zu führen bereit war.

Ploetz ist am 22. August 1860 in Swinemünde geboren. Sein Vater war dort Kaufmann, später Fabrikdirektor. Seine Jugend verbrachte er in Swinemünde, Barth, Berlin und Breslau. Schon früh meldete sich in dem jungen Ploetz der Wunsch, seinem Volke, seinen Mitmenschen, seiner Rasse zu helfen und an der Besserung der Mißstände kräftig mit Hand anzulegen. Es ist so verständlich, daß der junge Mann von den Sozialisten die Maßnahmen und Schritte erwartete, die im Sinne seiner hochfliegenden Reformpläne lagen. Bald aber erkannte er, daß der Sozialismus der 80er Jahre von Rassenfremden getragen war und keine biologischen, sondern bloß äußere soziale Reformen anstrebte, ja sogar in seiner gesamten Grundauffassung das Rassische verneinte und ihm entgegen wirkte. Ploetz studierte Medizin in Zürich und wirkte dann als praktischer Arzt längere Zeit auch in Nordamerika.

Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben:

Sein Buch von 1895 „Die Grundlinien einer Rassenhygiene; Ableitung Rassenhygiene und ihre Beziehungen zur Ethik" (Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie 1895.)

„Sozialpolitik und Rassenhygiene in ihrem prinzipiellen Verhältnis" (Archiv für Sozialgesetzgebung und Statistik 1902).

„Der Alkohol im Lebensprozeß der Rasse" (Monatszeitschrift zur Erforschung des Alkoholismus 1903.

„Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und die davon abgeleiteten Disziplinen" (Archiv für Rasse- und Gesellschaftsbiologie 1904).

„Lebensdauer der Eltern und Kindersterblichkeit" (Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1909).

„Ziele und Aufgaben der Rassenhygiene" (Öffentliche Gesundheitspflege 1910).

„Die Bedeutung der Frühehe für die Volkserneuerung nach dem Kriege" (München 1918).

„Sozial-Anthropologie" (Kultur der Gegenwart, Band Anthropologie 1923).

Ploetz war nicht der Gelehrte, der sich in seine enge Studierstube zurückzieht und nur von hier aus wirkt, sondern er suchte unmittelbar auch an das Leben, an seine Mitmenschen heranzukommen, indem er selbst Familienuntersuchungen und Familienberatung betrieb, indem er vor Allem den rassehygienischen Gedankengängen eine wissenschaftliche Plattform mit der Gründung des von ihm geleiteten Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie schuf. Diese Zeitschrift, die 1904 zum ersten Male herauskam, hat sich unter der Schriftleitung von Ploetz, später unter der Mitwirkung von Lenz und nun von Rüdin zu der angesehensten Zeitschrift dieses wissenschaftlichen Gebietes auf der ganzen Welt empor gearbeitet. Ploetz ging aber dann noch weiter und suchte auch einen wissenschaftlichen Laienkreis für die Frage der Rassenhygiene zu begeistern. Er gründete 1905 die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene, die im weiteren Verlauf eine große Anzahl von Ortsgruppen in allen deutschen größeren Städten bekommen hat und besonders nach der Machtergreifung bei der Aufklärung der rassenhygienischen Maßnahmen der nationalsozialistischen Reichsführung den schon vorher von ihr aufgelockerten Boden weitgehenst bearbeitete.

Schon früh erkannte Ploetz, daß die wesentlichen Fehler der Menschheit in ihrer Erbmasse liegen, daß die Ursachen der Entartung auf Erbänderung bezw. Hemmung der Auslese und Gegenauslese beruhen. Er stellt darum auch mit gutem Recht der Individualhygiene die von ihm neu geschaffene Forschungs- und Arbeitsrichtung der Rassenhygiene gegenüber. In seiner Schrift von 1895 arbeitet er klar den Begriff der Auslese und Gegenauslese heraus. Er erkennt dabei auch, daß die Geburtenverhütung gegenauslesend wirkt. Seit langer Zeit beschäftigte ihn die Frage, ob man durch äußere Beeinflussung, vor allem durch Alkoholwirkung, Erbänderungen hervorrufen könnte. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens war es ihm möglich, nach dieser Richtung hin groß angelegte Versuche an Kaninchen, die mit Alkohol behandelt wurden, vorzunehmen.

Von allem Anfang an war Ploetz ein Vertreter der nordischen Bewegung. Man könnte ihn vielleicht mit gutem Recht als einen der Begründer des Nordischen Gedankens bezeichnen. Schon in früher Jugend hatte Felix Dahns

„Kampf um Rom", den er mit Begeisterung gelesen hatte, diese Einstellung in ihm verstärkt und besonders betont. Auch im näheren Bekannten- und Freundeskreis versuchte Ploetz die Verwirklichung rassenhygienischer Grundsätze zu ermöglichen, in einer Zeit vor allem, die der Aufzucht einer größeren Kinderschar vollkommen ablehnend gegenüber stand.

In Erkenntnis der großen Verdienste von Alfred Ploetz berief bereits im Jahre 1933 der Reichsminister des Innern, Dr. Frick, Alfred Ploetz in den von ihm begründeten Sachverständigenbeirat für Bevölkerungs- und Rassenpolitik, dem Ploetz stets sein großes Wissen und seine reichen Erfahrungen mit gutem Erfolg zur Verfügung gestellt hat. An der Schaffung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses hat er tätigen Anteil genommen. In Erkenntnis seiner Verdienste hat der Führer und Reichskanzler am 9. Januar 1936 Ploetz den Professorentitel verliehen. Viele wissenschaftliche Gesellschaften, u. a. die Deutsche Gesellschaft für Rassenforschung, ernannte Ploetz zu ihrem Ehrenmitglied.

Wir bedauern es besonders, daß es Ploetz nicht mehr vergönnt war, seinen 80sten Geburtstag zu erleben und mitten aus der großen Auseinandersetzung, in die sein geliebtes deutsches Volk heute hineingestellt ist, scheiden mußte.

Wir alle werden Ploetz nie vergessen. Stets wird uns sein kämpferisches und von hohen Idealen getragenes, stets einfaches Wesen ein leuchtendes Vorbild bleiben.

B. K. Schultz.

Zum 50. Geburtstag von F. Burgdörfer am 24. April 1940. Friedrich Burgdörfer hat einmal ausgesprochen, daß er seine Hauptaufgabe darin sehe, durch möglichst klare Herausarbeitung des Tatsachenmaterials die Erkenntnis von den drohenden Gefahren der biologischen Selbstgefährdung zu wecken und zu vertiefen. Als er 1932 mit dem Buche „Volk ohne Jugend"[1]) vor eine breitere Öffentlichkeit als die statistische Fachwelt trat, konnte er nachweisen, daß „der ärgste Feind eines Volkes die eigene Unfruchtbarkeit ist: Kein Volk stirbt eigentlich aus, es wird ausgeboren". Zum erstenmal wurde damals diese Einsicht in weitere Kreise getragen, zum erstenmal auch konnte B. die Größe der bevölkerungsbiologischen Gefahrenlage genau messen durch die Einführung seiner Methode einer „bereinigten Lebensbilanz".

Auf B.s Anregung hin wurden die familienstatistischen Fragen in der deutschen Volkszählung eingeführt, die es gestatten, wirklich Einblick in die Vorgänge der Bevölkerungsentwicklung zu gewinnen. Die Vorschläge, die er 1917 gemacht hatte, wurden bei der Zählung von 1925 nur zum Teil durchgeführt; erst bei der von 1933 kam es zu der familienweisen Erfassung der ehelichen Fruchtbarkeit. Über diesen Ausbau der bevölkerungsstatistischen Erhebung und Methodik hat B. in seinem Buche „Aufbau und Bewegung der Bevölkerung"[2]) berichtet.

Seine Schrift: „Sterben die weißen Völker?"[3]) verfolgte die internationalen Auswirkungen der Geburtenbewegung; sie wurde später gefolgt von der gerade gegenwärtig wichtigen Schrift: „Volks- und Wehrkraft, Krieg und Rasse!"[4]) Den auslandsdeutschen Volksgruppen galt die Schrift: „Volksdeutsche Zukunft."[5]) Ferner hat B. in einem Buche: „Zurück zum Agrarstaat?"[6]) die Frage der Verstädterung und der Landflucht erörtert; er gab hier die bevölkerungsdynamischen Grundlagen einer künftigen Agrar-, Siedlungs-, Wohnungs- und Wirtschaftspolitik.

[1]) K. Vowinckel, Berlin u. Heidelberg. 3. Aufl. 1935.
[2]) J. A. Barth, Leipzig, 2. Aufl. 1935.
[3]) F. Callwey, München 1934.
[4]) A. Metzner, Berlin 1936.
[5]) Schriften der Hochschule f. Politik, Heft 34, Berlin 1938.
[6]) K. Vowinckel, Berlin u. Heidelberg, 2. Aufl. 1935.

Die nationalsozialistische Bevölkerungspolitik konnte mit dem unter den neuen Gesichtspunkten aufgegliederten und gedeuteten bevölkerungsstatistischen Material arbeiten; indem man B. in den Sachverständigenbeirat für Bevölkerungs- und Rassenpolitik im Reichsministerium des Innern berief, ermöglichte man es ihm, die bevölkerungspolitischen Forderungen, die er auf Grund seiner Einsichten erhoben hatte,[7]) an entscheidender Stelle vorzutragen. Auch als Mitglied des Fachsenats der Deutschen Akademie für Reichs- und Landesplanung konnte B. Einfluß auf die deutsche Bevölkerungspolitik nehmen. Auf dem Pariser Kongreß f. Bev.-Wissenschaft war ihm 1937 Gelegenheit gegeben, die Erfolge der nationalsozialistischen Geburtenpolitik vor einer internationalen Hörerschaft in überzeugender Weise aufzuzeigen, indem er den Geburtenzuwachs seit 1933 in



Geburten aus nachgeholten Ehen und Geburten aus erhöhter Kinderfreudigkeit aufgegliederte. Sein Name ist in der ganzen Welt in statistischen und bevölkerungspolitischen Kreisen bekannt und geachtet; seine Methoden werden allenthalben verwendet. Als Mitglied des Internationalen Statistischen Instituts und als korrespondierendes Mitglied des Comitato Italiano per lo Studio dei Problemi della Popolazione konnte er mannigfache Anregungen geben. Während seiner Tätigkeit am Statistischen Reichsamt in Berlin übte B. gleichzeitig eine Lehrtätigkeit an der Universität in Berlin aus. Zugleich mit der Präsidentschaft des Bayerischen Statistischen Landesamts in München wurde ihm 1939 ein Lehrauftrag für Bevölkerungswissenschaft an der Universität München zuteil.

Die Fähigkeit, das Wesentliche klar und eindringlich dar-

[7]) Namentlich in „Volk ohne Jugend" und in dem Sammelwerk: Kühn-Stämmler-Burgdörfer: Erbkunde, Rassenpflege, Bevölkerungspolitik. Quelle & Meyer, Leipzig 1936.

zustellen, die B. sowohl in seinen Schriften wie in seinen Vorträgen und Vorlesungen auszeichnet, sein kluger Rat und unermüdlicher Einsatz für die Lösung der bevölkerungspolitischen Aufgaben werden von allen, die mit ihm in Zusammenarbeit getreten sind, dankbar empfunden. Sie wissen sich einig in dem Wunsche, daß ihm noch lange Jahrzehnte fruchtbaren Wirkens zum Segen unseres deutschen Volks beschieden sein mögen. E. P.

Biographische Daten: Geboren 24. 4. 1890 in Neuhemsbach/Rheinpfalz; von 1914 bis zu seiner Verwundung Teilnahme am Weltkriege; Studium der Nationalökonomie; 1917—21 Sachbearbeiter im Bayerischen Statistischen Landesamt; 1921 als Regierungsrat ins Statistische Reichsamt Berlin; 1928 Direktor der Abteilung für Bevölkerungswissenschaft und Landwirtschaftsstatistik; 1939 Präsident des Bayerischen Statistischen Landesamts in München.

Geburtenzunahme in den Großstädten. Im Januar 1940 war die Zahl der Lebendgeborenen in den deutschen Großstädten um 15,6 v. H. höher als im Januar 1939. Die großstädtische Geburtenziffer ist damit auf 18,6 a. T. gestiegen.

Vorverlegung der Eheschließungen im Kriege. In Deutschland (altes Reichsgebiet) sind in den ersten 4 Kriegsmonaten etwa 100 000 Kriegsehen geschlossen worden, davon die Hälfte in den Großstädten. Es heirateten nämlich etwa 100 000 Paare mehr als im entsprechenden Zeitraum des Jahres 1938. Da man auf Grund der Altersklassenbesetzung mit einem Rückgang der Eheschließungen gerechnet hatte, darf man die Zunahme als das Mindestmaß der durch den Krieg vorverlegten Eheschließungen ansehen. Die bevölkerungspolitische Ausrichtung der Familienunterhaltssätze für die Familien der Einberufenen dürfte diese erfreuliche Entwicklung mitbewirkt haben. Wir können sie im Übrigen als Ausdruck des Vertrauens und der biologischen Wiedergesundung ansehen.

Ein Neger als Präsident der französischen Kammer. Am 23. Februar 1940 ist unter dem Vorsitz des Negers Candace das französische Parlament in Paris zusammengetreten, wo unter anderm auch eine Aussprache über „Friedensziele" stattfand. Wenn der Sinn des Krieges nach einem alten Wort darin liegt, einen besseren Frieden herbeizuführen, so dürfte wohl ein Neger die ungeeignetste Person sein, in Dingen der europäischen Neuordnung — denn um diese geht es doch — mitzusprechen. Wir Deutschen jedenfalls möchten diese Dinge der weißen Rasse vorbehalten.

Buchbesprechungen

Wiebe, F. K.: Deutschland und die Judenfrage. Hrsg. Institut z. Studium der Judenfrage. 82 S.

Brewitz, W.: 4000 Jahre jüdischer Geschichte. 1939. Leipzig, Verlag Reclam. 236 S.

Amann, Br.: Das Weltbild des Judentums. 1939. Wien-Leipzig, Verlag K. Kühne. 363 S. Preis RM. 7.50.

Die Erkenntnis des völkerfeindlichen Wirkens der Juden hat längst begonnen, sich in fast allen Kulturvölkern auszubreiten. Gerade im gegenwärtigen Krieg ist es von größter Wichtigkeit, alle Welt über Wesen und Wirken des Judentums aufzuklären.

Wiebes Büchlein kann hierbei hervorragende Hilfe leisten. Es zeigt kurz aber eindringlich die Rolle auf, die das Judentum auf den verschiedensten Gebieten unseres völkischen Lebens gespielt hat.

Die bisher unter dem Titel: „Von Abraham bis Rathenau" (Nr. 9 der Schriftenreihe des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP.) bekannte Schrift von Brewitz ist nun unter neuem Titel auch im Verlag Reclam erschienen. In weltanschaulich einwandfreier Betrachtungsweise hat der Verf. eine Fülle von geschichtlichen Tatsachen übersichtlich zusammengetragen, ohne jedoch den geschichtlichen Zusammenhängen sowie den Einflüssen des Judentums auf den biologischen Bestand und das kulturelle Leben der Wirtsvölker näher nachzugehen.

Amann sucht die geistige Stellung des Judentums auf philosophischem Wege zu umreißen. Weitausholend bringt der Verf. zu wesentlichen Schlußfolgerungen vor. Teilweise ist die Gedankenführung allerdings allzu theoretischer Natur; sie ist daher nicht immer überzeugend. (Z. B.: die Frage der Erbsünde sei die „zentrale Frage der abendländischen Religionsgemeinschaft".) — Die jüdische weltanschauliche „Haltung" hätte wenigstens kurz auf ihre biologischen Wurzeln, nämlich auf ihre erblich-rassischen Voraussetzungen zurückgeführt werden müssen. G. Tehak.

Kittel, G.: Die historischen Voraussetzungen der jüdischen Rassenmischung. Schriften d. Reichsinstituts f. Geschichte des neuen Deutschlands. 1939. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 46 S. 2 Karten. Preis RM. 1.80.

Verf. hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Entstehungsursachen des heutig. jüdischen Rassengemisches nachzugehen.

Daß das rassische Problem des Judentums bereits im Altertum bestand, beweist das Gesetz von Esra und Nehemia, das aus dem 5. Jahrhundert v. d. Ztw. stammt und eines der radikalsten Mischehengesetze der Weltgeschichte darstellen dürfte, in der Folgezeit jedoch mehr und mehr in Vergessenheit geriet. Nach dem babylonischen Exil begann die Ausbreitung der Juden über Palästina hinaus, die Entwicklung des Weltjudentums. Dieses erkannte sehr bald die geistige, wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Machtsteigerung, die das Proselytentum bedeutete: die Folge war eine mehr und mehr um sich greifende Vermischung der Juden mit andern Völkern und Rassen, deren Ergebnis wir in dem Rassengemisch des heutigen Judentums vor uns haben.

C. Steffens.

Judenviertel Europas. Hrsg. v. H. Hinkel. Volk u. Reich-Verlag, Berlin 1939. 151 S. Preis RM. 3.—.

Unter Mitwirkung von bekannten Mitarbeitern des Verlages „Volk und Reich" hat Hans Hinkel hier umfangreiches Material über die Juden in Europa zusammengestellt. Ganz allgemein werden zunächst die Zusammenhänge zwischen Juden und bodenständigen Völkern und zwischen Judentum und Minderheitenschutzverträgen behandelt, dann die Lage der Juden in Rußland, Finnland, den baltischen Staaten, in Polen, der ehemaligen Tschecho-Slowakei, im ehemaligen Österreich, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien und Bulgarien dargestellt.

E. Wiegand.

Verantwortlich für den Inhalt: Prof Dr. B. K. Schultz, Babelsberg und Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Waibel & Co., Anzeigen-Gesellschaft, München 23, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Carl A. Rotzler, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin, — P.L. 6. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München. — Printed in Germany.

Mai 1940 Heft 5



Volk und Rasse

J. F. Lehmanns Verlag München-Berlin Einzelheft



Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum

Rassenkunde — Rassenpflege

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

15. Jahrgang — Heft 5 — Mai 1940

Inhalt

J. F. Lehmanns Verlag, München 15 / Paul Heyse-Straße 26

Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.-, Einzelheft RM. -.70, Postscheckkonto des Verlags München 129; Postsparkassenkonto Wien 595 94; Postscheckkonto Bern Nr. III 4845; Kreditanstalt der Deutschen in Prag, Krakauer Gasse 11 (Postscheckkonto Prag 627 30).

Volk und Rasse

15. Jahrgang 1940 · Heft 5 Mai

J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin

Franz Reichert:

Frankreich, der Soldat Englands – Frankreichs biologische Zukunft

Wie merkwürdig verschieden fallen doch die Urteile aus, wenn zwei benachbarte Völker heute ihre biologische Lage gegeneinander abwägen! Es nimmt dabei nicht weiter wunder, daß die Schwächen des Anderen übertrieben und die eigenen Mängel beschönigt werden; zuweilen — und jetzt in diesen Kriegszeiten erst recht — begegnet Deutschland jedoch einer so unsinnigen, gewissenlosen und dabei überaus kurzsichtigen Feindpropaganda auf volksbiologischem Gebiet, daß man in Zweifel gerät, wer unser Mitleid in höherem Maße verdient, die Verfasser oder die Leser jener Erzeugnisse einer entfesselten Phantasie. So grenzt es schon an das Groteske, wenn bereits vor Jahren im französischen Schrifttum mit heuchlerischem Bedauern auf einen Anstieg der allgemeinen Sterblichkeit im nationalsozialistischen Deutschland hingewiesen worden ist. Den Anlaß dazu bot der Umstand, daß in jedem Grippejahr die Todesfälle zahlreicher sind als in einem grippefreien. Nirgendwo sollte man aber eine solche Besorgtheit um unser Schicksal weniger vermuten als gerade in Frankreich, dessen eigene Sterblichkeit jahraus jahrein erheblich über der deutschen liegt und bei der weit fortgeschrittenen Überalterung seines Volkskörpers auch liegen muß. Was sollen wir schließlich davon halten, daß der Matin im dritten Kriegsmonat seinen Lesern noch vorzurechnen wagte, Frankreich trete zu diesem englischen Krieg unter weit günstigeren Bedingungen an als 1914! Beweis: Seit den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts sei die deutsche Geburtenziffer bis 1933 weit tiefer abgestürzt als die französische. Wahrlich ein recht zweifelhafter Trost! Frankreich reichte im XIX. Jahrhundert niemals an die deutsche Geburtenziffer heran, konnte daher auch nicht ebenso tief fallen. Im Jahre 1933 sind jedoch bei uns noch immer 288000 Kinder mehr geboren worden als im geburtenarmen Frankreich. Von dem Wiederanstieg des deutschen Lebenswillens nach der Machtübernahme des Führers schweigt der Franzose selbstverständlich. Das wollen wir ihm zugute halten, denn unsere sieben jüngsten Geburtsjahrgänge werden in diesem Krieg bestimmt nicht mehr am Westwall eingesetzt. Was an solchen Rechenkunststückchen in der französischen Presse völlig unverständlich bleibt, ist die Mißachtung der Intelligenz des Lesers, denn bekanntlich ist doch in keinem anderen Lande seit Jahrzehnten so viel über die leeren Wiegen geschrieben worden, wie gerade jenseits unserer Westgrenze. Oder sollten wir wirklich von der Urteilskraft der Franzosen eine zu hohe Meinung haben?

Schließlich sind in den 27 Jahren von 1911 bis 1937 in Deutschland 35,4 Millionen Kinder geboren worden gegen nur 18,2 Millionen in Frankreich. Gestorben sind im gleichen Zeitraum 25,3 Millionen Menschen in Deutschland, gegen 18,7 Millionen in Frankreich. Das Ergebnis bedeutet einen (durch Einwanderung freilich wettgemachten) *Menschenverlust von einer halben Million für Frankreich und einen Gewinn von über 10 Millionen für Deutschland* (nur Altreich). Kann angesichts solcher von jedem ABC-Schützen nachprüfbarer Aufrechnung noch eine Meinungsverschiedenheit darüber herrschen, wo die völkische Kraft wächst und wo sie dahinsiecht? Das deutsche Volk hat jedenfalls mit seiner Geburtenbilanz des Jahres 1939 keinen Zweifel mehr gelassen: Großdeutschland hat Frankreich und England zusammengenommen überholt!

Unsere Gegner, die Erbpächter der Demokratie, dazu einige der ehemaligen, scheinbar neutralen Länder, können nicht genug über den deutschen Rassismus wettern, in dem sie nur brutale Barbarei und grausamste Unterdrückung der Individualität zu sehen vorgeben. Gleichzeitig fordern sie selber mehr Mut, mehr Gemeinsinn von ihren eignen Volksgenossen und ahmen noch während ihrer auf uns gerichteten Schimpfkanonade alle jene Einrichtungen nach, die wir im Kampf gegen die dem Gemeinsinn feindlichen Kräfte aufgerichtet haben. Es ist wie eine letzte verzweifelte Abwehr der heraufkommenden Zukunft, wenn mit einem als Schimpfwort gedachten Sammelbegriff wie Nazismus oder Rassismus alles und jedes verdammt wird, was bei allen Völkern unveräußerlich mit den Begriffen Volk, Raum, Sippe, Heimat, Blut, Boden verbunden ist. Das Wissen um diese Dinge, einstmals eine Sache des unverbildeten Instinkts, kann wohl dort, wo die Menschen in Großstädten naturfern leben müssen, verschüttet sein, auszurotten ist es nur mit dem letzten Bauern. In naher Zukunft wird ein Rassismus in diesem Sinne auch an der Seine Eingang finden, vielleicht unter der Bezeichnung Volksbiologie oder einer anderen Wortbildung, die den Flaggenwechsel erleichtern mag. „Denn darin könnte man den idealen Kern der Geschichte des menschlichen Geschlechts überhaupt sehen, daß in den Kämpfen, die sich in den gegenseitigen Interessen der Staaten und Völker vollziehen, doch immer höhere Potenzen emporkommen, die das Allgemeine demgemäß umgestalten und ihm wieder einen anderen Charakter verleihen" (Ranke).

Nirgendwo drängen die ungelösten volksbiologischen Probleme und die damit organisch verknüpften sozialen Fragen so heftig auf eine Lösung wie gerade in Frankreich; ob sie in England noch lösbar sind, bleibe dahingestellt.

Dabei ist es geradezu verblüffend, wie grundverschieden die Struktur der beiden Völker ist, die sich gegen uns verbündet haben. Der Brite weiß sehr wohl darum und hat mit vollem Bedacht jene uralte Abneigung in den Hintergrund gedrängt, die zwischen dem Insulaner und dem Franzosen bestanden hat. Was kein britisches Dominium bereit zu stellen vermag, eine Armee kräftiger Bauern, die zudem am Ort des Einsatzes aufmarschieren kann, was mochte England noch mehr wünschen?

Betrachten wir uns in der schematischen Darstellung des Schaubildes die Verteilung von Land und Leuten — jeweils im Vergleich zu unseren großdeutschen Verhältnissen, wie sie nach dem Münchner Abkommen gegeben waren.

In der obersten Reihe ist das Größenverhältnis der Bodenflächen und ihre Nutzung durch die Kreise mit ihren jeweils vier Sektoren klar zu erkennen. Die Kreisflächen Großdeutschlands und Frankreichs stimmen fast genau überein. Ein eigenartiges Ergebnis der Aufteilung des Reiches Karls des Großen, nachdem der Streit um Lothars Erbe

mehr als tausend Jahre hin und her gegangen ist. Selbst die landwirtschaftlich genutzten Flächen stimmen nicht nur beim Ackerland sondern auch den Wiesen und Weiden nahezu überein. Lediglich der deutsche Waldbestand ist dem französischen überlegen, dafür überwiegt der „Rest" in Frankreich. Hierin steckt viel Unland, das einstmals kultiviert war, dessen Nutzung jedoch aufgegeben worden ist. Raum ohne Volk .... Wie absonderlich wirkt dagegen die Aufteilung der kleineren Kreisfläche Englands! Als altes Seefahrerland hat es den Wald fast ganz vernichtet, ein Schicksal, das die Insel mit Spanien, Portugal und allen Mittelmeerländern teilt. Der Sektor „Ackerland" ist nur halb so groß als er sein könnte und auch gewesen ist, bevor die Freihändler eine blühende Landwirtschaft zu Gunsten der billigen Einfuhr haben verkümmern lassen. Dafür dehnen sich die Parks als reizvolle Umgebung feudaler Herrensitze und Landhäuser, die Golf- und Poloplätze zur Unterhaltung einer kleinen Herrenkaste und schließlich weiden hier noch Schafherden sowie hochgezüchtete Milchkühe, die Pferdezucht nicht zu vergessen. Diese widernatürliche Nutzung des vorhandenen Raumes in England hat Treitschke schon vor 45 Jahren ausgezeichnet umrissen: „Wie kann sich ein Deutscher wohlfühlen in einem steinreichen Land ohne Bauern! Wie habe ich mich gefreut, als ich mein schönes, heiteres, menschliches Vaterland wiedersah! Menschlich — darin liegt der Unterschied!"

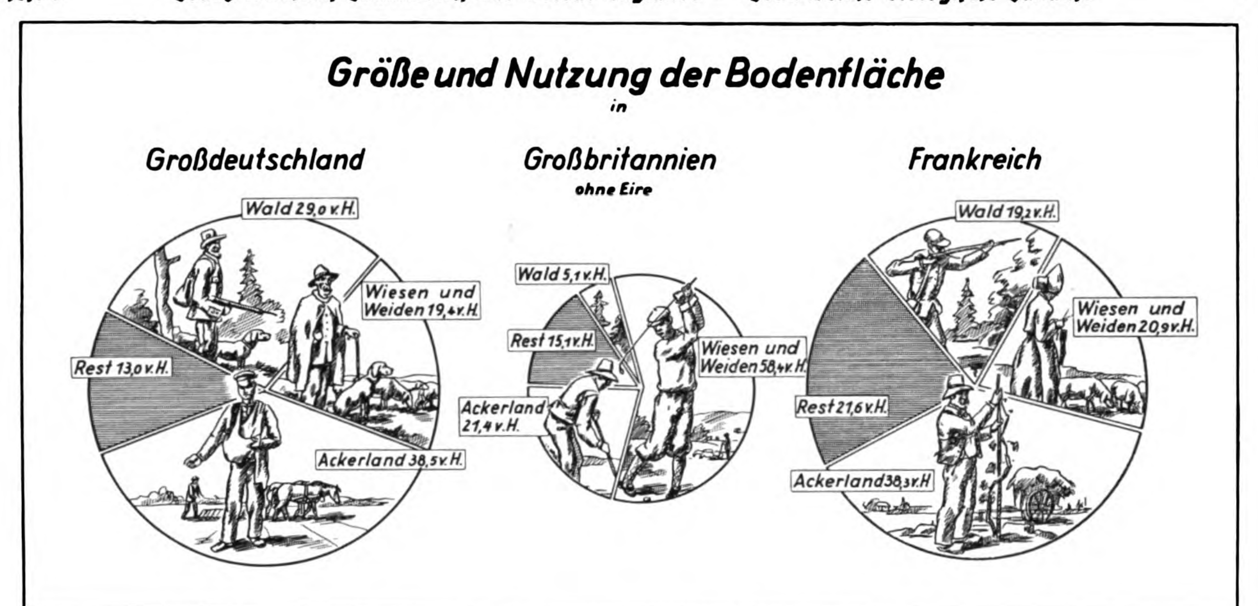
Unterhalb der drei Bilder von den Größenverhältnissen des Bodens stellen nun drei weitere Kreisflächen die Bevölkerungen dar, die jene Räume füllen. Dabei ist der Flächeninhalt der drei die Bevölkerungen wiedergebenden Kreise genau gleich dem Flächeninhalt der drei obersten Kreise, des Raumes der drei Länder. Lassen wir zunächst die Aufteilung der Kreise in Gemeindeklassen beiseite und achten nur darauf, inwieweit die Mächtigkeit der Bevölkerungen den jeweils vorhandenen Raum ausfüllt oder übertrifft. Eine unterbrochene Kreislinie gibt dem Auge des Beschauers einen Anhalt für diesen Vergleich; sie stimmt mit der Kreisfläche der Raumgröße überein.

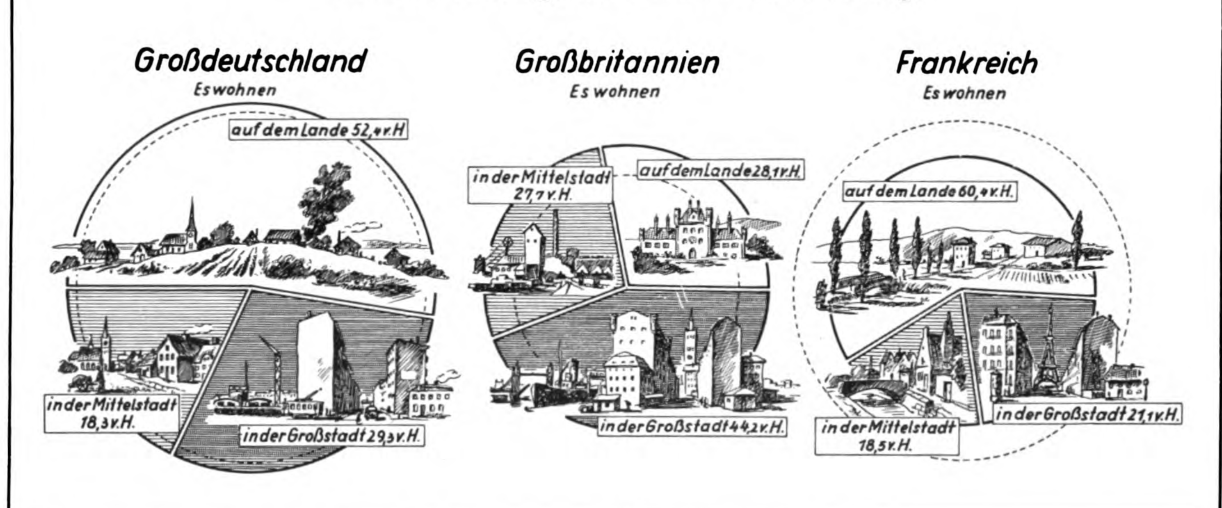
In Frankreich füllt die Bevölkerung ihren Raum bei weitem nicht. Der Kreis der Bevölkerungsmasse liegt in ziemlichem Abstand ganz innerhalb der Raumgröße 77,5:125,0. Die dünne Besiedelung, der Raum ohne Volk, kommt unmittelbar zum Ausdruck. Genau das Umgekehrte liegt in England vor. Die Mächtigkeit der Bevölkerung übertrifft bei weitem die Raumgröße 86:55. Das Händlervolk drängt sich aber derart einseitig in den Städten zusammen, daß der paradoxe Zustand einer Übervölkerung in einem zur Hälfte ungenutzten Raum entsteht. Dieses Mißverhältnis wird wahrscheinlich niemals mehr zu beseitigen sein, denn eine Rückkehr aus der Industriestadt auf das Land stößt in dem Umfange, wie sie in England notwendig wäre, um zu einem organischen Volksgefüge zu gelangen, auf die unüberwindliche Abneigung des städtischen Menschen. England hat keine Bauern mehr und diesen Mangel in doppelter Weise ausgeglichen: Die Produktion landwirtschaftlicher Erzeugnisse haben überseeische Farmer übernommen und an die Stelle der Männer, die in Kriegszeiten den Pflug verlassen und das Gewehr zur Hand nehmen, bedient sich der Brite seines festländischen Freundes Frankreich. Fällt einer dieser beiden Faktoren jemals aus, dann droht dem Inselreich der unmittelbare Zusammenbruch, weil seine völkische Struktur keine Rückkehr zur Norm mehr offen läßt. Darin unterscheidet sich Frankreich sehr vorteilhaft von seinem Bundesgenossen. Sein Bild gleicht einer hungernden lebenden Zelle, deren geschrumpfter Leib sich von der Zellwand zurückgezogen hat.

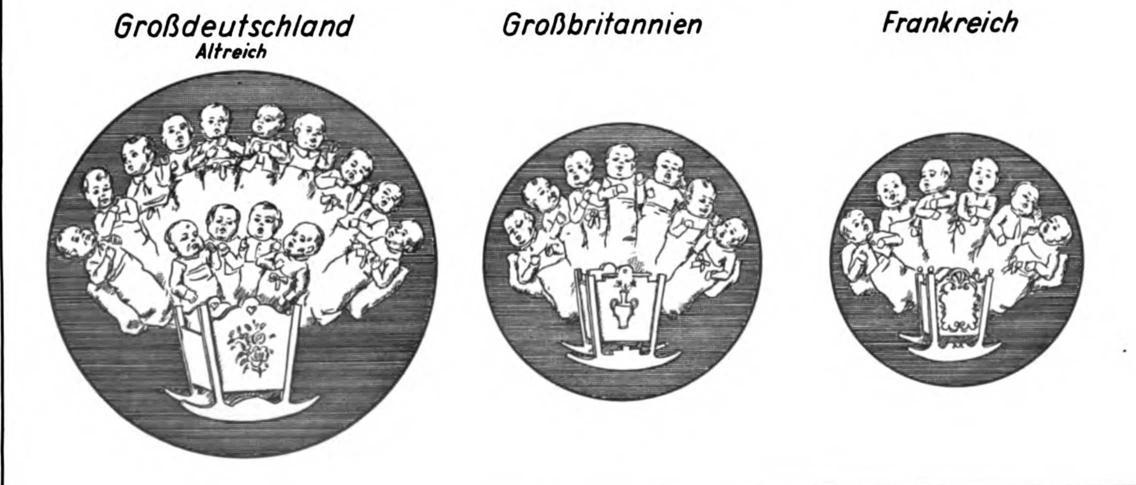
Die innere Struktur ist an sich gesund und regenerationsfähig, denn daß es möglich ist, in einem Volke wieder neues Leben anzufachen, dafür ist das nationalsozialistische Deutschland der unumstößliche Beweis. Deutschlands Bevölkerung übertrifft um ein Geringes die Raumgröße 146,5:130,0, ohne daß ihm aber ein Kolonialraum zur Verfügung steht.

Ebenso anschaulich wie das Verhältnis Raum und Volk wirkt nun die Stadt-Land-Verteilung der Menschen auf die drei Sektoren; sie entsprechen den ländlichen Bezirken bis zur Grenze der Kleinstadt von 10000 Einwohnern einerseits und den Großstädten andererseits, dazwischen liegen die Gemeinden von 10—100000 Einwohnern. Wiederum fällt die weitgehende Übereinstimmung von Deutschland und Frankreich auf gegenüber der völlig anderen Struktur Englands. Deutschlands Großstadtsektor ist um 8,2 v. H. größer als derjenige Frankreichs, dessen ländlicher Sektor um ebensoviel den deutschen übertrifft. Darin spiegelt sich letzten Endes Frankreichs industrielle Rückständigkeit. Der Unterschied würde noch vergrößert, wenn die beiden Hauptstädte außer Betracht blieben. Von den deutschen Großstädtern wohnen nur 18 v. H. in Berlin, während Paris allein 32 v. H., Groß-Paris sogar 56 v. H. aller französischen Großstadteinwohner beherbergt. Paris ist darum schon rein zahlenmäßig weit mehr zur tonangebenden Metropole Frankreichs geworden, als es Berlin in Deutschland je sein konnte. Auf Paris folgen in weitem Abstand Marseille (914000), Lyon (571000), Bordeaux, Lille, alles Städte provinzialen Gepräges. Bei uns übertreffen mit ihrer Einwohnerzahl Wien und Hamburg die Größe von Marseille, München, Köln, Leipzig, Essen, Dresden und Breslau nicht nur Lyon rein zahlenmäßig, sie spielen auch als kulturtragende Zentren des geistigen Lebens eine gewaltige Rolle. Doch diese strukturellen Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland verschwinden nahezu beim Vergleich mit dem rettungslos verstädterten England. Insgesamt leben 72 v. H. der Engländer in Städten mit mehr als 10000 Einwohnern, 44,2 v. H. allein in Großstädten — wiederum der krasseste Gegensatz zu Frankreich, den man sich zu denken vermag. Englands umfangreiche Industrie kann in Kriegszeiten neben dem unmittelbaren Bedarf seiner Flotte und der Luftwaffe gar nicht so viele Männer entbehren, wie für eine große Armee notwendig wären, soll nicht seine gesamte Industrie zum Erliegen kommen. Der britische Widerstand gegen die allgemeine Dienstpflicht ist also ganz natürlich und im Volksgefüge begründet, ebenso wie die ständige Suche nach „Bundesgenossen" und weiteren Kriegsschauplätzen. Ohne Frankreichs Armee ist England hilflos und völlig unfähig auf dem Festland eine militärische Rolle zu spielen. Es leistet sich eine städtische Bevölkerung und eine Industrie, wie sie ein Staat von 70 Millionen Einwohnern ungefähr besitzen dürfte. An die Stelle der fehlenden bodenständigen Landbevölkerung tritt im Frieden das britische Weltreich und im Kriege der französische Nachbar. Wahrlich eine raffinierte Konstruktion! Wäre Frankreich biologisch gesund und müßte es nicht jeden stärkeren Männerverlust aufs äußerste zu vermeiden trachten, dann könnte seine Bundesgenossenschaft in der Tat als glückliche Ergänzung des britischen Empires gewertet werden. So wie die Dinge aber wirklich liegen, darf Frankreich kein größeres Blutopfer für England bringen, ohne seine ganze völkische Zukunft in Frage zu stellen.

Die drei untersten Krise veranschaulichen schließlich noch die eingangs angeführte riesige Überlegenheit Großdeutschlands in der nächsten Generation. Über die Hälfte der im Jahre 1939 in den drei kriegführenden Ländern geborenen Kinder haben deutsche Eltern. Da braucht uns wahrlich auch um die Zukunft nicht bange zu sein! Betrachtet man jetzt die drei untereinander liegenden Kreisflächen Frankreichs von oben nach unten, dann versinn-







Zeichnungen Rimmek

bildlicht die Raumgröße gleichsam Frankreichs Vergangenheit, seine gegenwärtige Einwohnermenge den Grad seiner augenblicklichen biologischen Schwäche, und die Kleinheit des untersten Kreises der im Jahre 1939 Geborenen, sein biologisches Absinken in der Zukunft. (Die drei Kreisflächen verhalten sich wie 125,0:77,5:69,0, während die entsprechenden Zahlen für Deutschland lauten 130,0: :146,5:160,5.)

Die hier gewonnenen Einsichten auf volksbiologischem Gebiet lassen sich nur in einer Zusammenschau der drei zum Vergleich herangezogenen Völker gewinnen, sie geben uns nunmehr wertvolle Hinweise auf die weltgeschichtliche Rolle, die Frankreich im gegenwärtigen englischen Krieg zu spielen gezwungen wurde.

Schon die nächste Generation wird kein Verständnis mehr für die Kurzsichtigkeit aufzubringen vermögen, mit der Frankreich in diese Sackgasse hineingeraten ist. Nur seine hysterische Angst vor der wachsenden Übermacht des deutschen Nachbarn hat es zuwege gebracht, daß die Friedensangebote des Führers in den Jahren vor dem Kriegsausbruch kaum ernsthaft geprüft worden sind. Dabei weiß jeder urteilsfähige Franzose, daß sein Land in erster Linie Ruhe braucht, nicht nur um seine wirtschaftlichen Probleme zu lösen, sondern auch zur Wiedergewinnung jenes Selbstvertrauens, das dem französischen Volk abhanden gekommen ist. Vor dem Weltkriege kannten die verantwortlichen Staatsmänner nur einen ganz primitiven und doch im Grunde recht brauchbaren Gradmesser der völkischen Kraft; das war die Präsenzstärke der stehenden Heere. Das kaiserliche Deutschland hätte eine weitaus größere aktive Wehrmacht unterhalten können, wenn nicht die schwarz-roten Reichstagsmehrheiten alle Wehrvorlagen sabotiert hätten, die auf eine völlige Erfassung der zum Heeresdienst tauglichen Mannschaften hinausliefen. Deutschland machte sich aus lauter Angst, es könne die anderen reizen, kleiner als es wirklich gewesen ist. Frankreich dagegen wollte größer und mächtiger erscheinen, als seiner biologischen Kraft entsprach, und half sich mit der Verlängerung der aktiven Dienstzeit seiner Truppe, als könnte damit eine völkische Schwäche wirkungsvoll ausgeglichen werden. Dieses Gebaren lief zwar auf einen frommen Selbstbetrug hinaus, erhielt aber noch für lange Jahre jenes Selbstvertrauen, das dem Charakter der französischen Nation so notwendig ist und dank seiner stolzen Vergangenheit ständig wach gehalten worden war. Die nach der Jahrhundertwende in die Wege geleitete Einkreisung des starken, arbeitsamen und auf wirtschaftliche Expansion drängenden deutschen Nachbars war somit ganz logisch. Mit der Übermacht einer großen Koalition sollte der unheimliche Koloß an der Ostgrenze gestürzt und seiner biologischen Überlegenheit beraubt werden. Das Ziel ist, soweit es ohne militärischen Sieg überhaupt ausdenkbar erschien, restlos erreicht worden. Die im Diktat von Versailles festgelegten Fesseln mußten in der Theorie ausreichen, alle jene Kräfte in Deutschland zu vernichten, von denen sich Frankreich jahrzehntelang bedroht gesehen hat. Es ist anders gekommen, einmal weil unser Führer diese Fesseln abzustreifen verstanden hat, zum andern aber auch deshalb, weil Frankreich — und darin liegt die Tragik seines volksbiologischen Schicksals! — den großen Sieg seiner Diplomatie in gar keiner Weise auszunutzen verstanden hat. Auf keinem einzigen Gebiet ist nach dem Jahre 1918 neues Leben erwacht! Der französischen Industrie blieb jeder Wagemut fern, sie ist nicht einmal von den gewaltigen Anforderungen, die der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete mit sich gebracht hat, aus ihrer geruhsamen Selbstgenügsamkeit herausgerissen worden, hatte man doch dem am Boden liegenden Feind unsinnige Lieferungen für jene Zwecke aufgezwungen. Kamen aber aus dem produktiven Wirtschaftsleben schon keine neuen Anregungen, so blieb es auch folgerichtigerweise bei dem althergebrachten sparsamen Verbrauch an Konsumgütern aller Art. Das bestimmte wiederum die weitere Stagnation innerhalb des großen landwirtschaftlichen Sektors, der vergeblich auf eine gesteigerte Nachfrage nach seinen Erzeugnissen gewartet hat. Lediglich in Paris hat sich der Siegesjubel einige Jahre lang in einem eitlen seichten Lebensgenuß ausgetobt. In buntem Wirbel gaben sich die Pariser zusammen mit sensationshungrigen Ausländern der lange entbehrten weltstädtischen Ausschweifung hin. Gar mancher der französischen Kriegsteilnehmer wandte sich voll Ekel von diesem Treiben ab, angewidert von dem Gedanken, daß das größte Blutopfer der Weltgeschichte, das Frankreich dem Ausbluten nahegebracht hatte, keine anderen Folgen haben solle als eine kurze Blüte des Pariser Amüsierrummels. Abseits von diesem widerlichen Treiben verzweifelten Millionen an dem Sinn und Zweck aller auf die Wohlfahrt des Landes gerichteten Anstrengungen. Hatte Frankreich umsonst gesiegt und den Frieden verloren? Auf jeden Fall war das Selbstvertruen in die eigne Kraft bereits so weit gesunken, daß nach dem Jahre 1920 die Geburtenzahlen wieder weiter absanken von über 800000 damals auf 600000 in den letzten Jahren. War es zwecklos geworden zu leben? In einem Lande des Sieges, des Reichtums und der Armut an Menschen? Viele guten Patrioten erkannten die Notwendigkeit der Abkehr von der Ichsucht und der Wiederbelebung des Gemeinsinnes. Sie können sich aber nicht befreien von der Angst, alles Bemühen bleibe zwecklos. *Nutzloses Dienen.* So lautet der Titel eines Buches, in dem der Schriftsteller Graf Henry de *Montherlant*, ehemals Freiwilliger im Weltkrieg, die Sorgen um sein geliebtes Frankreich vor kurzem niedergelegt hat. Er selber ist von jeder feigen Angst weit entfernt, aber er weiß, es müsse „ein quid divinum über Frankreich kommen", wenn es „um die gefährliche Klippe herumkommen solle".

Das sind besinnliche Gedanken eines guten Franzosen aus dem Jahre 1935, als zu dem Verlust des Selbstvertrauens in der Masse des Volkes noch die Beschämung hinzugekommen war, daß der niedergeworfene Gegner von gestern sich wiederaufrichtet und seinerseits vollbringt, was dem Sieger nicht gelungen ist, — den völkischen Wiederaufstieg.

Inzwischen ist nichts Göttliches über Frankreich gekommen. Im Gegenteil! Noch einmal hat es an die Waffen appelliert, noch einmal soll Deutschland zu Boden gezwungen werden; natürlich nicht von ihm allein. Wiederum sollten große Völkermassen des Ostens die eigene zahlenmäßige Unterlegenheit ausgleichen, aber diesmal ist Frankreichs Rechnung gleich zu Anfang nicht aufgegangen. England ist sein einziger Bundesgenosse geblieben.

Was Frankreich an seinen britischen Freunden hat, erleben wir täglich und, was es füglich von ihm erwarten kann, zeigt der vorhin angestellte Vergleich. Ist es nicht eine tragische Verblendung, zu meinen, der Brite könne ihm helfen? Braucht nicht umgekehrt England die französische Armee, so lange es noch auf dem Festland in Dingen mitreden will, die es überhaupt nichts angehen? Teilt England etwa Frankreichs eigne Sorgen? Nichts liegt ihm ferner! Daß Frankreich seinen Raum nicht auszufüllen vermag, daß seine Landwirtschaft verfällt und die Bauern ihre Grundstücke verlassen, daß seine Lebensbilanz von Jahr zu Jahr mit größeren Verlusten abschließt, daß Angst, Verzagtheit und Pessimismus immer weitere Volkskreise erfassen, alles das ist dem Inselvolk kaum bekannt, geschweige denn ein Problem. Die Sorgen des Briten liegen ja auf ganz anderen Gebieten. Jene völlig gegensätzliche volksbiologische Struktur der beiden Länder führt dahin, daß beide Partner gegenseitig Unmögliches erwarten, denn keiner versteht den andern.

Noch kennen die beiden Demokratien den Weg zum Siege nicht. Aber gesetzt den Fall, die Marsbewohner kämen ihnen zu Hilfe, würde Frankreich diesmal imstande sein, einen Sieg innerpolitisch auszunutzen und damit den Frieden zu gewinnen? Die gegenwärtigen Machthaber in Paris können sich einen Wiederaufstieg Frankreichs nur unter der Voraussetzung denken, daß Großdeutschland politisch zerstückelt und biologisch entkräftet als europäischer Rivale ausscheidet. Ein wahnwitziger Gedanke! Das Prinzip der Kraft, der Selbstbehauptung und des Wachstums soll das Feld räumen, damit das Kränkliche, Ängstliche und Sieche bessere Lebensbedingungen bekomme. Eine solche Idee verstößt gegen das Grundgesetz, dem alles Lebendige gehorcht, sei es im Tier- oder Pflanzenreich, sei es bei den Menschen oder unter den Völkern. Es nützt auch nichts, in verleumderischer Weise die Kraft, Brutalität und die Selbstbehauptung, Agression zu nennen, dadurch wird die eigene Schwäche und der Mangel an Selbstvertrauen nicht behoben und der Sieche nicht gesund.

Es liegt uns Deutschen nicht das geringste daran, Frankreich als europäischen Kulturfaktor auszuschalten und ihm etwa ein Schicksal zu wünschen, wie es seine Machthaber uns bereiten wollen. Wir können im Gegenteil nur hoffen, daß Frankreich in die Lage käme, seinen Raum wieder mit Franzosen zu füllen, denn ein volksbiologisches Vakuum bei unserem westlichen Nachbar könnte in der Zukunft zu einer europäischen Gefahrenquelle werden.

Wir haben, um selber leben und schaffen zu können, nicht notwendig, den Nachbar schwach zu wissen; wir schätzen — ja wir überschätzen sogar zuweilen, was Frankreich in der Vergangenheit zum Fortschritt der abendländischen Menschheit beigesteuert hat. Unser Führer hat oft genug den Vorschlag gemacht, den Wettstreit der kulturellen Leistung und den friedlichen wirtschaftlichen Güteraustausch an die Stelle der machtpolitischen Rivalität treten zu lassen. Letzten Endes lag es nur an dem mangelnden Selbstvertrauen der Franzosen und an der gründlichen Verkennung ihrer volksbiologischen Lage, wenn es zu keiner Verständigung gekommen ist. Aus ebendiesen Motiven heraus — weil es sich vor dem friedlichen Wettbewerb ängstigte — hat sich Frankreich dann an Englands Seite erneut in den Krieg gestürzt. Es gleicht dem Manne, der während eines Platzregens aus Sorge um seinen Anzug ins Wasser springt.

Ob und wann Frankreich seine biologischen und innerstaatlichen Probleme klar erkennen und an ihre Lösung herangehen wird, kann niemand voraussehen. Zuvor müßte es allerdings zu der Einsicht gelangen, daß die Teilnahme am englischen Krieg das ungeeignetste Mittel war, um seine völkische Zukunft zu sichern. Die leitenden Staatsmänner Frankreichs sind freilich weiter denn je von dieser Einsicht entfernt. Statt dessen haben sie sich sogar mit der britischen Regierung dahin geeinigt, daß die gegenwärtigen Beziehungen der beiden Länder in der Zukunft von einer noch stärkeren und dauernden Bindung abgelöst werden sollen. Staatsrechtlich braucht dabei die französische Souveränität nicht verloren zu gehen; jede Art von Anlehnung an das Empire wird aber die Lösung der innerpolitischen Schwierigkeiten in Frankreich nur weiter hinauszögern und vielleicht eines Tages geradezu ausschließen.

Anschrift des Verf.: Berlin NW. 7, Robert-Koch-Platz 7.

Guido Landra:

Kurze Geschichte der italienischen Anthropologie

In dem Vortrag über die wissenschaftlichen und politischen Grundlagen der Rassenfrage in Italien, den ich am 19. Februar 1939 an der Berliner Universität hielt und der im Aprilheft der „Nationalsozialistischen Monatshefte" wiedergegeben ist, hatte ich flüchtig Gelegenheit, auf die alte Tradition der italienischen Anthropologie hinzuweisen.

Was italienische Gelehrte zur Wissenschaft vom Menschen beigetragen haben, ist in Deutschland oft und rühmlich erwähnt worden. Es mag aber dennoch nicht unangebracht sein, in dieser Zeitschrift die Geschichte der italienischen Anthropologie in Kürze an uns vorbeiziehen zu lassen.

Zu den Pionieren der physischen Anthropologie in Italien ist Luigi Calori (1809—1896) zu rechnen, der während eines runden halben Jahrhunderts mit fabelhaftem Fleiß tätig war und bis zum letzten Tage seines Lebens im Anatomiesaal und in dem von ihm ins Leben gerufenen anthropologischen Museum anzutreffen war. Seine Arbeiten über den langköpfigen und den kurzköpfigen Typus bei den Italienern, ergänzt durch eingehendste Untersuchungen über das Gehirn beider Typen, sind heute klassisch.

Wie Luigi Calori, so ist auch Giustiniano Nicolucci in Italien der systematischen Arbeit von Paolo Mantegazza und Giuseppe Sergi vorangegangen. Sein erstes Werk waren zwei Bände „Delle razze umane" (Von den Menschenrassen) und „Saggio etnologico" (Ethnologischer Versuch), Neapel 1857—58. Nicolucci war ein unermüdlicher Sammler rassenkundlichen Materials, vor allem von Schädeln und Skeletten. Seine Tätigkeit teilte aber das Schicksal aller Vorläufer: sie blieb lange Zeit unbeachtet.

Von Nicolucci stammen auch wertvolle Arbeiten über die Ligurer in Italien und über die Anthropologie Latiums.

Fast unbekannt, auch in Italien, ist das Werk eines anderen großen Vorkämpfers der Rassenkunde: Ich spreche von Cesare Paladini (1820—1884), einem glühenden Patrioten und vielseitigen Wissenschaftler. Seine „Ethnographischen Studien", die rassenkundlichen Charakter tragen, erschienen nach seinem Tode im Jahre 1887.

Wie Nicolucci und Calori für die physische Anthropologie, so ist Luigi Pigorini (1841—1925) für das Studium der Vorgeschichte zu erwähnen. Er war unter den ersten, die ihm in Italien die Wege wiesen; auch ist er der Gründer des nach ihm benannten Grande Museo Nazionale di Etnografia e di Preistoria in Rom.

Die anthropologische Forschung in Italien folgte bisher fast ausschließlich zwei Schulen: der florentinischen, die von Paolo Mantegazza ausging, und der römischen, deren Gründer Giuseppe Sergi war. Ich sehe ab von der Schule Lombroso's, weil sie im Grunde eher kriminalistisch als anthropologisch war, und weil man nach meiner Ansicht eine Schule, in der von jeher das jüdische Element allzusehr vorherrschte, nicht als eine italienische bezeichnen kann.

Die Tätigkeit dieser beiden italienischen Schulen der Anthropologie wird seit langem durch das Wirken zweier bedeutender wissenschaftlicher Vereinigungen glücklich ergänzt. Es sind dies die „Società Italiana di Antropologia ed Etnologia", die von Mantegazza gegen 1870 in Florenz gegründet wurde, und die „Società Romana di Antropologia" (heute „Istituto Italiano di Antropologia"), welche Sergi 1892 in Rom ins Leben rief.

Die wissenschaftlichen Organe dieser beiden Gesellschaften sind das „Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia", bzw. die „Atti (= Sitzungsberichte) della Società Romana di Antropologia".

Durch ein halbes Jahrhundert sind die beiden Schulen oft verschiedenen Richtungen gefolgt. Das hat sich möglicher Weise auf die Durchsetzung einer so wichtigen Disziplin, wie es die Anthropologie ist, nachteilig ausgewirkt. In der letzten Zeit aber wurde von den jüngeren Angehörigen der beiden Schulen immer gebieterischer die Notwendigkeit empfunden, endgültig mit dem alten System zu brechen und die italienische Anthropologie grundlegend neu auszurichten.

So kam es, daß die letzten Anhänger zweier Schulen eine fünfzigjährige Trennung völlig überwunden haben und — zum ersten Male in der Geschichte der italienischen Anthropologie — nahe Verbündete im gemeinsamen Kampf für den neuen Rassengedanken geworden sind.

Ich möchte hier nur kurz auf die Tätigkeit derer eingehen, die nacheinander in Florenz Anthropologie lehrten, da es mir die Knappheit des Raumes nicht gestattet, alle anderen Angehörigen der florentinischen Schule mit anzuführen.

Im Jahre 1870 bestand noch an keiner Universität Europas ein selbständiger Lehrstuhl für Anthropologie. Als erster in Italien und Europa wurde Paolo Mantegazza (1831—1910) ordentlicher Professor für Anthropologie und blieb in diesem Fach für viele Jahre allein. Vom Beginn seiner Wirksamkeit an verstand er es, in seinem Florentiner Laboratorium tüchtige Mitarbeiter um sich zu versammeln, von denen einige bedeutsame Arbeiten hinterlassen haben.

Auf engerem rassenkundlichem Gebiete sind uns von Mantegazza bemerkenswerte Abhandlungen über die Rassen Indiens und Lapplands hinterblieben. Wir verdanken diesem Gelehrten den im Jahre 1880 unternommenen ersten Versuch einer über die gewöhnliche Schädelmessung hinausgehenden kraniologischen Klassifikation.

Nachfolger auf dem Lehrstuhle Mantegazza's war sein Schüler Aldobrandino Mochi (1874—1913), der einer florentinischen Adelsfamilie entstammte. Mochi verwandte ungefähr 30 Jahre auf die Bereicherung und Neuordnung des von Mantegazza gegründeten wertvollen Museums, das er schließlich in sein heutiges Heim in dem ernsten Palazzo Nonfinito überführte. Der größte Teil seiner Tätigkeit war völkerkundlichen und anthropologischen Forschungen unter besonderer Berücksichtigung der Chinesen, Japaner, Araber, der Borsego, Denka usw. gewidmet.

Auf Mochi folgte im Lehramt Nello Puccioni. Ihm verdanken wir zahlreiche Untersuchungen auf verschiedenen Gebieten der physischen Anthropologie, und zwar besonders im Bereiche der Anthropometrie und der Osteometrie. Abgesehen von zahlreichen Abhandlungen verpflichtete uns Puccioni durch zwei umfangreiche Bände über die Anthropometrie der Völker der Cyrenaika und in Somaliland. Gegenwärtig wird das Anthropologische Institut in Florenz und das dortige Nationalmuseum für Anthropologie und Völkerkunde von dem bekannten Afrikanisten Lidio Cipriani geleitet. Cipriani hat bemerkenswerte Forschungsreisen in Südafrika, in Moçambique, in Rhodesien, im Fezzan, in Vorder- und Südasien durchgeführt; auf einer dieser Reisen durchquerte er Afrika von der Kapkolonie bis Ägypten. Ihm sind eine ganze Anzahl von Veröffentlichungen über grundlegende Fragen der Anthropologie zu verdanken.

Cipriani, der die Schule Mantegazza's unmittelbar fortsetzt, ist in Italien der berufenste Kenner aller Fragen, die mit der Anthropologie der farbigen Völker zusammenhängen. Seit langer Zeit ist er der erklärte Vorkämpfer eines wohlverstandenen kolonialen Rassenschutzes, und seit den Anfängen der italienischen Rassenpolitik hat er seine ganze Kraft für die Propaganda aller Ideen, die zu der Schaffung eines sicheren Rassenbewußtseins gegenüber den farbigen Rassen beitragen können, eingesetzt.

Wenn man von der florentinischen Schule der Anthropologie spricht, dann darf man es nicht unterlassen, auf das Werk des Geographen Renato Biasutti hinzuweisen, der zahlreiche Beiträge auf dem Gebiete der Anthropogeographie geliefert und immer regen Anteil an der Tätigkeit der Anthropologisch-Ethnologischen Gesellschaft in Florenz genommen hat.

Biasutti ist der Verfasser mehrerer Abhandlungen, die sich mit der Erforschung der geographischen Verteilung der anthropologischen Merkmale befassen, wie z. B. der integumentären Merkmale, der Haar- und Augenfarbe, der Haarform, der Körpergröße, der Größenverhältnisse des Körpers, der physiognomischen Merkmale, der Gesichtsproportionen, der Variationen des Gesichtsprofils, der Nasenformen usw.

Im Zusammenhang mit den Forschern der Florentiner Schule kann auch von der Wirksamkeit von G. L. Sera gesprochen werden, der zahlreiche Untersuchungen an der Schule in Florenz durchführte, bevor er nacheinander die Lehrstühle der Anthropologie in Pavia und in Neapel innehatte.

Die Tätigkeit Sera's bewegte sich im wesentlichen in morphologischer Richtung, und ihm ist die Gründung des „Giornale di Morfologia dell'Uomo e dei Primati" (Zeitschrift für die Morphologie des Menschen und der Herrentiere) zu verdanken, die allerdings vor geraumer Zeit ihr Erscheinen eingestellt hat. Aus dem Gesamtwirken Sera's soll besonders hingewiesen sein auf seine Arbeiten über die Gesichtsmerkmale in Beziehung auf die Mehrstämmigkeit der Primaten, sowie über die Zusammenhänge zwischen der Schädelbasis und der Gesichtsbildung bei den Menschenrassen.

Wenn wir jetzt zur römischen Schule der Anthropologie übergehen, müssen wir uns gegenwärtig halten, daß die gesamte Geschichte der italienischen Anthropologie lange Zeit hindurch ihr Gepräge von der Wirksamkeit Giuseppe Sergi's (1841—1936) erhielt. Sergi gelangte erst auf dem Umwege über verschiedene andere Fächer — Sprachwissenschaft, Anatomie und Philosophie — zur Anthropologie. Sein erstes Werk „Usiologie, oder die Wissenschaft vom Wesen" war eine Verteidigung der ältesten Gedanken italischer Philosophie. Von der Philosophie ging Sergi zur Psychologie über. Er bekannte sich zu einer objektiven Psychologie in Verbindung mit einer naturalistischen Philosophie. Er war der erste, der den Begriff einer Schichtung der menschlichen Persönlichkeit im Hinblick auf das Verbrechertum erfaßte und im Charakter den Unterschied zwischen einem „fundamentalen" und einem „adventiven" Teil aufstellte; das fundamentale Element wird vererbt und ergibt sich aus den organischen Bedingungen des Individuums; das „adventive" ist, was im Laufe des individuellen Lebens hinzukommt.

Wichtig ist die Feststellung, daß Giuseppe Sergi bereits 1889 mit seinem Werk über die menschliche Degeneration als Pionier einer Rassenauslese auftritt, die die Ausmerzung der Entarteten, die Verhinderung ihrer Fortpflanzung und ein höherstehendes Erziehungssystem umfaßt. Sergi entwickelte die physiologische Empfindungstheorie und bemühte sich um den Nachweis, daß die Lust- und Unlustgefühle mit den Denkvorgängen keinen gemeinsamen Sitz haben.

Für uns von größerer Bedeutung sind die Forschungen Sergi's auf dem Gebiete der reinen Anthropologie. Hier bemühte er sich, an die Stelle der kraniometrischen Unter-

suchungsmethode die kranioskopische zu setzen, nach welcher die Schädel nicht mehr auf Grund von Maß- und Indexzahlen klassifiziert wurden, sondern auf Grund ihrer wahren Gestalt, wie sie sich aus der Beobachtung ergibt.

Sehr bekannt sind die Arbeiten Giuseppe Sergi's über den afrikanischen Ursprung der mittelländischen Rasse. Hier stellte er Lehrmeinungen auf, die mit denen der meisten Fachgenossen in lebhaftem Gegensatz standen. Wir können aber immerhin heute unbefangen über das Werk Sergi's urteilen und dabei den rein beschreibenden Teil, der auch heute noch von Belang ist, von seinem theoretischen Oberbau unterscheiden, der durch die neuen Erkenntnisse, über die wir heute verfügen, zum Teil als überholt betrachtet werden muß. Dabei halte ich es jedoch für sehr wichtig, unsere deutschen Leser daran zu erinnern, daß selbst Sergi die grundsätzliche und ursprüngliche Gleichheit des nordischen Typus mit dem mittelländischen Typus in Europa zu beweisen gewillt war.

Auf dem Gebiete der Systematik der menschlichen Rassen erscheint Giuseppe Sergi als der Vertreter einer übersteigerten polygenetischen Entwicklungstheorie.

Giuseppe Sergi hat eine ungeheure Menge von Veröffentlichungen hinterlassen, darunter einige 40 Bände und ungefähr 400 Original-Abhandlungen, die als monumentaler Beitrag zur Kenntnis der menschlichen Lebensgesetze für immer Bestand haben werden.

Auf dem Lehrstuhle in Rom folgte auf Giuseppe Sergi sein Sohn Sergio, der gegenwärtig Direktor des Anthropologischen Instituts und Museums ist.

Sergio Sergi widmete die ersten Jahre seiner wissenschaftlichen Tätigkeit der Physiologie des Menschen und der Psychiatrie. In der Folge begab er sich nach Berlin, wo er als Schüler von Waldeyer und v. Luschan zahlreiche Untersuchungen durchführte. In Deutschland vollendete er seine bekannten Untersuchungen über das Gehirn und den Schädelbau der Abessinier. Später diente die Gesamtheit dieser Studien als Grundlage für die Veröffentlichung zweier Bände „Cerebra Hererica" (1909) und „Crania Habessinica" (1912) auf Veranlassung und Kosten deutscher Institutionen, und zwar der Medizinisch-Naturwissenschaftlichen Gesellschaft und der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Das Werk „Cerebra Hererica" wurde 1911 von der Anthropologischen Gesellschaft in Paris mit dem Faurelle-Preis ausgezeichnet.

Der bekannteste Schüler Giuseppe Sergi's war vielleicht Vincenzo Giuffrida-Ruggeri (1872—1921), der an der Universität Neapel Anthropologie lehrte. Er widmete sich zahlreichen Forschungen auf verschiedenen Gebieten der Anthropologie, aber seine Vorliebe galt der Schädelmorphologie. Er dehnte seine Untersuchungen auf das Skelett der verschiedensten Menschengruppen auf der Erde und auf vorgeschichtliche Bevölkerungen aus, unter besonderer Berücksichtigung der Frage der jungsteinzeitlichen Sikuler. Bekannt ist der Gegensatz zwischen den Ideen Giuseppe Sergi's und denen Giuffrida-Ruggeri's in der Frage der menschlichen Stammesentwicklung, wobei ersterer die polygenetische Doktrin entwickelte, während letzterer vorbehaltlos dem Neo-Monogenismus anhing. Giuffrida-Ruggeri verwandte sogar einen großen Teil seines Lebens darauf, diese These zu dokumentieren.

Gleichfalls ein Schüler Giuseppe Sergi's und sein Assistent war Fabio Frassetto, der derzeitige Direktor des Anthropologischen Instituts in Bologna. In den ersten Jahren seiner Tätigkeit wandte sich Frassetto im wesentlichen verschiedenen Problemen der Morphologie zu, so z. B. der Geschichte der Verknöcherung der Schädelknochen beim Menschen und bei den Primaten. Frassetto hat auch seine Vorlesungen in vier starken Bänden herausgegeben. Ein besonderes Verdienst Frassetto's war seine Tätigkeit für eine Vereinheitlichung der Methoden der Anthropologie und der Eugenik. Zu diesem Zwecke hat er ein besonderes Nachrichtenblatt S.A.S. (Standardizzazione Antropologica Sintetica) ins Leben gerufen, an dem Fachgelehrte aus allen Ländern der Welt mitarbeiten.

In den letzten Jahren wurde an den Universitäten Pavia, Padua und Turin Anthropologie von drei Wissenschaftlern gelehrt, die gleichfalls mit der römischen Schule in Verbindung stehen, nämlich von Giuseppe Genna, Raffaele Battaglia und Giovanni Marro.

Aus dem Gesagten geht wohl klar hervor, daß die rassenkundlichen Wissenschaften in Italien auf eine lange Überlieferung zurückblicken können.

In der Vergangenheit vollzog sich das anthropologische Studium an den Universitäten in nicht mehr als drei Vorlesungsgruppen, nämlich „Anthropologie", „Ethnologie" und „Paläthnologie". Nachdem sich die Rassenpolitik des faschistischen Regimes durchgesetzt hat, sind neben diesen nunmehr klassisch gewordenen Vorlesungen durch das Ministerium für die Nationale Erziehung neue Lehrgänge von pulsender Gegenwartsnähe eingerichtet worden und haben andere wiederum tiefgreifende Umbildungen erfahren.

Auf biologischem Gebiete ist schließlich den Forschungen der Studierenden eine neue wichtige Disziplin durch das Seminar über „Biologie der Menschenrassen" eröffnet worden.

Wir dürfen somit erwarten, daß die Anthropologie, die sich bei uns auf eine so alte Überlieferung berufen darf, unter dem Antrieb der Rassenpolitik einer großen Blütezeit entgegengeht.

Ansch. d. Verf.: Rom, Ministero della Cultura Popolare.

Otto Reche:

Das Gedenken der Ahnen

Zum Muttertag am 19. 5. 1940.

Wir wissen, daß unsere germanischen Vorfahren, daß ursprünglich alle Völker des großen indogermanischen Kreises ihren Ahnen einen „Kult", eine hohe Verehrung gewidmet haben. War das sinnlos, handelt es sich hier um unnütze, „überholte" Vorstellungen und Bräuche? Der europäische Mensch hat sich ja leider gewöhnt, alles was an religiösen Dingen nicht mit den Anschauungen und Bräuchen des Christentumes zusammenhängt, als „unsinnig", als „heidnisch" und damit als „minderwertig" anzusehen.

Wir müssen auch in diesen Dingen umlernen und uns auf uns selbst besinnen, denn das „kirchliche" Denken hat uns einer der stärksten Wurzeln unserer völkischen Kraft beraubt und ist in erheblichem Maß an dem biologischen Verfall schuld, den wir in weiten Kreisen feststellen müssen.

Wenn z. B. der Römer des Altertumes mit heiliger Scheu und in tiefer Ehrfurcht seinen Ahnen Gaben und Gedenken darbrachte, wenn der Germane ebenso handelte, wenn heute noch etwa der Japaner seinen Ahnen huldigt, so ist das alles keine sinnlose Spielerei, kein Zeichen überholter Primitivität, sondern vielmehr ein tiefes Empfinden für

die Gesetze und Notwendigkeiten des Lebens, und so ging in alten Zeiten und geht auch heute noch von diesen Bräuchen ein starker Strom der Kraft für diese Völker aus.

Man erinnere sich des tiefen goethischen Wortes „Was man ist, das blieb man anderen schuldig". Ein Wort, an das sich der deutsche Mensch gerade heute immer wieder erinnern sollte! Er sollte sich vor allem dessen bewußt sein, daß er seinen Vorfahren, daß er seinen Eltern es ganz allein dankt, daß er überhaupt der Gnade teilhaftig wurde, leben und ein denkender Mensch sein zu dürfen, zugleich ein Angehöriger seines Volkes und ein Arbeiter für sein Volk! Ohne seine Ahnen wäre jeder von uns ein Nichts!

Bei diesem Denken gewinnen wir schon eines, was überaus wichtig ist: wir entfernen uns mehr und mehr von der so weit verbreiteten Überschätzung der werten eigenen Person, von der so „neuzeitlichen" und liberalistischen Überheblichkeit, von dem übersteigerten Individualismus, der trotz aller Bemühungen immer noch die meisten in ihrem Denken und Handeln beherrscht. Wir lernen wieder begreifen — es ist das ein uraltes Wissen —, daß wir nur ein Glied in der Kette der Geschlechter sind, Enkel unserer Ahnen; daß wir, wo wir nicht persönlich ganz Geniales schaffen, nur ein Blatt sind, das der Wind verweht, wenn wir nicht selbst zu Ahnen von Enkeln, und zwar von tüchtigen Enkeln, werden. Wir lernen Verantwortungsbewußtsein vor den Ahnen — deren wir uns würdig zu erweisen haben — und Verantwortungsbewußtsein vor den Enkeln, denen gegenüber wir die heilige Verpflichtung haben, ihnen so gute Erbanlagen wie nur irgend möglich in die Wiege zu legen, zu ihrem eigenen Heil wie zum Heil des ganzen Volkes. Von dem, wie unsere Enkel werden, hängt ja allein die Zukunft unseres Volkes ab: sie sollen einst die fähigen, gesunden und machtvollen Träger und Schützer unsers Volkstumes und unserer Gesittung sein! Versagen sie, so ist all das gewaltige Geschehen unserer Zeit im Grunde verwehende Spreu. — —

Wir lernen also im Blick auf unsere Ahnen, in ehrfürchtiger Schau auf die erhabene Kette der Geschlechter, uns nicht nur als Glied, sondern als dienendes Glied unserer Sippe und unseres Volkes zu fühlen; wir begreifen, daß es nicht der Sinn eines Menschenlebens ist, zu leben, sich zu nähren, gute Geschäfte zu machen, sich zu vergnügen, das Leben zu „genießen" oder es dem höchst eigensüchtigen Streben einer persönlichen „ewigen Seligkeit" zu widmen. Wir begreifen, daß unser Leben vielmehr nur dann einen Sinn hat, wenn es ganz und gar Dienst an Sippe und Volk ist: daß das Dienen an Sippe und Volk höchste Pflicht und zugleich höchstes Recht jedes Einzelnen ist! So wird dieses Dienen lebensgesetzlich verständlich.

Der Wert eines Menschen ist zu messen an seiner Leistung und seinem Einsatzwillen für die Gemeinschaft!

Darum also: laßt uns in Ehrfurcht, Dankbarkeit und Pflichtbewußtsein unserer Ahnen denken! Bringen wir besonders unseren Eltern unsere Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit: sind sie doch die in unser Leben hineinreichenden Vertreter der unendlichen, heiligen Reihe unserer Ahnen, verkörpert sich in ihnen doch all das, was wir unsern Ahnen verdanken. Unsern Groß- und Urgroßeltern können wir, da sie meist nicht mehr unter uns weilen, nur noch in treuem Erinnern und in unserer Leistung unsern Dank abstatten: unsern Eltern aber können wir, so lange sie leben, durch die Tat unsere Liebe und Verehrung zollen. „Ehre Vater und Mutter!", nicht, „damit es Dir wohl gehe auf Erden" (das ist eigensüchtig-materialistisches jüdisches Denken), sondern weil sie die der Ehre würdigen Vertreter all unserer Ahnen sind, weil wir ihnen eine unendliche Fülle von Fürsorge, Aufopferung und Liebe zu danken haben und weil kein anständiger Mensch ohne tiefes inneres Bedürfnis für Dankbarkeit und Ehrfurcht sein kann.

Ein tiefes Gefühl für die Verbundenheit der Geschlechterfolgen führt zugleich zur Verlebendigung des durch den Liberalismus so schwer geschädigten und heute nur noch in recht wenigen Familien wirklich lebenden Familiensinnes; damit zur Stärkung der Familie, die nun einmal die wichtigste Zelle des Volkes und des Staates ist: auch hier also eine neue Grundsteinlegung für die Zukunft, zugleich eine Wiederaufnahme altehrwürdiger Erfahrungen.

Es gibt heute schon nicht ganz wenige Familien in Deutschland, die ehrfurchtsvoll mindestens eine Zimmerwand ihren Ahnen gewidmet haben. Dort sind deren Bilder angebracht, und wenn es auch nur die der Eltern und Großeltern sind; es gibt ja leider nicht sehr viele, die im Besitz auch guter Bilder ihrer Urgroßeltern oder weiterer Vorfahren sind. Diese Bilder sind für sie ein tägliches Mahnen zu Dankbarkeit und Pflicht. Und so mancher Familienvater oder manche Familienmutter hat außerdem den Brauch eingeführt, an jedem Geburts-, Hochzeits- und Todestag der Ahnen, mindestens von Vater und Mutter, deren Bild mit Blumen und frischem Grün zu schmücken: ohne ein Wort zu sagen, in der Frühe und ganz in der Stille; und jedes Glied der Familie sieht den Schmuck und fühlt, was er bedeutet. Es ist an diesem Brauch schon manche Familie innerlich gewachsen und zu einem festen, edlen Bollwerk für jeden Einzelnen und für den völkischen Gedanken geworden.

Endlich ein Ausblick in die Zukunft: nur wer so in den Gedanken hineinwächst, dienendes Glied von Sippe und Volk zu sein, nur wer die Ehrfurcht kennt und sich tiefinnerlich den Ahnen verpflichtet fühlt, begreift ganz die ungeheure Verantwortung gegenüber den Kommenden, begreift, daß die Ehewahl keine reine Privatangelegenheit ist, in die dem Einzelnen keiner hineinzureden hätte, versteht, daß die Wahl des Ehegatten das Entscheidende für die Kommenden ist, Fluch für sie oder Segen. Es muß zur Überzeugung aller Tüchtigen werden, daß jede erbgesunde und begabte Sippe ein heiliges Recht auf erbgesunde und begabte Enkel hat, und daß jeder unwürdig ist und das Recht der Sippenangehörigkeit verwirkt hat, der nicht durch Schutz dieses Rechtes seine Pflicht tut, jeder also, der durch eine Verbindung mit einem erblich Belasteten oder auch nur ernstlich Gefährdeten die Enkel schädigt. Es hatte seinen sehr tiefen, auch biologischen, Sinn, wenn bei unsern germanischen Vorfahren die Eltern — als Wahrer des heiligen Sippengedankens und des Bluterbes — bei der Wahl des Gatten oder der Gattin ihrer Kinder ein gewichtiges Wort mitzureden hatten, wenn zugleich ihre größere Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, ihr gesteigertes Verantwortungsbewußtsein, ihre unzerstörbare Liebe zu ihren Kindern und ihr Sorgen um deren Glück gerade hier mit zu raten hatte. Die Eltern sind nun einmal unsere besten und uneigennützigsten Freunde.

Es sei an die leider viel zu wenig bekannten Verse W. Vespers erinnert, die ein waches Bewußtsein höchster Verantwortung vor Ahnen und Enkeln fordern:

Halte Dein Blut rein!
Es ist nicht nur Dein!
Es kommt weit her,
Es fließt weit hin.

Es ist von tausend Ahnen schwer
Und alle Zukunft strömt darin.

Halte rein das Kleid
Deiner Unsterblichkeit!

Wäre es nicht gut, wenn recht viele deutsche Familien sich einen würdigen Platz des stillen, ehrfurchtsvollen und dankbaren Gedenkens der Ahnen schüfen, wenn sie deren Bilder mit Blumen schmückten?!

Anschrift des Verf.: Leipzig-Markkleeberg, Ring 35.

Hilde Schwanitz:

Friesische Grabinschriften

Mit 2 Abbildungen

Auf dem Friedhof in Nebel auf Amrum steht eine größere Zahl alter Grabsteine, auf denen größtenteils auch die Kinderzahl der Verstorbenen genannt ist. Soweit die Kinderzahlen vorhanden sind und die Inschriften leidlich lesbar waren, geben wir sie hier ohne Auswahl wieder. Es sind also nicht etwa Fälle mit besonders großer Kinderzahl herausgegriffen.

Unter diesem Denkmal und dem schauerlichen Dunkel des Erdreichs ruht der entseelte Körper der achtbaren Frau des Kapitains Sönk Girres / Anna Johanna Sönken geb. Quidens aus Nebel. Als eine 45jährige getreue Gattin, als eine zärtliche Mutter von 5 Kindern, als eine wahre Christin durchwanderte sie unermüdet ihre Bahn, bis endlich 1813 d. 15. Febr., in einem Alter von 69 Jahren der Ausgerungenen der Wanderstab abgenommen wurde.

Allhier ruhen die Gebeine des seel. Commandeurs Nord Perters aus Norddorff, welcher Anno 1701 den 27ten Dec. gebohren, A° 1723 den 5ten Sept. trat er in den heiligen Ehestand mit seiner noch lebenden Frau Ther. Norden mit welcher er 52 Jahr in einer vergnügten Ehe gelebet, und in solcher Ehe 8 Kinder als 3 Söhne und 5 Töchter gezeuget. In seinem Beruf hat er 19 Jahre als Kommandeür von Hamburg nach Grönland unter vielem Segen gefahren. Er ist gestorben Anno 1776 den 31ten Jan: da er sein Alter gebracht auf 74 Jahr 4 Wochen und 5 Tage.

Knudt Wögens.
geboren A° 1696, d. 6 December — gestorben A° 1758 d. 16 Februarv
copulirt 1719 mit Frau Elen Knuten.
In dieser Ehe mit 3 Söhne und 5 Tögter gesegnet worden. Zur Zee hat Er gefahren 32 Jaaren wovon er die letzte 10 Jaaren für Comandeur von Hamburg gefahren mit dem Schiff de Gekroon-de Hoop.

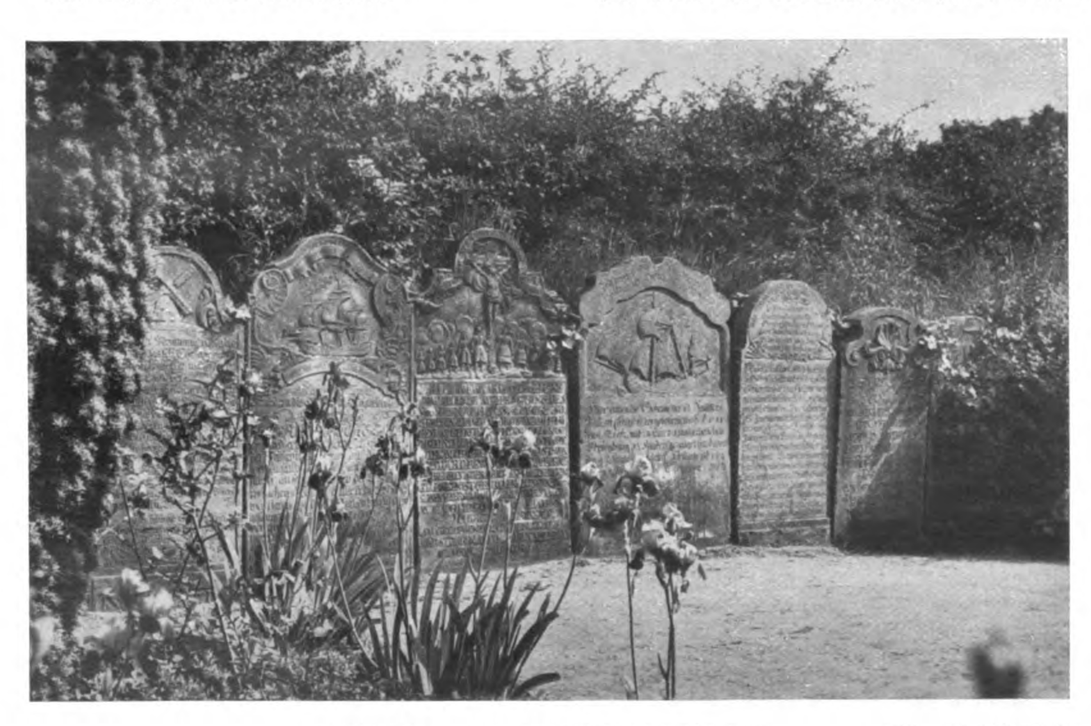
Denkmahl von Schiffer
Jan Willems
für seine hieselbst in diesem Grabeshügel ruhenden beiden Ehefrauen.

Erstere Jung Crassen Willems lebte 13 Jahre mit ihm in einer sehr vergnügten Ehe, zeugte 6 Kinder, davon 4 der Mutter neben an der Seiten ruhen und 2 Töchter ihren Tod überlebten. Sie starb A° 1801 d. 21. Nov. in einem Alter von 36 Jahren.

Letztere Ehlken Willems war nur 2 Jahre mit ihm zeitlich verbunden, zeugte und hinterließ eine Tochter und ward in ihrer Blüte, gleich einer Rose am Rosenstocke schon wieder 1805 d. 15. April von ihm getrennt alt 21 Jahr.

Allhier ruhen, die Gebeine einer geliebten und achtbaren Ehefrau, namentlich, sel Göntje Gerrets aus Nebel, gebohren 1767 d. 13 Octbr. Verehelichte sich A° 1790 d. 2 Septbr. mit den Schiffs-Kapitain Gerret Urbans zeugte mit demselben 3 Söhne. Ihre glückliche und zufriedene Ehe dauerte nur 18 Jahre. A° 1808 d. 25 Febr. ward Sie durch den Tod von ihren lieben Ehemann und zwei zärtlich liebende Söhne getrennt, die Tage ihres Lebens haben gewähret reichlich 41 Jahre.

Hierniden ruhen die Gebeine der Tugendhaften seeligen Frauen Anna Tückes aus Südorff welche A° 1719 den 27 May in Norddorf gebohren ward. A° 1743 trat Sie im Stande der heiligen Ehe mit dem Schiffer Tücke Knudten, und hat mit dem selben 20 Jahre in einer vergnügten Ehe gelebet, in welcher Zeit Sie auch mit 3 Söhne und 2 Töchtern von Gott ist gesegnet worden. A° 1763 den 30 Dec. litte Sie das harte Schicksahl, daß Ihr Ehemann durch einen ungeheuren Wellen aus seinen Schiffe ....
(der untere Teil des Grabsteins steckte in der Erde!)



Grabsteine auf dem Friedhof Nebel/Amrum — Aufn. Rudolf Lambeck

Hier ruhen die Gebeine von Seel. Antje Harken aus Süddorf, die A° 1715 d. 24 Juny gebohren ward. Sie trat in den heilingen Ehestand 1737 mit den ohnweit an der Seite neben Ihr ruhenden Harke Olufs hat mit denselben 5 Kinder gezeuget davon ein Sohn, und 2 Töchter Ihr überlebten. Die letzten 44 Jahre hat Sie in einen stillen Wittwen-Stande zugebracht, bis A° 1798 d. 22 April Sie in einem Alter von ungefehr 83 Jahre entschlummerte.

Hier ruhet der irdische Staub von den beiden Eheleuten Broder Peters und Krassen Broders aus Nebel. Sie wurden mit einander vereinigt A° 1751 und haben in ihrem 46 jährigen vergnügten Ehestand 9 Kinder gezeuget davon die ihnen überlebenden dieses Denkmal zu einen ehrenvollen Andenken ihren Eltern haben setzen lassen. Er, der Vater starb 1797 den 25 January alt 74 Jahre, und Sie, die Mutter A° 1805 den 21 Martz, alt 77 Jahre.

In stiller friedlichen Gruft schlummern neben diesem Denkmal der Schiffscapitain Bog Didrich Urbans und dessen Ehefrau Göntje B. Urbans aus Norddorff, ersterer 1771 und letztere 1767 in Nebel geboren. Ehelich verbunden lebten sie 42 Jahr und zeugten während der Zeit 3 Söhne und 2 Töchter von welchen 2 Söhne und 1 Tochter den Stein hier zur Seite ruhen. Von früher Jugend an bekleidete der Ehemann den Beruf des Seemannes und führte eine Reihe von Jahren ein Schiff als Captain. Die letzten 23 Jahr seines Lebens wurden der Landwirtschaft gewidmet. A° 1833 d. 26ten Marz entschlummerte er sanft, 62¾ Jahre alt, Sie, die Ehefrau war früher nemlich von 1787 bis 1790 mit Tücke Gurres in Norddorff verheiratet gewesen und hatte mit ihm 2 Söhne gezeugt, beide vor der Mutter verstorben im Jahre 1837 folgt sie ihren beiden vorangegangenen Männern, 70 Jahre alt.



Friesische Bäuerin Aufn. Rudolf Lambeck

Allhier ruhet der wohledle seel. Captain Nickels Nahmens und dessen Ehegattin Mattje Nickelsen aus Süddorff. In eheliche Verbindung traten Sie A° 1744 d. 22 Jan: lebten 41 Jahre in einer vergnügten Ehe, und zeugten 7 Kinder. Er, der Ehemann hat in seinem Seeberufe das seltene Glück gehabt 4 Reisen, als Capt. ein Schiff von Amsterd. nach Batavia und China in Ostindien zu führen, und die letzten 2 Jahre in Ruhe auf sein Vaterland durch gelebet. Er starb unverhofft A° 1785 d. 29ten Marz auf dem Wege zwischen Nebel und Süddorff in einem Alter von 69 Jahre. Sie, die Ehefrau lebte noch darauf 18 Jahre Wittwenstande, starb A° 1803 d. 11 Decemb. und ruhet hieselbst norden an der Seite von ihrem Manne. Ihr Alter brachte sie auf 80 Jahre.

An diesem Monument ruhen die Gebeine von das sel: Ehepaar und Eltern Erk Knudten und Inge Erken aus Nebel. Der Vater, gewesener Müller war in seinen jüngern Jahren ein Seemann, und hat die 3 letzten derselben als Schiffer gefahren: A° 1771 ließ er eine graupen Mühle bauen, welche er 21 Jahr als Müller vorgestanden. Er und seine getreue Gattin lebten miteinander verehelicht 46 Jahr, und zeugten eilf Kinder. A° 1801 ist der Vater im 67sten und die Mutter 1824 ime 92sten Jahre ihres Alters seelig entschlafen.

Allhier erwarten die Gebeine eine fröhliche Auferstehung des seel: Schiffer Anders Funck so gebohren auf Amrom A° 1678 den 20 May im Ehestand getreten mit Marret Tückis daselbst A° 1705. Im waehrenden Ehestande miteinander gezeuget 7 Kinder als 4 Soehne und 3 Tochtern wovon 3 Soehne und 2 Tochter bereits in der seligen Ewigkeit eingegangen ist. Gestorben A° 1738 den 3 Dezem seines Alters 60 Jahr 7 Monate und 13 Tage — — —

Hier ruhen die Gebeine des sel: Schiffers Willem Claase, der gebohren ward A° 1714 den 8 Martz, und seiner 4 mahl ehelichen Verbindung 13 Kinder gezeuget hat, davon ihn 4 Söhne überlebten. Er starb A° 1792 den 6 Febr. in einem Alter ungefehr 78 Jahre.

Dieses Denkmal ist dem hieselbst ruhenden Ehepaar und Eltern Peter Taien und Popp Peters von ihrem noch lebenden Sohn zu Ehren errichtet worden. Der Vater hat als Zimmermann verschiedene Reisen nach Grönland: und die letzten Jahre auf dem Lande, in gleichem Beruf ein tätiges und nützliches Leben geführet. Er und seine brave Ehefrau lebten miteinander verehelicht 41 Jahr, und zeugten 2 Kinder. A° 1804 d. 6 Martz ist der Vater im 84sten und 3 Tage darnach die Mutter im 69 Jahre ihres Alters selig entschlafen.

Hier liegt begraben
Se: Pop Reeterz
ist gebohren Anno 1670
ist gestorben 1745
d: 2 Februa. ihres Alters 75 Jahr.
hir ruhet in Gott fein
die Mutter von sieben Kinderlein
welches sind sechs Söhne und ein Töchterlein
die jetzund noch all im Leben sein.

Hier ruhen in Gott
Johannes Quedens
geb. d. 10 Juli 1822. gest. d. 2 Juni
1905. und seine Gattin
Göntye gebon. Quedens
geb. d. 11 Mai 1826
gest. d. 12. Nvbr. 1911.
Ihre Ehe währte 58 Jahre und wurden
in derselben 9 Kinder geboren.

Denkmal für die Eheleute
Schiffer Jan Hinrich Peters
und Keike, geb. Hanyes.
Ersterer geb. 25/8 1825, gst. 16/12 1911
Letztere geb. 17/10 1823, gest. 19/12 1897.
Sie lebten miteinander in den Ehestand reichlich 52 Jahre, und wurde ihre Ehe mit 7 Kinder gesegnet, von denen 4 den Eltern in die selige Heimat vorangegangen sind.

Hier ruhen
unsere lieben Eltern, die Eheleute
Wilhelm Roluf
Peters
geb. d. 16 Mai 1810
gest. d. 17 Jan. 1873
Theece Peters, geb. Bohn
geb. d. 11. Aug. 1813
gest. d. 9. Aug. 1891.
Sie zeugten in glücklicher Ehe 9 Kinder
wovon 4 in kindlichem Alter
vorangegangen sind.

Aus den angeführten Grabinschriften geht einmal die hohe Kinderzahl jener Zeiten hervor. Sie sind aber auch ein anschaulicher Beleg für die große Kindersterblichkeit, die dazu führte, daß trotz hoher Geburtenzahlen kein entsprechender Geburtenzuwachs eintreten konnte.

Anschr. d. Verf.: Schriesheim/Baden, Kriegstraße 1.

Hein Schröder:

Der Mongolismus

Mit 6 Abbildungen

Unter den Schwachsinnigen mancher Heime und Anstalten sowie gelegentlich auch in Familien oder in der Öffentlichkeit fallen dem aufmerksamen Beobachter eigenartige Kinder auf, die auf den ersten Blick ein mongolenartiges Gesicht zu haben scheinen. Diese äußere, allerdings nur oberflächliche Ähnlichkeit mit Mongolen, die zumeist nur in schrägverlaufenden Lidspalten, dem Vorliegen einer Mongolenfalte am Auge (Epikanthus) sowie einer Flachheit des Gesichtes mit abgeplatteter Nasenwurzel besteht, hat den Anlaß gegeben, das Krankheitsbild als „mongoloide Idiotie" oder kurz als „Mongolismus" zu bezeichnen. Es sei gleich vorweggenommen, daß diese Sonderform des Schwachsinns mit den mongoliden Rassen nicht das Geringste zu tun hat, ebensowenig wie man in ihr einen „Rassenatavismus", wie es früher zuweilen behauptet wurde, sehen kann. Es handelt sich beim Mongolismus um eine durch eine Reihe typischer, körperlicher Merkmale gekennzeichnete Sonderform des angeborenen Schwachsinns. Zu diesen typischen, körperlichen Kennzeichen gehören die schon erwähnten schräggestellten Lidspalten, die von außen oben nach innen unten verlaufen, eine den inneren Augenwinkel bedeckende Hautfalte des Oberlides (Epikanthus), eine knopfförmige, flache Nase mit tiefliegender Nasenwurzel, eine ausgesprochene Kurzköpfigkeit, Schlaffheit der Muskulatur in Verbindung mit stark überstreckbaren Gelenken sowie eine umschriebene Rötung der Wangen (Clownröte). In vielen Fällen besteht eine chronische Lidrandentzündung; eine große und tief gefurchte Zunge wird meist etwas herausgestreckt; die Finger sind kurz, stehen oft sternförmig, und oft zeigt der kleine Finger eine deutliche Einwärtskrümmung. Außerdem sind diese Kinder in nicht wenigen Fällen mit anderen Mißbildungen behaftet wie z. B. Wolfsrachen, Klumpfuß, angeborenen Herzfehlern, zusammengewachsenen Zehen oder Fingern, überzähligen Fingern, Linsentrübungen u. a. m. Alle Kinder, die diesen äußeren, typischen Körperbefund zeigen, wobei nicht immer alle Zeichen vorhanden sein müssen, sind ausnahmslos schwachsinnig und zwar zumeist sogar in so erheblichem Grade, daß man sie mit Recht als Imbezille und Idioten bezeichnet. Nur in vereinzelten Fällen findet man auch einmal im klinischen Sinne eine Debilität, doch handelt es sich dann meist schon um atypische Formen des Krankheitsbildes.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Krankheitsform, die schon bei der Geburt voll ausgeprägt ist, eine Entwicklungshemmung darstellt. Entwicklungsgeschichtliche Überlegungen lassen annehmen, daß bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt hemmende Faktoren wirksam sind, die eine normale Entwicklung der Frucht im Mutterleibe verhindern. So zahlreich die Untersuchungen sind, die zur Frage der Entstehung des Mongolismus angestellt wurden, so verschieden der Standpunkt ist, von dem die einzelnen Autoren das Problem angefaßt haben, so ist es doch bisher nicht gelungen, eine endgültige ursächliche Klärung des Leidens zu finden. An anderen Stellen[1]), auf die hier verwiesen sei, habe ich mich mit den verschiedensten Theorien, die bislang über die Entstehung des Mongolismus aufgestellt worden sind, auseinandergesetzt und will mich daher hier auf die neuesten Untersuchungen und damit auf den heutigen Stand der Forschung beschränken.

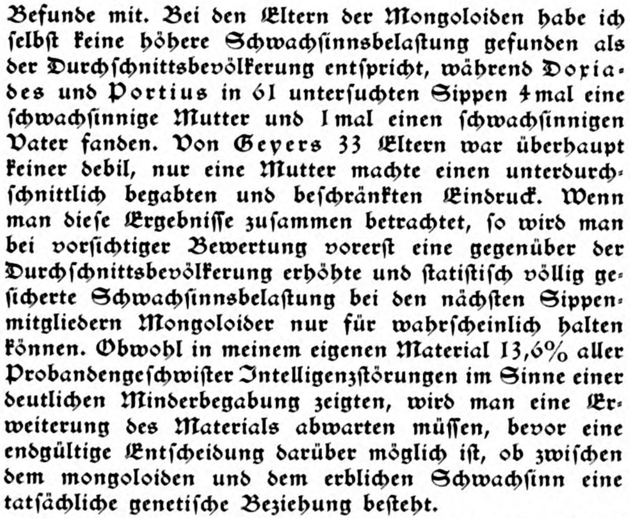
Meine eigenen genealogischen Untersuchungen an 99 Familien Mongoloider führten zu dem Ergebnis, daß bei den Probandengeschwistern die Schwachsinnshäufigkeit die einer vergleichbaren Durchschnittsbevölkerung deutlich übertraf, wobei allerdings infolge der relativen Kleinheit des Materials die dreifach mittleren Fehlergrenzen so groß sind, daß daraus nicht mit Sicherheit auf eine tatsächliche, allgemein gültige höhere Schwachsinnsbelastung der Mongoloidengeschwister geschlossen werden kann. Von 161 Geschwistern waren 13,6% ± 8,1 deutlich minderbegabt, gegenüber 7,8% meiner entsprechenden Durchschnittsbevölkerung.

Doriades und Portius haben ebenfalls geglaubt, von einer Belastung der Sippen Mongoloider mit Schwachsinn sprechen zu können. Geyer teilt allerdings gegenteilige

[1]) H. Schröder, Z. Neur. 160, 73—154; 163, 390—396; 164, 286—310.






Befunde mit. Bei den Eltern der Mongoloiden habe ich selbst keine höhere Schwachsinnsbelastung gefunden als der Durchschnittsbevölkerung entspricht, während Doxiades und Portius in 61 untersuchten Sippen 4mal eine schwachsinnige Mutter und 1mal einen schwachsinnigen Vater fanden. Von Geyers 33 Eltern war überhaupt keiner debil, nur eine Mutter machte einen unterdurchschnittlich begabten und beschränkten Eindruck. Wenn man diese Ergebnisse zusammen betrachtet, so wird man bei vorsichtiger Bewertung vorerst eine gegenüber der Durchschnittsbevölkerung erhöhte und statistisch völlig gesicherte Schwachsinnsbelastung bei den nächsten Sippenmitgliedern Mongoloider nur für wahrscheinlich halten können. Obwohl in meinem eigenen Material 13,6% aller Probandengeschwister Intelligenzstörungen im Sinne einer deutlichen Minderbegabung zeigten, wird man eine Erweiterung des Materials abwarten müssen, bevor eine endgültige Entscheidung darüber möglich ist, ob zwischen dem mongoloiden und dem erblichen Schwachsinn eine tatsächliche genetische Beziehung besteht.

Von genealogischer Bedeutung dürfte weiterhin die bei den Sippenmitgliedern meiner mongoloiden Probanden als deutlich erhöht gefundenen Häufigkeitswerte für Schielen, angewachsene Ohrläppchen, primitiv ausgestaltete Ohrmuscheln und Vielfingrigkeit sein. Doch da gerade die Frage dieser sogenannten Degenerationszeichen und ihrer Beziehung zu erblichen Geistesstörungen immer noch unklar ist, wird man vorerst aus diesen Ergebnissen keine weitgehenden ursächlichen Folgerungen ziehen können. Immerhin dürften diese Befunde im Verein mit den von Schulz, Doxiades und Portius sowie mir gefundenen Belastungsziffern für Schwachsinn sowie mit den bisherigen Zwillingsbefunden, die im folgenden noch kurz aufgeführt seien, eine Mitwirkung von Erbfaktoren wahrscheinlich machen.

Aus der Literatur sind mir bisher insgesamt 101 Fälle von Mongolismus bei Zwillingen bekannt geworden. Von diesen entfallen 32 auf Pärchen-Zwillinge, die sich sämtlich diskordant verhalten. Von insgesamt 59 gleichgeschlechtlichen Zwillingen ist in 40 Fällen nur ein Partner und in 19 Fällen sind beide Zwillinge mongoloid. Unter den 40 diskordanten, gleichgeschlechtlichen Paaren sind 27 als sicher zweieiig bekannt; 1 gilt als sicher und 1 weiteres als wahrscheinlich eineiig; von den übrigen 11 diskordanten, gleichgeschlechtlichen Fällen ist eine Eiigkeitsdiagnose nicht bekannt. Die 19 gleichgeschlechtlichen konkordanten Fälle umfassen 10 als sicher, 6 als vermutlich eineiig, 2 als sicher zweieiig und 1 als fraglich geltende Paare. Außerdem sind 10 weitere diskordante Fälle bekannt ohne Angaben über Geschlecht und Eiigkeit. Die von mir in letzter Zeit gesammelten etwa 20 Zwillingspaare kann ich noch nicht mit in Rechnung stellen, da die Untersuchungen noch ausstehen.

	Anzahl	konkordant	diskordant
PZ . . .	32	—	32
ZZ . . .	29	2	27
EZ . . .	18	16	2

	Anzahl	konkordant	diskordant
Ungleichgeschlechtlich (Pärchen). . . .	32	—	32
Gleichgeschlechtlich .	59	19	40
Ungenaue Angaben.	10	—	10
Insgesamt	101	19	82

In den neuesten Veröffentlichungen über den Mongolismus spielen die gynäkologischen Befunde bei den Müttern der Mongoloiden eine bedeutsame Rolle. Die Tatsachen, daß Mongoloide in der Mehrzahl von älteren oder oft auch von ganz jungen Müttern geboren werden, daß während der Mongoloidenschwangerschaft oft Blutungen im Sinne einer drohenden Fehlgeburt eintreten, daß bei den Müttern oft Störungen der Regelblutung vorliegen und daß in einzelnen Fällen sich sichere Erkrankungen der Eierstöcke haben nachweisen lassen, hat Geyer kürzlich dahin gedeutet, daß bei den Müttern eine Funktionsstörung der Eierstockstätigkeit vorliegt, die keine vollwertigen, sondern im Plasma geschädigte Eizellen zur Befruchtung kommen läßt. Diese von Geyer als „dysplasmatisch" bezeichneten Eizellen sollen Anlaß sowohl zur Bildung mongoloider als auch anderer nicht mongoloider, schwerer Schwachsinnsformen (Idiotien) geben. In diesem Zusammenhang läßt Geyer auch die Möglichkeit offen, daß unter Umständen irgendwelche Verhütungsmittel als schädliches Agens beteiligt sein könnten; allerdings sprechen alle diesbezüglichen Befunde fast eindeutig dagegen, sodaß Geyer selbst sagt, daß die Anwendung von Verhütungsmitteln keine „conditio sine qua non" ist, d. h. zur Entstehung des Mongolismus nicht erforderlich ist. Da Geyer die Theorie der „dysplasmatischen Eizellen" selbst nur als Arbeitshypothese hinstellt, wird man abwarten müssen, was der Frauenarzt zu den Befunden und den Zusammenhängen mit einer ovariellen Insuffizienz sagen wird. Ich selbst prüfe diese Arbeitshypothese zur Zeit an einem neuen Material nach und werde in Kürze darüber berichten.

Der heutige Stand der Forschung hinsichtlich der ursächlichen Entstehung des Mongolismus läßt sich in kurzem folgendermaßen zusammenfassen: Der Mongolismus ist zweifellos ein durch krankhafte Entwicklungshemmung bedingter, angeborener Zustand, für dessen Entstehung die Ursachen entweder im Keim selbst oder in den Generationsorganen der Mutter oder in beiden liegen können. Für die

ursächliche Beteiligung von Erbfaktoren sprechen bis zu einem gewissen Grade die Ergebnisse der genealogischen Untersuchungen (Schulz, Doxiades und Portius, Schröder, Turpin) sowie die Zwillingsbefunde, wenngleich durch sie der sichere Nachweis einer erblichen Komponente noch nicht hat erbracht werden können. Die Ansicht, daß eine schlechte Einbettung des Eies in einer geschädigten Gebärmutterschleimhaut die Ursache des Mongolismus sein könnte oder eine Erschöpfung der Mutter infolge zahlreicher vorangegangener Geburten, ist über den Bereich einer reinen Theorie nicht hinausgekommen. Das Interesse der Ursachenforschung hat sich in neuester Zeit auf die funktionalen Störungen im hormonalen und generativen Geschehen der Mutter konzentriert. Ob es gelingt, in ihnen die „vera causa" zu finden und damit die Entstehung dieses so auffallenden und merkwürdigen Krankheitsbildes einer endgültigen Klärung zuzuführen, werden zukünftige Untersuchungen, an denen sich außer dem Psychiater und Erbforscher auch der Gynäkologe beteiligen sollte, zeigen müssen.

Nachtrag bei der Korrektur: Von 50 Fällen einer neuen Untersuchungsreihe lassen sich nur 14 mit der von Geyer aufgestellten Arbeitshypothese erklären; dagegen lag in 3 Fällen elterliche Blutsverwandtschaft vor, und 3 mal konnte familiäres Auftreten beobachtet werden. Diese Befunde weisen wiederum auf die ursächliche Beteiligung von Erbfaktoren bei der Entstehung des Mongolismus hin.

Anschr. d. Verfassers: München 23, Kraepelinstraße 2.

Wido Lenz:

Zur Biologie des Krieges

Wer die völkerkundliche Literatur der letzten Jahrzehnte las, mußte immer wieder kopfschüttelnd die Werke beiseitelegen und sich fragen, ob aus diesem Wust von oft recht belanglosem Einzelmaterial, diesen endlosen Streitereien um Methoden und Begriffe einmal eine fruchtbare Wissenschaft erwachsen würde, die über die akademische Aufgabe der Sammlung, Deutung und Gliederung ihres Stoffes hinaus allgemeine Erkenntnisgrundlagen eines Weltbildes liefern würde, aus dem unser Handeln seine Richtung empfangen kann. Heute liegen nun eine Reihe Werke vor, die uns die Hoffnung einflößen, daß das vielbeackerte Gebiet der Völkerkunde nach einer Zeit der Sterilität endlich wieder fruchtbar wird. Die Ursache dieser neuen Fruchtbarkeit liegt in der Durchdringung der Völkerkunde mit biologischem Denken, welches allzulange von der „Geisteswissenschaft" ferngehalten wurde. Als beispielhaftes Buch der neuen Richtung ist jetzt ein Buch des Berliner Völkerkundlers W. E. Mühlmann erschienen: „Krieg und Frieden. Ein Leitfaden der politischen Ethnologie" (Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1940). Mühlmanns hervorragende Sachkenntnis, welche für jeden aufgestellten Satz die gediegenen Belege einer modernen ethnologischen Feldforschung gibt, ist eingebaut in ein biologisch begründetes Weltbild, in dem geschichtliche, soziologische, wirtschaftliche und rassenkundliche Erkenntnisse zu einer sinnvollen Einheit verschmolzen sind. Nur aus einer solchen Gesamtschau heraus läßt sich eine umfassende Fragestellung wie die des Krieges überhaupt fruchtbar behandeln. Was lernen wir nun aus den völkerkundlichen Tatsachen über den Sinn des Krieges? Wir sehen die Auffassung des Krieges, wie sie in der Haltung des preußischen Offizierskorps gründet und von Clausewitz auf eine Formel gebracht wurde, und wie sie wissenschaftlich ausgebaut in der „Soziologie des Krieges" von Steinmetz erscheint, nun erstmalig aus reichhaltigem ethnologischen Material erhärtet und dadurch mit wesentlichen Gesichtspunkten bereichert. Die instinktlose rationalistische Wissenschaft, die von der Ideologie der französischen Revolution ausgeht und den Krieg nur als geschichtliche Sinnlosigkeit sieht, ohne ihn begreifen zu können, wird überwunden, der Krieg wird „funktionalistisch", d. h. lebensgesetzlich gesehen. Der Rhythmus von Krieg und Frieden ist der natürliche Zustand des menschlichen Lebens. Der Krieg muß also mindestens ursprünglich einen hohen Erhaltungswert haben. Mühlmann weist nun überzeugend nach, daß der Krieg eine der allerwesentlichsten Grundlagen des menschlichen Kulturfortschrittes ist, der Krieg züchtete unmittelbar die Rasseneigenschaften, die Grundlage höherer Kultur sind, und er schafft die Züchtungsbedingungen, die den Kulturfortschritt ermöglichen, indem er Völker und Staaten schmiedet aus dem Rohstoff der großen Rassen, die ihrerseits wieder ihre Größe ihrer Kriegstüchtigkeit verdanken. Mühlmann weist auch darauf hin, daß der moderne Krieg nicht mehr einer gesunden Auslese, sondern einer Gegenauslese dient. Daraus ergeben sich für den biologisch Denkenden keineswegs pazifistische Ideale. Der ewige Weltfrieden ist eine Utopie, die sich bei der gegebenen Veranlagung der Menschheit nicht verwirklichen läßt. Wenn man aber etwa durch vollkommene Durchführung der Grundsätze der französischen Revolution die menschlichen Instinkte auf einen Zustand züchten würde, der den Weltfrieden ermöglicht, so würde man mit der dazu notwendigen Ausmerzung aller kriegerischen Tugenden gleichzeitig die Grundlage aller wahren Kultur vernichten.

Weil wir den heroischen Menschen bejahen, müssen wir den Krieg bejahen und sehen doch, wie der moderne Krieg gerade den heroischen Menschen zu vernichten droht, dessen in früheren Zeiten gezüchtete Instinkte nicht mehr erhaltungsgemäß sind im Zeitalter der Technisierung des Krieges. Aus diesem tragischen Widerspruch folgt unabweisbar die Forderung einer Lösung, welche allein durch wirksame rassenhygienische Maßnahmen erfolgen kann. Rassenhygiene und Krieg sind keine Gegensätze, beide dienen dem gleichen Ziel, der Erhaltung und Sicherung der Rasse. Darum ist Zusammenarbeit von beiden unbedingt notwendig; im Kriege darf die Rassenhygiene weniger als je ruhen. Deutschland allein kann durch die Klarheit dieser Erkenntnisse und die Entschlossenheit zur Tat dem gegenwärtigen Kriege durch eine wahrhaft fruchtbare Gestaltung des kommenden Friedens seinen Sinn geben.

Anschrift des Verf.: Berlin-Zehlendorf, Forststr. 45.

Hans Gerd Eßer:

Die Negeruniversität Südafrikas und das Problem Schwarz-Weiß!

Neben der schon mehr bekannten Achimota-Universität in Akkra, der Hauptstadt der britischen Goldküsten-Kolonie, besteht noch eine Negeruniversität in der Südafrikanischen Union. Diesen Negerhochschulen kommt bei der Betrachtung des kulturellen und sozialen Gestaltwandels Afrikas eine besondere Bedeutung zu, sind sie doch der Ausdruck der geistigen Europäisierung der schwarzen Menschheit. In Fort Hare, einer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Engländern gegen die kriegerischen Eingeborenen errichteten Festung im Südosten der Kapprovinz, liegt die Negeruniversität Südafrikas. Eine modern eingerichtete Schulanlage, mit einer großen Anzahl Gebäuden, gibt den verschiedenen Instituten Unterkunft. So besteht neben einem allgemein wissenschaftlichen ein chemisches, medizinisches und biologisches Seminar, ebenfalls ein theologisches. Die Hochschule wurde 1911 von schottischen Missionaren ins Leben gerufen, die heute noch die Schule leiten.

Die Studenten kommen aus allen Teilen Südafrikas und gehören den verschiedensten farbigen Rassen an. Sogar aus dem Basuto- und Betschuanaland und aus dem britischen Rhodesien ziehen sie nach Fort Hare. Malaien, Inder und Neger sitzen in den Kollegs und hören die Vorlesungen von weißen und schwarzen Professoren. Der Sonntag dient ausschließlich der christlichen Erbauung, und alle Studenten, Studentinnen und Lehrer besuchen an diesem Tage viermal die Kirche.

Die Erfolge der Schule stehen in keinem Maßstabe zu den Aufwendungen, die um sie gemacht werden. Durchschnittlich sind etwa 150 Studenten vorhanden. Trotzdem konnte man bisher nur rund ein Dutzend Kandidaten auf amerikanische oder europäische Hochschulen zur weiteren Ausbildung entsenden. Zwei erhielten den Dr.-Titel für Medizin bzw. Chemie. Gewöhnlich erhalten die Studenten von Fort Hare Anstellungen an Schulen, Kirchen und im Zivildienst, in der Landwirtschaft und auch als Polizeioffiziere in den Eingeborenenreservaten.

Der Wert einer solchen Einrichtung ist nur zu problematisch und besonders auch in den Augen derjenigen Weißen, die an der kolonialen Front für ihr Mutterland einzustehen haben. Es ist nämlich augenscheinlich so, daß die Erkenntnisse, die die Schule an die Neger und die anderen Farbigen weitervermittelt, diese beinahe zwangsläufig in die Reihen der äthiopischen Bewegung treibt. Und diese will nicht mehr und nicht weniger, als den offenen Kampf gegen die weiße Rasse. Es ist uns nicht unbekannt geblieben, daß der Führer der jetzigen äthiopischen Bewegung ein ehemaliger schwarzer christlicher Missionar ist, der seine, ihm von den Weißen gegebene Ausbildung nun dazu benutzt, gegen die weiße Rasse zu arbeiten. Wir sind der Auffassung, daß eine Ausschließung der Neger von der Fortentwicklung, der durch die Weißen geschaffenen kulturellen Fortentwicklung, nicht in Frage kommt, sondern daß eine Zusammenarbeit die Grundlage der Zukunft des kolonialen Reserveraumes Europas: Afrika ist. Naturgemäß kann die Entwicklung der Zusammenarbeit aber nur schrittweise erfolgen.

Es muß zu einer Katastrophe führen, wenn man rassisch anders geartete Menschen, die sich jahrhundertelang von der Fortentwicklung der Menschheit ausgeschlossen haben, zu „Europäern" machen will. Modern, d. h. zeitbedingt kann und muß das Leben der schwarzen Rasse werden, nachdem sie in den Kulturkreis Europas einbezogen worden ist, aber ihrer Art entsprechend und organisch einem gesunden Wachstum gemäß.

Europäer kann nur der sein, der ein weißes Antlitz trägt und auf Grund seiner rassischen Anlagen zum Lebenskreis des Abendlandes gehört. Das Leben der Neger wird sich immer gemäß ihrer rassischen Anlagen gestalten müssen. Die europäische Erziehung in vorsichtigen Dosen verabreicht, kann ihnen nur den Anschluß geben an die neue Welt, die den Stempel vom Können der weißen Rasse trägt. Wie sehr heute schon, nachdem man übergangslos die „Segnungen" der europäischen Zivilisation auf die Schwarzen losgelassen hat, diese die europäische Ausbildung sich zum politischen Kampf gegen die Weißen zunutze machen wollen, zeigt folgende schriftliche Feststellung des schwarzen Professors Jabarun, der als Lektor in Fort Hare tätig ist:

„Wir wollen nicht soziale Gleichheit, sondern wir müssen Land haben, das ist unser Anliegen. Den nötigen Landbesitz aber erhalten wir nicht ohne politische Rechte und ohne politische Einflüsse. Da das Christentum allein sich nicht als fähig erwiesen hat uns Recht zu verschaffen, so müssen wir es nun auf dem Wege der Politik versuchen. Voraussetzung für einen politischen Einfluß der Schwarzen aber ist in erster Linie der Besitz der europäischen Bildung."

Wenn auch aus diesen Sätzen eine verfehlte Bodenpolitik der Südafrikaner sprechen mag, darüber dürfen wir uns nicht täuschen: Den politisierenden Agenten in Afrika ist die europäische Ausbildung der Schwarzen gerade gut genug, um sie zum politischen Kampf gegen die Lebensrechte der weißen Rasse zu mißbrauchen.

Die europäischen Kolonialmächte aber, die sich bemüßigt fühlen, Deutschland rassische Unduldsamkeit vorzuwerfen, sollen einmal überprüfen, ob es richtig ist, auf der einen Seite gewisse Mindestrechte der Schwarzen zu mißachten, sie aber auf der anderen Seite durch Erziehungsexperimente in eine gefährliche Bodenlosigkeit und noch gefährlichere Abenteuer zu jagen, die am Ende recht empfindlich auf die betreffenden „fortgeschrittenen Nationen" zurückschlagen können!

Anschrift des Verfassers: Köln-Nippes, Holbeinstraße 5.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Neues Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene an der Universität Köln. An der Universität Köln wurde kürzlich ein Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene eingerichtet. Die Leitung hat Prof. Dr. Claussen übernommen.

Auf dem Arbeitsplan stehen neben Vorlesungen über die Probleme der menschlichen Erblehre und Rassenkunde die Erbforschungen an Familien mit anlagemäßigen Besonderheiten und die Untersuchung der Zusammensetzung der rheinischen Bevölkerung.

Deutsche Erbforscher in Rom. Im Zuge der deutsch-italienischen Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Rassenpolitik sprachen vor zahlreichen Zuhörern im Rahmen des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Kulturwissenschaft in Rom im Februar Professor Dr. Frhr. von Verschuer über die

Bedeutung der erblichen Disposition für somatische Erkrankungen und Professor Dr. Rüdin über neuere Forschungsergebnisse in der Psychiatrie.

Beide Gelehrte hatten Gelegenheit, anläßlich ihrer von italienischer Seite mit Interesse aufgenommenen Vorträge mit zahlreichen Fachkollegen in Verbindung zu treten und ihre Ansichten über den Stand der Wissenschaft auf ihren Gebieten auszutauschen.

Berufung Landras zum Lehrer für Rassenkunde. Professor Dr. Landra, der frühere Leiter des Rassenamtes im italienischen Propagandaministerium und Urheber des italienischen Rassenmanifestes, ist auf Vorschlag des Duce zum Lehrer für Rassenkunde an die zentrale Schulungsstätte der faschistischen Partei, den Corsi di Preparazione Politica in Rom berufen worden.

Landra ist in Deutschland weiten Kreisen als Schriftleiter der Zeitschrift „La Difesa della Razza" bekannt.

Stärkere Zusammenfassung im Gesundheitswesen. Im Zuge der Zusammenfassung des Gesundheitswesens von Partei und Staat unter Reichsgesundheitsführer Staatssekretär Dr. Conti ist die bisher neben dem Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst bestehende Reichszentrale für Gesundheitsführung aufgelöst worden. Der Reichsausschuß selbst ist durch seine den veränderten Verhältnissen angepaßte Satzung noch enger als bisher an das Reichsministerium des Innern angeschlossen worden. Er ist die Zusammenfassung der auf dem Gebiete der Volksgesundheit tätigen freien Kräfte in Wissenschaft und Praxis, soweit hierfür nicht die NSDAP. oder andere besonders beauftragte Stellen zuständig sind.

Der enge Anschluß an das Reichsministerium des Innern findet seinen Ausdruck darin, daß zum Leiter des Reichsausschusses Ministerialdirektor Dr. Cropp, Leiter der Abteilung Volksgesundheit im RMI. und zum Leiter der Hauptabteilungen I und II die zuständigen Sachbearbeiter des RMI., Ministerialrat Dr. Linden und Ministerialrat Dr. Zimdars, ernannt worden sind. Zwischen der Hauptabteilung I des Reichsausschusses und dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP. ist enge Zusammenarbeit vereinbart worden.

Der Leiter des Rassenpolitischen Amtes, Hauptamtsleiter Prof. Dr. Groß, ist zum stellvertretenden Leiter der Hauptabteilung I — Bevölkerungspolitik, Erb- und Rassenpflege — des Reichsausschusses ernannt worden; der Geschäftsführer der Hauptabteilung I des Reichsausschusses, Assessor Lemme, ist in das Rassenpolitische Amt, Reichsleitung, berufen worden. Der Geschäftsführer der Hauptabteilung II — Volksgesundheitspflege — ist Dr. Eckhardt geblieben.

Der bisherige geschäftsführende Direktor des Reichsausschusses, Oberregierungsrat Dr. Ruttke, ist im Einverständnis des Reichsinnenministeriums und des Reichserziehungsministeriums für Forschung und Lehre auf dem Gebiete Rasse und Recht freigestellt worden. Er ist seit Januar 1940 mit der Vertretung eines entsprechenden Lehrstuhls an der Universität Jena beauftragt worden.

Änderungen beim Ehestandsdarlehen. Der Höchstbetrag des Ehestandsdarlehens beläuft sich gegenwärtig auf 500 RM. Frauen und Mädchen, die sich vor dem 1. September 1939 für eine freiwillige Tätigkeit im Frauenhilfsdienst für Wohlfahrt und Krankenpflege verpflichtet haben, erhalten einen nicht zurückzuzahlenden Betrag von 1000 RM. Künftige Ehefrauen aus dem Sudetenland und der Ostmark, die vor dem 1. Oktober 1940 einen Antrag auf Gewährung eines Darlehns gestellt und die vor dem 10. Oktober 1938 bzw. vor dem 13. März 1938 in der Ostmark gelebt haben, erhalten auch ein Darlehen, wenn sie in den letzten zwei Jahren nicht in einem Arbeitsverhältnis standen.

Beurlaubung von kinderreichen Wehrmachtsangehörigen. Die besonderen Familienrücksichten kinderreicher Wehrmachtsangehöriger werden bei der Erteilung von Urlaub, soweit es die dienstlichen Interessen zulassen, berücksichtigt. Bei Urlaubsbeschränkungen, die aus verschiedenen militärischen Gründen notwendig werden können, sind für die Väter kinderreicher Familien ebenfalls günstigere Regelungen vorgesehen.

Beurlaubung werktätiger Frauen während des Fronturlaubs der Ehemänner. Der Reichsarbeitsminister hat in einem Runderlaß den Betriebsführern die Ehrenpflicht auferlegt, werktätige Frauen während des Fronturlaubs des Ehemannes auch zu beurlauben.

Kurtaxe für Kinderreiche in deutschen Bädern usw. Nach Mitteilung des Reichsfremdenverkehrsverbandes wird in deutschen Bädern Kurtaxe nur bis zur vierten Person desselben Familienstandes erhoben, und zwar schon ermäßigt für die zweite, dritte und vierte Person.

Außerdem kann minderbemittelten deutschen Volksgenossen arischer Abstammung eine Ermäßigung auf Kurtaxe und Kurmittel gewährt werden.

Für Familienangehörige, welche einem Familienhaushalt mit sechs und mehr unselbständigen Kindern angehören, soll — auch wenn sie einzeln den Kurort aufsuchen — Befreiung von der Kurtaxe gewährt werden.

Während der Kriegszeit wird allerdings leider in vielen Fällen der Besuch von Bädern und Erholungsorten für kinderreiche Familien sehr erschwert und nicht selten unmöglich sein, weil wenigstens vorläufig alle nicht durch zwingende Anlässe bedingten Reisen unterlassen werden sollen und weil es sich bei den neuen kriegswirtschaftlichen Maßnahmen nicht umgehen ließ, auch die Fahrpreisermäßigungen für kinderreiche Familien bis auf weiteres aufzuheben.

Staatszuschuß für Kinderreiche in Japan. Auch in Japan sind jetzt Bestrebungen zur staatlichen Förderung des Kinderreichtums in Gang gekommen. Das Wohlfahrtsministerium hat zunächst 100000 Jen für Staatszuschüsse an solche Familien bereitgestellt, die mehr als 10 Kinder haben. Von den über 24000 Familien des Landes, die diese Bedingung erfüllen, kommen aber nur diejenigen für einen Zuschuß in Betracht, die ihn in sozialer Hinsicht brauchen und in bezug auf Erbgesundheit und Charakterwert verdienen. Weiter will das Ministerium zur Förderung der Säuglings- und Kleinkindpflege auf dem Lande vorerst 300 Beratungsstellen in ländlichen Gegenden errichten, in denen besonders bewährte Hebammen und Krankenschwestern stationiert werden sollen, die bei Besuch von Haus zu Haus Ratschläge über die Aufzucht von Säuglingen und Kleinkindern geben werden.

Zusammengestellt von H. A. Blau.

5 Jahre Beratungsstellen für Erb- und Rassenpflege. Die Beratungsstellen für Erb- und Rassenpflege sind die organisatorische Grundlage für alle staatlichen Maßnahmen auf dem Gebiet der Erb- und Rassenpflege. Ihre Errichtung war nur möglich, nachdem vorher das deutsche Gesundheitswesen vereinheitlicht worden war. Bis dahin war das Gesundheitswesen in allen wesentlichen Punkten von den einzelnen Ländern geregelt worden. Die Großstädte und auch manche Kreise hatten ein umfangreiches, vielfach aber überorganisiertes Gesundheitswesen. Dem standen andere Bezirke gegenüber, in denen auf 100000 und mehr Einwohner ein beamteter Arzt kam. Hier wurde nach

der Machtübernahme gründlicher Wandel geschaffen. Es ist das unvergängliche Verdienst des ehemaligen Leiters der Abteilung „Volksgesundheit" im Reichsministerium des Innern, des jetzigen Staatssekretärs a. D. Dr. Gütt, durch das Gesetz zur Vereinheitlichung des Gesundheitswesens vom 3. Juli 1934 zunächst einmal die Grundlage für den Aufbau eines deutschen öffentlichen Gesundheitsdienstes geschaffen zu haben. Im Zuge der durch dieses Gesetz eingeführten Regelung wurde das ganze Reich mit einem Netz von Gesundheitsämtern überzogen, an deren Spitze überall der Amtsarzt trat, ein hauptamtlich angestellter, besonders vorgebildeter Arzt. Diesen Gesundheitsämtern wurde dann die Durchführung des öffentlichen Gesundheitsdienstes übertragen.

Schon in dem Vereinheitlichungsgesetz wurde den Gesundheitsämtern die ärztliche Aufgabe der Erb- und Rassenpflege, einschließlich der Eheberatung, übertragen. Es entsprach dies der vom Nationalsozialismus immer wieder betonten Bedeutung des Rassengedankens, der im Mittelpunkt seines Programms steht. Die Aufgabe der Beratungsstelle ist zunächst die Mitwirkung bei der Durchführung der erb- und rassenpflegerischen Gesetze; also bei dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, beim Ehegesundheitsgesetz, bei der Bewilligung von Ehestandsdarlehen, Kinderbeihilfen usw. Darüber hinaus ist in der 3. DurchfVO. ausdrücklich bestimmt, daß die Bevölkerungsbewegung in dem betreffenden Bezirk verfolgt werden und das Amt sich in den Dienst einer **aufbauenden** Bevölkerungspolitik stellen soll. Es soll dazu die Familiengründung fördern und sich für eine Besserstellung der kinderreichen Familie einsetzen.

Die Erfolge dieser Arbeit lassen sich im einzelnen schwer belegen. Immerhin gibt es einen empfindlichen Gradmesser für die bevölkerungspolitische Arbeit, das ist die Entwicklung der Geburtenziffer. Sie spricht eindeutig zugunsten der bisherigen bevölkerungspolitischen Arbeit, an der, wie wir gesehen haben, die Beratungsstellen einen wesentlichen Anteil haben.

Der Erb- und Rassenpflege stehen aber noch gewaltige Aufgaben bevor. Vor allem muß ein weiterer Geburtenanstieg der begabten Schichten erreicht werden. Zu ihrer Lösung wird die in den Beratungsstellen für Erb- und Rassenpflege bereitgestellte Organisation eine wesentliche Hilfe sein können. H. Lemme.

Buchbesprechungen

Vacher de Lapouge, G.: Der Arier und seine Bedeutung für die Gemeinschaft. Ins Deutsche übertragen von Käthe Erdniß. 1939. Frankfurt/Main, Verlag M. Diesterweg. 365 S.

Die Übersetzerin, F. Kuttke als Anreger der deutschen Ausgabe und der Verlag, haben sich durch diese Übersetzung des großen Hauptwerkes von Lapouge ein großes Verdienst erworben. Das Werk ist hervorgegangen aus einem „freien Kurs in Staatskunde", den Lapouge an der Universität Montpellier 1889—1890 gehalten hat, also vor nunmehr rund 50 Jahren. Es ist selbstverständlich, daß manches von dem, was er damals vortrug, inzwischen überholt worden ist, denn gerade die Rassenkunde hat in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht. Um so anziehender ist es, immer wieder festzustellen, wie Lapouge mit seherischer Sicherheit bereits damals eine Fülle von Gedanken geäußert hat, in denen er seiner Zeit und der damaligen Fachanthropologie voraus war, Gedanken, die sich als richtig und wegweisend herausgestellt haben. So wirkt das meiste durchaus neuzeitlich, und Recht behalten hat Lapouge vor allem im Grundsätzlichen, in seiner Anschauung von der verschiedenen geistigen und kulturellen Leistungsfähigkeit der Rassen und von der überragenden Bedeutung der Nordischen Rasse, die er mit dem eigentlichen „Arier" gleichsetzte. Lapouge und sein Gedankenwerk verdienen es wirklich, durch eine Übersetzung weiten Kreisen des deutschen Volkes nahegebracht zu werden; bisher kannte ihn, im französischen Originaltext, ja leider nur die Fachwelt.

Bewundernswert bei Lapouge war aber nicht nur sein Gedankenreichtum, sondern auch sein Mut, mit dem er es gewagt hat, lange Jahrzehnte in einer Umgebung für seine Überzeugung zu kämpfen, die sofort zum erbitterten Feind wurde: in dem von Chauvinismus, Klerikalismus, Logen und Judentum beherrschten Frankreich mußte ein Mann zum Märtyrer werden, der dem Rassegedanken in so klarer und überzeugender Weise Ausdruck gab, der für die Nordische Rasse und damit mittelbar für das Germanentum eintrat. Es waren die Erfahrungen eines mit allen Mitteln gegen ihn geführten Kampfes, die im Vorwort zu seinem Buch zum Ausdruck kommen: „Man kann die wissenschaftlichen Belege zerstören ..., man kann einen Kurs schließen, die Veröffentlichung eines Buches verhindern, nach Belieben nötigenfalls einen Wissenschaftler unterdrücken, aber man unterdrückt nicht die Wissenschaft."

Lapouge durfte es trotz allem erleben, daß seine Hauptgedanken dankbare Anerkennung fanden, zwar nicht in Frankreich, aber in Deutschland. O. Reche.

Bircher, Eugen: Arzt und Soldat. Eine psychologische Betrachtung. Vorträge aus der praktischen Chirurgie. 24. Heft. 1940. Stuttgart, Verlag Ferdinand Enke. 59 S. Preis geh. RM. 6.—, geb. RM. 7.50.

Die Studie ist aus dem Grunde fesselnd, weil der Verfasser Chirurg und gleichzeitig, wie dies im eidgenössischen Milizsystem der Schweiz möglich ist, Brigadekommandant gewesen ist und schließlich sogar hauptamtlicher Divisionskommandant wurde. Es wird untersucht, inwieweit sich soldatisches und psychologisch-ärztliches Gedankengut durchdringen. Zu physiologischen und psychologischen Ausführungen treten zahlreiche Anführungen aus dem Schrifttum und eine reiche eigene Erfahrung. J. Schottky.

Donnevert, R. (Herausgeber): Wehrmacht und Partei. 1938. Leipzig, Verl. Joh. A. Barth. 188 S. Preis geb. RM. 6.-.

Das Buch behandelt die auf der Grundlage der gemeinsamen Weltanschauung erfolgende Zusammenarbeit von Partei und Wehrmacht. Aus der großen Zahl der von berufenen Männern verfaßten Aufsätze sei hier besonders auf den Beitrag von W. Groß hingewiesen. Groß bespricht die Zusammenhänge und Wechselbeziehungen zwischen „Wehrwesen und Rassenbiologie" und zeigt die Möglichkeit und Notwendigkeit einer gegenseitigen Angleichung und Durchdringung von wehrpolitischem und rassenpolitischem Denken auf. G. Cehak.

Verantwortlich für den Inhalt: Prof Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde und Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Waibel & Co., Anzeigen-Gesellschaft, München 23, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Carl A. Rotzler, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin, — P.L. 6. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München. — Printed in Germany.

Juni 1940 Heft 6

Volk und Rasse



J. F. Lehmanns Verlag München-Berlin Einzelheft Rm. -.70



Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum

Rassenkunde — Rassenpflege

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

15. Jahrgang — Heft 6 — Juni 1940

Inhalt

Herausgeber: Staatsrat Präs. Prof. Astel, Min.-Rat Fehrle, Reichsamtsleiter Prof. Groß, Staatssekretär a. D. Gütt, Staatsminister i. R. Hartnacke, Prof. Helbok, Reichsführer ᛋᛋ Himmler, Prof. Mollison, Prof. Reche, Prof. Rüdin, Oberreg.-Rat Ruttke, Obermed.-Rat Schottky, Prof. A. Schultz, Prof. B. K. Schultz, Prof. Schultze-Naumburg, Prof. Staemmler, Prof. Wrede, Prof. Zeiß.

Hauptschriftleiter: Prof. Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde.

Hauptschriftleiter i. V.: Dr. E. Pfeil, Berlin-Grunewald, Beyme-Straße 30.

J. F. Lehmanns Verlag, München 15 / Paul Heyse-Straße 26

Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.-, Einzelheft RM. -.70, Postscheckkonto des Verlags München 129; Postsparkassenkonto Wien 595 94; Postscheckkonto Bern Nr. III 4845; Kreditanstalt der Deutschen in Prag, Krakauer Gasse 11 (Postscheckkonto Prag 627 30).

Volk und Rasse
15. Jahrgang 1940 · Heft 6 Juni
J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin

Hans Harmsen:

Die biologischen Aufbau- und Zerfallskräfte Großbritanniens

Der Begriff Großbritannien umfaßt Gebiete außerordentlich verschiedener rassischer und biologischer Struktur: England und die keltischen südwestlichen Gebiete von Wales, Schottland und das keltische Irland, das durch das Teilungsgesetz von 1920 den ersten Erfolg auf dem Wege zur politischen Verselbständigung erreichte und eine Bevölkerungsentwicklung aufweist, die innerhalb der europäischen Länder schlechthin einzigartig ist. So wie der Tower in London ein Symbol des Grauens in der von Mord durchzogenen englischen Geschichte ist, so erleben wir das biologische Schicksal der von England beherrschten und ausgesogenen Gebiete am grausigsten im Elend der grünen Insel Eire (Irland).

Daß England im 19. Jahrhundert zur kraftvollen Mitte des größten Weltreiches wurde, verdankte es nicht zum mindesten seinem starken Bevölkerungswachstum. Innerhalb des 19. Jahrhunderts vervierfachte sich seine Einwohnerzahl. Zu Beginn dieser Entwicklung hatte England noch nicht die Hälfte der Bevölkerung des ihm feindlichen Frankreichs. Um 1910 hatte Großbritannien trotz des riesigen Auswanderungsstromes Frankreich an Bevölkerungszahl überflügelt, das schon damals nicht mehr aus eigener Kraft wuchs. In Irland dagegen muß für die gleiche Zeit eine katastrophale Entvölkerung festgestellt werden.

Bevölkerungsentwicklung in Tausend.

Jahr	Irland (Freistaat)	England und Wales	Schottland
1821	5421	12000	2092
1841	6529	15914	2620
1871	4053	22712	3360
1901	3222	32528	4472
1911	3140	36070	4761
1926	2972	39067	4864
1936	2968	40839	4966

Die natürliche Bevölkerungszunahme Englands im 19. Jahrhundert bis etwa 1925 ist aber noch weit größer, als aus der Feststellung der Bevölkerungszahl hervorgeht, da es im Laufe des 19. Jahrhunderts — unbeschadet des eigenen Wachstums — einen erheblichen Teil seines Geburtenüberschusses zur Besiedlung des Reichsraumes abgab. Die erste Auswanderungswelle richtete sich fast ausschließlich auf Nordamerika. Waren es im 17. Jahrhundert religiöse Gründe, die die Auswanderung veranlaßten, so ist die Ursache seit dem 18. Jahrhundert wirtschaftliche Not. Neben den Iren waren es vor allem die Schotten, die, durch den Landadel ihrer Existenzgrundlage beraubt, die Heimat verließen, um sich als freie Bauern in Amerika anzusiedeln. Wirklich großen Umfang nahm die Auswanderung aber erst im 19. Jahrhundert an. In der Zeit von 1815—1920 hat das Vereinigte Königreich über 17,8 Millionen Menschen hauptsächlich nach Nordamerika und die andern Reichsgebiete abgegeben. Nur durch diesen starken Strom von Menschen konnte es seine Kolonien entwickeln und zusammenhalten. Betrug der Jahresdurchschnitt der Ausreisenden im ersten Drittel etwa 23000, so stieg die Zahl im vierten Jahrzehnt bereits auf 70000. Während aber England damit nur einen wirklichen Überschuß abgab, griff die Auswanderung in Irland die Substanz der Bevölkerung an: Die Hungersnöte in Irland verstärkten sie zu Massenauswanderung. Im Jahrzehnt 1841—1850 wird der Anteil der Iren an der Gesamtzahl der Auswanderer auf weit über 1 Million geschätzt.

Aus Häfen des Vereinigten Königreichs ausreisende Briten und Iren.

Zeitraum	Gesamtzahl
1815—1820	123528
1821—1830	247297
1831—1840	703150
1841—1850	1684892
1851—1860	2287205
1861—1870	1571829
1871—1880	1678919
1881—1890	2558535
1891—1900	1742790
1901—1910	2804085
1911—1920	2437375

Für die Zeit von 1860—1910 liegen auch aufschlußreiche Angaben über die Herkunft der Übersee-Ausreisenden vor.

Zeitraum	England und Wales	Schottland	Irland	Zusammen
1861—1870	605165	148082	818582	1571829
1871—1880	970565	165651	542703	1678919
1881—1890	1548965	275095	734475	2558535
1891—1900	1095891	185982	460917	1742790
1900—1910	1861205	457419	485461	2804085

Während die absolut höhere Auswanderzahl der Engländer beispielsweise in dem Jahrzehnt nach 1870 nur $^1/_{22}$ der englischen Bevölkerung darstellt, bedeutet der Auswanderungsverlust Irlands in der gleichen Zeit $^1/_8$.

Der hohe Anteil der irischen Auswanderung, die auch die entscheidende Ursache der rückläufigen Bevölkerungsbewegung Irlands ist, wird hier offenbar.

„Von dem Tage an, als die ersten englischen Ritter über das freie irische Keltenvolk hereinbrachen und sich auf weiten Strecken seines Bauernlandes zu Herren machten, also von der Mitte des 12. Jahrhunderts an, war eine Sturzwelle grausamer Unterjochung der andern gefolgt, bis schließlich unter Oliver Cromwell und Wilhelm III. von England ganz Irland zur Kolonie herabgedrückt war. Die Vertreter der irischen Oberschicht wurden ausgerottet

und die irischen Bauern zu Sklaven der britischen Eroberer gemacht, die allen Grund an sich rissen und dessen ursprüngliche Besitzer als zahlungspflichtige Kleinpächter für sich arbeiten ließen" (Schaeffer).

Die auf diese Weise entstandenen Großgüter betrieben zunächst Getreidebau. Als dieser infolge der günstigen klimatischen Bedingungen Irlands zu einer Konkurrenz für die Getreideerzeugung Englands wurde, betrieb die englische Regierung im Jahre 1800 die wirtschaftliche Vernichtung Irlands durch die Aufhebung der Schutzzölle. England erzwang die Umstellung der irischen Landwirtschaft im Laufe des 19. Jahrhunderts vom Getreidebau zur Viehzucht und in Verbindung damit zu einer einzig dastehenden Aktion der Entvölkerung, da man die Millionen irischer Kleinpächter und Häusler nicht mehr als Feldarbeiter gebrauchen konnte. Die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts erfolgende Bevölkerungszunahme konnte sich nur in der Verbindung mit einem gesteigerten Kartoffelbau halten und führte zur Entwicklung einer Schicht ländlicher Spinner und Weber, die als Einlieger aus der Leinen- und Hanfverwertung ein kümmerliches Dasein fristeten. Das Einsetzen der Kartoffelkrankheit 1821 mit der folgenden Hungersnot löste den ersten großen Auswanderungsstoß aus, ohne die steigende Übervölkerung wesentlich zu mildern. Mit der Kartoffelfäule, die 1843 zum ersten Male auftrat, und in dem Hungerwinter 1846—1847 allein 225000 Menschen sterben ließ, begann der Rückgang, der die Bevölkerung Irlands schon in den Jahren von 1845—1851 um ein Fünftel ihres Bestandes zusammenschmelzen ließ. Man rechnet, daß in den 40iger Jahren in Irland 700000 Menschen verhungerten! England aber vertiefte das Elend. Trotz der Hungerepidemien wurden Lebensmittel schiffsladungsweise aus Irland ausgeführt, die Polizei aber unterstützte den englischen Großgrundbesitz in der Vergrößerung seiner Weideflächen, da die Kleinbauern infolge der Mißernte ihre Pachtzinsen nicht zahlen konnten. „Allein in den Jahren 1849—1859 sahen wir 52193 Exmittierungen, die oft mit grausamer Rücksichtslosigkeit durchgeführt wurden und 259382 Personen von der Scholle vertrieben" (Liddell).

„Im Jahre 1841 gab es 1328839 Häuser in Irland und 1851 waren es nur noch 1046334 und die Abnahme bezog sich nur auf die ärmste Art der vier Klassen, in welche die Häuserart laut irischer Statistik unterteilt waren. Es gab 355689 Lehmhütten mit 1 Raum weniger als 1841. 1841 gab es 694549 Farmen unter 15 acres, 1851 nur noch 307665. Die Großgrundbesitzer und das Armengesetz ebenso wie Krankheit und Hunger ließen die ländlichen Distrikte vereinsamen" (O'Brien).

Von 8175000 Iren, die 1841 in Irland lebten, waren 1911 nur noch 4390219 übrig[1]). Unter der Regierungszeit der gepriesenen englischen Königin Viktoria (1837—1901), Englands „Goldenes Zeitalter", erlitten in Irland 1225000 Menschen den Hungertod, wurden 3663000 von ihren Heimstätten vertrieben und wanderten über 4186000 Iren in die Fremde. 1930 bestand nur mehr 18 v. H. der anbaufähigen Fläche aus Ackerboden, 71 v. H. war in Weidegrund verwandelt. Noch heute ist der Lebensstandard der irischen Bevölkerung unvorstellbar elend.

Diese einzigartigen politischen und sozialen Verhältnisse, denen Irland unter der englischen Herrschaft mit ihrem Druck und der durch sie herbeigeführten Wirtschaftsnot unterworfen war, haben zu einem ungewöhnlichen Verhalten der Iren zum Gattungsvorgang geführt. Sehr früh setzte sich in Irland eine bewußte Kleinhaltung der Familie durch, ohne daß damit die biologische Bestandserhaltung gefährdet wurde. Die Heiratsziffer ist mit etwa 4,5 auf Tausend ungewöhnlich niedrig. Da in dem streng katholischen Land die Empfängnisverhütung als Todsünde gilt, blieb als einziger Ausweg für die Beschränkung der Geburten die Spätheirat. Von den Männern im Alter bis zu 44 Jahren waren 1936 noch 75,6 v. H. ledig, von den Frauen 63,1 v. H.! Trotz der Spätehe und dem hohen Anteil der Unverheirateten ist die Zahl der unehelichen Geburten mit wenig über 3 v. H. gering. Es muß aber beachtet werden, daß die eheliche Fruchtbarkeit Irlands im Gegensatz zu der Entwicklung aller andern europäischen Länder unverändert hoch ist. Die Familien als Keimzellen des Volkes sind also trotz aller äußeren Nöte gesund geblieben. Da in der Dorfgemeinschaft nur eine beschränkte Personenzahl Platz hat, muß der Bevölkerungsüberschuß abwandern, doch hat sich im Gegensatz zu der Entwicklung in England der rassische Bestand durch die Auswanderung nicht verschlechtert, da für die besten immer eine Stelle gefunden wurde.

[1]) Diese Zahlen beziehen sich nicht wie die oben angeführten auf den Freistaat, sondern auf ganz Irland.

Umgekehrt ist der Verlauf der Entwicklung in England. Betrug die Geburtenziffer noch im Jahrzehnt 1871—1880 31,7 auf Tausend, so findet sich seit 1925 ein unaufhaltsamer Rückgang, der bei einer ziemlich gleichbleibenden Höhe der Sterbefälle zur schnellen Verringerung des Geburtenüberschusses führt.

Geburten- und Sterbeziffern von England und Wales 1926—1936.

(Auf Tausend der Bevölkerung).

	1926	1927	1928	1929	1930	1931
Geburten	17,8	16,6	16,7	16,3	16,3	15,8
Sterbefälle	11,6	12,3	11,7	13,4	11,4	12,3

	1932	1933	1934	1935	1936
Geburten	15,3	14,4	14,8	14,7	14,8
Sterbefälle	12,0	12,3	11,8	11,7	12,1

Da die Geburtenverhältnisse in Schottland noch etwas günstiger sind, erhöht sich die Geburtenziffer Großbritanniens.

Für das Jahr 1937 ergibt sich folgender Vergleich:

Natürliche Bevölkerungsbewegung 1937.

	Heiraten	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
Großbritannien	8,6	15,2	12,6	2,6
Deutsches Reich	9,1	18,8	12,4	6,4
Frankreich . .	6,6	14,7	15,0	—0,3
Italien	8,6	22,7	14,0	8,7

Die erste Auswirkung des Verfalls der biologischen Geburtenkraft Englands zeigt sich in einer Veränderung der Altersgliederung. Seit 1901 ist der Anteil der unter 15-Jährigen von 32,5 v. H. auf 22,1 v. H. zurückgegangen, der Anteil der über 65-Jährigen dagegen von 4,7 v. H. auf 8,4 v. H. gestiegen.

Altersgliederung 1937.

	England	Irland (1936)	Dtsch. Reich	Frankreich	Italien
unter 15 Jahren . .	22,1	27,6	23,5	25,2	30,6
15 bis unter 30 . . .	24,6	24,9	24,1	20,9	25,0
30 bis unter 45 . . .	22,5	18,2	23,9	21,9	19,4
45 bis unter 65 . . .	22,4	19,6	21,1	22,2	17,6
65 und darüber . . .	8,4	9,7	7,4	9,8	7,4

Während eine Bereinigung der Lebensbilanz für Irland ein zwar nur geringes Wachstum aufweist, ist die Geburtenkraft Englands in keiner Weise mehr ausreichend, um die Bestandserhaltung des englischen Volkskörpers zu sichern.

Irland hat im gegenwärtigen Krieg seine Neutralität erklärt und erfolgreich durchgesetzt. Ein freies Irland wird die fruchtbare „grüne Insel" in Kürze mit einer gesunden tüchtigen Bevölkerung erfüllen. Auch England schont seine Menschen. Während auf den europäischen Schlachtfeldern Polen, Norweger, Holländer, Belgier und Franzosen bluten, versucht England seine Truppen zu retten, „ohne Verluste". Während aber Irland den Kampf um seine völlige Unabhängigkeit unter opferbereitem Einsatz seiner Besten führt, glaubt England immer noch Andere für den letzten Einsatz zu finden. Es schwand nicht nur der einstige Pioniergeist — auch der Kampfeswille: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein".

Die stärkste Machtstellung Englands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fällt in die Zeit seiner besonders starken Bevölkerungsvermehrung. Das Versiegen seiner biologischen Volkskraft wird schon in absehbarer Zeit von folgenschwerer Bedeutung für die Erhaltung des Empire sein. Im Mai 1922 hat das Parlament die große Summe von jährlich 3 Millionen Pfund bewilligt, um gemeinsam mit den Dominien Siedlungspläne durchzuführen. Man hoffte mit diesen Mitteln jährlich 200000 Kolonisten, die bewußt als Empire-Builder angesetzt werden sollten, heraussenden zu können. Inzwischen hat sich die Wanderungsbewegung umgekehrt. Seit 1924 ist die Zahl der Rückwanderer schnell angestiegen. Seit 1931 ist sie wesentlich größer als die Zahl der Auswanderer. Der Pioniergeist des alten Englands lebt nicht mehr.

Anschr. des Verf.: Berlin-Lichterfelde, Margarethenstr. 19.

Gottfried Kurth:

Probleme der Begabtenförderung

Die Frage, wie bei Anspannung aller Kräfte unseres Volkes genügend Begabungen freigemacht bzw. gefördert werden können, damit alle wichtigen Stellen gut besetzt sind und keine Begabung am falschen Platze oder überhaupt nicht eingesetzt wird, ist von außerordentlicher Wichtigkeit. Wir sehen natürlich von dem besonders gerichteten Kräfteeinsatz des Krieges ab und meinen den allseitigen Auf- und Ausbau in unserem Volkskörper, der uns ungeachtet alles schon Geleisteten und Erreichten vor größte Aufgaben stellt. Das wird künftig sicher in noch erhöhtem Maße der Fall sein. Entsprechend wäre also die Förderung, Heranziehung und Ausbildung einer jeden Begabung in unserem Volke gerechtfertigt und, wie manche glauben mögen, vielleicht sogar unbedingt notwendig. Ob nun wirklich, so fraglos die Notwendigkeit einer Begabungsförderung an sich ist, eine jede Begabung gefördert werden soll, möge einmal untersucht werden.

In einem gesunden Volkskörper geht dauernd eine natürliche Begabungsauslese vor sich, die den Tüchtigen aufsteigen, den Mindertüchtigen zurückbleiben oder absinken läßt. Dieser Vorgang ist naturgesetzlich bedingt und in seiner Bewährung an allen Lebewesen erprobt. Der Weg in einem Volkskörper ist dabei der, daß aus den breiten Schichten und Ständen immer wieder kräftige, erbtüchtige Einzelne und Sippen in höhere Stände, damit aber auch in den Bereich größerer zivilisatorisch bedingter biologischer Gefährdung aufsteigen.

Die Geschichte lehrt uns, daß der dauernde Aufstieg der Begabten aus den unteren in die biologisch gefährdeten, d. h. von Geburtenarmut bedrohten Schichten eines Volkes durch die sich daraus ergebende Begabungsverarmung der breiten Volksgrundlage allmählich zur Bedeutungslosigkeit des Gesamtvolkes führte, weil es bisher noch nicht gelang, die Ausmerze der Begabungen durch die Folgen der von diesen Begabten selbst geschaffenen Zivilisation zu hindern. Alle großen und hochstehenden Völker der Geschichte sind so an sich selbst, bzw. an ihrer eigenen Schöpfung zugrunde gegangen, außer China, das durch seine Sippenordnung eine reichliche Fortpflanzung der ausgelesenen Familien gewährleistet.

Diese Tatsache ist uns bekannt, und durch die Erb- und Rassegesetzgebung seit 1933 suchen wir dieser Gefahr zu steuern. Der Anstieg der Geburtenzahlen seit einigen Jahren gibt uns das Recht zu glauben, daß wir aus einem bereits sterbenden wieder ein lebendes Volk werden. Nun ist die Frage, ob die steigende Geburtenziffer die Schicht der zivilisatorisch stärker gefährdeten Begabten ebenso erfaßt hat wie den Durchschnitt und die Minderbegabten. In den letzten Jahrhunderten waren die höheren, mit Begabungen angereicherten Stände im Durchschnitt immer weitaus kinderärmer als die breiten Schichten unseres Volkes (nach Lenz, Hartnacke u. a.). Es steht nun zu befürchten, daß auch jetzt noch die Ausmerze an Begabten stärker ist, stärker bleiben wird als der Nachwuchs aus eigener Kraft. Somit würde eine zusätzliche starke Begabungsförderung, wie sie augenblicklich erstrebt wird und auch notwendig erscheint, durch übergroße Begabungsaussiebung der breiten tragenden Schichten zu einer Gefährdung des biologischen Wertes unseres Volkes führen.

Begabungseinzelförderung ist ja eine Maßnahme, die zusätzlich dem von selbst stattfindenden Aufstieg der Tüchtigen Begabungen aus den breiten Schichten unseres Volkes herausholt. Sie bedeutet also eine Beschleunigung dieses an sich schon nicht ganz ungefährlichen Vorgangs, die uns durch zu rasches Ausschöpfen der Begabungsreserven nur zu einem frühzeitigen Absinken der Leistungshöhe unseres Volkes und damit zu seinem Ende führen könnte, anstatt, wie es das Ziel der Arbeit der nationalsozialistischen Staatsführung ist, das Leben unseres Volkes für alle Zukunft zu sichern. Der Gedanke an die Möglichkeit einer mutationsbedingten Begabungsneubildung als Ausgleich und Ersatz für aufgestiegene Erbstämme ist bei unserer Betrachtung völlig auszuschalten. Es kann wohl für geschichtliche Zeiten nicht damit gerechnet werden, daß ein fühlbarer Ersatz durch Mutationen stattfindet.

Warnendes Beispiel für eine solche Begabungsausmerze ist die Geschichte unseres Bauerntums. Bei der Gründung des ersten deutschen Reiches durch Heinrich I. war unser Volk noch rein bäuerlich. Alle anderen Stände, die sich seit dieser Zeit entwickelt haben, entstammen dem Bauerntum, die Ritterschaft, die Bürger der Städte und in neuerer Zeit die hochwertige Arbeiterschaft unserer Industrie. Gleichlaufend mit der Neubildung dieser Stände begann ein Absinken der kulturellen Leistungsfähigkeit unseres Bauerntums, das gebietsweise schon zu einer ausgesprochenen erbmäßigen Verarmung geführt hat (s. darüber z. B. H. F. K. Günther, „Das Bauerntum", S. 3/4). Es hat außerdem eine seelische Verstädterung und Materialisierung

begonnen, die den Bauern innerlich oft schon weit von seiner Bestimmung abgeführt hat. Ja, das Erdrücktwerden dorfeigenen Brauchtums und einer hohen dorfeigenen Kultur, die einem unzerstörbaren Bewußtsein des eigenen Wertes und Wollens entspringen müßte und der städtischen Überfremdung bäuerlichen Lebens und Denkens einen unüberwindbaren Widerstand entgegensetzen müßte, ist mithin auf die stetige Abwanderung der erblich Wertvollsten, der Idealisten und Hochbegabten unter den nichterbenden Bauernsöhnen in andere Stände des Volkes zurückzuführen. Natürlich folgten auch zahlreiche Asoziale und sonstige erblich Minderwertige den Lockungen der Stadt. Jedoch soll diese Gruppe bei unserer Betrachtung nicht berücksichtigt werden, da es hier nur um die Landflucht der erblich Wertvollen und die sich daraus ergebenden Gefahren für die Gesamtheit geht. Wir müssen also bei allen neu zu treffenden Maßnahmen darnach streben, dem durch den Aufbau der anderen Stände ein Jahrtausend lang überbeanspruchten Bauerntum möglichst wenig Begabungen zu entziehen und ihm womöglich noch städtische Begabungen neu zuzuführen.

Bekanntermaßen wird der Geburtenüberschuß des Landes nicht vom Bauerntum, sondern von den auf dem Lande wohnenden gelernten Arbeitern und Handwerkern, besonders aber von den Landarbeitern getragen. Unter letzteren befindet sich auch eine ganz beträchtliche Zahl erblich hochwertiger Stämme, die in ihrem Stande kinderreich sind. Nun besteht die Gefahr, daß bei einem Aufstieg, der durch eine an sich wünschenswerte Förderung und Ausbildung der Begabungen dieser Stämme sich vollziehen würde, der Kinderreichtum des Ursprungsstandes den aufsteigenden Familien verloren geht. Denn all die zivilisatorisch-kulturellen Errungenschaften, die der soziale Aufstieg dem Begabten verschafft, und die ungeheure Anspannung aller Kräfte, die ein plötzlicher Aufstieg im Gegensatz zu dem naturgesetzlichen Bewährungsaufstieg in generationsweisen Abschnitten erfordert, drohen den Willen und die Kraft zum Kinde besonders leicht zu unterdrücken. (Ich denke hier z. B. an eine Ausbildung zum Techniker, Bauführer, nichtländlichen Angestellten usw.) So würde das Ende einer solchen Begabungsausbildung also nicht nur sein, daß dem Lande, bzw. dem Stande, eine Begabung verloren geht, sondern daß dem Volke eine größere Zahl Begabungen verloren geht, nämlich die, welche der Aufgestiegene in seinem kinderreichen Ursprungsstande oder bei langsamerem Aufstieg der Gesamtheit noch geschenkt hätte. Außerdem würde eine Begabtenförderung, die dem Lande Kräfte für nichtländliche Aufgaben entzieht, wenn auch unbeabsichtigt, nur die Landflucht unterstützen. Wir haben aber schon oben erkannt, daß es umgekehrt unbedingt notwendig ist, dem Lande möglichst viele seiner Begabungen zu erhalten. Bei den großen Aufgaben, die den Landbewohnern durch die starke Intensivierung der ländlichen Arbeit gestellt sind, brauchen wir gerade auch einen Landarbeiterstand, der jederzeit in der Lage ist, die Aufgaben, die der immer stärkere Einsatz maschineller Hilfsmittel mit sich bringt, zu meistern. Wir müssen auch aus dem Grunde darauf sehen, mit den Landarbeitern eine der breiten Schichten unseres Volkskörpers erblich möglichst wertvoll zu gestalten und zu erhalten, damit sie gegen alle Angriffe einer biologischen Unterwanderung und Vermischung, deren Gefahr bei dem notwendigen Einsatz andersvölkischer Arbeitskräfte besteht, jederzeit durch ihre erbmäßige Überlegenheit und die daraus entspringende größere Leistungsfähigkeit gefeit sind. Der Weg dazu geht neben der Ausmerze der Asozialen besonders über eine finanzielle Förderung der Begabungen innerhalb ihres Standes. Dadurch soll einmal ein stetiger Kinderreichtum der erblich Wertvollen erreicht, aber auch der Anreiz genommen werden, aus dem bisherigen Arbeitsbereich in höhere oder „bessere" Stände, damit aber auch in den Bereich größerer biologischer Gefährdung aufzusteigen. Damit wäre nicht nur eine größere Leistungsfähigkeit des Landes und der Schutz unseres Volkes gegen Unterwanderung zu erreichen, sondern als Endergebnis zugleich ein dauernder Jungbrunnen für den naturgesetzlich bedingten Aufstieg der erblich Tüchtigen vorhanden.

Eine Begabtenförderung mit dem Ziel, hochwertige Fachkräfte für industrielle und staatliche Aufgaben zu gewinnen, hätte sich demnach an städtische Sippen zu halten, die sich ja schon im zivilisatorisch gefährdeten Lebensbereich befinden. Aber auch hier muß das Hauptaugenmerk jeder Förderung darauf gerichtet sein, die Begabten trotz einem durch verbesserte Ausbildungsmöglichkeiten herbeigeführten Aufstieg vor allem kinderreich zu erhalten. Das Ziel aller Arbeit auf diesem Gebiet muß sein, unser Volk so erbtüchtig zu gestalten, daß jederzeit genügend Begabungen für alle unserem Volke gestellten Aufgaben vorhanden sind.

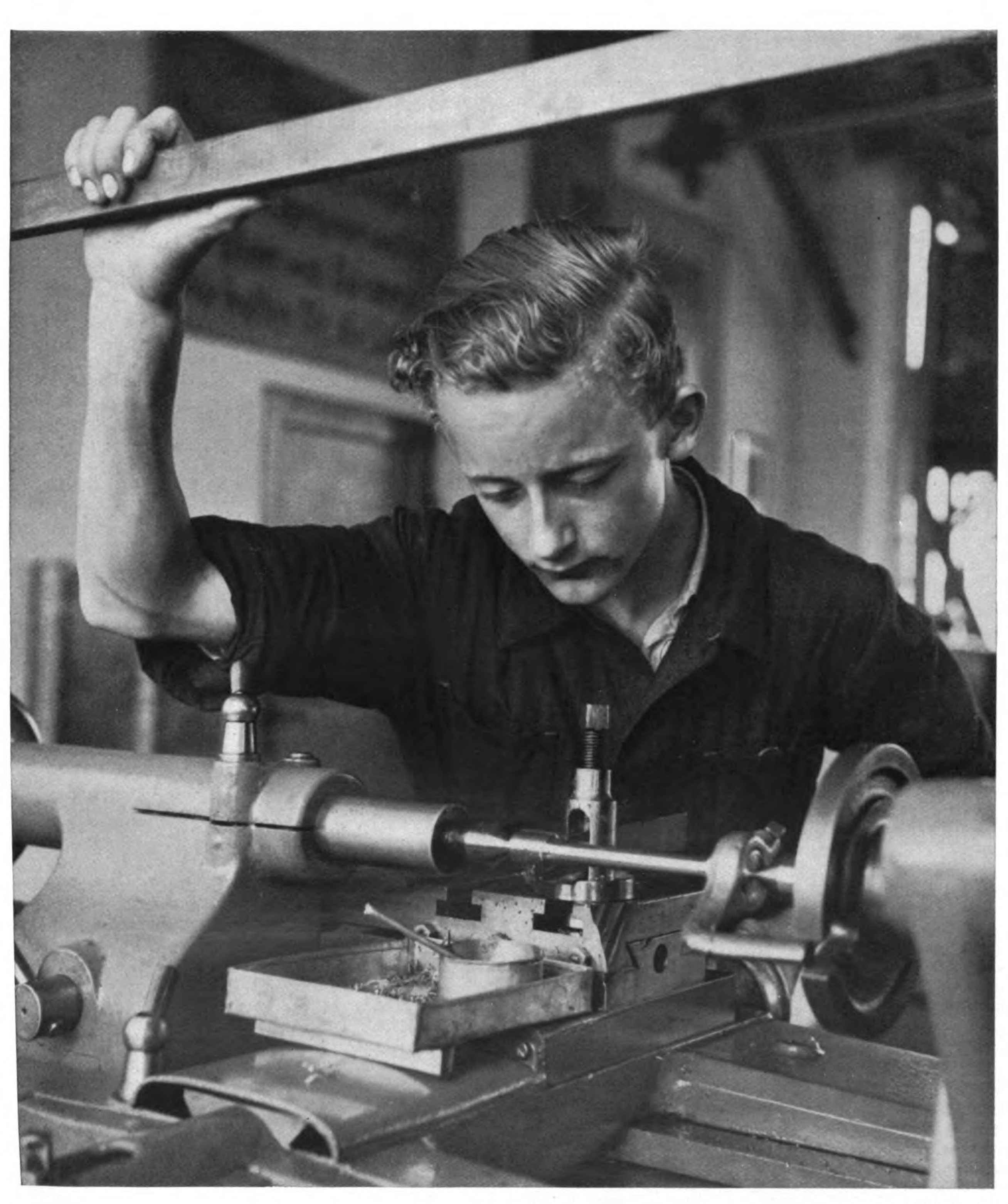
Wir können also sagen: Begabungsförderung ist notwendig, vor allem durch erleichterte Fachausbildung und finanzielle Besserstellung innerhalb des eigenen Standes; aber nicht jede Begabung soll zu raschem sozialem Aufstieg gefördert werden, sondern nur überragend Leistungsfähige. Denn viel wichtiger als alle Einzelförderung ist Begabungsförderung in dem Sinne, daß wir den wertvollen Erbstämmen unseres Volkes Kinderreichtum ermöglichen, der uns für alle Zeiten einen breiten Erbstrom an Begabungen sichert.

Wenn wir nun die Fragen der Begabungsförderung, die vorstehend ja nur angedeutet werden konnten, noch einmal überschauen, so fällt folgendes auf: Das Wort Begabungsförderung hat zweierlei Inhalt, umfaßt zwei verschiedene Begriffe. Der eine ist konjunkturläufig, tagespolitisch, bezieht sich auf den Einzelnen und besagt, daß die persönliche Begabung dieses Einzelnen durch staatliche Maßnahmen, Ausbildungsbeihilfen gefördert werden soll, damit sie zum Nutzen der Allgemeinheit eingesetzt werden kann. Die andere Deutungsmöglichkeit des Begriffes Begabungsförderung ist rassenpolitisch. Begabungsförderung in diesem Sinne arbeitet auf lange Sicht, bezieht sich auf die Gesamtheit aller Begabungen (hier = Erbstämme) und fordert, diese so zu unterstützen, daß sie der Volksgemeinschaft durch Kinderreichtum eine so große Zahl neuer Begabungen schenken, daß das Volk und seine Führung für immer in der Lage sind, für alle Aufgaben geeignete Persönlichkeiten und Kräfte einzusetzen.

Beide Deutungen unseres Begriffes gehen zum Teil ineinander über und sind weitgehend miteinander zu vereinigen, nur können die augenblicklichen Erfordernisse der Konjunktur und Tagespolitik durch Einsatz zu vieler Einzelner in rassenpolitischer Hinsicht gefährlich werden, indem der Nachwuchs der Begabungsgesamtheit geschwächt wird.

Unsere Lage ist nun augenblicklich folgende: Trotz steigender Geburtenzahlen unseres Volkes ist das Land immer noch allein Überschußgebiet, während die Stadt, in der sich durch die Arbeitsbedingungen sowie die Aufgaben unserer heutigen Lebensform die meisten Begabungen sammeln, Zuschußgebiet bleibt, ganz abgesehen davon, inwieweit innerhalb der Stadt wiederum die wertvollen Erbstämme kinderarm geblieben sind, und die Geburtenzunahme der städtischen Bevölkerung minder Erbtüchtigen zuzuschreiben ist.

Die Grundlage unseres Volkes, das doch nordisch-germanischem Bauerntum entstammt, muß unzweifelhaft für alle Zeiten bäuerlich bleiben. Unsere Betrachtung hat aber oben erwiesen, daß unser Bauerntum, ganz abgesehen von seinem Rückgang im Verhältnis zur Bevölkerungszahl, im Laufe der Jahrhunderte durch Abgabe seiner besten



Aufn. Schrammen

Maschinenbaulehrling

Die berufliche Oberschicht der Arbeiterschaft entstammt, wie K. V. Müller nachgewiesen hat, zum größten Teil Bauern= und Handwerkersippen. Sie stellt eine Auslesegruppe nach Rasse und Leistung dar.

Kräfte erblich immer mehr geschwächt worden ist. Ein wichtiges Ziel der Begabungsförderung auf dem Lande muß es daher neben der Grundaufgabe der Erhaltung und Förderung der wertvollen Erbstämme sein, deren besondere Begabungen in erster Linie für ländliche Aufgaben einzusetzen. Gerade z. B. für den Dorfschullehrer sind nur die besten Kräfte eben gut genug. Es darf nicht sein, daß alle fähigen Kräfte immer wieder vom Dorfe zur Stadt streben, weil sie dort besser gestellt seien. Nein, gerade besonders wertvolle Kräfte müssen aufs Land, um dort für eine innere Neugestaltung des Landlebens und seiner Kultur aus ländlicher Grundlage, bäuerlichem Denken heraus zu arbeiten, um so der Landflucht Einhalt zu gebieten, die sich durch Gesetze allein nie eindämmen läßt. Dann können wir hoffen, unserem Volke ein gesundes, erblich hochwertiges, kinderreiches Bauerntum nordisch-germanischer Prägung zu schaffen, ohne daß unser Volkskörper nicht denkbar ist.

Bis auf weiteres müssen wir daher versuchen, den Bedarf an Begabten für nichtländliche Aufgaben aus der städtischen Bevölkerung zu decken. Das wird bei dem großen Bedarf, den wir bei den vielfaltigen Aufgaben unserer Zeit haben, ganz besonders schwer sein und immer wieder zu Rückgriffen auf das scheinbar unerschöpfliche Land verlocken. Doch müssen wir bei allen augenblicklichen Schwierigkeiten immer bedenken, daß eine allzugroße Auskämmung der kinderreichen breiten Volksgrundlage des jahrhundertelang überbeanspruchten Landes zu einer baldigen völligen Begabungsverarmung des Volkes führen muß. Das bedeutet aber biologischen Selbstmord, solange wir nicht die Mittel gefunden haben, aufsteigende begabte Erbstämme auch in städtischer Umwelt kinderreich zu erhalten; außerdem ist es wünschenswert, in den breiten Volksschichten eine große Zahl wertvoller Erbstämme zu erhalten, schon damit das Leistungsgefälle und der erblich bedingte Wertunterschied im Volkskörper nicht zu groß werden, da sich daraus nur neue Krankheitskeime und innere Spannungen ergeben können.

Eine biologisch begründete und vorausschauende Begabungsförderung verlangt also: Stärkung des Kinderreichtums aller Begabungen, sowie zur Zeit eine weitgehende Erhaltung der ländlichen Begabungen für das Land und Einsatz auf dem Lande. Förderung der Ausbildung des einzelnen Begabten, aber möglichst so, daß sie immer noch innerhalb ihres ländlichen Standes eingesetzt werden können, solange die biologische Gefährdung durch den sozialen Aufstieg für den Stadtbewohner noch nicht überwunden ist.

Gelingt das, dann werden wir jederzeit eine genügend breite Schicht wertvoller Erbstämme zur Verfügung haben, die in der Lage sind, alle unserem Volke gestellten Aufgaben zu meistern.

Verf. steht im Felde. Anschrift durch die Schriftleitung.

Heinz Wülker:

Die Fortpflanzung der Beamten, Handwerker und Bauern in Thüringen

(Bericht über 3 Untersuchungen aus dem Thüringischen Landesamt für Rassewesen[1]).

In einer Erhebung über Heiratsalter und Kinderzahl sind an dem Stichtag 1. November 1936 11 796 Beamte und Angestellte der Thüringischen Staatsverwaltung — etwa 1/6 Frauen — erfaßt; Beamte und Beamtenanwärter stellen 86% der Untersuchungspersonen, von den Beamten entfallen wiederum etwa 2/3 auf Lehrer. Da die Angehörigen der Thüring. Staatsverwaltung in verhältnismäßig hohem Durchschnittsalter stehen (männliche Beamte je nach Berufen durchschnittlich 40—52 Jahre alt) und die Mehrzahl der Ehen bereits in ihrer Fortpflanzung als abgeschlossen gelten kann, eignet sich das Material gut für eine statistische Untersuchung der Fortpflanzungsverhältnisse. Als erstes Teilgebiet ist das Heiratsalter und die Beziehung zwischen Heiratsalter und Kinderzahl dargestellt. Ist das Heiratsalter des Mannes auch nicht direkt bestimmend für die Kinderzahl wie das der Frau, so bewirkt doch eine Verzögerung der Eheschließung des Mannes zumeist auch eine Heraufsetzung des Heiratsalters der Frau, deren Fortpflanzungszeit aus natürlichen Gründen mehr begrenzt ist, und beeinflußt so die Zahl der ehelichen Geburten; gleichzeitig steigert auch ein hohes Heiratsalter des Mannes (wie der Frau) die Bedenklichkeit, sich mit Rücksicht darauf, daß die Kinder erst in höherem Alter des Vaters aufwachsen (Pensionierung!), sich eine große Kinderzahl zu wünschen. Daher ist die Feststellung eines hohen durchschnittlichen Eheschließungsalters der Männer (Extrem: untere Beamte 26,2 Jahre; „Studienlehrer" — d. s. Studienräte usw. —, Ärzte und Professoren: fast 31 Jahre) biologisch von wesentlicher Bedeutung. Im Vergleich zur Vorkriegszeit ist in der Gegenwart bei den Beamten ein beträchtlicher Anstieg des Heiratsalters zu beobachten, sodaß dieses im Zeitraum 1933/36 durchschnittlich um etwa 3 Jahre höher lag als vor dem Weltkriege (1910—1914: 26,9 J., 1933/36: 30,0 J.). Diese Steigerung, die sich besonders in den Jahren seit 1930 zeigt, ist nicht etwa auf ein Nachholen aufgeschobener Ehen zurückzuführen, sondern eindeutig eine Folge der (künstlichen) Hinaufsetzung des Anstellungsalters; es wird nachgewiesen, daß der Zeitpunkt der Heirat entscheidend vom Anstellungstermin beeinflußt wird: 82% der Volksschullehrer heirateten erst nach der endgültigen Anstellung oder wenigstens im gleichen Jahre. — Je jünger nun die Frauen heirateten, um so höher war die durchschnittliche Geburtenzahl (Heiratsalter unter 20 Jahren: 2,06 Kinder, über 30 J.: 1,07 bei Beamten; Angestellte: 2,00:0,67) und desto niedriger der Anteil kinderloser Ehen (Beamte: 9,0 % und 40,5 %, Angestellte 7,5%: 64,7% bei den jüngst- bezw. ältest-heiratenden Frauen). Eine erneute Bestätigung des Wertes der Frühehe!

Stellt das durchschnittliche Heiratsalter der Frau den Beginn der ehelichen Fortpflanzung dar, so dient als Maßstab für ihre Beendigung das Alter der Frau bei

---

[1]) Prof. Dr. Karl Astel und Dr. Erna Weber, Die unterschiedliche Fortpflanzung. Untersuchung über die Fortpflanzung von 12 000 Beamten und Angestellten der Thüringischen Staatsverwaltung. „Politische Biologie", Heft 9. J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin, kart. RM 4.40 (129 Seiten).

Dieselben, Die unterschiedliche Fortpflanzung. Untersuchung über die Fortpflanzung von 14000 Handwerksmeistern und selbständigen Handwerkern Mittelthüringens. „Politische Biologie", Heft 8. Kart. RM 3.20 (58 Seiten).

Lothar Stengel-von Rutkowski, Die unterschiedliche Fortpflanzung. Untersuchung über die Fortpflanzung der 20 000 thüringischen Bauern. „Politische Biologie", Heft 10. J. F. Lehmanns Verlag, München 2, kart. RM. 4.80 (92 Seiten).

der letzten Geburt. Rechnet man die Zeit möglicher Fortpflanzung bis zum Alter von 45 Jahren, so ständen bei einem Heiratsalter von 24 Jahren durchschnittlich 21 Ehejahre zur Verfügung. Wie wenige hiervon in der Zeit der gewollten Geburtenbeschränkung tatsächlich genutzt wurden, zeigt die Untersuchung der Beamten besonders deutlich: Nur 6% aller Frauen gaben im Alter von mehr als 40 Jahren noch einem Kind das Leben, etwa ³/₄ aller Ehefrauen hatten schon im Alter von weniger als 35 Jahren die Fortpflanzung beendet. Das durchschnittliche Alter bei der letzten Geburt wird mit nur 31 Jahren (!) errechnet. Bei einem Heiratsalter von 24 Jahren würden danach überhaupt nur noch 7 von 21 Jahren fortpflanzungsfähiger Zeit oder ein Drittel tatsächlich für die Fortpflanzung ausgenutzt sein. Dies ist eine der aufschlußreichsten Feststellungen der Astel-Weber'schen Untersuchung.

Ehen von mehr als 7jähriger Dauer — Eheschließungsjahr 1929 — können daher als „praktisch abgeschlossen" angesehen werden; solche, in denen die Frau älter als 45 war, sind endgültig abgeschlossen. Für diese letzte Gruppe wird eine durchschnittliche Kinderzahl von 2,14 je (endgültig abgeschlossener Ehe oder 2,44 je fruchtbare Ehe errechnet (Angestellte: 2,2 und 2,78). Obgleich es sich hier vorwiegend um alte, meist vor dem Weltkrieg geschlossene Ehen handelt, liegt die niedrige Geburtenzahl bereits wesentlich unter dem Erhaltungsmindestsoll von 3,4 je fruchtbare Ehe; ein wesentlich höherer Fehlbetrag ist aber dann anzunehmen, wenn man für eine Auslesegruppe wie die Beamtenschaft eine Fortpflanzung fordert, die ausreicht, um Erbgut an andere Berufsgruppen abzugeben, und 4 Kinder je Ehe als „Soll" annimmt. Die Differenz gegenüber diesem Erhaltungssoll ist beträchtlich, denn z. B. ab 1901 liegt die Kinderzahl je Ehe schon unter 2,5.

Schon zu einer Zeit, in der die gesamte Geburtenleistung des deutschen Volkes noch auf ihrem Höhepunkt stand (Jahrhundertwende = 2 Millionen Geburten), reichten die damals geschlossenen Ehen der Thüringer Beamtenschaft nicht einmal mehr aus, um auch nur das eigene Erbgut zu ersetzen. Dennoch schreitet seitdem der Geburtenrückgang noch weiter fort. Ab 1915 liegt die durchschnittliche Geburtenzahl je Ehe (für die Gesamtzahl der Ehen berechnet) unter 2, und ist im letzten Ehejahrgang, der bei einer Dauer von 7 Ehejahren als „praktisch abgeschlossen" gelten kann, schon unter 1,5 Kinder gesunken. Jede 5. Beamtenehe und jede 4. von Angestellten blieb nach 4—6jähriger Dauer (Eheschließung 1930—32) bis 1936 kinderlos!

Der Geburtenanstieg seit 1934 hat sich auch in der Thüringer Beamtenschaft ausgewirkt. Die Geburtenzunahme seit der Machtübernahme ist hier wohl zum ersten Mal für eine Berufsgruppe gesondert bearbeitet. Über den prozentualen Anstieg gibt die folgende Übersicht Auskunft, in der gleichzeitig die Vergleichsgruppen aus den folgenden Untersuchungen angegeben sind.

Die prozentuale Zunahme der Geburten betrug:

in den Jahren	Thür. Beamten und Angestellten	Thür. Handwerkern	Thür. Bauern	im Reichsdurchschnitt
1934 gegenüb. 1933	+34,4%	+12,2%	+ 6,1%	+22,4%
1935 „ 1934	+11,6%	+14,8%	+ 7,4%	+ 4,3%
1935 „ 1933	+50,0%	+28,9%	+14,0%	—
1937 „ 1936	—15,0%	—	—	—
1938 „ 1937	+ 3,6%	—	—	—

Der starke, über dem Reichsdurchschnitt liegende Anstieg er Geburten seit 1934 erklärt sich z. T. aus dem vorhergehenden besonders starken Absinken der Kinderzahl; er reicht aber bei weitem noch nicht aus, um auch nur die jüngsten Jahrgänge auf einen Stand zu heben, der zur biologischen Sicherung der Beamtenschaft ausreichte. Auch hier zeigt sich wieder, daß nur eine Minderheit der Familien an der Geburtensteigerung beteiligt war: So gab vom Heiratsjahrgang 1930, der zur Zeit der Erhebung durchschnittlich noch nicht 1 Kind je Ehe besaß, in den 3 Jahren 1933—36 nur jede zweite Frau einem Kinde das Leben, obgleich bei der Länge der Zeit (3 Jahre) und niedrigen vorhandenen Kinderzahlen eine Beteiligung annähernd aller Frauen dieses Jahrgangs zu erwarten wäre. Oder vom Jahrgang 1932 hat etwa ein Drittel (31%) aller Frauen in den ersten 3 Ehejahren überhaupt kein Kind zur Welt gebracht. Diese Feststellungen müssen trotz des allgemeinen Anstieges der Geburtenzahlen gerade für wertvolle Auslesegruppen vor einem falschen Optimismus warnen.

Mit gleicher Methode (Fragebogenerhebung) wie für die Beamtenschaft führten Astel-Weber eine Paralleluntersuchung an 14211 Handwerksmeistern und selbständigen Handwerkern durch (Stichtag 1. April 1936). Das Heiratsalter der männlichen Handwerker ist mit 26,2 Jahren durchschnittlich niedrig (Frauen: 23,7 J.) und entspricht den besonders jung heiratenden unteren Beamten. Die Geburtenzahl liegt in Handwerkerfamilien noch wesentlich über der von Beamten. Der Geburtenrückgang beginnt auf einem höheren Niveau: In den natürlich vollendeten Ehen sinkt die durchschnittliche Geburtenzahl je Ehe von den vor 1890 geschlossenen Ehen mit 5,18 Kindern an, über 4 etwa um die Jahrhundertwende auf weniger als 3 ab 1907; allmählich aber tritt die Annäherung an die Beamten ein. Eindrucksvoll zeigt sich der Geburtenrückgang auch, wenn man die Verteilung der Geburten auf einzelne Ehejahrfünfte berechnet: während vor 1900 nur 44% aller Geburten in das erste Jahrfünft der Ehen fielen, sind es 1915—19 schon 60,9% und in den (praktisch wohl vollendeten) Ehen von 1925—29 bereits ³/₄ aller Geburten. Über die Änderungen seit 1933 gibt wieder die oben angegebene Tabelle Auskunft.

Schließlich berichtet in der dritten Arbeit L. Stengel-v. Rutkowski über die Fortpflanzung der Bauern (19508 Besitzer von Erbhöfen, Stichtag 1. April 1936) in Thüringen. Auch diese Arbeit, die neben der statistischen Darstellung ausführlich auf die Ursachen des Geburtenrückganges im Bauerntum eingeht, ist als erste größere Untersuchung über die Kerngruppe des Landvolks, das Erbhofbauerntum, von besonderer Bedeutung. Sie weist, wie alle ähnlichen Arbeiten über die Fortpflanzung auf dem Lande, auch für das Bauerntum einen außerordentlich starken Geburtenrückgang nach, sodaß die Thüringischen Bauern — trotz ihrer im Vergleich zu Beamten und Handwerkern relativ besseren biologischen Lage — schon ebenfalls seit Jahren nicht mehr in der Lage sind, durch genügenden Nachwuchs nur ihren eigenen Bestand zu sichern. Das Bauerntum hat vor den übrigen sozialen Gruppen wohl ein langsameres Absinken seiner Geburtenzahlen voraus, ist im übrigen von diesem später einsetzenden Geburtenrückgang ähnlich stark wie diese betroffen. — Einschließlich der alten Familien aus der Vorkriegszeit betrug 1936 die durchschnittliche Kinderzahl je Ehe 2,88 oder je fruchtbare Ehe 3,07. Schon diese Durchschnittszahlen weisen auf einen erheblichen Fehlbetrag zur Bestandserhaltung hin. Bereits um 1895 sinkt die Kinderzahl je Ehe unter 4, von 1911 an liegt sie in allen Jahren unter 3, seit 1928 unter 2. Um 1925 muß schon mit einem Fehlbetrag von etwa 50% gerechnet werden, wenn man bei Einrechnung eines gewissen Abwanderungsverlustes ein Erhaltungssoll von 4 Geburten

je Ehe zu Grunde legt. Auch die Ehen mit abgeschlossener Fortpflanzung erreichen durchschnittlich keine 4 Geburten (je Ehe und je fruchtbare Ehe) mehr, da der Geburtenrückgang in Thüringen schon früh eingesetzt hat. Die Zusammendrängung der Geburten auf die *ersten* Ehejahre ist auch im Bauerntum erfolgt: Ehen aus den Jahren 1915 bis 1929 brachten nach dem 10. Ehejahr nur noch 1/10 aller Geburten hervor. — Seit der Machtübernahme ist eine *schwächere Geburtenzunahme* als im Reichsdurchschnitt festzustellen, auch hier beteiligt sich wieder nur ein geringer Teil der bestehenden Ehen an dem Anstieg; so haben von den Ehen des Jahres 1933 26,3% in den ersten 3 Ehejahren *kein* Kind zur Welt gebracht. Auch vom Eheschließungsjahrgang 1931 hat sich fast die Hälfte aller Ehefrauen (45%) nicht an der Fortpflanzung beteiligt.

In einer Untersuchung über die *Ursachen* des Geburtenrückganges werden die Beziehungen zur *Konfession*, *Erbsitte*, *Hofgröße*, Besetzung mit *familienfremden Arbeitskräften* und „Verstädterung" festgestellt. —

Beamte, Handwerker und Bauern sind drei Beispiele für Volksgruppen, die heute *ihren Bestand nicht mehr selbst sichern können*. In allen drei Fällen handelt es sich um Auslese berufe, in denen zahlreiche *hochwertige* Erbanlagen vorhanden sind, die durch zu geringe Geburtenzahlen aus dem Erbgut des Volkes ausgeschaltet werden. Der Verlust an wertvoller Erbmasse ist hier besonders hoch zu veranschlagen. Es wird kaum notwendig sein, darauf hinzuweisen, daß Thüringen nicht eine Ausnahmestellung einnimmt, sondern daß die Verhältnisse wenigstens für den Norden (außer Nordosten) und die Mitte Deutschlands sehr ähnlich sind.

Die drei Arbeiten sehen ihre Aufgabe nicht darin, nur Tatsachen festzustellen, sondern wollen Wege zur *Bekämpfung* des Geburtenrückganges zeigen, für deren Durchführung gerade die ausführliche statistische Darstellung die notwendigen Unterlagen gibt. Als wichtigste Forderungen sind aufgestellt: *Frühehe* (Handwerker-Meisterprüfung mit 23 Jahren; Verkürzung der Berufsausbildung der Beamten), *Familienlastenausgleich* (vorläufiges Ziel: Nettoeinkommen für 4-Kind-Familie = 2 mal Nettoeinkommen eines Ledigen), Verminderung der durch Unfruchtbarkeit *eines* Partners kinderlosen Ehen durch erleichterte Ehescheidung; Verpflichtung zu geeigneter *Gattenwahl* (Ehetauglichkeitszeugnis). Für die *Bauern* ist eine *Entlastung der Frau* durch großzügige staatliche Indienststellung der Maschine und Technik zu fordern. Für *Handwerker* wird es mit zunehmendem Arbeitskräftemangel nötig sein, Lehrlinge und Gesellen bevorzugt *den* Meistern zuzuteilen, die selbst durch eigene Kinder für Berufsnachwuchs gesorgt haben.

Im Zeichen des gegenwärtigen Selbsterhaltungskampfes unseres Volkes wird als entscheidendes Ziel die Bevölkerungspolitik mit (F. *Lenz*) den Gedanken einer „*bevölkerungspolitischen Wehrpflicht*" fordern müssen, der gegenüber ein Sichdrücken „ebenso verächtlich ist wie Fahnenflucht und Kriegsdienstverweigerung".

Verf. steht im Felde. Anschrift über die Schriftleitung.

Elisabeth Pfeil:

Brunelleschi und Ghiberti

Ein nordischer und ein ostischer Künstler

Wenn man den Bedingtheiten künstlerischen Schaffens nachgeht, wird es nie ganz einfach sein, den Anteil der erblichen und rassischen Grundlagen gegen den Anteil der Umwelt, wie sie in Klima, Erziehung, künstlerischer Überlieferung und Schule, Vorbildern und Aufträgen zur Auswirkung kommt, abzugrenzen. Man kann mancherlei Wege einschlagen, um sich einer Lösung dieser Frage zu nähern. Wir wollen es hier einmal auf dem Wege versuchen, daß wir zwei Künstler einander gegenüberstellen, die unter den gleichen klimatischen, politischen und sozialen Bedingungen lebend, Gleiches anstrebten und im Urteil ihrer Zeitgenossen von gleichem künstlerischen Range waren, und die wir als Vertreter zweier Rassen ansehen dürfen. Den Stilunterschied in ihren Werken werden wir nicht nur als Ausdruck verschiedener Persönlichkeiten betrachten, sondern zugleich auf Rassenunterschiede zurückführen. Bei aller persönlichen Eigenart und Einmaligkeit lassen sich nämlich ihre Charakterbilder ohne Zwang in den Rahmen der von *Günther* und *Clauß* gezeichneten Rassenseelenbilder einfügen. Nicht in dem Sinne, daß wir in diesen beiden Künstlern den *Typus* einer Rasse vorliegen hätten — eine Rasse ist von viel zu großer Fülle und Weite, als daß sie sich je in *einem* Menschen voll ausdrückte — wohl aber in dem Sinne, daß ihre Persönlichkeitsstruktur innerhalb der einer bestimmten Rasse zustehenden Möglichkeiten liegt, und daß sie, wenn auch keineswegs alle, so doch wesentliche Züge dieser Rasse aufweist.

Es handelt sich um Brunelleschi und Ghiberti, die zu den Bahnbrechern der italienischen Frührenaissance gehören. 1377, bzw. 1378 in Florenz geboren, sind beide aus dem niederen Adel ihrer Vaterstadt hervorgegangen. Brunelleschis Urgroßvater Arnulf, der Erbauer des Doms von Florenz, war der Sohn eines Deutschen gewesen; Ghibertis Name würde ebenfalls auf nördliche Abstammung deuten (das deutsche Gisbert oder das normannische Gilbert) doch ist uns über die Herkunft seiner väterlichen Familie nichts überliefert. Auch darf man auf den Namen nicht zu viel Gewicht legen, heißt doch Brunelleschis Geschlechtsname de Lapo trotz seiner deutschen Abstammung, und bedeutet doch Ghiberti nicht mehr als Sohn des Ghiberto — und ist ein Eigenname, dessen Gebrauch allgemein in Italien angenommen sein mochte. Ihre äußere Erscheinung ist uns aus den erhaltenen Porträtbüsten[1]) hinreichend bekannt, um ein Urteil über ihre Rassenzugehörigkeit zu gestatten, ihr Charakterbild hat Ghiberti selbst in seinen „Kommentaren zur italienischen Kunst des 14. Jahrhunderts" mit solcher Lebhaftigkeit gezeichnet, daß wir auch von daher zu einer rassischen Einordnung gelangen und zugleich über die Triebfedern, Ziele und Beurteilungen ihres Kunstschaffens unterrichtet werden.

Brunelleschi ist der Erbauer der berühmten Domkuppel, die noch heute das Stadtbild von Florenz beherrscht; in

---

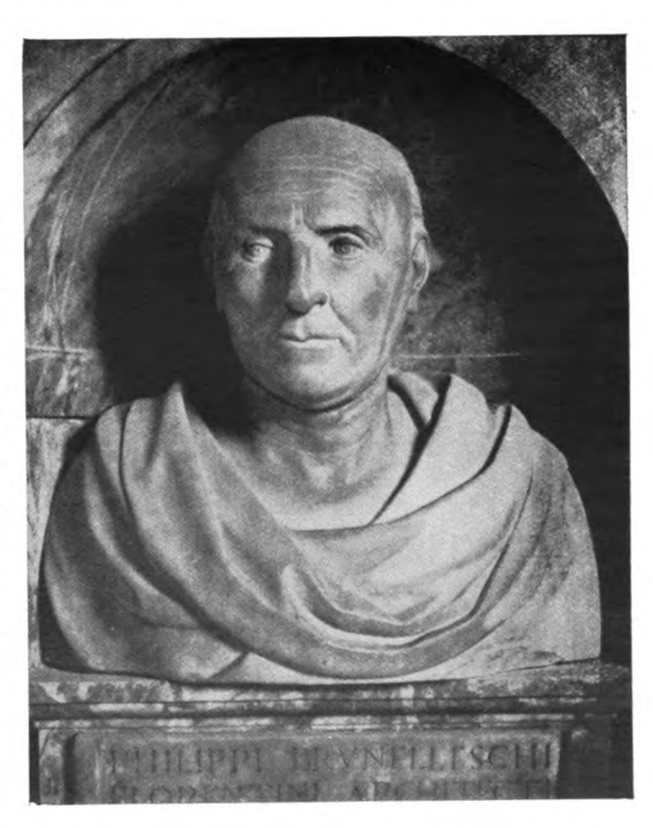
[1]) Es handelt sich bei Br. um eine gleichzeitige Arbeit *Cavalcantis*, bei Gh. um sein Selbstporträt. Dagegen dürften die Darstellungen beider Künstler auf den Fresken *Vasaris*, 150 Jahre später, keinen Portraitwert haben.



Lorenzo Ghiberti, Selbstbildnis Marburger Foto

seinen übrigen kirchlichen und bürgerlichen Bauten tritt uns die neue Raumgestaltung und Flächengliederung der Frührenaissance am ursprünglichsten und reinsten entgegen. Ghibertis größte und bekannteste Leistung sind die Bronzetüren des Baptisteriums in Florenz. Die malerisch-perspektivische Reliefplastik, die er dort entwickelte, das Porträthafte der Köpfe und die „Richtigkeit" der Bewegungen wurden für die ganze Reliefkunst der Renaissance maßgebend. Man könnte es für den von uns beabsichtigten Vergleich als störend empfinden, daß hier Werke der Architektur solchen der Bildhauerkunst gegenübergestellt werden sollen, da ja wesentliche Unterschiede auf das verschiedene Material und die verschiedene Aufgabenstellung, die besonderen Mittel und Formen, die jedem dieser Kunstzweige eignen, zurückgeführt werden müßten. Doch ist Brunelleschi — vielseitig wie fast alle Künstler jener erstaunlich begabten Zeit — zugleich Bildhauer gewesen, wie andererseits Ghiberti auch als Baumeister tätig war. Beide haben übrigens als Goldschmiede angefangen und sich in der ersten Zeit auch in der Malerei betätigt. Wir haben dadurch, daß Brunelleschi und Ghiberti sich beide an dem für die südliche Bronzetür ausgeschriebenen Wettbewerb von 1401 beteiligten (bei welcher Gelegenheit sie sich kennenlernten und Freunde wurden), sogar die Gelegenheit, von beiden das gleiche Thema im gleichen Rahmen und mit den gleichen Mitteln behandelt zu sehen — beide Entwürfe stehen heute nebeneinander im Bargello — und somit einen durch keine Außenbedingung getrübten Vergleich anzustellen. Es wird aber nicht nur Zufall sein, wenn Ghiberti vorzüglich bei dieser Kleinplastik blieb, während Brunelleschi sich allmählich ausschließlich der Baukunst zuwandte; schon in dieser Wahl mag etwas Rassenbedingtes liegen. Wir müssen also gerade auch die verschiedenen künstlerischen Ebenen, auf denen sie sich bewegen, in den Vergleich einbeziehen.

Betrachten wir die Bildnisbüsten beider Künstler, so springt der Rassenunterschied der Köpfe sofort ins Auge. Brunelleschis bestimmte und scharfgeschnittene Züge stehen im Gegensatz zu den runden und weichen Umrißlinien in Ghibertis Kopf. Beide Gesichter sind schmal und länglich, aber bei Brunelleschi ist die Schmalheit mit einer eckigen Umrißlinie verbunden. Seine Nase setzt in hoher Wurzel an, der schmale Nasenrücken springt stark vor und zeigt eine konvexe Krümmung, von der die Nasenspitze sich erneut absetzt. Denkt man sich die Stirne durch den Haaransatz niedriger als sie zur Zeit des Porträts erscheint, so wird die Nase noch stärker das Gesicht beherrscht haben, doch ohne übergewichtig zu sein. (Die Nasenhöhe entspricht dann genau der Stirnhöhe und Kinnhöhe). Der andere Kopf dagegen weist eine tief und flach ansetzende breite etwas plattgedrückte Nase auf; selbst in der perspektivischen Verkürzung, die durch die Senkung des Kopfes entsteht und die das Kinn am meisten trifft, ist die Nasenhöhe geringer als Kinn- und Stirnhöhe. Brunelleschis Mund ist schmallippig und breit. Die Oberlippe mittelhoch, das Kinn entschieden vorspringend, während Ghiberti einen kleinen Mund hat, dessen Lippen nicht nur schmal sind, sondern bei dem vor allem die Oberlippe etwas nach innen eingezogen erscheint. Sein Kinn ist weich abgerundet, wie auch das übrige Gesicht weiche Modellierung zeigt. Die Augen liegen bei Brunelleschi tief unter dem Brauenbogen, bei Ghiberti dagegen ist die Augengegend weit vorgelagert, sodaß die Brauenbogen gar nicht nennenswert vortreten. Seine Brauen stehen fast in der gleichen Ebene halbkreisförmig über den Augen. Die hohe Stirn ist in der Mitte stark vorgewölbt, während Brunelleschis Stirn eine breite Fläche mit stärkster Vorwölbung in der Brauengegend zeigt. Beider Schädel sind nach oben hin von auffallend schöner Rundung.



Philippo Brunelleschi, Bildnisbüste v. L. Cavalcanti

Wenn man auch in Betracht ziehen muß, daß das Selbstporträt Ghibertis, daß sich an den ornamentalen Türleisten befindet, durch den Gebrauch gewisse Abschleifungen erfahren haben mag, so ist es doch deutlich, daß die Weichheit aller Formen Porträtcharakter hat. Es ist ein Kopf mit vorwiegend ostischen Rassenmerkmalen, der hier wiedergegeben ist. Freilich könnte die lange Gesichtsform und der nicht zu breite Schädel auf nordischen, unter Umständen auf mittelländischen Rasseneinschlag hinweisen [2]). Der entschieden ausgeprägte Kopf Brunelleschis ist dagegen im wesentlichen als nordisch anzusprechen. Es wird freilich allgemein überliefert, daß Brunelleschi von kleiner Gestalt, breitschultrig und untersetzt war, sodaß man auch hier schließen kann, einen nicht ganz ausgesprochenen Rassentypus vor sich zu haben. Aus den Gesichtsmerkmalen, besonders der Nasenbildung wird eine schwache dinarische Beimischung wahrscheinlich gemacht.

Wenn wir auch durch die Bildnisse nur eine beschränkte Zahl von Rassenmerkmalen feststellen können, so sind diese doch durchaus hinreichend, um die rassische Verschiedenheit zwischen den beiden Künstlern klar zu erkennen und eine Zuordnung der wesentlichsten Rassenanteile zu wagen.

Beiden Künstlern ist manches gemeinsam: der geistige und künstlerische Rang sowohl wie eine bedeutende Vitalität, jenes gemeinsame Auftreten von Hochbegabung und Lebenskraft, das für die Renaissance so bezeichnend ist. Doch zeigt der Ausdruck beider Gesichter eine durchgehende Gegensätzlichkeit. Obwohl beide die Augen ins Unbestimmte gerichtet haben, sinnend und nachdenkend beide, wissen wir doch, daß Brunelleschis Blick sich groß und klar aufschlagen wird, daß er durchdringend und scharf fixierend sein wird, und daß Ghiberti uns mit einem verschmitzten Wohlwollen anschauen würde. Stolz, ja Hochmut (Oberlippe und der heraufgezogene rechte Mundwinkel) steht in Brunelleschis Antlitz geschrieben. Dieser Mann mit dem Feldherrengesicht wird zupacken und befehlen; eine rastlose Schaffenskraft und Energie tut sich kund, während wir Ghibertis Schaffensantriebe eher als Fleiß und Arbeitslust bezeichnen würden; Bescheidenheit drückt sich aus: er wird leise und rücksichtsvoll erscheinen, wo jener unbekümmert und herrisch auftreten wird, verbinden und überbrücken, wo jener fordert und vor die Wahl stellt. Ein Zug von leisem Humor ist vielleicht das Allercharakteristischste in Ghibertis Gesicht, Humor, der auf Distanz von sich selbst und den täglichen Dingen weist und seine Form von Selbstbewußtsein darstellt. Kein Zug von Enttäuschung und Bitterkeit liegt um die Mundwinkel dieser beiden doch gealterten und durch manche bösen Erfahrungen hindurchgegangenen Männer. Aber wenn Ghibertis Objektivität darin liegen mag, daß er Menschen und Dinge mit einem leisen Staunen ohne Voreingenommenheit hinnimmt, und ihnen mit Güte begegnet, so wird Brunelleschis Objektivität eher eine Sachlichkeit sein: er wird zuweilen lieben und zuweilen verachten können, ohne daß indessen den persönlichen Beziehungen und Wertungen in seinem Leben eine größere Rolle zukommt.

Das Charakterbild, das Ghiberti in seinen „Kommentaren" entwirft, bestätigt und ergänzt unsere Beobachtungen auf das beste. Zunächst einmal ist die Schilderung Ghibertis in eben der feinen und objektiven, für jene Zeit des naiven Selbstlobes bescheidenen Weise gegeben, die wir uns von ihm erwarteten. Ein ganz leiser Humor spielt in seinen Beobachtungen, und er kommt immer wieder zu dem Ergebnis, daß Gott seine Sonne aufgehen lasse über Gerechte und Ungerechte. Da schildert er nun sich selbst als Gegenspieler Brunelleschis. Er ist es vorzüglich, um den seine Gedanken kreisen, eben weil er zugleich Freund und extremer Gegensatz ist.

Bleiben wir aber zunächst bei ihm selbst: wir sehen ihn mit Fleiß und Liebe am Werk, jeden Morgen betritt er die Werkstatt — die berühmte Bronzegußwerkstatt, in der so viele Meister der Renaissance zur Lehre gingen — mit einem Gebet. Seine Frau wählte er auf Rat seines Vaters wegen ihrer Bescheidenheit. „So lebten wir in patriarchalischem Verein heiter und glücklich. Das Gestern wiederholte sich im Heutigen. Ich begrüßte die Tage als alte Bekannte und wir verdarben es nicht miteinander; von meiner Seite ward nicht über ihre Einförmigkeit geklagt". Es ist ostisches Lebensgefühl, das sich hier in selten reiner Weise im Selbstzeugnis ausdrückt. „Alle guten Menschen haben mich lieb", so schließt Ghiberti seine Schilderung des eigenen Lebens, „und ich beneide niemand".

Demgegenüber erscheint Brunelleschi als „hochfahrend und streng: sein Mut und seine unverhohlene Gradheit flößen den Menschen Scheu ein". Von Ehrgeiz und leidenschaftlichem Ringen um seine Bauten ganz erfüllt, hält er keinen Feiertag ein — ein von einem Dämon Besessener, der Tag und Nacht keinen anderen Gedanken kennt als den, wie er sein Werk tue. Seine Tätigkeit, heißt es, habe ans Unbegreifliche gegrenzt. Als junger Mensch fällt er unter all den selbstbewußten Renaissancemenschen durch sein grenzenloses Selbstvertrauen auf. In einer kritischen Lage (er war angeklagt, weil er den Sohn des Senators Alberti geschlagen hatte) befragt, worauf sein Selbstgefühl sich gründe, antwortete er: einmal auf dem Beispiel seines großen Vorfahren Arnulf, der den Dom von Florenz gebaut hatte, dann aber auf die Erfahrung, daß ihm noch immer alles gelungen sei, was er unternommen habe. Die Folge dieses Auftretens war, daß der Senator Alberti den Angeklagten zusammen mit seinem Sohn und Donatello nach Rom schickte. Dort haben die drei jungen Männer, als erste, die auf diesen Gedanken kamen, die antiken Ruinen vermessen, um ihnen ihr Baugeheimnis und ihre Proportionsgesetze abzugewinnen. Alberti: der spätere Baumeister und Kunsttheoretiker, Donatello: welcher der größte Bildhauer von Florenz werden sollte und Brunelleschi: „dieser ist der Unermüdlichste, das römische Forum zu erforschen" heiß es in einem Brief, den Donatello nach Hause schrieb. „Jeden Tag macht er neue Entdeckungen, und seines Sieges froh hält er dann stolz wie die Imperatoren sogenannte Triumphzüge" und zwar marschierte er an Tagen, die einen großen Erfolg hatten, durch den großen Triumphbogen, an solchen, die nicht so erfolgreich waren, durch den kleinen. Donatello berichtet es mit einem Lachen, Alberti dagegen ärgerte sich darüber nicht weniger, wie über die verächtliche Behandlung, die er ihm zuteil werden ließ. Brunelleschi ließ sich weder durch das Lachen noch durch den Ärger beirren. Als er sich mit Alberti endgültig überworfen hatte und damit die Finanzierung des Romaufenthalts durch dessen Vater aufhörte, sah er sich gezwungen, Arbeit in einer Goldschmiedewerkstatt anzunehmen. Eines Tages fand er auf dem Forum ein großes Gefäß mit Goldmünzen, das ihm ermöglichte, die Erwerbsarbeit wieder aufzugeben. Donatello denkt, er würde nun durch den großen Bogen marschieren, „allein er hielt die Entdeckung keines Triumphes wert".

Es folgen in Florenz die Jahre des Ringens um die Fertigstellung des Doms, den Brunelleschis Urgroßvater unvollendet zurückgelassen hatte. In dem Wettbewerb sämtlicher Architekten der westlichen Welt, den Brunelleschi dem Rat seiner Vaterstadt selbst vorgeschlagen hatte, wohl wissend, daß nur ihm die unerhörte Konstruktion gelingen würde, eine Vierung von noch nicht dagewesenen Maßen zu überwölben, und daß der Preis ihm zufallen müsse, erhält er tatsächlich den Auftrag. Dieser Sieg ist die Frucht jahrelangen angestrengtesten und konzentrierten Denkens

[2]) Völlig sichere Aussagen über die Rassenanteile bei einem Einzelnen könnte erst eine Sippenanalyse geben. Auf die Gründe (Überschneiden der Variationskurven der einzelnen Rassenmerkmale) können wir bei dieser Gelegenheit nicht näher eingehen.

und mathematischer Studien. Der schöpferische Gedanke lag in der Ineinanderschaltung einer kleineren inneren in eine größere äußere Kuppel. Der Druck wurde von einer achteckigen Stützmauer aufgefangen. Mit ihr zusammen bildet die Kuppel eine Eiform, und mit noch größerem Recht als Kolumbus wird Brunelleschi der berühmte schlagende Versuch, ein Ei auf die Spitze zu stellen, zugeschrieben. Ein anderes berühmtes Wort teilt Brunelleschi mit Archimedes: Graf Medici hatte ihn an den Papst empfohlen mit den Worten: dies sei der Mann, der den Mut habe, die Welt umzukehren. Der Papst, höchst erstaunt, einen Mann von so auffallend kleiner Statur zu sehen, fragte: „Was, Ihr traut euch zu, die Welt umzukehren?" „Gebt mir einen Punkt, und Ihr sollt sehen" war die Antwort Brunelleschis.

Die Freude an seinem Bauauftrag wurde Brunelleschi freilich dadurch zunächst vergällt, daß der mißtrauische Rat ihm einen zweiten Dombaumeister an die Seite setzte. Daß Brunelleschi diese Mitteilung ruhig hinnehmen würde, war kaum zu erwarten gewesen. Nur mit Überwindung wagten es Freunde, danach zu ihm zu gehen. Sie konnten ihn gerade noch daran hindern, das Modell vor Zorn und Wut zu verbrennen. Da es indessen Ghiberti selbst war, den man ihm beigeordnet hatte, fand er sich schließlich damit ab, und meinte lachend: keinen besseren Mann habe man ihm als Aufpasser geben können. Er wußte wohl, daß dieser ihn gewähren lassen würde.

Und nun sein leidenschaftliches Betreiben des Baues! Einen Zimmermann, der ihm beim ersten Herabsteigen behilflich sein wollte, entließ er sofort. Die Anforderungen an sich und seine Bauleute; wie er alle Befehle ernst und streng erteilte; die Erregung, wenn etwas ins Stocken geriet und die ausgelassene Freude über das Gelingen; wie er dann mit den Arbeitern scherzte und lachte — alles das schildert Ghiberti höchst eindringlich.

Keine andere Natur als Ghiberti hätte neben dem leidenschaftlichen Mann 18 Jahre in Frieden ausgehalten! Denn so freimütig und schön Brunelleschi des Freundes Überlegenheit auf dem Gebiete der Plastik anerkannte, so wenig ließ er ihn als Baumeister neben sich gelten. Und als es nach 18 Jahren endlich an die Vollendung der Kuppel geht, da kann er selbst den bescheiden zurücktretenden Freund nicht mehr neben sich ertragen. Sein Benehmen wird immer kälter und barscher. Schließlich legt er sich ins Bett und stöhnt vor Schmerzen; genau so leidenschaftlich, wie er sonst gesund ist, ist er nun krank, bis der andere, der das Manöver durchschaut, mit einem Lächeln zurücktritt. Sofort ist Brunelleschi wieder hergestellt und von höchster Energie geladen.

Es ist etwas Überraschendes, wie diese heftige Natur im Kunstwerk gebändigt zu äußerster Leichtigkeit, Klarheit und Ruhe vor uns tritt. Sein technisch-mathematischer Geist war auf Überschaubarkeit, Gliederung und höhere Einheit aus, auf eine Meisterung der Materie in einfachen großen Lösungen. Der wunderbare Rhythmus aber, in dem er die Fassaden gliederte, Säulen, Pilaster und Gesimse ordnete, sodaß sie trotz aller Strenge und Sparsamkeit der Profile unmittelbar das Gefühl von Leichtigkeit und Seligkeit erwecken — in ihm offenbart sich der Künstler, dem es gelang, dem Bild eines höheren und freieren Menschentums, wie es seiner Zeit vorschwebte, Ausdruck zu geben. Hier ward in kühnem Ausgriff der Raum gemeistert: das Stadtbild durch die Domkuppel, der Platz durch das berühmte Findelhaus, das Luca della Robbia mit den Plastiken der Wickelkinder schmückte und in dem Lionardo da Vinci erzogen wurde, der Zentralraum in der Pazzikapelle und in seinem Entwurf zu Santo Spirito und der Langraum in San Lorenzo. „Brunelleschis stolze Kuppel", sagten die Zeitgenossen. Ihnen war sie die Erfüllung ihres eigentlichen Bauideals: eines Gewölbes, das sich wie die Himmelkuppel über den Erdraum erheben sollte. Michelangelo hat den Wunsch ausgesprochen, in Santa Croce an einer Stelle begraben zu werden, wo sich der Ausblick auf Brunelleschis Kuppel eröffnet.

Wieviel Bändigung tatsächlich dafür nötig war, um diese Werke zu schaffen, können wir aus dem einzigen Bauwerk ermessen, das ihm mißlang: dem Palazzo Pitti. Schon seine Mitbürger urteilten, „das Streben nach dem Ungewöhnlichen" habe ihn hier über Maß und Meisterung hinausgetragen.

Vielleicht kann man auch von seinem Entwurf für den Bronzetürwettbewerb von 1401 sagen, daß die letzte Bewältigung ihm nicht gelungen war.

Wir Heutigen würden, wenn wir zwischen den beiden Preisarbeiten Brunelleschis und Ghibertis zu entscheiden hätten, vielleicht eher Brunelleschi den Preis zusprechen. Seine Darstellung der Opferung Isaaks scheint uns die ausdrucksstärkere zu sein. Gegenüber der düsteren Entschlossenheit seines Abraham und dem stürmischen Zugriff des Engels, der im letzten Augenblick die Opferung verhindert, will uns Ghibertis Darstellung zahm erscheinen, zu sehr auf schöne Gebärden und schöne Körper aus, ohne der Dramatik des Vorgangs gerecht zu werden. Doch liegt in dem Urteil der damaligen Florentiner, die einstimmig Ghibertis Arbeit den Vorzug gab, eine Weisheit.

Denkt man sich nämlich die ganze Tür aus 10 solcher Vierpasse zusammengestellt, so würde Brunelleschis Stil eine unruhige Wirkung ergeben haben. Aber auch aus einem tieferen Grunde: Ghiberti hat auf diesem Weg seine Vollendung gefunden, Brunelleschi dagegen bedurfte der Bauaufgaben, um ganz zu sich selbst zu kommen. In der zweiten Bronzetür, 23 Jahre später, fand Ghiberti dann seinen eigentlichen Stil. Die zarten, der Natur durch genaue Beobachtung abgeschauten, dann aber musikalisch bewegten Reliefs sind von feinster Ausgewogenheit und Beseeltheit, in langen Jahren (1425—52) behutsam gebildet von einem ehrfürchtigen Geiste. Michelangelo, der Brunelleschis Kuppel so liebte, hat von dieser Tür gesagt, sie sei würdig, die Pforte des Paradieses zu bilden. Doch haben die Zeitgenossen, so sehr sie beider Kunst als gleichrangig werteten, den entscheidenden Unterschied in ihrem Stil durchaus empfunden und treffend bezeichnet: In Brunelleschis Kuppel, sagten sie, feiere der Geist seinen Triumph, in Ghibertis Türe die Seele den ihren. „Kühn und trotzbietend ragt die Kuppel in den Himmel hinein, zur Bronzetür aber senkt sich liebend der Himmel herab mit all seinem Reiz und Zauber". Es ist kaum möglich, nordisches und ostisches Weltgefühl, nordischen und ostischen Rassestil besser zu kennzeichnen als mit diesen Worten der scharfblickenden Florentiner des 15. Jahrhunderts.

Anschr. d. Verf.: Berlin-Grunewald, Beyme-Straße 30.

Friedrich Keiter:

Zur Frage Rasse und Kunst in Italien

Die Eröffnung der Ausstellung Biennale (Zweijahresausstellung) in Venedig am 16. Mai 1940, auf der die deutsche Kunst wieder stark vertreten sein wird, mag zu einem kulturbiologischen Rückblick auf die letzte Zweijahresausstellung Anlaß geben.

Im Zuge einer von der Hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung unterstützten kultur- und rassenbiologischen Studienreise nach Italien und Libyen hatte ich auch Gelegenheit zu genauem Studium der fast alle Länder Europas umfassenden Kunstschau, die Venedig jedes zweite Jahr darbietet. Aus der Fülle der kulturbiologischen Erträgnisse dieser Schau möchte ich als erstes die heutige Untersuchung über den Zusammenhang von Rasse und Kunst in Italien herausgreifen.

Der Katalog der Ausstellung „Biennale", Venedig 1938, gibt nämlich Gelegenheit zu einer Untersuchung über die Herkunft der heutigen italienischen Künstler. Es sind alle **Geburtsorte** der vertretenen Künstler angegeben, und da

Biennale 1938	Geburtsorte der italienischen Künstler	Histor. Künstler Italiens
3%	Sizilien	2%
3%	Sardinien	0%
3%	Südlich Neapel	2%
10%	Rom bis Neapel	7%
22%	Toskana, Umbrien	40%
42%	Nördlich des Appenin/Ost (Venezien)	32%
17%	Nördlich des Appenin/West	17%

Die Verteilung der Geburtsorte ital. Bildender Künstler.

alle künstlerischen Richtungen vom Akademismus bis zum Futurismus, von der impressionistischen Landschaft bis zur klassischen Plastik und Freskenmalerei, frei zu Worte kommen, darf man diese Angaben als repräsentativ für die landschaftliche Verteilung der italienischen Kunstleistung nehmen.

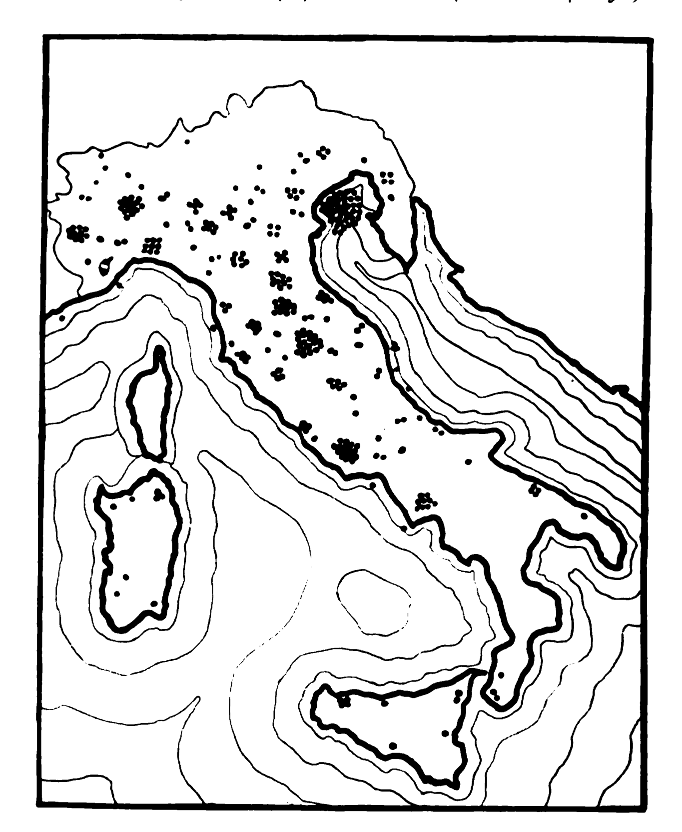
Man kann davon eine Karte zeichnen, die aber dann erst ihr volles Interesse erhält, wenn man diesen Gegenwartsquerschnitt mit einem entsprechenden Kartenbild über die Verteilung der großen italienischen Künstler früherer Zeiten danebenhält. Ein solches läßt sich nach den ausgezeichneten Angaben eines deutschen Reisehandbuches (Grieben) leicht entwerfen (Kärtchen 1 und 2).

Wie ähnlich ist die heutige Verteilung der Künstlergeburtsorte der älteren! Beidemal ist das südliche Italien erschreckend leer im Vergleich zu dem blühenden Reichtum, der erst nördlich von Rom einsetzt. Der wichtigste Unterschied der beiden Karten besteht darin, daß Florenz seine ehedem führende Stellung heute noch weiter nach Norden abgegeben hat, wie es ja auch politisch, kulturell und wirtschaftlich durch nördlichere Zentren, etwa Turin und Mailand inzwischen weit überholt worden ist. Im übrigen ist Sardinien mit einigen wenigen Künstlern dazu gekommen. Weitere ganz geringe Verschiebungen zu erwähnen lohnt kaum.

Doch nun zur kulturbiologischen Deutung. Diese liegt fürs erste auf der Hand: **Italien ist durch alle Zeiten hindurch dort reich an Künstlern, wo es auch verhältnismäßig viele hellfarbige Menschen enthält.**

Geht aber beides — vielleicht von einem gemeinsamen Dritten bedingt — bloß parallel oder ist die Künstlerzahl

Karte 1. Die Geburtsorte der „historischen" italienischen Künstler



Karte 2. Die Geburtsorte der heutigen italienischen Künstler

durch Erbanlagen, die mit der Hellfarbigkeit rassisch zusammenhängen, ursächlich bedingt? Wie gewöhnlich, laufen auch in diesem Falle eine ganze Reihe von Erscheinungen gleichsinnig, sodaß es gar nicht leicht ist, den Rassenfaktor herauszuheben.

Da ist zunächst das Klima. Dieses ist in Süditalien ebenfalls ein anderes als in Norditalien. Doch will mir nach meinen persönlichen Reiseerfahrungen, nach mündlichen Schilderungen und den Angaben der Literatur scheinen, daß die Klimaunterschiede längst nicht so kraß sind wie die gezeigten kulturbiologischen Fruchtbarkeitsunterschiede. Viel eher entsprechen diesen Klimaunterschieden die tatsächlichen Unterschiede der rassischen Färbungstiefe. Nach unseren eigenen Beobachtungen (1938) sind aber hier auch in Kalabrien und Sizilien noch zwei Drittel der Menschen nicht dunkelbraunäugig (Martin 1—4), sondern in verschiedenen Graden farbaufgehellt. Rein blaue Augen gibt es im Norden an die 25%, im Süden nur noch 10%.

Wo einst Griechenstädte und Normannenstaaten blühten, kann übrigens keinesfalls ein kulturunmögliches Land sein.

Es könnte sich nun allerdings darum handeln, daß verhältnismäßig kleine rassische und klimatische Unterschiede sehr große kulturbiologische Auswirkungen haben, weil sich die Einzelwirkungen multiplizieren. Es ist das ein Grundprinzip, das man bei kulturbiologischen Erörterungen nicht genug betonen kann.

Ein zweiter wichtiger Gesichtspunkt ist die allgemeine Kulturdichte. Die ungleiche Dichte der Herkunftsorte italienischer Künstler ist keine vereinzelte Erscheinung. Die allgemeine zivilisatorische und wirtschaftliche Kräfteverteilung Italiens ergab seit jeher, und ergibt besonders in der Gegenwart ein ganz entsprechendes Bild, obwohl nun immerhin schon achtzig Jahre lang Italien einheitlich regiert wird und dem Süden als dem anerkannten Notstandsgebiet von nördlichen Kräften immer wieder unter die Arme gegriffen wird. Ist die ungleich größere Künstlerdichte des Nordens eine Folgeerscheinung oder ist sie eine Teilerscheinung seiner allgemein größeren Lebensmacht? Wieder sehen wir Parallelen, aber wer kann da Ursache und Wirkung trennen?

Ein drittes sind die verbreitungsdynamischen Verhältnisse, die Lage der einzelnen Teile Italiens zum nördlicheren Europa. Im Norden liegt Italien dicht an das leistungsreichste Gebiet des letzten Jahrtausends angeschmiegt, ja bildet unbedingt einen Teil davon. Die Halbinsel aber erstreckt sich in eine kulturelle Leere hinein, gleichgültig, ob es sich um offenes Meer handelt, oder um verhältnismäßig nahe, aber kulturarme Gegenküsten wie in der Adria oder gegenüber Tripolis. Ums Jahr 1000 war das anders, da konnten die Sizilianer und Süditaliener von diesen Gegenküstenmenschen mächtig lernen; das ist aber seit dem Absinken Ostroms und der Sarazenenstaaten vorbei.

Wie viel diese verbreitungsdynamischen Verhältnisse ausmachen, möge man sich einmal selbst daran veranschaulichen, wie dicht der nördliche Fremdenstrom in Venedig und Mailand ist, wie er schon in Florenz und nochmals in Rom wesentlich nachgelassen hat, nach kurzer Station in Neapel Kalabrien regelmäßig völlig überspringt um in Wellen, die im Vergleich zur Überflutung Venedigs gar nichts sind, noch Sizilien zu erreichen. Das könnte nun bedeutungslos sein, wenn der Norden nur Fremde brächte. Er bringt aber auf allen Gebieten, und so auch in der Kunst die wichtigsten Anregungen mit, von denen Italien lebt (wie alle abendländischen Völker gegenseitig voneinander leben).

Wir haben nun neben der Künstlerverteilung schon viererlei als mögliche Ursache stehen: die Rassenverhältnisse, die Klimaunterschiede, die allgemeine Lebensmacht, die verbreitungsdynamische Anregungsdichte. Diese fünf Momente müßte man sämtlich paarweise hernehmen (das gibt zehn Paarungen) und sich darüber klar werden, was jeweils Ursache, was Folge ist.

Ein uns besonders angehendes Beispiel! Sind die italienischen Rassenverhältnisse vorwiegend eine Folge der verbreitungsdynamischen Voraussetzungen oder vorwiegend eine Folge der Klimaunterschiede? Ist der Germanenstrom schon von vorneherein in etwa gleich abnehmender Dichte in die einzelnen Landschaften geflossen, wie heute der Strom der deutschen Italienreisenden? Oder war Italien um 700 überall etwa gleich blond und gleich dunkel und hat das Klima seitdem in verschiedenem Maße entnordend gewirkt? Für letztere Annahme spräche, daß ebenso wie die Poebene nach den Langobarden die Lombardei heißt, in Mittelitalien das Herzogtum Spoleto und südlich Neapels das Herzogtum Benevent und die Normannenstaaten ebenso langobardisch bzw. germanisch beherrscht waren wie das Reich Alkuins um Pavia, daß aber heute doch die besprochenen Färbungsunterschiede bestehen. Gegen diese Annahme wiederum spricht, daß Bevölkerungsströme in ihrer Breitenwirkung von verbreitungsdynamischen Verhältnissen immer stark abhängen (genau so wie der Fremdenstrom). Ich neige also der Ansicht zu, daß die primär ungleiche Verteilung germanischen Blutes mindestens ebenso wesentlich war wie spätere entnordende Umzüchtung.

Die weiteren Fragen seien nur genannt: Ist die Rassenverteilung in Italien nicht etwa auch wesentlich dadurch mitbedingt, daß die helleren Elemente aus innerer Vorliebe und weil sie dort der nordalpinen Lebensweise doch wesentlich näher sind, vom übrigen Italien aus seit jeher nach Norden zurückgesiebt werden? Der Wanderungszug aus dem Süden nach Norden ist zumindest im neuen Italien sehr stark und dürfte kaum alle südlichen Rassenelemente gleichmäßig betreffen. Ist die größere nördliche „Lebensmacht" ihrerseits eine Klimafolge, eine Rassenfolge oder eine Folge der verbreitungsdynamischen Verhältnisse? So schwierig es ist, den entscheidensten unter den drei Faktoren herauszufinden, so sicher wirken sie gleichsinnig zusammen und sind dadurch umso weniger trennbar. Wieviel leichter wäre überhaupt die Analyse der Zusammenhänge von Rasse und Kultur, wenn solches gleichsinniges Zusammenwirken von Rassen- und Umweltwirkungen nicht die Regel wäre! (Vgl. z. B meinen Aufsatz über die Standesherkunft der Großen Männer in „Volk und Rasse" 1936!) Nun darf man auch nicht übersehen, daß das Klima selbst wieder von der Rasse abhängt — Entwaldung, künstliche Bewässerung, bzw. von der zivilisatorischen Lebensmacht, welche die Einsatzstärke technischer Mittel bestimmt.

Es ist also noch allerlei zu erforschen, bevor man sagen kann, wie bei der offensichtlichen Korrelation zwischen hellerer Rasse und größerer kultureller Leistungsdichte in Italien die Ursachen zusammenhängend liegen. Vor allem wird man dazu über die Grenzen Italiens hinausblicken, ähnliche Fälle heranziehen müssen usw.

Daß die Künstlerverteilung 1938 noch die gleiche ist, wie in den großen historischen Kunstzeiten, spricht — und damit wollen wir diese ersten „kulturbiologischen Nachklänge" der Zweijahresausstellung beschließen — übrigens nicht gerade dafür, daß sich die Rassenbeschaffenheit der Italiener im letzten halben Jahrtausend allzusehr geändert hat. Und zwar ist vor allem zu vermerken, daß Italien auch heute ein Land farbaufgehellter Menschen ist. Die damit angeschnittenen Fragen gehen aber über den Rahmen der Biennale nun doch zuweit hinaus, als daß ihre Behandlung nicht auf einen anderen Aufsatz verschoben werden müßte.

Anschr. des Verf.: Würzburg, Rassenbiolog. Institut der Universität, Klinikgasse 6.

Paul Härtig:

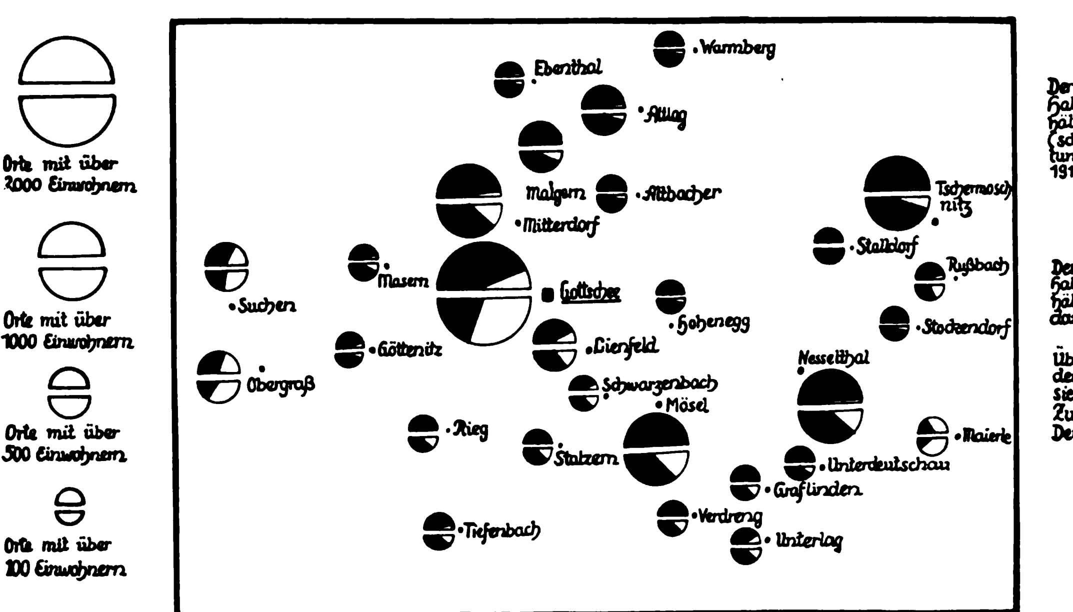
Die bevölkerungsbiologische Lage in der Gottschee

Als ich einem Akademiker erzählte, daß ich eine Studienreise nach der Gottschee durchführen wolle, fragte er mich, wo denn diese Gottschee eigentlich liege. Nachdem ich ihn etwas verwundert angesehen hatte, sagte er: „Ach so, ja ich weiß es, da unten in der Bukowina." Er hatte 1000 km zu weit ostwärts geraten. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß nur wenige Volksgenossen eine klare Vorstellung von der Lage und Bedeutung der Gottschee als deutsche Sprachinsel hatten. In der Gottschee selbst wurde ich durch das Fragen deutscher Kraftfahrer, die sich über deutsche Aufschriften in der Umgebung von „Kocevje" (Gottschee) wunderten, in dieser Ansicht bestärkt. Bezeichnend ist es, daß auch deutsche Kraftfahrerkarten nur slowenische Ortsbezeichnungen kennen und mit keinem Wort noch Zeichen auf volksdeutsches Siedlungsgebiet hinweisen. Eine ungeheure Hilfe für das vom deutschen Reiseverkehr fast gemiedene Gottscheer Land wäre es, wenn von den Tausenden Deutschen, die alljährlich mit dem Auto von Laibach nach Susak und Crikvenica fahren, nur einige Hundert für kurze Zeit hier rasten würden. Wie ich mich in Fremdenbüchern überzeugen konnte, stockt seit etwa 3—4 Jahren der Fremdenverkehr aus dem reichsdeutschen Gebiet nach dem landschaftlich herrlich gelegenen Gottscheer Land.

Meine Aufgabe ist es jedoch nicht, ein anschauliches Bild von der Schönheit des bewaldeten, teilweise sogar noch von Bären bewohnten Karstes zu geben, sondern ich will einen Hinweis auf die Gefährdung der inmitten eines zahlenmäßig hundertfach überlegenen Slowenentums liegenden deutschen Volkstumsinsel geben.

Durch vier von NW nach SO verlaufende Bergketten von 1000 m ist die Volkstumsinsel in vier in den NW—SO verlaufenden Talungen liegende Siedlungsgebiete aufgespalten. Die durch die ungünstige Oberflächengestaltung geschaffene Trennung des Deutschtums nutzen die Slowenen bewußt aus. Sie unterbinden mit Polizeigewalt jeden Massenverkehr zwischen den durch das Rieg-Göttenitzer Bergland (1200 m) getrennten Hochtälern von Suchen und Göttenitz und schnüren damit das Suchener Hochtal völlig ab. Ähnlich verfährt man im Pöllandler Tal, das ebenso wie das Suchener stark mit Slowenen durchsetzt worden ist. Nicht weniger erfolgreich ist der Vorstoß im Süden aus Richtung Mrauen gegen Stalzern, Hinterberg-Rieg und Lienfeld. Aus meinem Reisebericht folgende Zeilen über den Kampf an der Südfront. (Siehe Karte der Bevölkerungsverteilung 1910 und 1936.) (Abb. 1.)

Von Gottschee, einer Kleinstadt von 4000 Einwohnern am Fuße des Friedrichstein, wanderte ich nach Lienfeld, das 5 km südöstlich Gottschee liegt. An seinem Nordeingang zeigt es neben einer kleinen Kirche ärmliche Hütten von Häuslern. Eines der wenigen schönen, großen Häuser, ein Gasthof, stand leer. Die Besitzer leben in Graz und Amerika. Am Ausgang des Dorfes wird auf den gutstehenden Feldern von slowenischen Arbeitern mit der Sichel Gerste geschnitten. Wegen der billigen Arbeitskräfte und der niedrigen Absatzpreise verlohnt sich nirgends die Anschaffung der Maschinen. Die von Lienfeld nach Stalzern ansteigende Straße zeigt herrliche Ausblicke auf die in Obstgärten versteckt liegenden Dörfer Hasenfeld, Schwarzenbach, Obermösel, Hohenegg und St. Anna. Der Wald füllt hier am Südende der Gottscheer Talung an manchen Stellen fast die





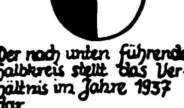



Abb. 1. Die Deutschen in der Gottschee

Hälfte der Talung aus. Die oft sehr steilen Hänge zeigen ähnlich wie in der deutschen Almlandschaft das abwechslungsreiche Bild von Waldstücken und Weidewiesen.

Die Höhe der Straße Lienfeld—Stalzern war überwunden. Ein herrlicher Blick auf das Rieger Becken, die Morobitzer Berge und den nach einem Wettersturz tatsächlich schneebedeckten „Schneeberg" eröffnete sich. Ich kam über Stalzern nach Mrauen, das mit etwa 20 Häuser in Mitten einer verkarsteten Landschaft gelegen ist. Der dürftige Boden hat eine große Anzahl Gottscheer zur Auswanderung nach Amerika veranlaßt. Die anspruchslosen Slowenen haben Haus und Feld der ausgewanderten Gottscheer übernommen. Beim Anhalten dieser sehr bedauerlichen Bevölkerungsbewegung ist mit einer Slowenisierung des Dorfes in kurzer Zeit zu rechnen.

In einem Hause sprach ich zwei Gottscheerinnen im Alter von 69 und 72 Jahren. 5 Dollar waren soeben von den Kindern aus Amerika eingegangen. Wenn wir Amerika nicht hätten, könnten wir hier nicht sorglos leben, denn 5 Dollar reichen bei den bescheidenen Lebensansprüchen ein bis zwei Monate für Sterz, Milch und Brot. Der deutsche Lehrer wurde durch eine slowenische Kraft ersetzt, und die Jugend lernt in der Schule nicht mehr deutsch sprechen, lesen und schreiben. Im Dorf wird bereits viel slowenisch gesprochen, und ein großer Teil der Bevölkerung versteht wohl noch gottscheerisch, jedoch nicht mehr deutsch. Mischehen helfen in diesem völkisch bedrohten Grenzort der Slowenisierung, gelten doch ihre Kinder als Slowenen.

An dem mit Dolinen durchsetzten Gebiet zwischen Stalzern und Rieg tritt die Verkarstung der Landschaft stark in Erscheinung. Der Wald kommt von den Hängen in die Rieger Talung herab, weil der Boden nicht mehr intensiv bearbeitet wird. Die ältere Generation erinnert sich, daß an den Hängen, wo heute Bäume, Sträucher und verfarnkrautete Wiesen stehen, einst Felder mit Mais und Kartoffeln vorhanden waren.

Auch die Arbeit in den umliegenden Sägewerken und Wäldern des Rieg-Göttenitzer Beckens wurde früher von den Gottscheer gänzlich gemieden und auch heute nur von den Gottscheern angenommen, die nicht auswandern oder hausieren können. Der Verdienst der täglichen zehnstündigen Arbeit beträgt 30 Dinar = 1.70 RM. Auch bei der größten Bedürfnislosigkeit kann sich der Gottscheer von diesem Lohn nichts ersparen, während er als anspruchsloser Arbeiter in Amerika viele Dollar zurücklegen kann, die bei dem hohen Dollarkurs in einem Jahrzehnt ein kleines Vermögen in Dinaren ergeben. Die Arbeit auf den Straßen wird gar oft nur mit täglich 20 Dinar = 1.14 RM. entlohnt.

Mais mit Milch (Sterz), Brot, Milch, Zichorienkaffee, Kartoffeln, ganz selten etwas Fleisch sind deshalb die Nahrung des Arbeiters und Kleinbauern. Slowenen, Kroaten und oft auch die billigen Bosniaken werden weither in das Gottscheer Land hereingeholt, um die schlecht bezahlten Arbeiten auszuführen. Dadurch sind bereits seit einigen Jahrzehnten tausende Südslawen in das einst rein deutsche Siedlungsgebiet hereingeholt worden.

In Deutschland sind tausende Slowenen auf Rittergütern und in Betrieben beschäftigt. Nach dem Eingeständnis von Slowenen, die ich in der Gottschee traf, ergeht es den Slowenen nicht nur wirtschaftlich in Deutschland besser als in der Heimat, sondern sie haben in Deutschland sogar volles Vereinigungs- und Versammlungsrecht.

In Rieg bestand noch der deutsch-schwäbische Kulturbund.

Tagelang wanderte ich durch das Gottscheer Land, durch einsame Wälder, wo Bären noch wild leben, über Almwiesen und anmutige Talungen. Viel sah ich von der Armut und Entbehrung der Gottscheer, aber überall hörte ich Worte der Anerkennung und Bewunderung für das neue Deutschland. Ich wollte jedoch nicht nur Land und Leute erleben, sondern die bevölkerungsbiologische Lage des Deutschtums in der Gottschee kennen lernen.

Über die Bevölkerungsverteilung und Bevölkerungsverschiebung im Gottscheer Hochland[1]) haben Edgar Lehmann und Hugo Grothe[2]) verdienstvolle Zusammenstellungen 1930 herausgegeben, die zum überwiegenden Teil auf dem statistischen Material von 1910 und 1921 beruhen. Seit 1910 ist ein Menschenalter vergangen, und tiefgehende Veränderungen biologischer und völkischer Art sind eingetreten.

Erst im letzten Jahrzehnt wurde immer klarer erkannt, daß der Volkstumskampf ein biologischer Kampf ist. Die Arbeiten von Burgdörfer[3]) weisen auf die biologische Selbstgefährdung des deutschen Volkstums in Europa hin. 1933[4]) unterzog er die biologische Lebensbilanz der Deutschen in der Batschka einer näheren Untersuchung. Das Ergebnis dieser bereinigten Lebensbilanz muß außerordentlich bedenklich stimmen. Nach dem heutigen Stand wird man wohl mindestens mit einer Abnahme der Geburten von 10—12% pro Generation rechnen müssen. Schon 1933 stellte Burgdörfer fest, daß die Serben und Kroaten eine erheblich stärkere Fortpflanzung als die Deutschen in Südslawien besitzen.

Auch die Zeitschrift „Grenzland" weist im April 1937 auf die Abnahme des Deutschtums in den Bezirken Neusatz, Werschetz und Weißkirchen von 24% im Jahre 1880 auf 15% im Jahre 1937 hin. Eine fremdvolkliche Unterschicht dringt auf dem Land und in der Stadt vor, so daß in der Wojwodina und in Südslawien der Prozentsatz der Deutschen andauernd zurückgeht. Das „Deutsche Volksblatt" vom 10. Juli 1937 berichtet, daß im Kulaer Bezirk 1937 241 Kinder weniger in die erste Volksschulklasse eingeschrieben worden sind als im vorigen Jahre. Der Rückgang ist in der rein deutschen Großgemeinde Crvenka am auffallendsten, weil hier um etwa 45 v. H. weniger Kinder eingeschrieben wurden als im Vorjahre.

[1]) Jubiläumsfestbuch der Gottscheer 600-Jahrfeier.

[2]) H. Grothe, Die deutsche Sprachinsel Gottschee in Slowenien.

[3]) F. Burgdörfer, Volk ohne Jugend. Kurt Vowinkel.

[4]) Zeitschrift für Geopolitik, 10. Jahrg. 1933, Oktoberheft.

Neuwerbas hat sich gehalten, Altwerbas hat um 70 v. H. und Torscha um 20 v. H. Rückgang.

Wenn E. Lehmann[5]) 1930 behauptet, daß die Bilanz der Volksbewegung in der Gottschee nicht von einem Rückgang der Geburten beeinflußt wird, so ist dies nicht richtig. Es handelt sich nicht nur „durchwegs um Volksverschiebungen durch Abwanderungen", sondern um eine durch Abwanderung der Jugend bedingte völkische Schrumpfung, die durch die Geburtenbeschränkung der zurückgebliebenen Gottscheer beschleunigt wird. Dazu treten die Versuche gewaltsamer Slowenisierung durch den staatlichen Machtapparat.

Meine statistischen Untersuchungen stellen fest, daß auch in der Gottschee um die Jahrhundertwende das Ein- und Zweikindersystem den Einzug gehalten hat.

Die Geburts- und Sterbematrikeln der Kirchgemeinden Mitterdorf bei Gottschee, Mösel, Morobitz und Gottschee-Stadt zeigen schlaglichtartig die wahren Verhältnisse.

Das 1910 fast rein deutsche Bauerndorf Mitterdorf, das 5 km nordwestlich der Stadt Gottschee liegt, weist folgende Todesfälle und Geburten auf: Darstellung 2.

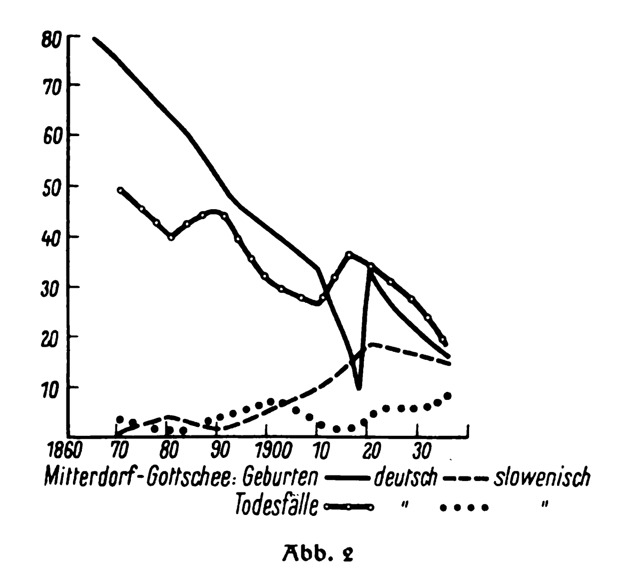


Abb. 2

Auf die Einwohnerzahl umgerechnet ergibt sich folgendes Bild:

	Einwohnerzahl			Todesfälle a. T.		Geburten a. T.		Überschuß d. G. a. T.	
	Deutsche	Slowenen	Andere	Deutsche a. T.	Slowenen a. T.	Deutsche a. T.	Slowenen a. T.	Deutsche a. T.	Slowenen a. T.
1910	1161	45	u. 48	24	11	36,6	96,7	+4	+85
1921	996	321	u. 8	25	12,1	26,1	58	+1	+46
1931	919	401	u. 4	23	14,8	21,8	30	—2,2	+15,2
1936	926	332	—	20,5	27,4	17,2	42,1	—3,3	+14,7

In den Jahren 1910, 1921 und 1931 sind amtliche Zählungen zugrundegelegt. Auffällig ist der Rückgang des Deutschtums zwischen 1910 und 1921 um 165, der durch Kriegsverluste und veränderte slowenische Zählmethoden bedingt ist. Die Zahlen von 1936, die sich mit den amtlichen Angaben von 1931 decken, beruhen auf deutschen privaten Zählungen. Die Anzahl der Slowenen zeigt gegenüber der amtlichen Zählung von 1931 einen Unterschied von 69. Die verschiedenen Zählmethoden sind auch die Ursache auffälliger Schwankungen und unmöglich hoher Geburten a. T. (Slowenen 1910, 1921). 1936 wurden in Deutschland 19 a. T. geboren. Damit liegt die Geburtenzahl des Bauerndorfes Mitterdorf unter dem Reichsdurchschnitt. Die Anzahl der Todesfälle mit 20,5 a. T. (11,8 a. T. in Deutschland) liegt um 8,7 a. T. über dem Reichsdurchschnitt.

Die zahlenmäßige Abnahme des Deutschtums in Mitterdorf (Darstellung 3) von 2500 im Jahre 1820

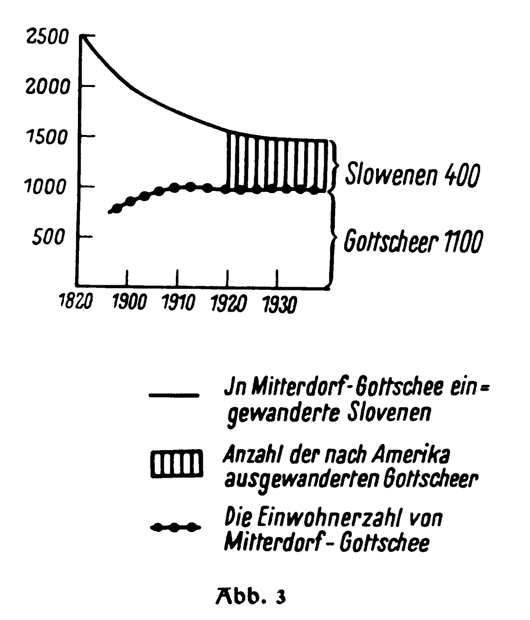


Abb. 3

auf 926 im Jahre 1936 ist auf eine Auswanderung von 1000 jungen Gottscheern seit der Jahrhundertwende und dem Geburtenrückgang zurückzuführen. In die von den Gottscheern verlassenen Häuser zogen kinderreiche, junge slowenische Familien ein. Sie bestellten für die nach USA. und Kanada ausgewanderten jungen Gottscheer und Gottscheerinnen als Landarbeiter und Kleinbauern den Boden, der vor hundert Jahren 2000 deutschen Menschen kärglichen Verdienst gab. So wohnen heute in dem um 1900 völlig deutschen Gottschee-Mitterdorf 400 Slowenen (1/3), die fast ebensoviel Geburten aufweisen (14 sl. Geburten) wie 900 Gottscheer (16 dt. Geburten). Die absolute Geburtenzahl der Deutschen hat seit den 70er Jahren um 77% abgenommen, während die slowenische Geburtenzahl seit den 70er Jahren von 1,4% auf 46,6% angestiegen ist.

Die Geburten und Sterberegister von Gottschee (Stadt) zeigen noch ungünstigere Verhältnisse. Zu der Kirchgemeinde Gottschee gehören Schwarzenbach, Kliendorf, Grafenfeld, Lienfeld, Mooswald,

[5]) Der Auslandsdeutsche, Jahrg. 20, 1937, Heft 21.

Schalkendorf, Hornberg, Zwitschlern, Katzendorf, Hohenegg, Seele. Ich stellte folgende Geburten und Todesfälle fest:

Geburten					Gesamtbevölkerung			
Jahr	Deutsche	Slowenen	Zusammen Geburten	Todesfälle	Jahr	Deutsche	Slowenen	Zusammen
1870			153	97	1880	1187	85	1279
1880			178	120	1890	1040	92	1169
1890			125	120	1900	1783	255	2179
1900	134	42 (3)	179	94	1910	1859	352	2531
1910	119	53 (17)	189	92	1921	1226	1799(295)	3359
1920	69	67 (1)	137	89	1937	1695	2403	4098
1930	51	52 (4)	107	78				
1935	48	44 (1)	93	57				
1936	28	40 (2)	70	68	( ) = andersnational			

Vor dem Weltkrieg stellten die Slowenen $1/_8$ bis $1/_4$ der Geburten, nach dem Weltkrieg die Hälfte. Wie das Jahr 1936 zeigt, werden sich die Verhältnisse weiterhin zuungunsten des Deutschtums entwickeln, zumal die Anzahl der zeugungsfähigen Slowenen von Jahr zu Jahr wächst. Die völkische Zusammensetzung hat sich infolge der Auswanderung, der staatlichen Zwangsmaßnahmen und des Geburtenrückganges völlig verändert. Während sich in Gottschee seit der Jahrhundertwende das Slowenentum verzehnfacht hat, ist das Deutschtum zahlenmäßig stehen geblieben, d. h., es hat sich relativ stark vermindert. Betrug der Anteil des Slowenentums um die Jahrhundertwende reichlich 10%, so beträgt es heute reichlich 60%. Ähnlich liegen die Verhältnisse in der Kirchgemeinde Mösel.

Erstaunlich ist die große Anzahl von Kindern aus Mischehen, die nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen als slowenische Kinder angesehen und der slowenischen Schule zugeteilt werden. Im Zeitraum 1930 bis 1936 stehen deshalb in der Kirchgemeinde Morobitz 62 reindeutsche Geburten 47 slowenischen Geburten gegenüber, von denen 31 aus Mischehen entstammen.

Auch an der Südfront ist eine starke Slowenisierung festzustellen, wenn die Einwohnerzahlen der Gemeinden mit der Anzahl der Schulkinder verglichen werden. Nach deutschen privaten Zählungen folgendes Bild (1935/37):

Ort	Deutsche	Slowenen	Deutsche Kinder	Slowenische Kinder
Mösel	490	170	77	37
Unterskrill	103	98	25	15
Verdreng	146	48	31	15
Morobitz	211	93	36	17
Stalzern	318	266	80	40
Zusammen	1268	675	249	124

Die Anzahl der slowenischen Schulkinder beträgt bereits in fast allen Orten der Südfront ein Drittel. In einem Menschenalter wird die Gesamtbevölkerung zu einem Drittel aus Slowenen bestehen, wenn der Staat weiterhin mit allen Mitteln die Slowenisierung der Schulen durchführt.

An der Westfront beträgt die Zahl der Slowenen bereits 50—60% (1935/37).

Bez. Tschuber Gem. Tabar	Deutsche 1910	Slowenen 1910	Deutsche 1937	Slowenische 1937
Obergras	350	289	225	430
Suchen	439	342	344	373

An der Ost- und Südostfront sind die Verhältnisse ähnlich.

Zusammenfassend für die Volkstumsinsel Gottschee ist zu sagen:

1851 wurden 23000 Deutsche und 1878 sogar 26000 Deutsche gezählt. Seit 1880 nimmt die Bevölkerung zunächst durch Auswanderung ständig ab, so daß 1910 17350 und 1937 infolge Auswanderung und Geburtenschrumpfung nur noch 12000 deutschsprechende in der Gottschee wohnen. Der Rückgang des Deutschtums von 18565 (1900) auf 12000 (1937) ist zweifellos auch auf die durch den Umsturz bedingten Zwangsmaßnahmen der Slowenen zurückzuführen. (Darstellung 4.) Die Gesamtbevölkerung besteht heute bereits zu einem Drittel (6000) aus Slowenen, und von den 5546 Schulkindern sind im Schuljahr 1936/37 bereits 1889 (34%) Slowenen. Nach den Untersuchungen der Geburtsregister ist der Prozentsatz der aus rein slowenischen und Mischehen hervorgegangenen Kinder in den letzten Jahren in manchen Orten bereits auf 40 bis 60% (Gottschee-Stadt) angewachsen.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde der deutsche Siedlungskreis am Außenrande so angegriffen, daß mehrere gemischte Orte in den Bezirken

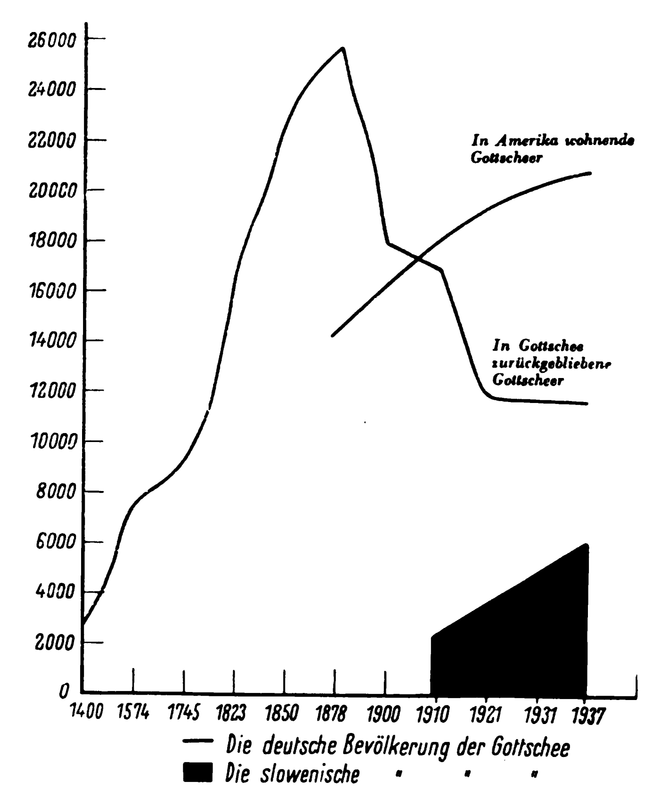


Abb. 4

Rudolfswert und Tschermembel zu rein slowenischen Orten wurden. Diese Gefahr droht in diesem Menschenalter einer größeren Reihe von Orten an der Ost-, Südost- und Westfront. Nach den slowenischen Zählungen gibt es sogar im Bezirk Gottschee 1931 nur 8819 Deutsche und 29000 Slowenen. Nach den slowenischen Zählungen von 1931 wäre der Rückgang des Deutschtums in den anderen Städten Sloweniens, wie folgt[6]):

	1910	1921	1931
Marburg .	22653	6512	2741 priv. Zählung 3—4000
Cilli......	4625	848	449
Pettau....	3672	969	559

Auch in der Batschka, Woiwodina und in Syrmien ist das Deutschtum in einem biologischen Schrumpfungsprozeß begriffen[7]). Das ev.-luth. Deutschtum hatte in Südslawien

1931/35 23,8 Geburten a. T. (Geb.-Überschuß 8), das reformierte Deutschtum

19,5 Geburten a. T. (Geb.-Überschuß 3,6), 12 größere kath. Gemeinden in der Batschka

20,3 Geburten a. T. (Geb.-Überschuß 4,8), die kath. Gemeinde Mitterdorf Gottschee

1910 20,6 Geburten a. T. (Geb.-Überschuß 4),
1921 20,1 „ „ „ („ „ —13),
1931 21,7 „ „ „ („ „ —6,5),
1936 17,2 „ „ „ („ „ —3).

Damit steht die Gottschee an der Spitze des Geburtenrückgangs des Deutschtums in Südslawien. Dagegen wiesen die Slowenen 1936 in Mitterdorf 42 Geburten a. T. auf, und ganz Südslawien 32 Geburten a. T. (1931/35). Der Ernst der Lage wird offensichtlich, wenn man den Geburtenüberschuß der Slowenen von 15 a. T. feststellt.

Anschr. des Verf.: Schneeberg/Sachsen, Hartensteinerstr. 21.

[6]) Der Auslandsdeutsche. Jahrgang 20 (1937), Heft 21.
[7]) Deutsche Arbeit. Jahrg. 1937.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Reichsbund Deutsche Familie. Der frühere Reichsbund der Kinderreichen war bis zur Machtübernahme eine Selbstschutzorganisation rein wirtschaftlicher Natur. Nachdem der nationalsozialistische Staat an die Spitze seines bevölkerungspolitischen Programms die erbtüchtige, rassisch wertvolle und kinderreiche Familie gestellt hatte, mußten auch Name und Mitgliederkreis des Bundes geändert werden. Das ist am 30. April dieses Jahres geschehen.

Das Ziel des Bundes ist jetzt, den deutschen Familiensinn wieder zu wecken und besonders die Jugend zu erfassen, die den Bedingungen der Auslese genügt. Nach der bisherigen Satzung konnten nur kinderreiche Volksgenossen Mitglieder sein. Sie bleiben auch in Zukunft die „ordentlichen" Mitglieder. Jetzt können auch Jungverheiratete mit weniger als vier Kindern und außerdem Männer und Frauen mit weniger als vier ehelichen Kindern „außerordentliche" Mitglieder werden, wenn sie sich in ihrer grundsätzlichen Auffassung und Lebensführung zu den Zielen des RDF. vorbehaltlos bekennen.

In § 2 der neuen Satzung wird erklärt, daß der Bund keinerlei materielle Unterstützung gewährt.

Gleichzeitig hat der RDF. in Zusammenarbeit mit dem Rassenpolitischen Amt neue Richtlinien für die Auslese aufgestellt, die bei der Verleihung des Ehrenbuches der kinderreichen Familie als Grundlage dienen.

Richtlinien für die Auslese. Der Reichsbund Deutsche Familie hat eine Broschüre herausgegeben, in der Richtlinien für die Auslese und Anweisungen für das Nachprüfungsverfahren aufgestellt worden sind. Diese Richtlinien besitzen grundsätzliche Bedeutung, weil sie als Ausgangspunkt jeder bevölkerungspolitischen Auslesemaßnahme genommen werden können. Wir bringen deshalb die wichtigsten Gesichtspunkte der Richtlinien. Zur eingehenderen Unterrichtung können die Richtlinien vom Reichsbund Deutsche Familie angefordert werden.

1. Rasse. Der Einschlag jüdischen Blutes wird über den Ahnennachweis und die Blutschutzgesetzgebung hinaus abgelehnt. Auffallende Rassenfremdheit auf Lichtbildern sowie abstoßende Häßlichkeit erfordern eine Nachprüfung der Abstammung. Außereuropäischer Rasseneinschlag führt zur Ablehnung.

2. Wirtschaftliche Verhältnisse. Die wirtschaftliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit von der öffentlichen Fürsorge ist ein Beweis für die Lebensbewährung. Durch die Beanspruchung staatlicher Fürsorgemaßnahmen ist sehr oft der asoziale Familientypus zu erkennen. Besondere Notstände werden gebührend berücksichtigt. Allerdings bleibt die Umwelt, in der eine Familie lebt, ein Maßstab für ihre Erbanlagen.

3. Straftaten. Straftaten aus politischen Beweggründen und aus Fahrlässigkeit scheiden bei der Feststellung des Erbwertes aus. Eigentumsvergehen sind schwerer zu beurteilen als z. B. leichte Körperverletzungen. Gewohnheitsmäßige Diebstähle und Hehlereien, sowie Betteln führen zur Ablehnung.

4. Berufserziehung. Familien, deren Kinder das Schulziel nicht erreichen oder die nicht für eine geordnete Berufserziehung der Kinder sorgen, sind abzulehnen. Die Zeugnisse der Volksschule (höhere und Mittelschule scheiden aus) sind ein sehr brauchbarer Anhaltspunkt für die Voraussage der Lebensleistung. Zunächst ist die Zensur im Lesen wichtig, weil dies fast rein anlagebedingt ist.

Dies gilt eingeschränkt auch für das Rechnen. Nach der bekannten Partnerregel gleichen die Schulleistungen der Kinder meist den früheren Schulleistungen der Eltern. Bei mehreren Kindern entscheidet ihre durchschnittliche Gesamtleistung. Schweres Schulversagen der meisten Kinder einer Familie ist ein sicherer Beweis für ihre asozialen Anlagen.

5. Erbkrankheiten. Über die Erbkrankheiten des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses hinaus werden auch alle möglichen erblichen Krankheiten und Schwächen zur Beurteilung herangezogen. Besonders die Psychopathie und die beiden Formen von Konstitutionsschwäche: die familiäre Anfälligkeit für Infektionen und hohe Kindersterblichkeit. Besondere Beachtung verdient hier die allmähliche Unfruchtbarmachung aller Formen des Schwachsinns.

6. Die geordnete Familie. Hier ist die rechtliche Familienstruktur gemeint. Auf Grund einer früheren Ehe der Ehepartner erhebt der geschiedene, kinderreiche Teil, bei dem sich die Kinder aufhalten, oft Forderungen nach einer Auslesebestätigung (Ehrenbuch u. a.) für sich. Solche Familien müssen als „ungeordnet" angesehen und abgelehnt werden. Auch solche Familien, in denen die Ehegatten dauernd getrennt leben, ohne beruflich dazu gezwungen zu sein oder Familien, unter deren Kindern sich solche unklarer Herkunft befinden, sind als ungeordnet anzusehen.

7. Politisches Verhalten. Die einwandfreie politische Haltung der Familie muß durch den Kreisleiter bestätigt werden. Die Zugehörigkeit zu gewissen Sekten (nicht Konfessionen) führt zur Ablehnung.

Eheanbahnung für Auslanddeutsche. Der Gauleiter der AO. hat das Rassenpolitische Amt mit der praktischen Durchführung der Eheanbahnung in der Leitung der Auslandsorganisation beauftragt.

Einheitliche bevölkerungspolitische Propagandaarbeit. Zwischen dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP. — Reichsleitung —, dem Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst und der Reichsbundesleitung des Reichsbundes Deutsche Familie wurde eine Vereinbarung getroffen mit dem Zweck, die von den drei Dienststellen herausgegebenen Propagandamittel, soweit sie für die gemeinsame bevölkerungs- und rassenpolitische Aufklärungsarbeit geeignet sind, zusammenzufassen und wechselseitig für die praktische Arbeit einzusetzen.

Wölpl, Leiter des Rassenpolitischen Amtes in der Auslandsorganisation (AO.). Der Leiter der Auslandsorganisation der NSDAP., Gauleiter E. W. Bohle, hat den bisherigen Gauamtsleiter des Rassenpolitischen Amtes Schwaben, Pg. Alfons Wölpl, in die Leitung der AO. berufen und ihm dort das Rassenpolitische Amt und das Schulungsamt übertragen. Gleichzeitig hat Reichshauptamtsleiter Dr. Groß den Gauamtsleiter Alfons Wölpl im RPA. (RL.) zum Sachbearbeiter für Übersee-Rassenprobleme bestellt.

Befreiung von Pflichtjahr für Mädchen bei Bürotätigkeit in den Ostgebieten. Die Aufbauarbeit in den eingegliederten Ostgebieten erfordert dringend den Einsatz weiblicher kaufmännischer und Büroangestellter in privaten und öffentlichen Betrieben und Verwaltungen. Es können dort weibliche Arbeitskräfte ohne Rücksicht auf das Pflichtjahr eingestellt werden. Soweit jedoch Arbeiterinnen oder Angestellte unter 25 Jahren nach einer Beschäftigung in den genannten Ostgebieten Arbeit im übrigen Reichsgebiet aufnehmen wollen, müssen sie zuvor das Pflichtjahr ableisten.

Rassenschande ausländischer Juden strafbar. Nach der bisherigen Rechtsprechung des Reichsgerichts waren Juden deutscher Staatsangehörigkeit wegen im Ausland begangener Rassenschande bestraft worden. Jetzt hat das Reichsgericht die Strafbarkeit von Juden fremder Staatsangehörigkeit für diese Straftaten ausdrücklich bejaht.

Vorsicht bei Zahlen über Juden und jüdische Mischlinge. Die Zeitschrift des Statistischen Reichsamtes „Wirtschaft und Statistik" (Nr. 5/6, 1940 S. 84) brachte kürzlich eine zahlenmäßige Darstellung der Juden und jüdischen Mischlinge im Deutschen Reich auf Grund der Volkszählung vom 17. Mai 1939. Zu Anfang des Artikels heißt es, „aus methodischen Gründen" sei die Gruppierung in Volljuden und Mischlingen I. und 2. Grades „ausschließlich nach der blutmäßigen Zugehörigkeit" erfolgt.

Dadurch werden die jüdischen Mischlinge I. Grades, die nach der Bestimmung des § 5 Abs. 2 der ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. 11. 1935 als Volljuden gelten, in der Statistik als jüdische Mischlinge I. Grades erfaßt. Wir weisen darauf hin, weil ihre Zahl nicht unerheblich ist. Man wird sie nach den Erfahrungen des Rassenpolitischen Amtes auf etwa 25000 schätzen können. Das bedeutet, daß etwa ein Drittel der in der Statistik als jüdische Mischlinge I. Grades angegebenen Personen (72738) rechtlich und praktisch Volljuden sind.

Außerdem ist die Zahl der Juden in der Statistik auch deshalb geringer als in Wirklichkeit, weil die Bestimmung des § 2 Abs. 2 der ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz bei der Zählung nicht berücksichtigt wurde. Nach dieser Bestimmung gilt der Großelternteil als volljüdisch, der der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört hat. Die Rassenzugehörigkeit der Großeltern wird also nach ihrem Religionsbekenntnis entschieden.

Ebenso vorsichtig sind die Zahlen der jüdischen Mischlinge I. und 2. Grades zu behandeln. Durch die blutsmäßige Gruppierung bei der Volkszählung gilt jemand, der einen der Rasse nach volljüdischen Großelternteil hat und zwei deutschblütige Großelternteile, die der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört haben, nach der Statistik als Mischling 2. Grades, nach den Nürnberger Gesetzen aber als Volljude.

Für die Praxis, die sich nach den Nürnberger Gesetzen richtet, sind die Zahlen des Statistischen Reichsamtes bezüglich der Juden um etwa 30000 höher (also insgesamt 360000) und bezüglich der Mischlinge I. und 2. Grades entsprechend niedriger.

Der Bevölkerungsstand der Sowjetunion. Auf Grund der letzten Volkszählung vom 17. Januar 1939 wurde die Bevölkerungszahl der Sowjetunion mit 170467186 Personen errechnet (ohne die inzwischen hinzugekommenen Gebiete des ehemaligen polnischen Staates); diese Zahl umfaßt einen ungewöhnlichen Kinderreichtum, nämlich allein 60 Millionen Kinder bis zu 14 Jahren. Die gesamte Jugend, die seit 1919 geboren wurde, stellt 55 v. H. der Gesamtbevölkerung.

Großen Wert legt man heute in der Sowjetunion auf das Zusammenschrumpfen der Analphabetenziffer, für welche die Volkszählung einen Beweis liefert. Während im Jahre 1897 nur 25 v. H. der russischen Bevölkerung lesen und schreiben konnten, rechnet man heute mit 81,2 v. H. Schriftkundigen (1926 zählte man 51,1 v. H.). Insbesondere

die weibliche Bevölkerung hat einen starken Aufschwung zu verzeichnen (72,6 v. H. gegenüber 12,4 v. H. im Zarenreich).

Besonderes Interesse verdienen die Angaben über die nationale Zusammensetzung der Sowjetbevölkerung, für die das subjektive Bekenntnis den Ausschlag gibt. Danach bestehen in der Sowjetunion 49 Nationalitäten mit jeweils mehr als 20 000 Angehörigen. Über 58 v. H. der Bevölkerung sind russischer Nationalität. Die zweitstärkste Nationalität, die ukrainische, umfaßt 16 v. H. Die Zahl der Rußland-Deutschen, die in den verschiedenen Gebieten der Sowjetunion leben, beträgt nach den Ermittlungen der Volkszählung etwa 1,4 Millionen.

Zusammengestellt von H. A. Blau.

Buchbesprechungen

Müller-Roß, F.: Irland, die andere Insel. 1939. Leipzig, Goldmann-Verlag. 163 S. Preis RM. 3.30.

In sehr ausführlicher Weise unter Berücksichtigung vieler einzelner historischer Vorgänge wird hier ein ausgezeichnetes Bild der Entwicklung Irlands bis in unsere Tage hinein gegeben. Man hat vielfach auf dem europäischen Kontinent der irischen Frage keine allzu große Bedeutung beigelegt. Gerade in der heutigen Zeit müssen wir jedoch erkennen, daß den oft blutigen Auseinandersetzungen zwischen Irland und England größte Beachtung zuteil werden muß. Der heldenhafte Kampf der Iren gegen die imperialistischen Bedrückungsversuche Englands, ist eines der vielen Beispiele für die antivölkische Politik Großbritanniens.

E. Wiegand.

Hillekamps, C. H.: Völker und Staaten. **Das romantische Südamerika.** Reichenau, R. Schneider Verlag. 1939. Preis kart. RM. 2.—.

Über die Staaten Ecuador, Paraguay, Bolivien und Peru wird hier ausführlich berichtet. Wirtschaftliche und politische Fragen stehen im Vordergrund; sie lassen sich jedoch nicht von den völkischen Fragen völlig trennen. Denn die politische Entwicklung dieser südamerikanischen Staaten ist weitgehendst abhängig von dem Rassengemisch ihrer Völkerschaften, das aus indianischem, negerischem und europäischem Blut besteht. Tragisch muten die Berichte über die zahlreichen Revolutionen und Umstürze an. Sie sind jedoch letzter Ausdruck von Rassenkämpfen. Anschaulich wird die Bedeutung der Inka-Kultur behandelt und ihre Vernichtung durch die europäischen Eroberer.

E. Wiegand.

Coermann, W.: Die Rassengesetzgebung des Nationalsozialistischen Staates. 1939. Eisenach, Verlag Röth. 202 S. Preis RM. 3.50.

Verfasser will eine allgemein gehaltene und doch auch juristisch einwandfreie Gesamtübersicht geben. Er konnte glauben, dieses umfangreiche Gebiet auf dem Raum von 60 Seiten (der Rest sind Gesetzestexte, Register usw.) darstellen zu können, weil es ihm an jeglicher Sachkunde mangelt. Das Erscheinen einer derartigen unwissenschaftlichen Arbeit ist bedauerlich.

H. Lemme.

Fickert, H.: Rassenhygienische Verbrechensbekämpfung. 1938. Leipzig, Verlag Wiegandt. 124 S. Preis RM. 3.-.

Verf. untersucht, ob der heutige Stand der Erbforschung eine Verbrechensbekämpfung durch erbpflegerische Maßnahmen zuläßt. Er bejaht dies grundsätzlich, sieht jedoch der Durchführung im Einzelfalle praktisch noch Schwierigkeiten entgegenstehen. Diese Schwierigkeiten erscheinen im weiteren Verlauf der Untersuchungen infolge der Darstellungen des Verf. nahezu als unüberwindbar. Vergebens sucht man nach einem entschiedenen Bekenntnis zu dem, was Verf. im Titel selbst nennt: „Rassenhygienische Verbrechensbekämpfung." Übrigens wird das Wort „rassenhygienisch" nur dort gebraucht. Im Text zieht er die Bezeichnung „eugenisch" vor! Im übrigen scheidet Verf. streng zwischen natur- und kulturwissenschaftlichem Denken. Zu letzterem hält er offenbar nur den Juristen für befähigt. Er bekennt sich in einem seiner häufigen philosophischen Abstecher „zu einer metaphysischen Auffassung der über alle natürlichen Bedingtheiten letzten Endes doch souveränen menschlichen Persönlichkeit". Damit verliert er sich in scholastischen Gedankengängen. Das Buch ist wegen seiner negativen Tendenz keine Hilfe für die rassenhygienische Verbrechensbekämpfung.

H. Lemme.

Hoffmann: Was jeder Kinderreiche wissen muß. 1939. Stuttgart-Berlin, W. Kohlhammer-Verlag. 88 Seiten. Preis RM. 1.—.

Die 6. Auflage dieser Schrift, die innerhalb sehr kurzer Zeit erscheinen konnte, bringt in bedeutend übersichtlicherer Weise als die ersten Auflagen eine Zusammenstellung über die bisher erlassenen Maßnahmen zur Förderung der kinderreichen Familie.

E. Wiegand.

Darré, R. Walther: „Um Blut und Boden." Reden und Aufsätze. 1940. München, Franz Eher Nachfolger Zentralverlag der NSDAP. 598 S. Preis RM. 7.20.

In dem vorliegenden Werk ist das Gedankengut R. Walther Darrés, das bisher im Schrifttum verstreut war, in übersichtlicher Form zusammengetragen worden. Dadurch erhält die Schrift ihre besondere Bedeutung, denn es ist nun möglich, sich ein umfassendes Bild von dem politischen Wollen des Reichsbauernführers zu machen. Es ist sein Verdienst, dem deutschen Bauerntum wieder einen neuen Lebensinhalt gegeben zu haben. Alles was mit den beiden Worten „Blut und Boden" umrissen wird, wird in diesem Werk anschaulich und lebendig. Eindringlich wird immer wieder darauf hingewiesen, daß nicht nur das Wirtschaftsdenken den Lebensinhalt des deutschen Bauerntums ausmachen kann, sondern vielmehr jene echten Lebenswerte, die in der Bindung des Menschen an die Scholle zu suchen sind. Weit ausholend wird immer wieder an geschichtlichen Beispielen diese Forderung erhärtet. In zahlreichen Abschnitten werden Fragen der Auslese, der Gattenwahl, des Kinderreichtums und auch der Leibesertüchtigung behandelt. Außer diesen im ersten Teil der Schrift enthaltenen Grundgedanken werden im zweiten Teil die agrarpolitischen Fragen angeschnitten.

E. Wiegand.

Verantwortlich für den Inhalt: Prof Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde und Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Waibel & Co., Anzeigen-Gesellschaft, München 23, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Carl A. Rotzler, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin, — P.L. 6. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München. — Printed in Germany.

Volk und Rasse

Juli 1940

Heft 7

J. F. Lehmanns Verlag München-Berlin

Einzelheft Rm. -.70



Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum

Rassenkunde — Rassenpflege

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

15. Jahrgang — Heft 7 — Juli 1940

Inhalt

Herausgeber: Staatsrat Präs. Prof. Astel, Min.-Rat Fehrle, Reichsamtsleiter Prof. Groß, Staatssekretär a. D. Gütt, Staatsminister i. R. Hartnacke, Prof. Helbok, Reichsführer ℌ Himmler, Prof. Mollison, Prof. Reche, Prof. Rüdin, Oberreg.-Rat Ruttke, Obermed.-Rat Schottky, Prof. A. Schultz, Prof. B. K. Schultz, Prof. Schultze-Naumburg, Prof. Staemmler, Prof. Wrede, Prof. Zeiß.

Hauptschriftleiter: Prof. Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde.

Hauptschriftleiter i. V.: Dr. E. Pfeil, Berlin-Grunewald, Beyme-Straße 30.

J. F. Lehmanns Verlag, München 15 / Paul Heyse-Straße 26

Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.-, Einzelheft RM. -.70, Postscheckkonto des Verlags München 129; Postsparkassenkonto Wien 595 94; Postscheckkonto Bern Nr. III 4845; Kreditanstalt der Deutschen in Prag, Krakauer Gasse 11 (Postscheckkonto Prag 627 30).

Volk und Rasse
15. Jahrgang 1940 · Heft 7 Juli
J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin

Egon Hundeiker:

England: Soldat und Plutokrat

Es ist nicht richtig, die rassische Zusammensetzung der Engländer aus dem Straßenpublikum einiger Hafen- und Großstädte beurteilen zu wollen, wie dies kürzlich in der Tagespresse geschah. Ein klareres Bild gibt die in Kriegszeiten mit der allgemeinen Wehrpflicht aufgestellte Wehrmacht. Selbst wenn man hinsichtlich der gleichmäßigen Aushebung einige Fragezeichen berücksichtigt, so zeigt sich doch, daß das Volk als Ganzes eine recht starke nordische Mehrheit aufweist, eine stärkere, als Großdeutschland. Es fehlt in England fast ganz die dinarische Rasse, die fälische dürfte im Hundertsatz etwas geringer vertreten sein, als bei uns, die westische jedoch stärker. Die ostische Rasse ist in England seltener anzutreffen, die ostbaltische fehlt. Das Judentum hat sich in den letzten Jahren stark vermehrt. Sein Einfluß in soldatischen Dingen ist mittelbar, auf dem Wege der Meinungsbildung und der Politik.

Dem englischen Soldaten sind also alle diejenigen Eigenschaften in die Wiege gelegt worden, die ihn befähigen, ein guter Krieger zu sein: Selbstbewußtsein, Selbständigkeit, Angriffsgeist, seelische Härte und Ausdauer.

Daß er damit noch nicht Soldat ist, ist eine Angelegenheit der Erziehung und Tradition, liegt also auf dem Gebiet des Volkstums in weitestem Sinne. Jeder Urstoff muß geformt werden, um ihn zweckentsprechend einsetzen zu können. Damit kommen wir zum Kernpunkt jeder Betrachtung englischen Soldatentums. Hierbei müssen wir zwischen der Flotte und den Landtruppen unterscheiden. Erstere besteht vorwiegend aus langdienenden Berufssoldaten, lebt in der Tradition der englischen Geschichte, deren machtgebender Faktor sie seit Jahrhunderten gewesen ist und fühlt sich als das Rückgrat des weltumspannenden Empire. Der der nordischen Rasse eigene weitausgreifende Gesichtskreis läßt sie sich wohlfühlen in dieser Rolle. Als Wegbereiterin britischer Größe und Schutzmacht des Handels und Wohlstandes steht sie dem Empfinden des Volkes näher als das Heer. Eine zahlreiche Küstenbevölkerung seegewohnter Menschen schenkt ihr den nötigen Nachwuchs. So sind alle Voraussetzungen für ihre Tüchtigkeit gegeben.

Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß der im öffentlichen Leben unseres Vetters so auffällig bemerkbare Hang zu äußerlichen Traditionsformen oder, richtiger gesagt, die damit zum Ausdruck kommende konservative Abneigung gegen Neuerungen auch der Flotte bereits zum Schaden gereicht hat. In der Seeschlacht vom Skagerrak machte sich dies schiffbautechnisch bemerkbar. Eine andere Erscheinung aus ähnlicher Ursache kann vorläufig noch nicht erwähnt werden. Alle diese Dinge sind aber im Hinblick auf die Gesamtheit gering zu bewerten.

Wenn nun ein Volk von rund 45 Millionen Einwohnern körperlich, geistig und seelisch ausgesuchte Kräfte für eine so große Flotte, für die Kolonialtruppen und Kolonialverwaltungen, für seine gewaltige Handelsmarine, für die Kaufleute und Farmer seiner Dominien und Kolonien stellen soll und wenn es dabei noch seine weltbedeutende Industrie aufrechterhalten muß, so fragt es sich, ob es überhaupt noch in der Lage ist, genügend hochwertige Kräfte für sein Heimatheer zu erübrigen. Es ist das ein Problem, welches heute noch ernstlicher ist als im Weltkriege, weil die Luftwaffe in weit höherem Maße als damals beste Kräfte beansprucht. In der Tat hat eine solche Fragestellung ausschlaggebend bei der Entscheidung Pate gestanden, in Friedenszeiten von der allgemeinen Wehrpflicht Abstand zu nehmen.

Gerade aber damit geht dem englischen Heer eine Unsumme von Friedenserfahrungen und Führerschulung verloren, die sich in einem Kriege solange bemerkbar machen muß, bis der Krieg selbst die Erfahrungen und Kenntnisse gebracht hat. Wir haben das in den Anfangsschlachten des Weltkrieges erlebt und sehen die gleiche Erscheinung im jetzigen englischen Kriege z. B. in dem Gefecht bei Lillehammer.

Die Staatsmänner eines Volkes, dessen Bevölkerungszahl trotz aller rassischen Hochwertigkeit in ein Mißverhältnis zu den politischen Verpflichtungen zu geraten droht, müssen sich entscheiden, ob sie Über-Seepolitik oder europäische Kontinentalpolitik treiben wollen. Diese Entscheidung muß kompromißlos sein. Es genügt nicht, mit dem Verzicht auf die allgemeine Wehrpflicht einen Schritt in Richtung Übersee zu tun, wenn man dann durch Entfesselung eines Kontinentalkrieges den Fuß wieder zurückzieht. Um Kontinentalpolitik treiben zu können, braucht man die allgemeine Wehrpflicht als Dauereinrichtung und einen starken Bauernstand. Beides geht auf Kosten der Seepolitik.

Gewiß, England hat seit Jahrhunderten an den politischen Wirren unseres Kontinents teilgenommen, aber es tat dies immer nur, um damit auf und über der See neue Macht zu gewinnen. Außerdem führte es seine Kriege in der Hauptsache mit Festlandssöldnern und dem Blute seiner Bundesgenossen. Es hatte nicht vorausgesehen, daß es im Weltkrieg zum ersten Male seine und seiner Dominien ganze Volkskraft einsetzen mußte mit all den Schäden blutiger Ausmerze, die kein Volk weniger ertragen konnte, als das für seine Volkskraft zu große Empire. Wenn es trotz 34 Bundesgenossen erst nach viereinhalb Jahren und auch dann nur mit Hilfe der Blockade gegen das auf diese Waffe nicht vorbereitete Deutschland Erfolg hatte, so mußte das jedem weitblickenden englischen Staatsmann zur Warnung dienen. Ein zweites Mal konnte ein so gewagtes Experiment nicht glücken. Daß es — obwohl auf einer für England falschen Linie liegend — überhaupt und überdies in so unzulänglicher Art begonnen wurde, ist Schuld seiner Staatsmänner.

Ein kurzer Blick auf ihren Kreis ist gerade von dem hier vertretenen Standpunkt aus von Wichtigkeit.

England ist die älteste Demokratie Europas. Von seiner großen Königin Elisabeth ab, die mit kluger Hand ein brauchbares Verhältnis zwischen Krone und Parlament herstellte, sehen wir das demokratische System fast unverändert bis zu unseren Tagen. Von jener Zeit ab stand der Welthandel im Mittelpunkt des englischen politischen Denkens. Die bewaffnete Macht war nur Instrument für dessen Ausdehnung und Schutz. Einen Kampf um höhere Ziele, um die Freiheit, hat das Inselvolk nicht zu führen brauchen. Damit wurde die Wehrmacht in den Augen, wenn auch zunächst nicht der breiten Masse, so doch der leitenden Handelskreise zu etwas Zweitrangigem, dessen

Bestand und Zustand weniger wichtig waren, als die dafür aufzuwendenden Kosten. Es gab ja auch einmal im Deutschland der Jahre vor 1848 das Schlagwort: „Soldaten im Frieden sind wie Öfen im Sommer".

Zu den Kreisen des Handels traten später — zum Teil aus ihnen herausgewachsen — diejenigen der Industrie. Ihre Anschauungen waren die gleichen.

Der ruhige Sinn des nordischen Menschen hat wenig Neigung zu Parteikämpfen, wenn ihnen nicht eine Idee zu Grunde liegt. Sein Selbständigkeitstrieb läßt ihn Dinge gering achten, die ihn persönlich nichts anzugehen scheinen. So ist in ruhigen Zeiten die Teilnahme der breiten Masse an Parteifragen äußerst gering. In das Parlament drängen sich Leute, die entweder hohe Staatsstellen erstreben oder aber im Interesse ihres Besitzes oder ihrer Unternehmen an dem Abschluß der Handelsverträge und der sonstigen Wirtschaftspolitik teilhaben wollen. Es müssen reiche Leute sein, denn ein Parlamentssitz kostet nach deutschen Begriffen ein Vermögen. Der Kandidat muß die Wahlkosten und den Parteiapparat bezahlen. So ergibt sich weder eine Auslese der Tüchtigen noch ein Querschnitt durch die vielfachen Berufsinteressen des Gesamtvolkes, auch nicht eine Vertretung verschiedener Weltanschauungen, sondern ein Primat der großen Wirtschaftskreise, aus denen heraus sich die Regierung bildet. Das ist Englands Plutokratie.

Es ist verständlich, daß diese Kreise in einem Lande, welches nicht wie Deutschland die harte Soldatenschule der preußischen Könige durchlaufen hat, es nicht lieben, wenn ihnen die jungen Leute aus Werften, Fabriken, Kontoren und Schiffen für ein oder gar zwei Jahre herausgenommen werden. Wenn dann einmal der Wunsch keimt, einen lästigen Konkurrenten auf dem Festland mit den Waffen zu beseitigen, fehlt ihnen das Schätzungsvermögen für die eigene militärische Kraft. Sie stehen ihr innerlich zu fremd gegenüber, um ihre Eigengesetzlichkeit erkennen zu können. So glaubt man, eine Millionen-Armee erst dann, wenn es wirklich nicht anders geht, improvisieren zu können.

Wir haben die bezeichnende Tatsache erlebt, daß England sich erst nach ständigem Drängen Frankreichs im Sommer 1939 entschloß, die notwendigen Vorbereitungen für die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht zu treffen, obwohl doch der Entschluß zum Kriege von England ausging. Bekannt ist auch der Ausspruch Edens, daß die Stärke Englands der Handel sei, Frankreich hätte Menschen genug, die Schlachten schlagen könnten. Diese keineswegs vereinzelte Äußerung ist bezeichnend für das Denken der plutokratischen Führerkreise des Inselreichs, zugleich aber auch für ihr Unvermögen, die Kräfte richtig abzuschätzen. Damit nicht genug, das merkantile Denken war nicht einmal auf seinem eigenen Wirtschaftssektor wirklich kriegsmäßig. Wären alle Wirtschaftskreise rechtzeitig und unter dem Gesichtspunkt der Kriegführung angespannt worden, so hätte es schon im Sommer 1939 keine Arbeitslosigkeit mehr geben dürfen. Selbst die Vorratshaltung kriegs- und lebenswichtiger Rohstoffe war völlig ungenügend. Jeder dachte eben nur an seinen Konzern, an seinen Geldbeutel, mit anderen Worten: Liberalistisch. Mit liberalistischer Denkweise läßt sich aber kein totaler Krieg führen. Daß auch sie eine Kehrseite nordischen Selbständigkeitstriebes ist, kann nicht bestritten werden.

Es hat noch niemals in Europa einen wehrfreudigen Liberalismus gegeben. Man kann es daher auch von diesem Grunde aus verstehen, daß die Wehrmacht im öffentlichen Leben Englands nicht die geachtete Stellung besitzt, wie in Deutschland, welches ihr seinen Aufstieg und seinen Bestand verdankt. Der preußische Gedanke des Dienens ist dort nicht volkstümlich. Die Nachricht, daß bei der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht in England viele Zehntausende von jungen Leuten den Dienst verweigerten, ist für deutsche Ohren unfaßbar. Es kann uns auch nicht Wunder nehmen, daß die festen soldatischen Ehrbegriffe der deutschen Wehrmacht drüben nicht so unumstößlich feststehen, wenn wir die Dinge von dem merkantilen Gesichtspunkt der Plutokraten aus ansehen. Wenn Piratentum „rentabler" ist als eine Seeschlacht, so wird und wurde es schon zu Elisabeths Zeiten vorgezogen. Wenn ein politisches Ziel auf dem Wege einer Untat des Secret Service schneller und billiger zu erreichen ist als durch allgemein anerkannte Machtmittel, so trägt England kein Bedenken, diesen Weg zu gehen. Das Wort „Recht oder Unrecht, mein Vaterland!" ist in unseren Augen weder moralisch noch ehrenfest. Dinge wie das Baralong-Verbrechen, die Kossak- und Narwik-Fälle sind die Ausstrahlungen einer solchen Denkweise nach unten.

Wenn aus einem verhältnismäßig kleinen Friedensheer in Kriegszeiten mit Hilfe der Dienstpflicht plötzlich eine Millionenarmee geschaffen wird, so ergeben sich naturgemäß Schwierigkeiten in der Führerfrage. Es mag den Söhnen reicher Handelsherren angenehm sein, ohne genügende Vorbildung schnell Offizier werden zu können; daß die Führung der Truppe darunter leidet, ist leicht einzusehen. Es sind auch aus dem Weltkriege zahlreiche Fälle überstürzter Beförderungen bekannt. Leutnants von 1914 waren 1917 Major. Wer gute Verbindungen mit leitenden Regierungskreisen hatte, konnte sich ebenso schnell auch reklamieren lassen. In den einfachen Formen des Stellungskrieges tritt die Schwäche der Führung weniger in Erscheinung, wohl aber im Bewegungskriege. In jenem kommt es in erster Linie auf die kriegerischen Eigenschaften des Einzelnen an, die, wie wiederholt werden soll, in England auf rassisch sehr geeigneter Grundlage beruhen. Zum Bewegungskriege aber gehört eine lange Jahre geschulte und nach ihren Erfahrungen, Eigenschaften und Kenntnissen für die höheren Stellen ausgelesene Führerschaft.

Nun zur Luftwaffe! Die Erfahrungen des Weltkrieges zeigten den Engländer als besseren Flieger als seinen französischen Verbündeten. Der einzelne englische Flieger ist — rassisch kaum anders denkbar — ein ganzer Kerl. Es mag allerdings sein, daß auch hier die Vorwegnahme bester Kräfte durch die auf längere Tradition des Inselvolkes gestützte Seemacht, durch Handelsmarine und Überseepersonal sich bemerkbar macht. Die neueren Muster der Flugzeuge sind gut. Der taktische Einsatz war bisher oft fehlerhaft. Auch hier scheint also die Führerfrage die brennendste zu sein.

Zum Abschluß noch ein weiterer Punkt:

Man vergleiche die seelische Kampfkraft des preußischen Heeres von 1805/6 mit der von 1813! Es kommt eben darauf an, wie man die rassisch gegebenen geistigen und seelischen Werte ausnutzt und einspannt. Es muß eine Idee vorhanden sein, die das Herz des Soldaten höher schlagen läßt, ihn vorwärtsreißt und alles freudig ertragen läßt. Er muß fühlen, daß sein Heldentum von seinem Volke als solches geachtet, geehrt und gefordert wird. Diese heroische Ausrichtung fehlt in England, sie ist merkantilem Denken fremd. Im Weltkrieg haben die Propagandisten es fertig bekommen, durch Greuelmärchen Haß und Wut als eine Art Ersatz zu erzeugen. Dazu bedarf es aber geraumer Zeit. Nicht einmal ein Kriegsziel ist vorhanden. Allgemeine Redensarten können wohl die Frage darnach betäuben, nicht aber vorwärts reißen.

Die Lancashire Steel Corporation verkündete in ihrem Jahresbericht, daß sie allein in den ersten vier Kriegsmonaten zehnmal soviel verdient habe, als im ganzen Jahre 1938.

Man stirbt nicht gerne für das Goldene Kalb.

Anschrift des Verfassers: Liegnitz, Holteistr. 21.

Dietrich Stichtenoth:

Germanenschicksal in Osteuropa

Die großen völkischen Umwälzungen in Osteuropa haben uns die Gefahren gezeigt, denen vereinzeltes und aufgesplittertes Volkstum ausgesetzt ist. So erfolgreich die mittelalterliche Ostkolonisation war, so konnte sie doch nicht das einst von Germanen beherrschte Gebiet voll zurückgewinnen. Es dürfte gerade in dieser Stunde, wo es um die Festigung unserer Ostgrenze durch eine Umsiedlung geht, angezeigt sein, sich die Ausbreitung der Ostgermanen und Wikinger im Osten vor Augen zu führen und sich die Frage zu stellen, warum sie ihre Stellung nicht gehalten haben: es gelang ihnen nicht, Wurzel im Boden zu fassen, wie wir sehen werden.

Zu Beginn der Eisenzeit gliederte sich jenseits der Oder und besonders in der Weichselniederung die ostgermanische Gruppe aus dem Gesamtgermanentum aus. In dieser Zeit erfolgte auch die erste Übersiedlung von Skandinavien nach Ostdeutschland. Vielleicht hat die damalige Verschlechterung des Klimas einem großen Teil der Bauernbevölkerung die Lebensgrundlage geschmälert. Sicher ist aber, daß besonders der Handel Menschen und Geister in Bewegung brachte. Denn die großen Ostseeinseln wurden zu bedeutenden Handelsplätzen, wie die auffallend großen Münzfunde an mehreren Stellen beweisen. Von hier richtete sich dann das Interesse auf die Südküste der Ostsee, besonders auf die Weichselniederung als wichtigste Handelsader.

Einzelne Gruppen, Gefolgschaften von Kaufleuten, haben wohl zunächst feste Plätze der Küste besetzt. Günstige Nachrichten führten dann auch ganze Sippen nach „besseren Ländern" (Jordanes). Den Kaufleuten zogen jetzt Bauern nach, bis auf neuem Land völkische Einheiten entstanden, die einheimische Völkerschaften zum Abzug oder zur Unterwerfung zwingen konnten. Sicher waren auch tiefgehende seelische Umwälzungen, religiöse, kulturelle, soziale und politische Revolutionen im Bunde mit diesen sichtbaren Erscheinungen, das alles verliert sich aber im Dunkel der Sage. Im Weichselgebiet bildeten sich jedenfalls massive völkische Einheiten, es ballten sich Volksheere zusammen und suchten ihrerseits wieder Zusammenschluß, um sich zu behaupten. Während diese Völkerschaften in Deutschland auf mächtige Gegner trafen, zunächst die Kelten am mitteldeutschen Gebirge, später das römische Weltreich an den Alpen und am Rhein, die zum Halten zwangen und den einzelnen Gruppen Zeit gaben, als Bauern im Boden fest zu verwurzeln, war der Widerstand der östlichen Nichtgermanen offensichtlich gering. Auch die Natur bot östlich der Karpathen keine großen Hindernisse. So kam es, daß die germanischen Völkerschaften dort immer aufs Neue zur Wanderung aufbrachen.

Das Streben der Bauern richtete sich vor allem, wie uns immer wieder berichtet wird, auf mehr und besseres Land. Sie waren nicht so sehr auf Kampf aus, jedenfalls nicht in ihrer breiten Mehrheit. Nur der jungen Mannschaft mußte man mehr freie Hand lassen. Diese aber geriet in immer neue Konflikte mit den Nachbarn durch ihre Handels- und Beutezüge. Von ihr aus gingen neue Einrichtungen, wie die schrittweise Umwandlung des Heeres aus Sippenverbänden in Hundert- und Tausendschaften, die Herausbildung eines militärischen Führertums, des Adels, und in der letzten Stufe des Königtums.

Der stete Kampf, andererseits das Bedürfnis, den bäuerlichen Besitz zu schützen, lassen nun als erste Stufe völkischen Zusammenschlusses die großen Kultverbände erscheinen. Die Markomannen, die seit dem ersten Jahrhundert v. d. Z. Böhmen von den Kelten erwarben, gehörten zum Verband der Sueven, die Vandalen verehrten auf dem Zobten (bei Breslau) ein göttliches Brüderpaar als oberste Gottheit — übrigens ein Zeichen für den Zusammenschluß zweier kultischer und wohl auch politischer Elemente —, die als Ahnherren der führenden Geschlechter galten. So führte die schwierige Stellung gemeinsamen Volkstums zu kultureller, sozialer und organisatorischer Einigung, sie wurden **Völker**.

Die Einrichtungen dieser Völker waren im einzelnen zwar ebenso verschieden wie ihre Wanderwege und die Art ihres Unterganges. Ein Teil zog bald nach Westen, wie die Vandalen, Burgunder und Langobarden, andere wurden in Kämpfen gegen ihre Artgenossen, teils im Bündnis mit Griechen und Römern, aufgerieben, so daß sich die Reste mit anderen Völkern zu gemeinsamem Schicksal verbanden, wie Bastarnen, Skiren und Rugier — die dabei am frühesten äußerste Konzentration staatlicher Gemeinschaft entwickelten. Zum Heldenvolk schlechthin sind jedoch die Goten geworden, die man das begabteste aller germanischen Völker genannt hat.

Aus Götaland, vielleicht über die Insel Gotland gekommen, werden sie zuerst als mächtige Völkergruppen im Weichseldelta sichtbar. Die Sage, nach der sie auf drei Schiffen übergesetzt seien, läßt vielleicht eine alte Wurzel der späteren Dreiteilung als Volk erkennen, wahrscheinlicher aber wird man sie als Zeichen dafür ansehen müssen, daß sich an kleine militärische Gefolgschaften erst langsam das Volk ankristallisiert hat. Daß sie, wie alle Germanen, ein Bauernvolk blieben, beweist ihre gesamte spätere Geschichte, besonders ihre planmäßige und kluge Landnahme in Italien. Schicksalhaft ist ihnen aber besonders der Handel geworden.

Am Schlüsselpunkt der Handelsstraße Ostsee—Weichsel—Dnjepr entstand das Volk, und die Ausdehnung führte ganz den Flüssen entlang. Diese Ausdehnung war offensichtlich die Folge kriegerischer und handelspolitischer Einzelunternehmungen von kleinen Gefolgschaften, denn nur in Gruppen griffen sie stoßweise immer weiter nach Süden und zogen erst nach und nach die Hauptmasse des Volkes hinter sich her. Auch die Sicherung der Gebiete erfolgte durch einzelne feste Plätze, Fluchtburgen und Adelssitze; in den ausgedehnten Machtbereichen, die von vielleicht hundertfünfzigtausend Menschen besetzt waren, war dies bei dem Mangel natürlicher Geländegliederung der einzige Weg, um eine gewisse Sicherheit zu gewinnen. Die Slawen haben in primitiverer Form diese Methode fortgeführt, und die späteren Wikingerherrschaften zeigen erstaunliche Parallelen.

500 Jahre nach der ersten Festsetzung in Südrußland lag um 260 der Schwerpunkt des Volkes am Schwarzen Meer. Aus Resten hatte sich mittlerweile an der unteren Weichsel das Volk der Gepiden gebildet. Im Süden erfolgte darauf die weitere Teilung in Ost- und Westgoten. Bei den Ostgoten entwickelte sich gleichzeitig das charakteristische germanische Stammeskönigtum, das im sagenhaften König Ermenrich seinen letzten großen Vertreter fand, der seiner Aufgabe getreu im Kampf gegen die Hunnen die Unterwerfung seines Volkes nicht überlebte. Der westliche Stamm entwickelte in Südrußland jedoch nur eine lose Verbindung einzelner Adelsherrschaften ohne die eindeutige Führung einer Familie. Erst mit dem Hunnensturm brach diese alte Gauverfassung zusammen, als die beiden Völker zu ihrer weltgeschichtlichen Aufgabe des Kampfes gegen das römische Reich aufbrachen. Reste allerdings sind auch dann noch sitzengeblieben. In der Krim hat man ihre Sprache noch im 17. Jahrhundert gesprochen, und Teile flüchteten sich nach dem Zusammenbruch der Hauptvölker vom Balkan in die

Ostalpen, die heutige Ostmark. Eine Fülle von Funden beweist ihre jahrhundertelange Führung im Handel Osteuropas, selbst an einem Tempel in Indien hat man Inschriften gotischer Reisender entdeckt. Waffen, Schmuck und Münzen finden sich aber besonders längs der schicksalhaften Wasserstraße des Ostens.

Was hat sie letzten Endes zur Wanderung bewegt? Militärisch auf der Höhe ihrer Macht, räumten sie die Heimat an der Ostsee. Etwas Dämonisches muß diese Bauern gepackt haben, in ein dunkles Schicksal hineinzuziehen. Dieses Volk brauchte in der Ferne nicht den Ausweg aus äußerer Not zu suchen. Kein Grund will uns stichhaltig erscheinen, weder zeitweilige Landnot, Mißernten, Handelsinteressen noch die Bedrängung durch äußere Feinde.

Im Verlauf der Volkwerdung hat die Wanderung alle Ostgermanen erfaßt; das läßt auf eine tiefe innere Krise schließen, und deshalb müssen wir wohl im Geistigen einige Ursachen des letztlich Unerklärlichen suchen. Zugleich liegt hier vielleicht der Grund für das große Ausmaß der Entvölkerung ihrer Heimatgebiete. Es haben sich zwar einzelne Germanensiedlungen in Ostdeutschland gehalten, bis die Slawen vom 6. Jahrhundert an einsickerten und schließlich alles fremde Leben erstickten. Außer Bodenfunden beweisen das Landschaftsnamen wie Elbe und Oder. Aber weite Gebiete wurden menschenleer und verwilderten. Es muß also das Gemeinschaftsgefühl, Kultur und politische Organisation, so stark gewesen sein, daß doch die weit überwiegende Masse der Völker sich zur gemeinsamen Fahrt entschloß. Zu dem Zeitpunkt, wo die Stämme der historischen Kenntnis voll sichtbar werden, waren sie jedenfalls schon ganz massive, völkisch unabhängige Einheiten, die lange Zeit fremden Angriffen und Einflüssen trotzen konnten. Die Religion organisierte sich bei ihnen in der Form der arianischen Staatskirche, Übertritte Fremder zu ihr und Mischehen wurden gemieden, auch von den Einheimischen völlig unabhängige politische Organisationen für das eigene Volk geschaffen und die bäuerliche Lebensauffassung, die Arbeit am Boden, bewahrt. So haben diese Völker in unvergänglichen Taten ein Weltreich zertrümmert, Sage und Epos haben sie dafür unsterblich gemacht. Die germanische Welt ist damit in ihren Anfängen durch sie gesichert und begründet. Sie selbst aber sind vergangen, und um den Teil des germanischen Lebensraumes, den sie einst innehatten, die jetzt wiedergewonnenen Ostgebiete, müssen wir noch heute kämpfen.

Nach dem Abzug der Ostgermanen aus Ostdeutschland trat das Slawentum in die Geschichte ein. Ursprünglich um die Rokitnosümpfe zwischen Weichsel, Nordkarpathen und dem Dnjepr entstanden, dehnte es sich vom 6. Jahrhundert ab nach Westen und Norden aus bis zur Berührung mit den Balten an der Ostseeküste und mit den Germanen an der Elbe. Auf niederer Kulturstufe stehend, war es kaum über einen primitiven Besitzkommunismus hinausgekommen und hatte sich in lockeren Sippenverbänden vereinigt. Es fehlte ihm fast jedes staatliche Organisationsvermögen. Die Germanen hatten viel Boden aufgegeben, den die Slawen in Besitz nehmen konnten. Die Germanen haben diesem Lebensraum die staatliche Ordnung gebracht.

Schon den ersten Slawenstaat, den böhmischen, gründete ein fränkischer Kaufmann mit Namen Samo. Versuchen der byzantinischen Kirche, Mähren ihrem Einfluß durch die berühmten Slawenapostel Kyrill und Method zu unterwerfen, trat im 10. Jahrhundert die deutsche Reichskirche mit vollem Erfolg entgegen.

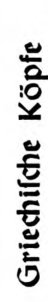
Am Ende des 8. Jahrhunderts setzte nun eine neue germanische Wanderbewegung ein, diesmal unmittelbar von Skandinavien her. Um den mächtigen Block des ostfränkischen, später deutschen Reiches, brandet die Flut der Wikinger. Ihre Züge folgten ohne Unterbrechung und ohne sichtbaren Unterschied in der Form den Wanderungen der Sachsen nach England und den Nordsee- und Atlantikküsten als den letzten Ausläufern der Völkerwanderung. Zum ersten Mal sind wir bei den Wikingerfahrten besser über die Ursachen der Bewegung unterrichtet.

Wie bei den Ostgermanen fehlte auch jetzt in Skandinavien der Raum, und das Frankenreich unter Karl drückte von Süden. Wichtiger aber waren innere Anstöße. Alle Gebiete des Lebens ergriff eine mächtige Revolution. Die alte Religion zerfiel, die Menschen glaubten nicht mehr. Das Christentum stand im Bunde mit dem Feinde und drang zugleich in die eigenen Reihen ein. Die Sippenverfassung löste sich auf. An ihre Stelle trat weitgehend das Gefolgschaftswesen und zerriß die Familien. Neue Formen der Erbfolge wurden nötig, und zum Schluß schwangen sich einzelne Großbauern zu politischen Herren über ihre Volksgenossen auf. Geldwirtschaft und Überseehandel weiteten den Blick und überbrückten die Entfernungen. Wen das Land nicht mehr standesgemäß ernährte, oder wer im Kampf um die Macht unterlag, der führte Handel über See. Gerade die führende Schicht der Großbauern und Kleinkönige gründete mit ihren Gefolgschaften, den Heeren, die Stammesstaaten oder schuf die Reiche an den fernen Küsten.

Einige ganz hervorragende Führer haben es nun verstanden, eine Reihe anderer Gefolgschaften zu staatlichen Verbänden zusammenzufassen. In der Normandie, in England und Süditalien entstanden auf dem Gefolgschaftswesen aufgebaute Militärstaaten unter starker monarchischer Führung. Im Osten, wo das Slawentum als wenig gegliederte Masse zu keinem wesentlichen Widerstand befähigt war, übernahm eine überraschend kleine Zahl von politischen Führern mit ihrem Gefolge die Herrschaft und sah ihre Hauptaufgabe in der Organisierung und Beherrschung eines großen Handelssystems. Diese neuen Ordnungen sind also nicht Schöpfungen von Völkern, sondern solche von großen Persönlichkeiten gewesen.

Seit der Zeit, als die Goten in Südeuropa saßen, überschnitten sich ostgermanische, skandinavische und westgermanische Handelseinflüsse im Weichselstromgebiet, bis im 10. Jahrhundert die Skandinavier die Führung in Handel und Politik erlangten. Es entstand der erste Polenstaat. Nur wenige Skandinavier, einige Sachsen und vielleicht einige Reste der Ostgermanen haben ihn getragen, denn der Name des polnischen Stammes tauchte erst viel später auf, und das Reich hieß nach der Hauptstadt Gnesen oder nach den Herrschern. Vom ersten namhaften Polenkönig, Miecyslav, berichtet die einzige erhaltene Urkunde, daß er den typisch nordischen Beinamen Dago trug, auch seine Tochter heiratete nach Skandinavien und hieß dort Sigrida-Storrada. Sie wurde die Mutter des dänischen Königs Knut des Großen. Im Staat waren der König und seine Gefolgschaft, die drushina, in der auch Sachsen dienten, allmächtig. Die Gefolgschaft erhielt vom König ein regelmäßiges Einkommen in Geld, wie überhaupt die Geldwirtschaft bezeichnend für alle Wikingergründungen war. Sogar für die Familien kam der König auf. Allerdings konnte er sich selbst weitgehende persönliche Eingriffe erlauben. Das Gefolgschaftswesen ist an sich schon eine bezeichnend germanische Einrichtung. Doch wie sehr der Staat eine germanische Schöpfung war, zeigt besonders sein schneller Verfall schon nach dem Tode Boleslavs, des Sohnes des nordischen Gründers. Der zentralistische Aufbau im Innern, gestützt auf Burgen mit königlicher Besatzung und unter dauernder königlicher Kontrolle, und das äußere Schicksal zeigen also eindeutig, daß auch hier Germanen, Wikinger und Deutsche, den Slawen zu Führern und Lehrern wurden. Alle polnischen Leugnungsversuche ändern nichts daran.





Griechische Köpfe

Den Trägern der griechischen Kultur galt als höchstes Ziel die Wohlgeratenheit an Leib und Seele



Marburger Foto

Die größte Wikingergründung ist der russische Staat. Kleinere Warägerherrschaften sind nach der Überlieferung von den Slawen immer wieder zerstört worden, bis innere Zwietracht die Einheimischen veranlaßte, sich selbst wieder nordische Führer aus Schweden zu holen. (Waräger, vielleicht von var = Eid, bedeutet dann Eidgenosse; Wikinger, vielleicht von vig = Kampf, also Kämpfer.) Von ihnen riß Rurik bald die Macht allein an sich. Er zwang andere Gefolgschaften zum Gehorsam und unterwarf die bald rebellierenden Slawen. Am Ladogasee und später am Ilmensee, in Naugard (Nowgorod) entstand so die Wurzel des ersten russischen Staates. In diesem Gebiet ist noch eine stärkere Siedlungsdichte ländlicher germanischer Bevölkerung nachzuweisen, wenn sich auch hier bereits das wirtschaftliche und politische Leben in festen Plätzen konzentrierte, die später allein den Staat tragen sollten. Aber schon die Wahl dieses Gebietes zeigt eine Machtbildung, die nicht in erster Linie bäuerlichen Zwecken diente. Von hier gingen die beiden wichtigsten Handelsstraßen Osteuropas aus, die Wege von der Ostsee einmal über die Wolga und das Kaspische Meer zu den Arabern und nach Bagdad und zweitens über den Dnjepr und das Schwarze Meer nach Byzanz, wohl der mächtigsten Handelsstadt des frühen Mittelalters überhaupt. Der Handel war also der Lebensnerv des neuen Staates von seiner Gründung an.

Es störte Rurik zunächst noch nicht, als wieder einmal zwei Gefolgschaftsführer seiner Umgebung, Askold und Dir, sich von ihm trennten, an der westlichen Wasserstraße die befestigte Slawensiedlung Kiew nahmen und dort eine Herrschaft und einen bedeutenden Handelsplatz gründeten. Als der östliche Weg aber durch asiatische Horden am Unterlauf der Wolga gesperrt wurde, erhob sich die Gefahr, daß Naugard in Abhängigkeit von der mehr im Mittelpunkt und Byzanz näher gelegenen Tochtergründung geriet. So sah sich der Nachfolger Ruriks gezwungen, Kiew seiner Macht zu unterwerfen. Das Wikingertum ging jedoch aus dem Zwiespalt nur gestärkt hervor, denn Kiew wurde jetzt zur Hauptstadt des Reiches. Rußland wurde zum ersten Mal ein Staat.

Nicht die Siedlung eines Volkes war der Zweck dieser Gründung, sonst hätten die Waräger nicht, kaum ein Menschenalter nach der ersten Niederlassung, den Schwerpunkt ihrer Macht so weit nach Süden verlegt, sondern Handelsherren suchten mit ihrem militärischen Gefolge Reichtum und Macht in der Ferne.

Der zweite Warägerfürst handelte echt staatsmännisch und im Sinne Ruriks, wenn er die kriegerische Abenteuerlust seiner Umgebung weitgehend verhinderte, die unter Askold und Dir in planlosen Beutezügen die Volkskraft hatte verströmen lassen. Selbst das byzantinische Kaiserreich zwang er, zwar durch einen Zug gegen die Hauptstadt unterstützt, aber doch vor allem durch kluge und maßvolle Verhandlungen, zu einem Freundschafts- und Handelsvertrag, der den Wikingern den gesamten Handel des Ostens mit der Metropole auslieferte. Der junge Staat erhielt für seine Kaufleute Schutz, Unterstützung und das alleinige Monopol des Handels mit Miklagard (Byzanz). Das Abkommen sicherte die Grundlagen des Reiches auf die Dauer. Ruriks Sohn, der dritte Russenherrscher, fiel noch einmal zurück in das alte Abenteuerleben und vertat die Kraft des Staates, bis er von Aufrührern erschlagen wurde. Das unruhige Blut der Wikinger ertrug eben auf die Dauer nicht den Frieden, Handel und ruhige staatsmännische Arbeit. Auch das Slawentum begann zu rebellieren.

Aber noch einmal gelang es einer großen Gestalt, der Witwe des Ermordeten, Olga (Helga), die Krise abzuwenden. Sie war eine großgeartete Persönlichkeit. Ihre wilden Rachezüge gegen die Mörder ihres Gemahls zeugen von einer Tiefe der Leidenschaft, die an die Kriemhild des Epos erinnert. Aber sie nahm doch Bedacht auf die schwierige Lage ihres Volkstums und sah sich nach Rückhalt um. Zunächst suchte sie das Christentum als Stütze zu gewinnen. Ihr Übertritt zur griechisch-orthodoxen Kirche hinderte sie aber nicht, gleichzeitig Fäden nach der einzigen germanischen Großmacht der Zeit, dem deutschen Reich Ottos des Großen, zu spinnen. Das führte zwar zur Entsendung eines Missionsbischofs nach Rußland, doch die Beziehungen rissen bald ab und eine große Möglichkeit, germanischen Einfluß zu sichern und zusammenzufassen, verschwand. Aber auch der Übertritt der Fürstin zum Christentum entlastete nicht die Waräger. Sogar ihr Sohn lehnte die Taufe mit der Erklärung ab, daß seine Mannen über ihn lachen würden. So stärkte denn Olga den Staat allein durch innere Reformen. Der Handel wurde in ein glänzendes System gefaßt. Sie legte ein Netz von Stapelplätzen und staatlichen Handelsorganisationen über das Land, und von festen Stützpunkten aus verwaltete die Gefolgschaft das Reich. Auch sie hieß drushina wie die Mannschaft der Polenkönige. Ihre Aufgabe war, für Ordnung und Sicherheit zu sorgen und die Abgaben der Unterworfenen einzuziehen. Im Winter ließ der Staat Tribute einziehen und Tauschgeschäfte mit den Einheimischen durchführen. Mit der Schneeschmelze fuhr dann die staatliche Handelsflotte nach Byzanz, tauschte Pelzwerk, Honig, Wachs und besonders auch Sklaven gegen Geld, Stoffe und Waren der Zivilisation, mit denen sie im Herbst zurückkehrte. Und der Kreislauf begann von neuem.

Unter dem Sohn der großen Fürstin, Swiatoslav, dem ersten Waräger mit slawischem Namen, stand das Wikingertum auf dem Gipfel seines heroischen Zeitalters. In ruhmvollen Kämpfen wurde das Reich der Nordbulgaren an der Wolga zerstört und das Gebiet der Wjatitschen unterworfen, in dem Rußlands zweites Machtzentrum, Moskau, entstehen sollte. Aber bei einem Zug gegen Byzanz erlitt der Fürst eine vernichtende Niederlage und wurde selbst auf der Flucht erschlagen. Mit dieser Katastrophe begann der Verfall.

Sein Sohn, der Slawenbastard Wladimir, erkämpfte in den folgenden Wirren noch mit schwedischer Hilfe, die er selbst im Norden geworben hatte, gegen seine legitimen Brüder die Macht im Staate. Es wird erzählt, daß die Tochter eines warägischen Großen ihn verschmähte, weil sie nicht dem Sohn einer Sklavin die Schuhriemen lösen wolle, sondern einen reinrassigen Fürsten begehre. — Solche Erfahrungen und der Widerstand der wikingischen Gefolgschaften mögen ihn dann bewogen haben, seine Bundesgenossen nach Byzanz abzuschieben. Beute und Kampf waren für diese wohl verlockender als der Dienst bei einem Mann ohne Ansehen. Mit Finnen, Slawen und Bulgaren füllte dafür der Herrscher sein Heer auf und regierte mit ihm wie ein orientalischer Despot. Das alte freiheitliche Gefolgschaftswesen starb. Mit großer Grausamkeit zwang er seine Untertanen, mit ihm zum Christentum überzutreten. Dafür hat ihn Byzanz zum Heiligen gemacht, ihn, der selbst das Verbrechen der Blutschande auf sich geladen hatte.

Die Entartung des Blutes und der Sitten haben sich also als Mauer zwischen diese Wikinger und das Germanentum des Nordens gelegt. Zwar zogen auch noch im 11. Jahrhundert Schweden nach Grekaland (Rußland), um Ruhm und Beute zu gewinnen. Seit Wladimir haben auch wirklich nur noch Nachkommen Ruriks das Reich regiert bis zum Mongolensturm des 13. Jahrhunderts. Und das neue Rußland Moskaus hat an Rurik angeknüpft, das Haus Romanow von seinem angeblichen Stammvater den Herrschaftsanspruch wesentlich abgeleitet. Im Staat blieben aber slawische und tatarische Einflüsse überwiegend, bis Peter der Große wieder den Anschluß an den Westen fand.

Wenn die Slawen staatliches Planen und Denken auch nicht lernten, ihr Volkstum haben sie mit größerer Zähigkeit behauptet, als die Germanen es verstanden. Die altslawische Kirchensprache, das kyrillische Alphabet, Malerei und Architektur zeugen von starker völkischer Eigenständigkeit.

Die Wikinger haben den Slawen den Staat gebracht, staatliche Ordnung und staatliches Denken. Und Rußland trägt den Namen von den nordischen Ruderleuten. Die Germanen selbst sind im Osten versunken, weil sie in der Fremde nicht zum Volk wurden, das allein seine Art bewahren kann, und nur Eroberer blieben, — weil sie es nicht verstanden, das erworbene Land zur Heimat zu machen, und weil sie sich von ihrem Muttervolk räumlich und seelisch getrennt haben.

Die Ostgermanen fanden als Völker den Untergang, weil sie in uferlosen Fernen die Verbindung mit ihrer Art verloren. Die Wikinger sind noch nicht einmal zu Völkern geworden und infolgedessen in einem Bruchteil der Zeit in fremdem Volkstum und fremder Kultur versunken. Nur wo sie, wie in England, Menschen gleicher Art fanden, ist ein großes Reich für eine lange Zeit von ihnen gegründet worden. Aber selbst dort hat sich nur mühsam ihre Kultur als Mischung eigener und fremder Elemente erhalten, wie vor allem die englische Sprache zeigt.

Großartig sind die Leistungen der Germanen des Ostens, und wir können uns mit Stolz zu ihnen bekennen. Aber ihre Erfahrungen und ihr Schicksal müssen uns zu ernstem Nachdenken und maßvollem, entschlossenen Handeln veranlassen, damit ihre Opfer nicht vergeblich gebracht sind.

Anschrift des Verf.: Hamburg 26, Hammerlandstr. 215.

Kuno Waltemath:

Deutsches Blut im polnischen Volke

Als der Gau Danzig durch den Thorner Frieden 1466 unter polnische Herrschaft geriet, war er fast ganz deutsch. Etwa 150 Jahre hatten genügt, um durch eine großartig organisierte Einwanderung von Deutschen dem Lande den deutschen Charakter aufzuprägen. Der Hauptkern der Einwanderer, die der Orden herbeizog, stammte aus den niedersächsischen, westfälischen, niederrheinischen und niederländischen Gauen. In den Städten, wo die eingewanderten Niederländer und Vlamen den Stadtrechten ihre Eigenart aufdrückten, ferner in den Gegenden südwestlich der Brahe und nördlich der Ossa sowie in den Niederungen der Weichsel sammelten sich hauptsächlich die Niederdeutschen, während Thüringer, Franken, Hessen und Bayern sich mehr dem Kulmerlande und dem Ermelande zuwandten. Auch der Adel gehörte ihnen vielfach an. Nur zerstreut hier und da waren Slawen sitzen geblieben. Die alten Pruzzen waren sprachlich verschwunden, rassisch hatten sie sich, soweit ihrer noch da waren, mit den Deutschen vermengt.

Westpreußen war also ein deutscher Gau, als die Polen sich nach 1466 einnisteten, aber 1772, als er preußisch wurde, zum großen Teile sprachlich verpolt. Schwere Wunden schlug die polnische Herrschaft dem Deutschtum. So wurden viele Dörfer und Weiler im Kulmerland und im Michelauer Land, in den früheren Kreisen Graudenz, Stuhm, Stargard, kurz im ganzen nördlichen Westpreußen, polnischsprechend. Deutschsprechend blieben nur die Städte und die Werder an der unteren Weichsel sowie die Kreise Flatow, Schlochau, Deutsch Krone und ein Teil des früheren Kreises Konitz. Fast der gesamte deutsche Adel entäußerte sich seiner germanischen Nationalität und wurde polnisch, offenbar von der alles überragenden Machtstellung des polnischen Adels angezogen. Er nahm polnische Namen an und führte solche neben seinen alten einheimischen. So entstanden solche Bildungen wie Götzendorf-Grabowski, Rosenberg-Gruscinski, Hutten-Chapski, Halken-Plachecki, Rautenberg-Klinski, Stein-Kaminski, Ottersfeld-Rybinski usw. Andere gaben ihrem deutschen Sippennamen ein slawisches Kleid. Ein Ahlebeck wurde ein Alebizki, ein Behme ein Bem, ein Knochenstein ein Kochanski, ein Schönborn ein Sczumbowski. Andere deutsche Adelsgeschlechter behielten ihren deutschen Namen bei, verpolten aber in ihren unter polnischer Staatshoheit lebenden Zweigen völlig. Es gibt also polnische Schlachtzisen mit deutschen Namen, so v. Kalkstein, von Wollschläger (geschrieben jetzt Wolczlegier) — aus beiden Familien sind polnische Reichstagsabgeordnete hervorgegangen —, v. Wedelstädt, v. Schlieben, v. Platen, v. d. Osten-Sacken usw. Und wie verwüstend die Polenwirtschaft auf die anderen Stände eingewirkt hat, das zeigt sich an den zahllosen verdrehten und verdorbenen früher deutschen Geschlechtsnamen, die oftmals einen höchst sonderbaren Klang angenommen haben. Die alten deutschen Ortsnamen aus dem Mittelalter wurden verpolt. Aus Gröben wurde Grzybno, aus Schönsee Kowalewo, aus Kostbow Kozybar, aus Lüben Lubianka, aus Rautenberg Tarnowo, aus Zurlinden Lipnitze, aus Damerau Dombrowsken, aus Tripsbusch Treposz, aus Nessau Nizewken und zahllose andere mehr.

Auch für den jetzigen Warthegau brach im Spätmittelalter eine deutsche Zeit an. Sämtliche Städte, viele kleinere Landstriche und zahlreiche Dörfer wurden deutsch. Die Einwanderer waren vorwiegend Leute vom Niederrhein, von Westfalen, aus den Niederlanden und aus Flandern. Neben ihnen kamen Siedler aus Schwaben, Franken, Hessen, aus der Neumark und aus Schlesien. Bis um 1600 suchten sich hier Deutsche eine neue Heimat. Damals entstanden im Netzegau Dörfer wie Hansfelde, Stieglitz, Klein- und Groß-Drensen, um Filehne herum gelegen. Eine auf alten Dokumenten beruhende Chronik von Hansfelde läßt uns in das harte, entbehrungsreiche Leben der Kolonisten hineinschauen. Als im 17. Jahrhundert der Kampf gegen das Deutschtum begann, war es bald um seine Existenz geschehen, ausgenommen in den Städten im Netzegau, im Fraustädter Ländchen, in Dörfern bei Posen, wo die „Bamberger" genannten aus Mitteldeutschland, Franken und Schwaben genannten Bauern wohnten, und längs der Grenze nach der Neumark hin. Die fränkischen „Hauländereien", die weit verbreitet sind, erinnern an die einstige Ausdehnung des Deutschtums dort, wo jetzt polnisch geredet wird.

Mit wahrem Fanatismus wurde der Kampf gegen die deutsche Sprache geführt, 1562 verbot man sogar förmlich den Gebrauch der deutschen Sprache in Westpreußen. Dieser Fanatismus trieb auch unter preußischem Regimente den polnischen Adel und die polnische Geistlichkeit an, den Kampf weiter in Gang zu halten, unterstützt von der Lauheit der preußischen Regierung unter Friedrich Wilhelm IV. und der nationalen Gleichgültigkeit vieler Deutschen und deren Sympathie für die Polen. Einen

Maßstab für die Verluste des Deutschtums in neuerer Zeit gewinnen wir durch einen Blick auf die Familiennamen der Polen. Bei vielen von ihnen braucht man nur den dünnen durchsichtigen Schleier abzunehmen, um das deutsche Gewand zu erkennen. Ein Feldmann wandelte sich in Feldmanowski, ein Krauthofer in Krokowski, ein Freistadt in Frystatski usw. Die der Polenpartei angehörenden Abgeordneten zum letzten Reichstag der Vorkriegszeit Kulerski und Brezski hießen mit ihrem Vatersnamen Köhler und Brasch. Schumann schreibt sich nun Szuman, Schreiber Szraiber, Schulz Sculc. Es gibt Polen mit reindeutschem Namen, wie Biedermann, ein Polenführer, Haller, Arndt usw. In ganzen deutschen Landstrichen ist die deutsche Sprache gänzlich verdrängt worden, so unter den als „Bamberger" bekannten deutschen Kolonisten, die viele Dörfer bei Posen bevölkerten und 30000 Mann stark waren.

Wenn jetzt die verloren gegangenen Ostgebiete zum deutschen Vaterlande zurückkehren, kommen sie dahin zurück, wohin der überwiegende Teil der Bevölkerung blutmäßig gehört. Auch ein erheblicher Teil der Bewohner, die sich Polen heißen, hat deutsches Blut in den Adern und viele, wie die Bamberger, haben nur deutsches Blut. Es muß Mittel und Wege geben, sie ihrer germanischen Abstammung bewußt zu machen. Es müßte durch Urkundenforschung ermöglicht werden, auch in den Gegenden, wo es nicht so klar zu Tage liegt, daß ihre Siedler deutsche Ahnen gehabt haben, wo es aber feststeht, daß dort im Mittelalter die deutsche Zunge herrschte, einwandfrei die deutsche Herkunft nachzuweisen und so ihr heutiges Polentum als Ergebnis des Zwanges, der Vergewaltigung und der ungerechten Beeinflussung. Ist es doch altgermanische Erde, auf der sie sitzen.

Anschrift d. Verf.: Hamburg-Harburg, Stader Str. 126.

Oscar Schürer:

Vom Krakauer Stadtbild

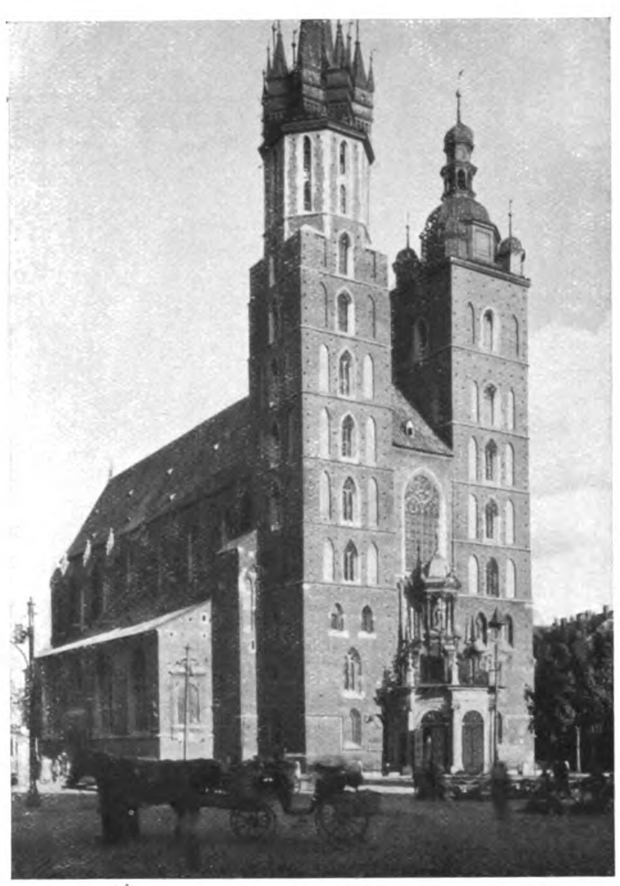
Man sollte Stadtbilder nicht nur auf ihre künstlerischen und kunsthistorischen Besonderheiten hin betrachten, sondern die volklichen Schicksale abzulesen suchen, die an ihnen gestaltet haben und die in ihnen zum Ausdruck gekommen sind. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man die von Deutschen gegründeten Oststädte zunächst zusammenschauen dürfen. Ein im großen ähnliches Schicksal hat an ihnen gestaltet. Die genauere Betrachtung wird dann wesentliche Unterschiede aufspüren und an ihnen die ganze Vielfältigkeit deutschen Ostschicksals begreifen.

Stellen wir vier wesentliche Städte des Südostens zusammen: Wien, Prag, Breslau und Krakau, vier verschiedene Entfaltungen deutscher Gründungen. Die südliche und die nördliche: Wien und Breslau konnten ihre Bevölkerung Jahrhunderte hindurch aus deutschem Umland ergänzen. So blieben sie urdeutsche Städte, denen ein Anflug östlicher Stimmung, abgewandelt nach Süd und Nord einen eigentümlichen Reiz hinzufügt. Die westliche und die östliche: Prag und Krakau lagen in fremdvölkischem Umland. Fremdvolk drang ein und bestimmte früh und oft wesentlich den Charakter dieser Städte. Dabei zwischen beiden wieder eine merkliche Verschiedenheit des Grades dieser Überfremdung. In Prag kämpft durch alle Zeiten hindurch eine kraftvolle deutsche Form gegen das Fremde an. Gerade dieser Kampf zwischen zwei Formwelten oder — um genauer zu sprechen — zwischen Form und Formgefährdung macht den berückenden Zauber dieser Stadt aus. Anders Krakau: hier schichtet sich auf eine klar deutsche Grundstruktur zu einem ziemlich genau ablesbaren Zeitpunkt eine völlig andere Formgesinnung auf. Wir werden es an bestimmten Beispielen erläutern. Hier sei nur festgehalten: Krakau liegt 450 km weiter östlich als Prag, um diese Strecke also weiter vom deutschen Kernland entfernt, mehr dem Osten preisgegeben.

Krakaus Grundriß ist typisch für die deutsche Kolonistenstadt. An den Burgfelsen, zu dem die unregelmäßigen Gassennetze des frühen Suburbiums hinaufführen, schließt sich etwa nördlich das klare Geviert der deutschen Stadtanlage an: das um den sehr großen, fast quadratisch ausgemessenen Marktplatz schachbrettartig gespannte Straßennetz. Die beiden Achsenstraßen durchbrechen in Toren den Mauerring. Es ist der Grundriß, wie ihn die deutschen Siedler seit der Mitte des 13. Jahrhunderts allüberall im Osten anwandten: die vernünftig gezogene Figur ermöglicht die klarste Anlegung der Parzellen, der Hofstätten und erleichtert den Verkehr. Darüber hinaus mag man in dieser klar vernünftigen Anwendung die Antwort deutschen Organisationseifers auf die ungeformte Welt der Ostländer sehen: schärfste Ratio gegen eine gefährlich androhende Irratio. Das neue Krakau war nach Vernichtung der älteren Siedlung unter der Wawelburg durch die Mongolen (1241) von den herbeigerufenen deutschen Einwanderern (1257) angelegt worden.

Doch wie in den meisten Oststädten regen sich auch in Krakau schon im Grundplan belebende Gegenkräfte gegen das Schema: die Kirchen springen gegen das Achsenkreuz der Grundrißanlage schräg an. Wer Alt-Krakau durchs Florianer Tor betritt, sieht die Einmündung der Floriansgasse auf den Ring, den großen Marktplatz, verstellt durch den Nordostturm der Marienkirche. Die mittelalterlichen Kirchen sind west-östlich orientiert. Folgen die Achsen des Stadtgrundrisses nicht genau den Himmelsrichtungen, so muß sich eine Schrägstellung der Kirchen gegen das Achsenkreuz der Stadtanlage ergeben. In den nicht nach dem „Ostschema" erbauten Städten Binnendeutschlands trat solche Gegenstellung nicht auf. Im Osten, besonders in Krakau, bringt sie etwas Bewegendes in das regelmäßige Stadtbild. Wer aus der Floriansgasse heraus den weiten Ring betritt, muß die Bewegung spüren, mit der die aus der Nordostecke des Platzes vorstoßende Marienkirche das ganze so klare System der Stadtanlage durchstößt. Mag sein, daß ihm durch diesen großartigen Gegenzug jenes klare Grundschema erst zum Bewußtsein gebracht wird.

Wir haben die Ursache der baulichen Fügung genannt. Ihr Ausdruckswert ist damit nicht erklärt. Soll es dem Zufall überantwortet bleiben, daß die Achsenrichtung der Stadtanlage und der Kirchen nicht übereinstimmend gezogen wurden? Oder aber: war dieser Gegensatz bewußt angestrebt? Die Achsenstellung der Kirche war traditionell vorbestimmt. Für die Achsenstellung der Stadtanlage bot das unter dem Burgfelsen am Weichselufer sich hinziehende Gelände vielfältige Möglichkeit. Ein auf strenge Durchführung des Schemas gerichteter Wille hätte die Gesamtfigur nach den vorbestimmten Achsen der Kirchenbauten orientiert. Eine bewußte Planung der Gegenrichtungen anzunehmen, ist gewagt. Daß man sie zuließ, ist bezeichnend. Wir halten fest: Im Grundgefüge Krakaus arbeitet sich durch eine zweckmäßig gegliederte Figur ein zweckentbundener Gegenzug durch. Was für ein Aufbau entsprach diesem Grundgefüge des alten, und das ist des deutschen Krakau? Vom alten Aufbau stehen nur noch


Krakau. Marienkirche Marburger Foto

die Kirchen, die Bürgerhäuser wurden in späterer Zeit stark verändert. Die Art dieser Veränderung wird uns weiter unten beschäftigen. Es ist schwierig, die Frühformen aus ihr herauszuschälen. Man wird Beispiele aus anderen Oststädten zu Hilfe nehmen müssen, um sich ein Bild der früheren Krakauer Bürgerhäuser machen zu können: die schmale, der Gasse oder dem Platz zugekehrte Giebelfront mit gewöhnlich drei Fensterachsen über den Laubengängen, das Tor in den schmalen Hof geöffnet. In den Maßverhältnissen mögen diese Häuser einen Vorklang gebildet haben zu den gestreckt aufsteigenden Kirchenleibern, die über sie emporragten. Heute stehen diese Kirchen über einer teigig lastenden Häusermasse.

Die Kirchen bieten das ursprüngliche Bild. Betrachten wir die Marienkirche, den großen Kirchenbau, den die deutschen Bürger Krakau sich errichtet hatten. Dumpffarbiger Ziegel bestreitet die mächtigen Mauern, die Türme und Schiffwände aufbauen. Die Türme wirken, als hätte man schwere Blöcke aufeinandergesetzt, rings um den Helm wachsen kleine Nebenhelme herauf. Das Motiv ist aus Prag (Teynkirche) übernommen. Die Schiffwände gehen in sehr steilen Verhältnissen auf, karg gegliedert und ohne Schmuckwerk. Im Innern bestimmt die Steilheit des Mittelschiffs den Raum. Wir kennen diese Verhältnisse an vielen Schwesterkirchen im norddeutschen Backsteingebiet. Hier aber scheint sie zum Äußersten gebracht. Das klare System der Gotik treibt in ein Übermaß. Lübecks Marienkirche ist um 10 m höher als die Krakauer Marienkirche (34 m) und wirkt doch ruhiger, ausgewogener als Krakaus Kirche. Die vorgeschobene Oststadt steigert gewisse Formzüge, um zu sehr eigenartigem Ausdruck zu gelangen.

Zu Häupten des Chores steht des Veit Stoß gewaltiger Marienaltar. Hier ist nicht des näheren auf ihn einzugehen. Es sei nur angedeutet, wie auch hier gewisse Formzüge, die in der oberrheinischen Kunst des 15. Jahrhunderts aufgetreten waren, zu äußerster Wucht gesteigert werden. Der Osten hat den aus Nürnberg zugewanderten Meister „zum Äußersten" getrieben. Dies alles ist rein deutsche Art, durch das Gegenüber mit fremdvölkischer (slawischer) Umwelt zu schärfster Besonderung veranlaßt. Die Gegenwelt spricht uns an beim Heraustreten aus der Marienkirche: in der Mitte des sehr großen Marktplatzes (Ringes) dehnt sich die alte Tuchhalle, einer der kennzeichnendsten Bauten Alt-Krakaus. Dumpf lastend schiebt sie sich durch die Mittelachse des Platzes, über erneuerten Arkadenhallen zu beiden Seiten ein hohes Mittelschiff, dessen Höhe aber gleichsam niedergehalten wird durch den oberen Abschluß: eine Zinnenbekrönung von seltsam verzogenen, breiig ins Breite niedersinkenden Formen. Das Motiv dieses Zinnenkranzes begegnet im Osten überall an den Grenzen des deutschen Kulturraumes. Es läßt sich bis in sein Ursprungsland Italien verfolgen. In Toscana schmückten die Anhänger der Ghibelinenpartei ihre Geschlechtertürme mit schwalbenschwanzförmigen Zinnen. Die politische Bedeutung fällt allmählich ab. Der dekorative Wert trägt das Motiv später — in Renaissancezeiten — über die Alpen. Im deutsch-slawischen Südosten erfährt es eine bezeichnende Abwandlung: das Federndaufstrebende sinkt ab zu lastender Schwere, die scharf geprägte Fanalform zerfließt in die Breite. So entsteht etwas Pittoreskes, alle scharfe Abgrenzung Vernichtendes. In den meisten Fällen sind diese Zinnenkränze der gemäße Abschluß der schweren ins Breite ausladenden Baumasse darunter.

Auf der Krakauer Tuchhalle wirken sie nicht in solcher Art. Dieser Bau lebt in seiner Grundstruktur aus einem anderen Geist. Er stammt aus dem deutschen Mittelalter Krakaus. Die lebendige Handelsstadt hatte sich nach


Krakau. Blick in den Chor der Marienkirche mit Veit Stoß=Altar Marburger Foto

manchem Vorbild im Osten und im Westen inmitten ihres Ringes die große Warenhalle erbaut, in der die fremden und einheimischen Kaufleute ihre Waren lagern und feilbieten konnten. An eine hohe Mittelhalle schlossen sich niedrigere Seitenhallen, die sich nach den Langseiten in Lauben öffneten. Dieser großartige Zweckbau des späten Mittelalters brannte im 16. Jahrhundert aus. Die Erneuerung war einem italienischen Meister, wie sie damals in Scharen im ganzen Osten Arbeit fanden, übertragen worden. Der paßte sich in erstaunlicher Weise der Wesensart des Ortes an: er schuf in seinem Erneuerungsbau ein Sinnbild des damaligen Krakau.

Das damalige, nicht das alte Krakau, hatte sich gewandelt. Die deutsche Oberschicht war zusammengeschmolzen. Ihre Rechte waren vom polnischen Adel, auf sein Drängen, vom polnischen Könige beträchtlich geschmälert worden. Auf allen Gebieten hatte sich seit Ausgang des 15. Jahrhunderts ein Vordringen des polnischen Volksbewußtseins geltend gemacht. Die Formen dieser Geltendmachung waren brutal. In den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts mußten die Deutschen ihre große Hauptkirche zu Sankt Marien den Polen abtreten und mußten in die kleinere, daneben liegende Barbara-Kirche übersiedeln. Und so auf allen Gebieten. Krakau wurde auf diese Weise eine polnische Stadt.



Krakau. Tuchhalle — Marburger Foto

Ausdruck dessen ist der Erneuerungsbau der Tuchhalle. Das Grundgerüst des Baues zeigt noch den Geist des alten Krakau. Die oberen Abschnitte lassen die Überfremdung erkennen. Von oben her sinkt sie in den unteren Bauteil hinunter, prägt ihm das Lastende, der klaren Form Entweichende ein, das von nun an die bauliche Wesensart Krakaus bestimmt.

Es bleibt nicht bei dieser Aufschichtung des Fremden auf das ursprünglich Deutsche. Auch von unten wird die ursprüngliche Eigenart des Bauwerks umgewandelt durch die Verstärkung der tragenden Stützen der Gewölbe und die Anfügung von Strebemauern schräg an die senkrecht aufstehende Grundmauer heran. Das deutsche Krakau wird von oben und von unten her angefressen von fremdem Geist. Nur der Grundriß der Stadt und ihrer Kirchen bewahrt den ursprünglichen Geist.

Die italienische Form ist keineswegs überall in Krakau dem neuen Ortsgeist so angepaßt wie bei der Tuchhalle. Hier haben wir schon den Fall eines polonisierten Italianismus. Die ersten italienischen Meister, die für die Könige hier arbeiteten, brachten reinstes italienisches Formengut nach Polen. Die Königskapellen, die um 1500 dem Dom auf der Wawelburg angebaut wurden, gehören zum Reinsten, was an italienischer Früh- bzw. Hochrenaissance nördlich der Alpen gebaut worden ist. Doch sie bleiben als Einzelbauten Fremdgut. In der Art, wie sie der Gesamtmasse des Domes angefügt werden, siegt durchaus der formhäufende und dadurch formgefährdende Zug östlichen Gestaltungswillens. Auch der Renaissance-Arkadenhof auf dem Wawel zeigt schon unverkennbar polonisierte Maßverhältnisse.

Wir wissen, gerade in Renaissancezeiten haben zahlreiche deutsche Künstler in Krakau gearbeitet, darunter Hans von Kulmbach, Hans Dürer, die Söhne des Veit Stoß. Sie schufen Einzelwerke, die das Gesamtbild Krakaus nicht mehr bestimmten. Der Grundzug der spontanen Formen lief jetzt dem deutschen Formgeist entgegengesetzt. Ein polnisches Krakau überschichtete die deutsche Stadt. In Barockzeiten wurde entsprechend der politischen und künstlerischen Lage österreichischer Einfluß im Baubild Krakaus wirksam. Aber er kann sich hier nicht wie z. B. in Böhmen (Prag) mit bodenständigen Kräften bereichern und steigern. Er bleibt provinziell. Das Bodenständige wirkt nur verderbend, raubt dem Barock den echten Schwung, der ihm im Südosten eignet. In den neuen Teilen Krakaus mag man manche der oben herausgearbeiteten Züge, allerdings in der alle bodenständige Eigenart verwässernden Weise der modernen Großstadt wiederzufinden.

Es könnte noch versucht werden, einer rassischen Bedingtheit der Einzelformen nachzuspüren. Doch sollte zunächst nur die durchlaufende Schichtung aufgezeigt werden, die in der baulichen Form das völkische Schicksal Krakaus widerspiegelt.

Verfasser steht im Felde.
Anschrift durch die Schriftleitung.

Zum Umschlagbild: Der Mädel-Landdienst der H. J. will die weibliche Jugend für das Land zurückgewinnen. Durch ihn werden Mädel zwischen 14 und 25 Jahren, die sich freiwillig dafür melden, mit der Tätigkeit in Haus, Hof, Stall und Feld vertraut. Viele von ihnen bleiben für immer auf dem Land als Hauswirtschaftsgehilfin, Wirtschafterin, Geflügelzüchterin, landwirtschaftliche Lehrerin oder landwirtschaftliche Rechnungsführerin.

Hans F. Zech:

Der Volkskörper der Schweiz

Als die Völkerwanderung abgeklungen war, gab es auf heute schweizer Boden eine Herrenschicht, die zu etwa 80% langschädelig war. Heute ist das Verhältnis umgekehrt: 80% der Schweizer sind kurzschädelig. Im Volkskörper hat sich also eine grundlegende Umschichtung vollzogen. Ursachen und Wirkung dieser Umschichtung sind für den Ablauf der Geschichte des gesamtdeutschen Volkskörpers so bedeutsam, daß ihnen nachzuspüren lohnt.

Schon zu Ende der Steinzeit saß auf heute schweizer Boden ein frühes kurzköpfiges Bauernvolk. Seine Nachfahren saßen dort noch, als die keltischen Helvetier, ein nordisch-ostisches Mischvolk eindrangen und sich als Herrenschicht darüber schoben. Seit 150 vor Ztw. verließen diese Helvetier ihre letzte Heimat im Winkel von Rhein und Main und wollten anscheinend auf alten keltischen Wanderwegen ins Gebiet der Garonne. Als Verbündete der Cimbern besiegten sie am Genfer See den römischen Konsul Lucius Cassius, der den Weg ins Rhônetal und nach Gallien decken wollte, blieben aber trotz ihres Erfolges im schweizer Mittelland sitzen. Als sie 58 v. Ztw. ihren Westmarsch erneut aufnehmen wollten, besiegte sie Cäsar bei Bibracte und zwang sie als „Verbündete" Roms erneut ins schweizer Mittelland und stellte ihnen die Aufgabe, die andrängenden Germanen aufzuhalten.

Sei es als Folge der Kriege, sei es als Folge biologischer Vorgänge (manche Forscher vermuten Ausmerze nordischer Mütter bei Geburt von Kindern ostischer Väter), sind die Helvetier stark entnordet worden. Hand in Hand mit der Entnordung ging eine so gut wie absolute Romanisierung.

Der Volkskörper der Römerzeit auf heute schweizer Gebiet war offenbar vorwiegend ostischer Rasse mit deutlich nordischem Einschlag in der Oberschicht. Über diesen romanisierten Volkskörper schob sich im Ablauf der Völkerwanderung erneut eine andere Herrenschicht: im Ostteil der heutigen Schweiz siedelten sich die Alemannen an, im Westteil die Burgunder.

Nach Generationen erbitterter Kämpfe, bei denen die Römer bald am Neckar und die Alemannen bei Châlons an der Marne kämpfen, hatten die Alemannen um 450 endgültig den römischen Grenzwall durchbrochen und nahmen zunächst die Ostschweiz in Besitz. In die Zeit der endgültigen alemannischen Landnahme fällt die Ansiedlung der Burgunder in der „Sapaudia" (= Savoyen), einem römischen Militärbezirk mit Genf, Lyon und Vienne als Hauptorten. Offenbar auf Anraten desselben Aëtius, der sie angesetzt hatte, stießen die Burgunder in die heutige Westschweiz vor, um Grenzwacht gegen die Alemannen zu bilden. Um 500 war die Westschweiz burgundisch, Ost- und Mittelschweiz alemannisch. Beide germanische Gruppen saßen nunmehr als nordrassische Herrenschicht über fast völlig romanisierter alpiner Bevölkerung mit nordrassischem Einschlag.

Es fällt auf, daß die beiden nahe verwandten Germanenstämme **nicht** zu einer Einheit verschmolzen und so blutmäßig und darum kulturell und sprachlich dem spätern Schweizervolk kein **einheitliches** Gepräge vererbt haben. Die Erklärung dafür liegt in alter Feindschaft. Burgunder und Alemannen waren schon in Süddeutschland verfeindet und haben diese alte Feindschaft auf ihren spätern Zügen mitgenommen. Als Wirkung dieser Feindschaft ist die Westschweiz schließlich französisch-, die Mittel- und Ostschweiz deutsch-sprechendes Gebiet geworden.

Aëtius setzte die in den Hunnenkämpfen furchtbar dezimierten Burgunder zwischen Romanen an. Zwei Drittel allen Besitzes an Land, Höfen, Sklaven usw. sollten die Burgunder bekommen, ein Drittel sollten die Romanen behalten dürfen. Die Romanen aber durften wählen und wählten sich meist Schlüsselstellungen des Besitzes. Darum saßen die Burgunder oft in wirtschaftlicher Abhängigkeit zwischen den Romanen. Wirtschaftliche Abhängigkeit und gleiches religiöses Bekenntnis (katholisch) lockerte alle Schranken zwischen Germanen und Romanen und ließ die Burgunder in überraschend kurzer Zeit als nordische Oberschicht untergehen. Übrig blieb eine rassisch stark nordisch durchsetzte, kulturell wie sprachlich völlig romanisierte Mischbevölkerung: die Ahnen der heutigen Westschweizer.

Die Alemannen kamen als freie Männer. Sie kamen in großer Zahl, ungebrochen in ihrer durch Nachschub immer wieder ergänzten Volkskraft und nahmen, was ihnen behagte. Sie wichen römischen Kulturspuren fast ängstlich aus. Hart neben römischen Weilern bauten sie ihre hölzernen Herrenhäuser. Sie waren und blieben zunächst „Heiden". Selbst als das Christentum Eingang fand, blieb noch lange Zeit die Abneigung gegen römische Kultur und Rassenmischung bestehen.

Der burgundische Vorstoß im Westen und die Niederlage durch die Franken im Osten (beides vor 500) engten den alemannischen Lebensraum ein und erzwangen die Intensivierung des Restgebietes. Als eine Folge dieses Zwanges drangen nach 500, besonders zwischen 600—900 alemannische Bauern in die damals noch dicht bewaldeten Hochtäler am Nordhang der Alpen. Die Volksteile, die sich in die Alpentäler einschoben, waren sicherlich beste Volkskraft, denn für Schwache, Alte und Müde waren die Lebensbedingungen der Hochtäler zu schwer. Man darf sogar annehmen, daß in der Isolierung der Hochtäler eine qualitative Aufartung stattgefunden hat. Es ist kein Zufall, daß die Geschichte der Schweiz in den Alpentälern ihren Anfang nahm und daß sie gerade in den Waldstätten anfing, also dort wo der Vierwaldstätter See die Verbindung zwischen **mehreren** Hochtälern herstellt. Es ist ebensowenig Zufall, daß Generationen hindurch nicht die Ebene, sondern die Hochtäler (Schwyz und Uri voran) die treibenden Kräfte in der expansiven Politik der Eidgenossen gewesen sind.

Die große Zeit der eidgenössischen Geschichte trägt alle Merkmale echtesten nordischen Wesens: bäuerliches Genossenschaftsdenken, stolzes Unabhängigkeitsbewußtsein des freien Mannes, heroischen Lebensstil und heldische Opferbereitschaft, aber auch Neigung zur Eigenwilligkeit (Zwietracht). Generationenlanger verschwenderischster Einsatz der Kräfte machte die Eidgenossenschaft unter Führung der Bergbauern (Waldstätte) frei. Ja, die Überfülle an Kraft ließ die frei gewordene Eidgenossenschaft sogar in Großmachtpolitik hineingeraten. Daran aber ist sie gescheitert. Die Niederlage der Eidgenossen gegen Frankreich (Marignano 1515) bedeutete das Ende der schweizer Heldenzeit und den Beginn politischer Abhängigkeit von Frankreich.

Wie erklärt sich nun die auffällige Tatsache, daß **vor** 1500 Generationen alemannischer Bauern voll robuster Kraft heroisch gelebt und verschwenderisch die eigne Lebensfülle eingesetzt haben, um ja keinen Herrn über sich anerkennen zu müssen, es sei denn der Kaiser, der die eidgenössische Freiheit zu garantieren hatte; daß aber **nach** 1500 die Eidgenossen sich **nicht einmal** mit gleichem Einsatz rührten? Die Antwort sei vorweggenommen:

Frankreich setzte der Großmachtpolitik, d. h. dem räumlichen Ausdehnungsdrang der Eidgenossen ein Ende, zwang die Eidgenossen in politische, dann in kulturelle und wirtschaftliche Abhängigkeit und schöpfte im Besitz solcher Vormachtstellung die eidgenössische Volkskraft in solchem Maße ab, daß am Ende sogar ein neuer Volkskörper entstand. All das aber konnte geschehen, weil das deutsche Volk ohnmächtig und sein politisches Gefüge schwächlich war.

Im 13., 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts haben die Eidgenossen alle so reichlich fließende Volkskraft in den eignen Kämpfen und im innern Aufbau ihres Lebensraumes selbst verbraucht. In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde zuerst der Überschuß nicht mehr verbraucht, sondern strömte im aufkommenden Söldnerwesen ab. Zunächst hielt der Abfluß sich in engen Grenzen. Seit aber Marignano allen Ausdehnungsversuchen der Eidgenossen ein Ende gesetzt hatte, wurde Abwanderung der Überfülle geradezu eidgenössisches Schicksal.

Die weitaus meisten eidgenössischen Söldner gingen nach Frankreich. Kein Zufall, denn dem Reich, in dem der Erbfeind Habsburg die Kaiserkrone trug, waren die Eidgenossen entfremdet. Frankreich war die zweitgrößte Macht jener Zeit und begierig, fremdes Blut für eigne Zwecke fließen zu lassen. So groß war die Zahl der eidgenössischen Söldner in französischen Diensten, daß wir rückschauend feststellen dürfen, daß ohne sie die Könige des ancien regime Frankreich nie zur Großmachtstellung hätten emporführen und als Großmacht hätten halten können.

Eine Ahnung von der zahlenmäßigen Bedeutung der eidgenössischen Söldner in fremden Diensten geben folgende Zusammenstellungen aus älterer Zeit:

I. Schweizer Söldner in französischen Diensten:

	Schätzung Waser[1])	Schätzung v. Müller v. Friedberg[2])	Schätzung May[3])
1474—1488	12 000	—	12 600
1489—1499	53 000	—	37 500
1500—1521	97 400	—	70 000
1522—1549	146 000	138 000	163 000
1550—1561	82 100	81 000	81 100
1562—1575	48 700	48 700	40 900
1576—1589	62 200	61 100	48 300
1590—1610	43 600	24 500	18 400
1611—1643	63 700	47 600	54 500
1644—1715	60 200	20 400	42 300
1716—1772	31 025	13 240	31 020
1773—1792	—	—	14 362
zusammen	699 925	434 540	613 982

Die hier genannten Ziffern sind auch nicht annähernd vollständig. Offenbar sind die in den alten Quellen genannten Ziffern vielfach Präsenzzahlen, d. h. sie sagen nur aus, wie groß die Zahl der eidgenössischen Söldner in den betr. Zeitabschnitten waren, ohne aber anzugeben, wieviel Menschen die Schweiz abgab, um die Präsenzziffern auf ihrer Höhe zu halten. Es sind also die ständigen Nachschübe zum Ausgleich der großen Ausfälle an Toten, Verwundeten, Kranken usw. nicht darin enthalten. Professor Dr. Julius Wyler vom Eidgenössischen Statistischen Amte vertritt in seiner vor einigen Jahren an-

II. Schweizer Söldner in anderen Diensten:[4])

	16. Jahrh.	17. Jahrh.	18. Jahrh.
Holland	—	—	19 550
Venedig	8 000	12 200	3 600
Spanien	24 100	41 000	13 600
Savoyen-Sardinien	—	17 440	11 200
Schweden	—	3 600	—
Deutsches Reich	—	5 700	11 200
Brandenburg	—	125	—
Ungarn	—	—	2 400
Neapel	—	—	5 900
Papst	10 000	—	—
England	—	800	—
zusammen	42 100	80 865	67 450

gestellten Untersuchung[5]) die Auffassung, daß im 16. Jahrhundert etwa 500000 (davon allein ein Drittel in den Kriegen Königs Franz I. von Frankreich), im 17. Jahrhundert 400000 und im 18. Jahrhundert abermals 500000 schweizer Söldner ihr Leben auf den Schlachtfeldern Europas geopfert haben. Er stellt weiterhin fest, daß das „Reislaufen" im 16. Jahrhundert den Geburtenüberschuß (also das natürliche Wachstum) vollständig, im 17. Jahrhundert zu zwei Dritteln und im 18. Jahrhundert etwa zur Hälfte abgesaugt hat.

Unterstellen wir, daß Wyler recht hat, dann betrug der natürliche Zuwachs des Schweizervolks über die zahlenmäßige Bestandserhaltung des Volkes hinaus im 16. Jahrhundert 500000 Seelen, im 17. Jahrhundert 600000 Seelen und im 18. Jahrhundert 1 Million Seelen. Diese Annahme erscheint durchaus berechtigt, denn der schweizer Volkskörper wird für das 16. Jahrhundert mit 800000 Seelen, für das 17. Jahrhundert mit 1000000 und für das 18. Jahrhundert mit 1250000 Seelen geschätzt[6]). Danach ergibt sich also folgendes Bild:

	Gesamtbevölkerung der Schweiz	Verluste durch Reislaufen
16. Jahrhundert	800 000 Seelen	500 000 Tote
17. Jahrhundert	1 000 000 Seelen	400 000 Tote
18. Jahrhundert	1 250 000 Seelen	500 000 Tote

Mit dem Verlust an Toten, die zum weitaus größten Teile zum Nutzen Frankreichs verblutet sind, ist der Gesamtverlust des schweizer Volkskörpers nicht einmal vollständig erfaßt. Zu berücksichtigen ist, daß Hunderttausende von Männern im besten Mannesalter fern der Heimat weilten und in dieser Zeit nicht nur der Heimat fehlten, sondern ihre Zeugungskraft zumindest teilweise einem fremden Volkskörper zu Gute kam.

Der Überschuß, den das „Reislaufen" übrig ließ, ist durch die Auswanderung friedlicher Art weiter dezimiert worden. Sowohl aus religiösen (Wiedertäufer), wie aus beruflichen Gründen sind seit dem 16. Jahrhundert viele tausend Schweizer abgewandert, ohne daß ihre Zahl genau zu erfassen wäre. Der Lausanner Arzt August Tissot (1728—1797) glaubt, daß die berufliche Auswanderung sogar noch tiefere Wunden geschlagen habe als das Reis-

[1]) Waser: Schweizer Blut und französisch Geld, politisch gegeneinander angewogen; Schlözers Briefwechsel, 6, 1780.

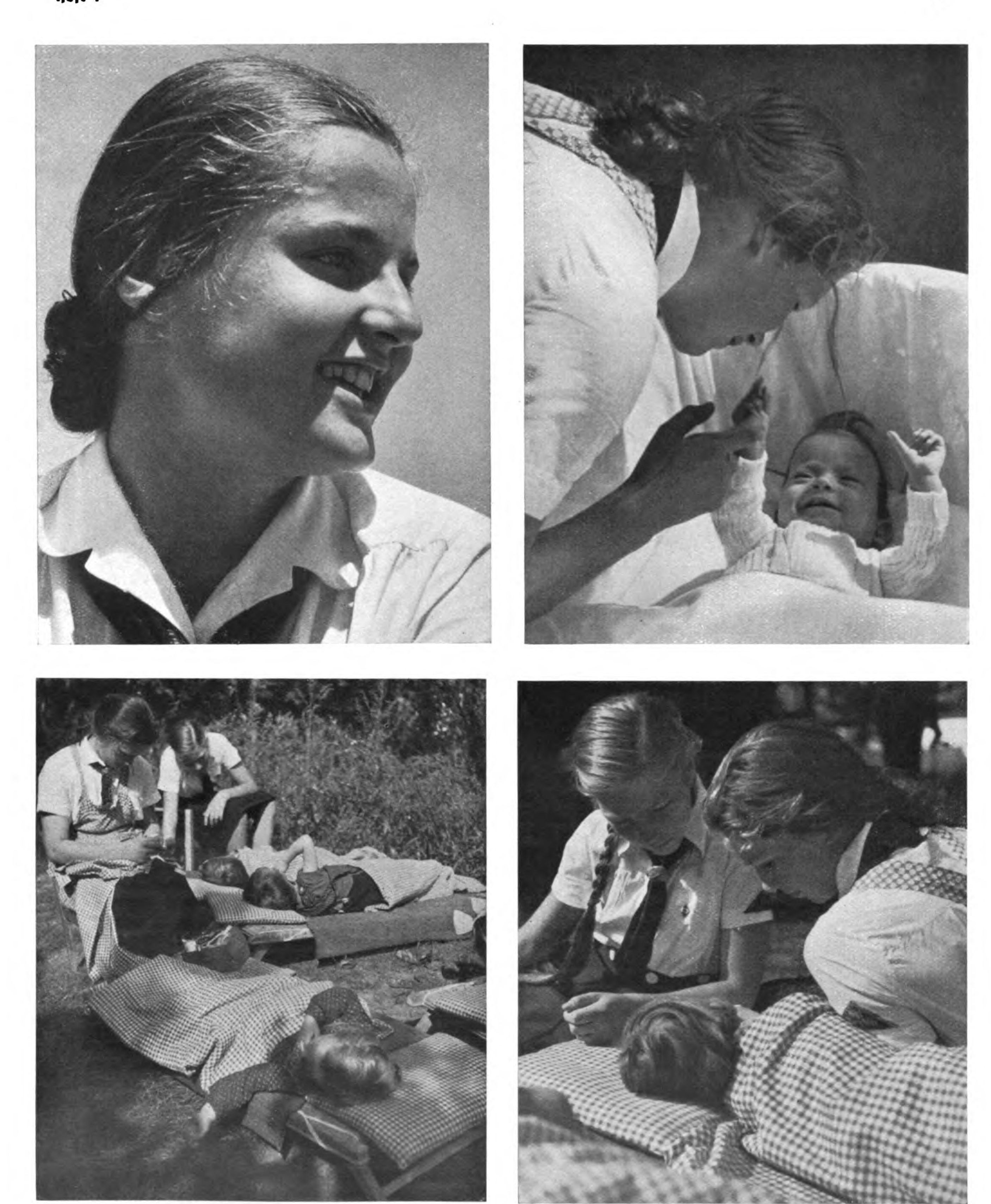
[2]) v. Müller von Friedberg: Chronologische Darstellung der eidgenössischen Truppenüberlassungen an auswärtige Mächte. St. Gallen 1793.

[3]) May: Histoire militaire de la Suisse, Lausanne 1788.

[4]) v. Müller von Friedberg a. a. O.

[5]) „Das Übervölkerungsproblem der Schweiz" in der „Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft", 59. Jahrgang, Bern 1923, S. 56 ff.

[6]) „Die Bevölkerung der Schweiz" herausgegeben vom Eidgenössischen Statistischen Amt, Bern 1939, S. 5.



Deutsche Jugend

Aufn. Doris Haase-Paschke

Der Einsatz im NSV.-Kindergarten macht die künftigen Mütter glücklich und stolz.
Verantwortung für die nächste Generation wird ihnen Selbstverständlichkeit

laufen. Diese Meinung läßt sich aber kaum aufrecht halten, denn Julius Wyler hat für das 18. Jahrhundert, als die berufliche Auswanderung besonders groß war, einen Verlust von nur 100000 berechnet gegen den gleichzeitigen Verlust von 500000 allein an toten Söldnern.

Was schließlich Reislaufen und berufliche Auswanderung übrig ließen, ist vielfach Seuchen (Aussatz, Pest, Cholera) und Hungersnöten zum Opfer gefallen, so daß die gesamte überschüssige Geburtenkraft nahezu aufgesaugt und der schweizer Volkskörper auch nicht annähernd in dem Maße gewachsen ist, wie es der natürlichen Gebärkraft entsprach. Innerhalb des zahlenmäßig nur langsam wachsenden Volkskörpers aber vollzog sich durch die Absaugung der wertvollsten Volkskraft eine so gründliche rassische Umschichtung, daß um 1800 aus einer einst zu 80% langköpfigen eine zu 80% kurzköpfigen Bevölkerung geworden ist.

Nicht nur im Rassenbilde, sondern auch im Kulturleben und in der Geisteshaltung der Schweizer vollzog sich in den entscheidenden Jahrhunderten 1500—1800 eine grundlegende Wandlung.

Um 1500 war das schweizer Volk ein so gut wie reines Bauernvolk. Seit 1550 strömten Scharen italienischer und französischer Religionsflüchtlinge (ihre Gesamtziffer dürfte wenigstens 250000 betragen, davon allein 140000 seit 1685) ins Land, die solche Fülle neuer Gewerbezweige und solche Fülle wirtschaftlicher Aktivität mitbrachten, daß die Schweiz schon um 1600 zu einem hochindustriellen Lande geworden ist. Dabei ist unter „hochindustriell" eine ungewöhnliche Häufung gewerblicher Tätigkeit, nicht aber großindustrielle Betätigung im heutigen Sinne verstanden.

Mit den Refugianten kam ein wirtschaftlicher Aufstieg, der schließlich die Beseitigung des Reislaufens (seit 1848 durch Bundesgesetz verboten) und den Einsatz des Menschenzuwachses im eigenen Lande ermöglichte. Es wurde mit den Refugianten aber zugleich jene reiche Skala bourgeoisen Denkens im Schweizervolk heimisch gemacht, die vom positiven Erfolgstreben bis zum negativen Rentnergeiste reicht. In dem einst so urkräftig vitalen, heroisch lebenden und einsatzbereiten alemannischen Bauernvolk entstanden in immer größerer Zahl jene Menschentypen, die in Wirtschaftsdenken und Nützlichkeitsstreben befangen sind.

Das wirkt sich z. B. auf der politischen Ebene aus. Wer Geschäfte machen will, braucht Ruhe. Hier stoßen wir auf eine der Wurzeln, die viele Schweizer zu antideutscher Haltung veranlaßt. Die politische Unruhe des deutschen Volkes stört im Geschäft. Das genügt vielen, die gar nicht mehr zu fragen bereit sind, warum das deutsche Volk unruhig sein muß.

Eine andere der vielen Auswirkungen des Nützlichkeitsgeistes, der im schweizer Volk um sich griff, sehen wir im Geburtenschwund zu Tage treten. Der Geburtenrückgang ist gerade in der Schweiz mit besonderer Schärfe aufgetreten (1937: 15,0 Geburten aufs Tausend), am stärksten aber in der Westschweiz und im Züricher und Baseler Industriegebiet.

Was die Schweizer bisher an bevölkerungspolitischen Maßnahmen dem drohenden Volkstod entgegenzusetzen gewußt haben, ist Stückwerk, eine Reihe von kleinen Einzelzügen, ausgerichtet am französischen Beispiel, und im Wesentlichen auf finanziellem Gebiet liegend. Eine völkische Erneuerung aber würde einer tieferen Selbstbesinnung auf die Rassenwerte und eines neuen völkischen Ziels bedürfen.

Anschr. des Verf.: Köln-Marienburg, Goltsteinstr. 209.

Friedrich Keiter:

Kulturbiologischer Nachklang zur „Biennale Venedig 1938" (II)

Wir haben im letzten Heft von der Herkunft der italienischen Künstler gesprochen. Nun wollen wir die fast alle Völker Europas umfassende Kunstschau der Biennale Venedig auch noch dazu ausnutzen, festzustellen, zu welchen Hauptarten von bildender Kunst die europäischen Völker- und Rassenzonen besonders hinneigen; denn Europa als Ganzes muß ja nicht als innerlich einheitlich, sondern auch rassenbiologisch in all seinen Spannungen und Gegensätzen gesehen werden. Wer diese Biennale-Ausstellung offenen Auges erlebt hat, der nörgelt nicht mehr über mangelnde Schöpferkraft des alten, aber doch so jugendfrisch gebliebenen Europa. Man vergleiche natürlich gerechterweise mit einzelnen Jahren früherer Zeiten, nicht mit der gesammelten Wucht der tausendfach ausgesiebten Gipfelleistungen, die einem in Erinnerung sind, wenn man an Alte Kunst denkt. Niemand wird behaupten wollen, daß diese Schau der Jahre 1937/38 von keinem anderen Jahre der europäischen Kunstgeschichte an Fruchtbarkeit übertroffen wird: aber sowohl was Breite, wie was Tüchtigkeit, Erfindungsgeist und Eigenkraft der Leistung anlangt, waren ohne Zweifel auch viele Jahre der hochgerühmten Epochen viel dünner und ärmlicher als diese Gegenwart.

Das Problem der bildenden Kunst scheint mir heute weniger eines der Schöpferkraft, als eines der Verankerung des von einzelnen Geschaffenen in den Seelen der Menschen und damit im wirkenden Leben des Zeitalters zu sein. Also ein Adoptionsproblem! Aber davon soll hier nicht gesprochen werden.

Was ist der geistige Gehalt, die zentrale Idee, die dem gegenwärtigen Schaffen innewohnt? Ich glaube, man muß hier ohne zu zögern das Landschaftsbild nennen. Das Landschaftsbild als Gestaltung einer unpersönlichen unendlichen Wirkungseinheit hat für die Malerei eine ähnliche Bedeutung wie für die Musik die Symphonie. Landschaftsbild und Symphonie sind wohl auch die Formen, in denen die nordische, die nordalpine künstlerische Absicht am reinsten zu sich selbst kommt. Wird man später einmal unsere Zeit kunstgeschichtlich nach dem Landschaftsbild nennen, so wird man zugleich aussagen, daß in dieser Zeit der nördliche Kunstwille das Übergewicht hatte.

Diesem Landschaftsbild gegenüber, das aus quellendem Reichtum unverbrauchter Möglichkeiten über den Naturalismus längst hinaus ist und vom Eindruck zur reinen seelischen Gestaltung fortgeschritten ist, muten die gezeigten Anläufe zu Fresken- und Figurenkunst doch nur wie interessante Versuche ohne entscheidendes Gewicht an.

Aber ich kann diese inhaltlichen Andeutungen, die auch in einem guten künstlerischen Bericht über die Biennale zu finden gewesen sein müssen, nicht fortsetzen. Kulturbiologische Nachklänge wollen ja völker- und rassenpsychologische Lehren ziehen.

Da sei festgehalten: Alle europäischen Länder können sich beteiligen und alle stellen alle hauptsächlichsten Arten moderner Kunst aus, Landschaft, Bildnis, Figurenkunst,

Stilleben, Plastik, Graphik. Die europäiden Völker sind soweit eine Einheit, daß mit einer von irgendwo ausgehenden kulturellen Anregung in der Regel alle irgendetwas anfangen können. Dieser in der europäischen Kulturgeschichte fast immer gültige Satz ist auch der modernen Kunst gegenüber richtig.

Ein interessanter Fall ist Ägypten. Ein Volk, das weit über tausend Jahre lang keine abbildende Kunst machen durfte, geht seit vierzig Jahren in Europa, vorwiegend in Paris in die Lehre. Heute bleibt seine kleine Ausstellung an Qualität und Eigenart kaum mehr hinter den anderen europäischen Ländern zurück. Eine Warnung an die Phantasielosen, die immer wieder glauben, aus einer einzigen Situation die vollen rassischen Möglichkeiten eines Volkes abschätzen zu können.

	Bildnis	Landschaft	Figuren	Akt	Stilleben	Plastik
Ägypten	4	10	21	—	1	15
Belgien	21	42	15	—	23	40
Dänemark-Schweden	8	40	10	—	—	9
Deutschland	37	65	5	1	6	52
Frankreich	13	40	32	17	19	30
Holland	34	19	7	1	3	18
Griechenland	10	26	32	10	20	11
Großbritannien	8	62	14	5	19	22[1]
Italien	73	65	82	17	49	96
Jugoslavien	9	26	1	—	3	18
Polen	25	8	1	2	11	25
Rumänien	16	47	3	4	18	19
Schweiz	5	28	—	1	—	32
Spanien	25	10	13	2	4	38
Ungarn	19	62	19	—	2	24

Tab. I. Die auf der Biennale Venedig 1938 ausgestellten Kunstwerke (absolute Anzahlen).

Soviel über die Europäiden als Befähigungseinheit. Nun aber zu den Unterschieden. Quantitative Unterschiede der Kunstleistung kann man in der Biennale natürlich nicht studieren, da zuviel von den äußeren Umständen der Beschickung abhängt; Italien stellt allein schon fast ebensoviel aus wie alle anderen Länder zusammen! Hochinteressant ist aber eine Übersicht der relativen Häufigkeit der einzelnen Kunstarten in den verschiedenen vertretenen Ländern. Das sei in einer Reihe von Kärtchen gezeigt.



Karte 1

Wägt man zunächst ab, wie Plastik und übrige Kunst zueinander stehen, so erhält man kein einheitliches Bild (Kärtchen 1). Nordalpinen Ländern mit viel Plastik wie Deutschland, Jugoslavien stehen als südliche Plastikländer Spanien, Italien, Ägypten gegenüber. Wahrscheinlich nicht zufällig ist aber, daß England und Skandinavien wenig Plastik zeigen; ja England läßt sich nur durch den Juden Epstein vertreten. Plastik ist zwar eine süd- und mitteleuropäische, aber wesentlich weniger eine nordeuropäische Kunst.



Karte 2

Nun zum Landschafts- im Verhältnis zum Figurenbild (Kärtchen 2). Spricht diese Zusammenstellung nicht mit aller wünschenswerten Deutlichkeit? Am schwächsten ist das Landschaftsbild in Ägypten vertreten, am stärksten in Rumänien und dabei handelt es sich in beiden Ländern um Künstler, die zur gleichen Zeit im gleichen Ausland (vorwiegend Paris) gelernt haben. So verschieden kann gleiche Lehre wirken. Dabei kann man im Falle Ägypten gar nicht sagen, daß sich etwa eine völkische Tradition durchgesetzt hätte, denn die abbildende Kunst hat in Ägypten seit 2000 Jahren ja keine Tradition mehr. Zwischen diese Extreme schieben sich die anderen Länder sinnvoll ein: Etwa 40% Landschaftsbilder im Vergleich zu Figurenbildern haben die Völker der südeuropäischen Halbinseln Spanien, Italien und Griechenland ausgestellt, etwa 50% die Franzosen, das romanische Volk auf nördlicherem Boden. Über 70% der Gesamtsumme Landschafts- und Figurenbild macht das Landschaftsbild aber in allen den nordischen und nordalpinen Völkern, einschließlich der Slaven, die sich hierin wieder einmal völlig im Gefolge des Nordens zeigen, aus.

So sehr werden die an sich gleichen Anregungen durch die Verschiedenheit der völkischen und rassischen Vorziehensneigungen „umgezüchtet".

[1]) Nur der Jude Epstein.

Wir haben das Landschaftsbild mit der Symphonie verglichen, welche den Hörenden die Anschauung eines unendlichen außermenschlichen Seins bietet. Demgegenüber ist das „Figurenbild" Oper, aktuelle und pathetische Darbietung von Szenen, von menschengetragenen Einzelereignissen. Daran bestand die Größe der südlichen Renaissancekunst, und der gleichen Kunstgattung wenden sich auch die heutigen südlichen Völker mit Vorliebe zu, während die nördlichen nichts damit anzufangen wissen. Auch heute können nur Italiener Bilder, die in der Nachfolge Raffaels, Tizians, Tintorettos stehen, so hinwerfen, daß sie Leben und nicht saftloser Akademismus sind!



Karte 3

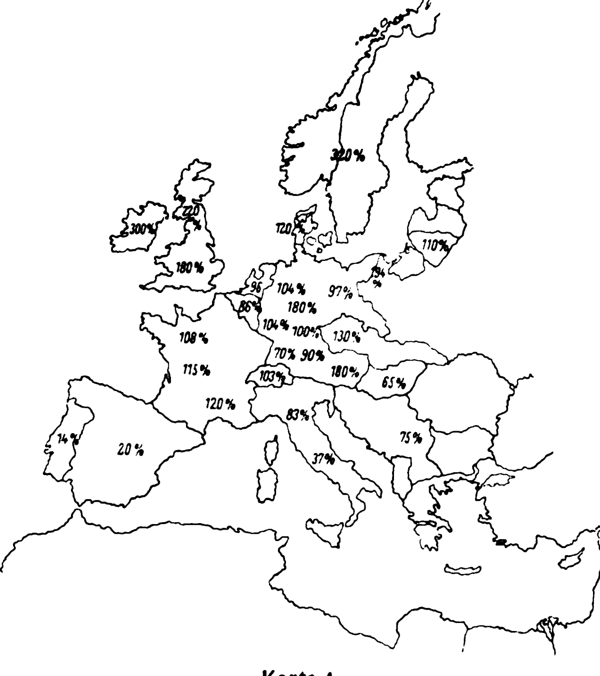
Man kann auch sagen, daß das Landschaftsbild mit naturwissenschaftlicher, das Figurenbild mit geisteswissenschaftlicher Neigung Hand in Hand geht. Geisteswissenschaft steht im unmittelbaren Eindruck menschlichen Geschehens, der Naturwissenschaftler sucht, auch wo er sich mit Mensch und Kultur beschäftigt, das stetig Seiende. Kärtchen 3 gibt die Prozenthäufigkeit großer Natur- im Vergleich zu großen Geisteswissenschaftlern in den europäischen Ländern nach dem Material Isenburgs[3]). Landschaftsbild und Mangel an Plastik gehen mit vorwiegender Naturwissenschaft, Figurenbilder mit vorwiegender Geisteswissenschaft Hand in Hand.

Ein Kunstgebiet, das in dieser Hinsicht zweideutig ist, das man südlich und nördlich, geistes- und naturwissenschaftlich, seinsdarstellend und aktualitätsgeladen auffassen kann, ist das Bildnis. Demgemäß haben südliche (Spanien) und nördliche Völker (Holland, Deutschland) viele Bildnisse ausgestellt. Man müßte schon tiefer schürfen, als es hier möglich ist um den rassenpsychologischen Sinn dieser Tatsache aufzudecken.

Mehr als volkscharakterliches Kuriosum sei aufgeführt, daß Frankreich mit der Zahl der ausgestellten (Frauen)-Akte weitaus an der Spitze liegt.

Verfolgt man die Theorie weiter, daß der Norden mehr Interesse für die außerpersönliche Natur, der Süden mehr Interesse für den Menschen hat, so kann man noch einmal alle Malereiarten, bei denen Menschen wichtig sind, den

[3]) Isenburg, Prinz Wilhelm K. von: Genie und Landschaft im europäischen Raum. Berlin 1936.



Karte 4

Arten gegenüberstellen, bei denen Menschen unwichtig sind oder fehlen. Wir rechnen in diesem Zusammenhang das Bildnis und den Akt ganz zur ersten Gruppe (was gewiß nicht völlig richtig ist, da sie oft auch „naturwissenschaftlich", seinsdarstellend aufgefaßt werden) und stellen Bildnis + Akt + Figurenbild den beiden Gruppen Landschaft + Stilleben (der Italiener sagt natura morta = tote Natur) gegenüber (Kärtchen 4). Der Sinn ist der gleiche wie bei der früheren Karte über Landschafts- und Figurenbild: Der Süden interessiert sich stärker für den Menschen, der Norden für Natur (Wesen). Am wenigsten wissen Spanier und Ägypter dem Außermenschlichen abzugewinnen, die auch rassisch von allen verglichenen Völkern am wenigsten nordeuropäisches Blut haben.

Wir stehen hier vor schwerwiegenden rassenpsychologischen Tatsachen, die allein aus dem Bilderbestand einer internationalen Kunstausstellung abzuleiten vielleicht kühn erscheint. Aber so ist es auch nicht. Die Biennale ist nur ein Beispiel unter vielen. In gleicher Linie liegende Gedanken drängen sich beim kulturbiologischen Studium der rassenpsychologischen Differenzierung der Europäiden auf Schritt und Tritt auf.

Nachgetragen sei, daß die ausgestellte Kunst der Vereinigten Staaten von Nordamerika die typischen Zeichen der nordischen europäischen Länder zeigt (Plastik überhaupt nicht ausgestellt, Landschaft 54%, Landschafts- zu Figurenbild 77%, menschenlose zu menschenbetonten Bildern 63%).

Die Äropittura, die italienische „Flugmalerei", als ein typisch südlicher Ismus, der die Objektdarstellung nicht um drängenden Seelenausdrucks, sondern um ekstatischer Eindrucksballung willen verzerrt, muß hier übergangen werden.

Alles übrige, was ich an der Biennale kulturbiologisch gelernt habe (und das viele, was ich noch gar nicht ausschöpfen konnte), Neigung zu Farb- und Formbeachtung, zum Realismus (Spanier), zu eleganter (Griechen) und plumper Linienführung (Holland), saubere Arbeit als neubewährter deutscher Wert — muß einer späteren Darstellung vorbehalten bleiben.

Anschrift des Verfassers: Würzburg, Rassenbiologisches Institut der Universität, Klinikgasse 6.

Franz Schwanitz:

Wirkung und Bedeutung der Auslese

(Bericht über eine experimentelle Arbeit)

Im Journal of Heredity, 29, 1938, H. 3, S. 101—112, berichtet H. D. Goodale über einen sehr interessanten Versuch, durch fortgesetzte Auslese das Körpergewicht der Maus zu steigern. Es sollte hierbei vor allem die Frage geklärt werden, wie weit die untersuchte quantitative Eigenschaft, die Körpergröße, durch die Auslese verändert werden kann, und wo die Grenze der durch die Auslese herbeizuführenden Veränderung liegt, über die hinaus auch durch schärfste Auslese keinerlei Veränderung mehr eintreten kann.

Der Verfasser erörtert zunächst ausführlich die erblichen Grundlagen der Auslese. Die Körpergröße ist wie die meisten quantitativen Merkmale polymer bedingt, beruht also auf zahlreichen gleichsinnigen Erbanlagen. Jede dieser Erbanlagen kann in einer Zustandsform auftreten, die die Entstehung eines hohen Körpergewichtes fördert, oder aber in einer Zustandsform, die die Entstehung eines geringen Gewichtes begünstigt. Je mehr Erbanlagen in einer Zustandsform vorhanden sind, die die Ausbildung eines hohen Gewichtes fördert, um so größer wird das Gewicht des betreffenden Individuums sein, und umgekehrt, je mehr Erbanlagen in einer Zustandsform auftreten, die ein geringes Gewicht begünstigt, um so leichter ist das betreffende Tier. Geht man nun von einer größeren Zahl von Tieren aus, deren erbliche Zusammensetzung im Bezug auf das fragliche Merkmal möglichst verschieden ist, so muß es möglich sein, durch fortgesetzte Auslese und Paarung der schwersten Tiere eine Steigerung des Gewichtes zu erreichen.

Die Höchstgrenze, bis zu welcher diese Steigerung vorgetrieben werden kann, wird dadurch bestimmt, wie viele der das Gewicht beeinflussenden Erbanlagen in den gesamten Ausgangstieren in günstiger Form vorhanden sind. Je mehr von den betreffenden Anlagen in dem Ausgangsmaterial in günstiger Form vorhanden sind, umso höheres Gewicht kann durch die Auslese erreicht werden. Diese theoretisch mögliche Höchstgrenze dürfte jedoch praktisch nur dann zu erreichen sein, wenn die Auslese von einer sehr großen Zahl von Ausgangstieren ausgeht. Denn die Erbanlagen liegen ja bekanntlich in den Kernschleifen. Wenn eine Eigenschaft durch zahlreiche Anlagen bestimmt wird, werden mehr oder minder häufig auch mehrere bis zahlreiche Erbanlagen, die alle diese gleiche Eigenschaft beeinflussen, in einer Kernschleife liegen. Da die Kernschleifen als selbständige Einheiten bei der Vererbung von einer Generation auf die anderen übertragen werden, wirken sie auch als kleinste Einheiten bei der Auslese. Der Vorgang der Auslese besteht daher im wesentlichen darin, daß eine Anhäufung der Kernschleifen stattfindet, die am meisten günstige Zustandsformen (Allele) der das Gewicht bestimmenden Erbanlagen besitzen. Die Zeit, die vom Beginn der Auslese bis zur Erreichung der möglichen Höchstgrenze gebraucht wird, ist bestimmt durch die Zahl der im Sinne der Auslese vorteilhaften Kernschleifen und durch die Schärfe der Auslese. Je geringer die Zahl der Kernschleifen ist, die für die Auslese von Bedeutung sind und je schärfer der Auslesevorgang selbst ist, umso rascher wird die Auslese ihr Ziel erreichen und umgekehrt, je größer die Zahl der für die Auslese in Frage kommenden Kernschleifen und je schwächer die Auslese ist, umso geringer sind die Fortschritte, umso längere Zeit wird bis zur Erreichung des Endzustandes benötigt. Während dieses Vorganges kann noch eine weitere Anreicherung günstiger Zustandsformen in den einzelnen Kernschleifen dadurch erfolgen, daß zwischen den Paarlingsschleifen ein Austausch von Erbanlagen eintritt. Enthält etwa die eine Kernschleife die günstigen Erbanlagen A und B und die ungünstigen c und d, die entsprechende Paarlingsschleife dagegen die ungünstigen Anlagen a und b und die wertvollen C und D, so kann durch Bruch der Kernschleife und durch Austausch der entsprechenden Kernschleifenstücke eine Neuvereinigung der Erbanlagen eintreten. Es können z. B. in unserem Falle eine Kernschleife mit den Anlagen A, B, C, D und eine mit den Anlagen a, b, c, d aus den Kernschleifen mit den oben genannten ursprünglichen Anlagenvereinigungen hervorgehen. Es ist selbstverständlich, daß die Kernschleife der Neuvereinigung A, B, C, D für die betreffende Eigenschaftsausbildung günstiger ist, als die beiden Ausgangskernschleifen A, B, c, d und a, b, C, D. Eine derartige Kernschleife besitzt also infolge dieser Neuvereinigung einen höheren Auslesewert als die ursprünglichen Kernschleifen.

Anstieg des Körpergewichts der Maus bei Auslese auf Gewicht
Die Zahlen auf der Abszisse geben das Durchschnittsgewicht von je 1000 Tieren aus aufeinanderfolgenden Geburten an.

Hat der Vorgang der Auslese so weit geführt, daß schließlich sämtliche Kernschleifen mit dem günstigen Erbanlagenbestand in einem Zuchtstamm in gleicherbiger Form vereinigt sind, dann ist der Zustand erreicht, in dem auch durch die schärfste Auslese praktisch keine weiteren Veränderungen mehr herbeigeführt werden können. Eine weitere Steigerung der betreffenden Eigenschaft kann dann nur dadurch erfolgen, daß einzelne Erbanlagen aus einer für die betreffende Eigenschaft ungünstigen Form durch Erbänderung (Mutation) in eine günstigere Zustandsform übergehen. Auf ganz lange Zeiträume hin betrachtet kann natürlich auch auf diesem Wege noch eine erhebliche Verbesserung der Leistung eintreten, sofern nur die Auslesebedingungen erhalten bleiben; in kleineren Zeiträumen, und vor allem in den Zeiträumen, die für einen Versuch zur Verfügung stehen, dürften durch Erbänderungen kaum merkliche Veränderungen der Leistung eintreten.

Man wird nun keineswegs annehmen dürfen, daß alle

günstigen Zustandsformen von Erbanlagen, die in dem Ausgangsmaterial vorhanden sind, auch mit in die ausgelesene erblich unveränderliche Endform eingehen müssen. Bei der Ausmerzung ungünstiger Zustandsformen der einzelnen Erbanlagen, ungünstiger Kernschleifen und ungünstiger Erbmassen wird bestimmt auch manche günstige Zustandsform einer bestimmten Erbanlage, manche Kernschleife mit wertvollen Erbanlagen mit ausgemerzt. Liegt nämlich eine günstige Erbanlage auf einer Kernschleife mit vorwiegend ungünstigen Anlagen zusammen oder befindet sich eine Kernschleife mit überwiegend günstigen Anlagen in einer Erbmasse, die sonst vorwiegend Kernschleifen mit ungünstigen Anlagen enthält, so wird in vielen Fällen wenn nicht gar in der Mehrzahl der Fälle die günstige Erbanlage bzw. die Kernschleife mit den günstigen Erbanlagen zusammen mit den ungünstigen Erbanlagen der Kernschleife oder mit der gesamten ungünstigen Erbmasse mit ausgemerzt werden. Man wird also damit rechnen müssen, daß häufig nur ein gewisser Teil der in den Ausgangstieren vorhandenen günstigen Erbanlagen in den durch die Auslese geschaffenen Endformen vereinigt wird, und zwar werden die in den Ausgangstieren vorhandenen günstigen Erbanlagen in umso stärkerem Maße auch in den Endformen der Auslese vertreten sein, je größer die Zahl der Tiere war, von denen der Ausleseversuch ausging und je uneinheitlicher deren Erbmasse beschaffen war. Je weniger Tiere andererseits als Grundlage für den Ausleseversuch gedient haben und je einheitlicher deren erbliche Beschaffenheit war, umso geringer wird im allgemeinen der Anteil der im Ausgangsmaterial vorhandenen günstigen Anlagenformen sein, der auch in den Endformen auftritt.

Die Dauer eines Auslesevorganges und die Größe der durch ihn zu erzielenden Veränderung werden also bestimmt durch die Zahl der im Sinne der Auslese günstigen Erbanlagenformen und das Verhältnis, in dem günstige und ungünstige Erbanlagenformen in dem Ausgangsmaterial vorhanden sind, durch die Schärfe der Auslese, durch die Wirksamkeit der einzelnen günstigen Erbanlagenformen und durch die Größe und die erbliche Uneinheitlichkeit des Ausgangsmaterials. Aus dem Zusammenspiel aller dieser Größen ergibt sich im einzelnen Falle, wielange der Auslesevorgang anhalten kann, bis er zum Stillstand kommt, und wie groß die Erfolge sind, die durch die Auslese erzielt werden können.

Die Auslese auf hohes Körpergewicht wurde im Versuch mit Prüfung der Nachkommenschaft durchgeführt, d. h. es wurde festgestellt, welche Paare besonders viele Nachkommen mit hohem Körpergewicht besaßen und nur solche Tiere wurden für die weitere Züchtung verwendet. Hierdurch war die Ausschaltung aller der Tiere möglich, bei denen das hohe Körpergewicht nur auf günstigen Umwelteinflüssen beruhte, und es wurden nur solche Tiere zur Züchtung zugelassen, deren hohe Gewichtsleistung tatsächlich auf dem Vorhandensein einer großen Anzahl günstiger Erbanlagen beruhte. Die Auslese wurde hier also im Gegensatz zu der sonst meist üblichen Auslese nach dem Erscheinungsbild nach dem Erbbild, der erblichen Zusammensetzung vorgenommen. Durch diese Art der Auslese konnten trotz einer geringen Zahl von Ausgangstieren — 5 Männchen und 11 Weibchen — von normalem Gewicht (♂ im Mittel 26 g, ♀ im Mittel 21,3 g) bereits sehr beachtliche Verschiebungen des Körpergewichts erzielt werden. Nach 14 Generationen lag bei den ♂ im Mittel das Körpergewicht bei 36,4 g, bei den ♀ bei 29,3 g. Das schwerste Tier, ein Männchen, erreichte ein Gewicht von 48,1 g. Aus dem unverminderten Anstieg der Kurve, die diese Gewichtszunahme darstellt, auch in den letzten Abschnitten, ist deutlich ersichtlich, daß der Endzustand, über den hinaus eine Auslese nicht mehr von Erfolg begleitet ist, nach 14 Generationen immer noch nicht erreicht ist, daß vielmehr sowohl bei den Männchen wie bei den Weibchen das Gewicht ganz augenscheinlich noch weiterer Steigerungen fähig ist. Diese starke und lange Steigerungsfähigkeit läßt sich durch die hohe Zahl von Erbanlagen, die dem Körpergewicht zugrunde liegen, erklären.

Wenn die beschriebenen Untersuchungen auch noch zu keinem endgültigen Ergebnis geführt haben, so lassen sich aus ihnen doch bereits einige recht beachtliche Schlußfolgerungen über die Bedeutung der Auslese und die Art ihrer Wirksamkeit für die Stammesgeschichte und die Rassenentstehung beim Menschen ziehen. Es zeigt sich hier vor allem eins deutlich: Eine Eigenschaft, dem mehrere bis viele Erbanlagen zugrunde liegen — und dies ist ja bei den meisten normalen Eigenschaften der Fall — kann lange Zeit, viele Generationen hindurch völlig unverändert bleiben, auch wenn die betreffenden Pflanzen-, Tier- oder Menschengruppen in den dieser Eigenschaft zugrunde liegenden Erbanlagen völlig uneinheitlich sind. Die Voraussetzung für eine derartige Unveränderlichkeit eines Merkmals ist nun, daß die Außenbedingungen gleichartig bleiben und keine Auslesewirkung auf das betreffende Merkmal ausüben, die über das zur Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes notwendige Maß hinausgeht. Ist dies der Fall, so kann eine Tier- oder Menschengruppe trotz erblich außerordentlich verschiedenartiger Zusammensetzung der Einzelwesen äußerlich gleichartig und unveränderlich erscheinen.

Erst wenn die Umweltverhältnisse sich so ändern, daß die Art der Ausbildung der betreffenden Merkmale eine starke Bedeutung für die Lebenserhaltung bekommt, die Auslese an diesen Merkmalen also entweder überhaupt erst oder aber in verstärktem Maße einsetzt, dann tritt auch eine starke Veränderung der entsprechenden Eigenschaften ein. Die Auslese in der Natur ist freilich in der Regel bei weitem nicht so scharf und daher auch nicht so rasch wirkungsvoll wie die künstliche Auslese durch den Menschen. Die außerordentlich langen Zeiträume, mit denen in der Natur gerechnet werden kann, und die hohen Individuenzahlen, die hier von der Auslese erfaßt werden können, bewirken jedoch, daß hier die gleichen, ja wahrscheinlich stärkere Wirkungen erzielt werden können als bei der künstlichen Auslese durch den Menschen. Die menschlichen Rassen sind Auslesegruppen. Wie schon aus der außerordentlichen Verschiedenartigkeit der einzelnen Vertreter der gleichen Rasse hervorgeht, ist die Auslese hier keineswegs bis zu dem möglichen Endzustand einer völligen Erbgleichheit vorgedrungen. Die scheinbare Unveränderlichkeit der Rassen beruht damit aber letzten Endes darauf, daß die Auslese die betreffenden Rassen so weit verändert hat, daß sie den Ansprüchen der betreffenden Außenbedingungen vollauf genügen, und daß daher die Auslese sich jetzt darauf beschränkt, die Rassen auf diesem Stande zu erhalten. Die Unveränderlichkeit der Rassen würde aber in dem Augenblick aufhören zu bestehen, in dem sich die Außenbedingungen so änderten, daß in dieser oder jener Richtung sich die Auslese erheblich verschärfte. Auch die menschlichen Rassen sind wie alles Lebende nicht starr und unveränderlich, sondern wandelbar und entwicklungsfähig, und in diesen Eigenschaften liegt die größte Gewähr für die Erhaltung des Menschen.

Anschrift des Verf.: Schriesheim/Baden, Kriegsstr. 1.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Staatssekretär Dr. Conti zur gesundheitlichen Lage des deutschen Volkes. Anläßlich verschiedener Kundgebungen konnte Staatssekretär, Reichsgesundheitsführer Dr. Conti über die ausgezeichnete gesundheitliche Verfassung berichten, in der sich das deutsche Volk trotz des Krieges befindet. Während 1914 auf 1 Million Einwohner in 1 Woche 13 Typhusfälle kamen, war 1940 vergleichsweise nur ein einziger solcher Fall zu verzeichnen. Ebenso verhält es sich mit den Rückgang der Ruhrerkrankungen. nicht anders mit den der Diphtherie. 1938 zählte man von Januar bis März 32400 Fälle von Diphtherie, 1940 im gleichen Zeitraum 24500 Erkrankungen. Besonders stark war der Rückgang an Todesfällen durch Tuberkulose. 1933 zählte man auf 1000 Einwohner noch 6,3 während es 1939 nur noch 5,3 Todesfälle waren. In Frankreich haben die Großstädte doppelt soviel Tuberkulose-Todesfälle aufzuweisen wie in Deutschland. Trotz der erhöhten Geburtenziffern konnte die Säuglingssterblichkeit ganz erheblich gesenkt werden. Neben der ärztlichen Versorgung der Bevölkerung ist vor allem die gesunde und ausreichende Ernährung während der Kriegszeit ausschlaggebend für den Gesundheitszustand des Volkes.

Rückgang des Frauenüberschusses. Aus der vor kurzem veröffentlichten Statistik der Wohnbevölkerung im Deutschen Reich wurde auf Grund der Volkszählung vom 17. 5. 1939 festgestellt, daß die männliche Bevölkerung seit der letzten Zählung des Jahres 1933 bedeutend stärker zugenommen hat als die weibliche. Bei der Volkszählung 1939 wurden 38752000 männliche Personen gegenüber 37090000 um 1933 und 40612000 weibliche Personen gegenüber 39351000 um 1933 festgestellt. Die Zunahme der männlichen Personen beläuft sich somit auf 4,5%, die der weiblichen auf 3,2%. Es kommen nach der Zählung vom 17. 5. 1939 auf 1000 männliche 1048 weibliche Personen. In einzelnen Teilen des Reichsgebietes ist heute bereits ein Frauenmangel festzustellen, während im gesamten Reichsgebiet noch fast 2000000 weibliche Personen mehr als männliche gezählt werden. Die unterschiedliche Verteilung von Frau und Mann auf die einzelnen Reichsgebiete hängt mit der Binnenwanderung, den Standortverlagerungen von Industrie und anderem mehr eng zusammen.

England und Frankreich von deutschen Geburtenzahlen weit überflügelt. 1933 wurden in den beiden Weststaaten zusammen noch fast 400000 Kinder mehr geboren als im Altreich; 1937 waren es bereits 16000 weniger und im letzten Jahr betrug der deutsche Vorsprung (Sudetenland und Ostmark nicht eingeschlossen) über 100000. Das heißt, daß eine zahlenmäßig mehr als 20000000 kleinere Bevölkerung (das Altreich zählte 1939 69,5 Mill. Einw., Großbritannien 47,3 Mill. und Frankreich 41,9 Mill. Einw. Daten von 1937), die wesentlich höhere Kinderzahl aufwies. Großdeutschland aber erzielte im letzten Jahr einen um mindestens 620000 größeren Geburtenzuwachs als England und Frankreich zusammen. Das weitere leichte Ansteigen der Gesamtzahl dieser Länder ist lediglich auf die Einwanderung von Ausländern zurückzuführen. Schon 1931 war die Zahl der Männer und Frauen über 60 Jahre mit 140 je Tausend in Frankreich die weitaus höchste in Europa, die Vergleichsziffer für das Reich ist 110, dabei hat sich das Verhältnis seitdem zu Frankreichs Ungunsten verändert.

Geburtenausfall Frankreichs im Kriege. Mit Kriegsbeginn wurden 5000000 Männer im Alter zwischen 20 und 50 Jahren einberufen. Das wird ab Juni 1940 einen Geburtenrückgang von 50 v. H. bedeuten, wie man aus Erfahrungen des Krieges von 1916 weiß. Wenn 1938 612000 Geburten zu verzeichnen waren, so sind für 1940 auf diese Weise 339050 Geburten zu erwarten, und 1941 277800. In Deutschland betrug die Geburtenzahl 1938 1378369; da nicht so viele Männer eingezogen sind wie in Frankreich, wird die an sich schon höhere Zahl auch noch entsprechend weniger sinken.

Italien hatte 1938 1011000 Geburten zu verzeichnen, Frankreich läuft also Gefahr, in einigen Jahren nur 1/3 der Geburten jedes seiner Nachbarländer zu haben.

Beginnt eine Vernegerung auch der englischen Armee? Zum erstenmal ist ein Neger zum Offizier in der britischen Armee ernannt worden. Wegen der „außerordentlichen Lage" können nach einem neuen Gesetz jetzt auch farbige britische Untertanen in den Offiziersrang nicht nur in den Hilfskorps der Dominien oder in der Kolonialarmee, sondern selbst im regulären englischen Heer aufrücken. Neben der Verjudung der englischen Führerschicht und den „leeren Wiegen" ist hierin jedoch ein weiteres Erlahmen des Rassewillens im entscheidenden Augenblick zu sehen.

Juden im British Empire. Einer in Rußland erscheinenden jüdischen Zeitschrift nach beträgt die Zahl der im britischen Imperium lebenden Juden für

London	234000	Australien (weiße Juden ohne die zahlr. farbigen Juden)	8000
Manchester	37000	Neuseeland	3000
Leeds	30000	Rhodesia	38000
Glasgow	15000	Aden	2500
Liverpool	7500	Jamaika	2000
Birmingham	6000		
Irland	4200		
Kanada	156720		
Afrika	102000		

Kleinere jüdische Gemeinden finden sich in anderen britischen Besitzungen, so in Gibraltar, Malta, Cypern u. a. Die Angaben dürften, da sie aus einer jüdischen Quelle stammen, bestimmt nicht zu hoch gegriffen sein.

Juden in Palästina. Die letzte Bevölkerungsstatistik Palästinas zeigt auf, daß, während im Jahre 1932 erst 175000 Juden in Palästina lebten, es jetzt schon 475000 sind. Es wanderten also in 7 Jahren 300000 Juden ein. Nur die wenigsten von ihnen zogen aufs Land. 1932 wohnten 42000 Juden in Dörfern und Siedlungen, Ende 1939 waren es 136000. Von den 300000 Neuankömmlingen gingen nur 90000 tiefer ins Land. Die jüdische Bevölkerung von Jerusalem nahm um nur 28000 Menschen zu, die von Tiberias um nur 2000, dagegen hatten die Hafenstädte Tel-Aviv und Haifa eine Zuwanderung von 130000 und 50000 Juden zu verzeichnen.

Lettland gegen die Juden. Einer Verfügung der lettischen Arbeitskammer nach dürfen von Juden in den Städten hinfort nur noch Dienstmädchen gleicher Religion und Volkszugehörigkeit beschäftigt werden.

Macht der Juden in Lettland. „Lettland wird noch lettischer, noch nationaler werden, wenn die Baltendeutschen das Land verlassen haben..." ist ein Ausspruch des lettischen Staatspräsidenten. Trotz eines Gesetzes, nach

dem die Übernahme baltendeutschen Rücklaßgutes nur mit Erlaubnis der zuständigen Regierungsstellen erfolgen darf, macht der — Jude das Geschäft! Durch einen lettischen Strohmann getarnt, bringt er sich in den eigentlichen Besitz des Gutes.

Verschärftes Judengesetz in Ungarn. Seit dem 1. Mai ist in sämtlichen hauptstädtischen Betrieben das verschärfte Judengesetz in Kraft. (Unter den 64000 Gewerbetreibenden in Budapest sind fast 34000 Juden.) Höhere jüdische Beamte werden durch Arier ersetzt und die öffentlichen Lieferungen etappenweise derart gestaltet, daß jüdische Firmen in drei Jahren nur noch mit 6 v. H. beteiligt werden können. Aus der Privatwirtschaft wurden ebenfalls zahlreiche Juden entlassen.

Verbot der Berufsausübung für Juden in Italien. Am 1. März 1940 wurde das Rassengesetz den jüdischen, in Italien lebenden Ärzten, Rechtsanwälten, Apothekern, Ingenieuren, Architekten, Journalisten u. a. gegenüber durchgeführt. Die weitere Berufsausübung darf demnach nur erfolgen, wenn sie Rassegenossen dient oder wenn die betr. Juden durch besondere Verdienste am Vaterland, im Krieg oder bei der Faschistischen Revolution eine Ausnahme bilden.

Ausstellung des italienischen Rassenamtes. Das im vorigen Jahr gegründete italienische Rassenamt wird am 14. Juli eine erste nationale Rasseschau veranstalten, die von Mussolini eröffnet wird.

Institut für allgemeine Bevölkerungswissenschaft in Neapel. An der Universität in Neapel wurde ein Institut für allgemeine Bevölkerungswissenschaft und vergleichende Bevölkerungsstatistik der Rassen gegründet.

Verzeichnisse von Mehrlingsgeburten. Der Reichsminister des Innern hat angeordnet, daß bei den Staatl. Gesundheitsämtern ein Verzeichnis der Mehrlingsgeburten und der Verwandtenehen geführt wird.

Japan untersucht seine Zwillinge und Mehrlinge. Das japanische Ministerium für Volkswohlfahrt führt die statistische Erfassung und erbbiologische Durchprüfung aller Zwillings- und sonstigen Mehrgeburten durch. Durch sorgsame Untersuchungen über die geistige und körperliche Entwicklung der Kinder hofft man, dem international bedeutsamen Gebiet der Mehrlingsgeburten näher zu kommen.

Frau und Kind in Räterußland. Eine Ausstellung „Frau und Kind in Räte-Rußland" ist in Reval eröffnet worden.

Zahl der Geburten in USA. Die Vereinigten Staaten haben bei einer Einwohnerzahl von ungefähr 130000000 jährlich rund 2 Millionen Geburten zu verzeichnen; darunter sind 75000 Totgeburten, 39000 Kinder sterben im ersten Lebensmonat. Ungefähr 12000 Mütter sterben an unmittelbar mit der Geburt zusammenhängenden Ursachen.

Zusammengestellt vom Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst und von E. Wiegand.

Buchbesprechungen

Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Rassenforschung. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von Prof. Dr. B. K. Schultz. Band IX. Sonderheft zum XV. Jahrgang des Anthropologischen Anzeigers. 1938. Stuttgart, Schweizerbarthsche Verlagsbuchhandlung. 234 S., 29 Tafeln, 120 Textabb. u. mehrere Tabellen im Text.

In dem vorliegenden Heft sind die Vorträge veröffentlicht, die am 17. und 18. September 1937 in Tübingen gehalten wurden auf der 9. Tagung der Gesellschaft für Rassenforschung. Es wurde über Forschungen auf den verschiedensten Teilgebieten der Anthropologie berichtet, z. B. der Morphologie (Prof. E. Fischer sprach über „Altersveränderungen im Gesicht bei Rehobother Bastarden 1908—1931"), der Stammesgeschichte (Prof. Mollison berichtete „Über den Begriff der Differenzierung im morphologischen und biochemischen Sinne"), der Zwillingsforschung, Vaterschaftsbegutachtung, der eigentlichen Rassenkunde usw. Im Rahmen der vorgeschichtlichen Anthropologie wies Prof. Berckhemer den Steinheimer Schädel im Original vor und berichteten Prof. Gieseler und Prof. Wetzel über die Kopfbestattung und die Knochentrümmerstätte des Hohlensteins im Lonetal. Zahlreiche gute Abbildungen und Tabellen unterstützen in wirksamer Weise die Ausführungen der Vortragenden.

C. Steffens.

Koller, S.: Graphische Tafeln zur Beurteilung statistischer Zahlen. 1940. Dresden und Leipzig, Th. Steinkopff Verlag. 73 S., 15 Tafeln, 6 Abb. Preis RM. 10.—.

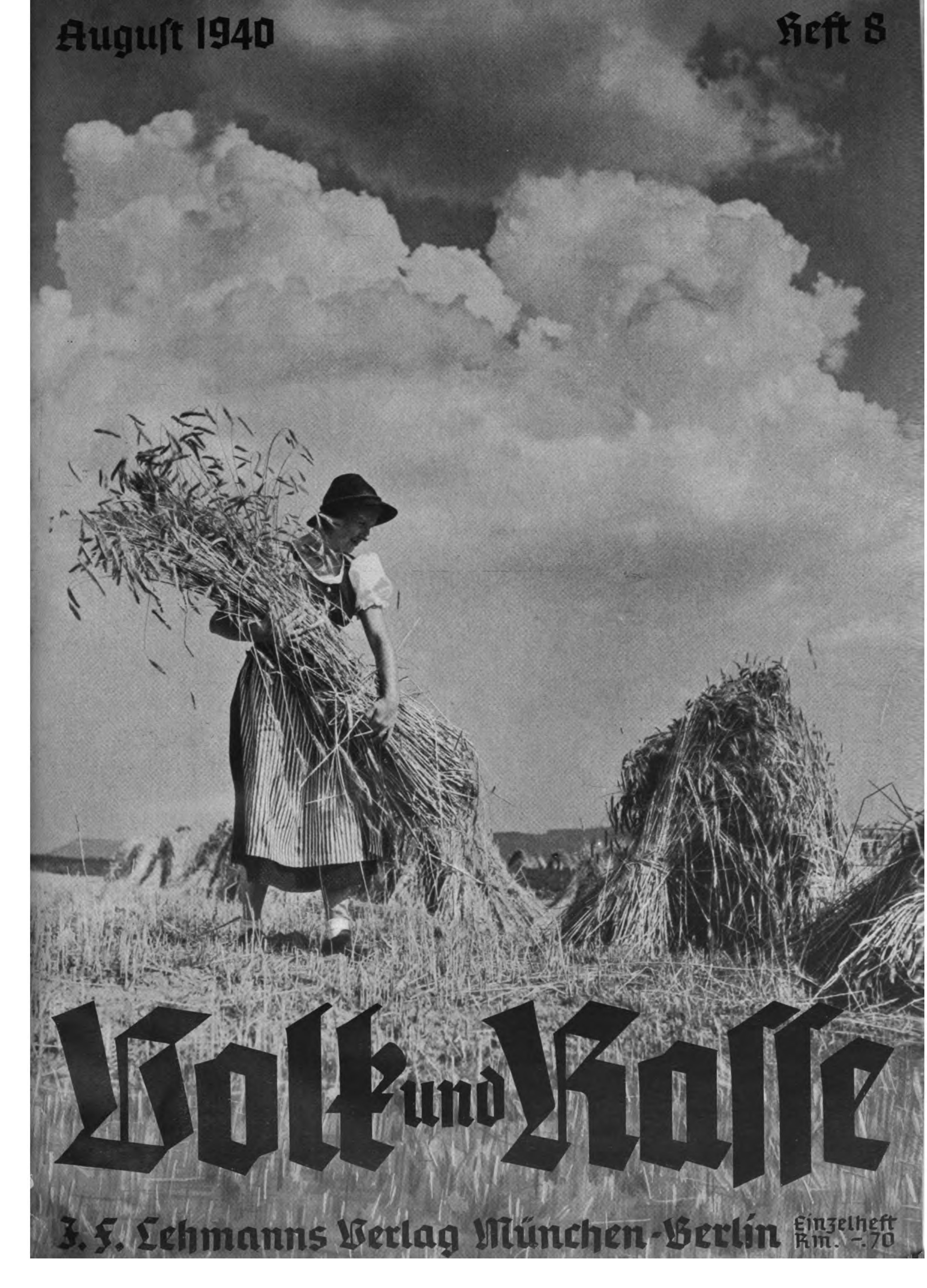
Die graphischen Tafeln dienen dazu, mühelos und schnell die statistische Sicherheit eines Beobachtungsergebnisses zu beurteilen, d. h. die Größe der möglichen Zufallsschwankungen abzulesen, mit welcher bei einer begrenzten Zahl von Beobachtungen zu rechnen ist. Die dreifachen mittleren Fehler von Prozentzahlen, Mittelwerten und Korrelationskoeffizienten können leicht abgelesen werden, sodaß durch den Gebrauch der Tafeln viel Rechenarbeit erspart wird. Für jede Art Statistik, so auch aus der Erbforschung, Rassenkunde und Bevölkerungswissenschaft, ist das Buch ein sehr willkommenes Hilfsmittel. B. Pfaul.

Silla, M.: Grundlagen und Wesen der altjapanischen Sportkünste, „Körperliche Erziehung und Sport", Heft 1. 1939. Würzburg, Verlag K. Triltsch. 57 S. Preis kart. RM. 2.40.

Der Verf. schildert die altjapanischen Sportkünste und arbeitet ihre enge Verbundenheit mit dem kultischen Leben und der geistigen Eigenart des Japanertums ausgezeichnet heraus. Er erbringt den Nachweis, daß gerade die Leibeserziehung im alten Japan mehr war als nur ein Mittel zur Ertüchtigung des Körpers; daß sie vielmehr im Dienste höchster geistiger und erzieherischer Ziele stand, was ohne tiefes Eindringen in die japanische Geistigkeit nicht hätte gezeigt werden können. Daher bietet die Schrift zugleich ein gutes Bild der japanischen Geisteshaltung und der rassenseelischen Eigenart des Japanertums.

In der gleichen Reihe ist als Heft 2 von Liang-Kwe Kiang: Die Leibesübungen im alten China und als Heft 3 von H. Wilsdorf: Ringkampf im alten Ägypten erschienen. G. Tehak.

Verantwortlich für den Inhalt: Prof Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde und Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Waibel & Co., Anzeigen-Gesellschaft, München 23, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Carl A. Rosler, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin. — P.L. 6. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München. — Printed in Germany.


August 1940
Heft 8
Volk und Rasse
J. F. Lehmanns Verlag München-Berlin
Einzelheft
Rm. -.70



Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum

Rassenkunde — Rassenpflege

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und
der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

15. Jahrgang — Heft 8 — August 1940

Inhalt

Herausgeber: Staatsrat Präs. Prof. Astel, Min.-Rat Sehrle, Reichsamtsleiter Prof. Groß, Staatssekretär a. D. Gütt, Staatsminister i. R. Hartnacke, Prof. Helbok, Reichsführer SS Himmler, Prof. Mollison, Prof. Reche, Prof. Rüdin, Oberreg.-Rat Ruttke, Obermed.-Rat Schottky, Prof. A. Schultz, Prof. B. K. Schultz, Prof. Schultze-Naumburg, Prof. Staemmler, Prof. Wrede, Prof. Zeiß.

Hauptschriftleiter: Prof. Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde.

Hauptschriftleiter i. V.: Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin-Grunewald, Beyme-Straße 30.

J. F. Lehmanns Verlag, München 15 / Paul Heyse-Straße 26

Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.-, Einzelheft RM. -.70, Postscheckkonto des Verlags München 129; Postsparkassenkonto Wien 59594; Postscheckkonto Bern Nr. III 4845; Kreditanstalt der Deutschen in Prag, Krakauer Gasse 11 (Postscheckkonto Prag 62730).

Volk und Rasse

15. Jahrgang 1940 · Heft 8 August

J. F. Lehmanns Verlag, München=Berlin

Paul Schultze=Naumburg:

Frankreichs rassisches Schicksal

Die volkstümlichen Urteile über die Bevölkerung Frankreichs begnügten sich lange Zeit damit, sie als „gallisch“ zu bezeichnen, wobei meist nicht recht klar war, was mit dieser Bezeichnung eigentlich gemeint sei. Offenbar glaubte man, daß Frankreich auch heute noch vorwiegend von Nachkommen jener keltischen Stämme bewohnt wäre, die Cäsar unter dem Namen der Gallier zusammenfaßte und beschrieb. In unseren Tagen wird häufig die Anschauung vertreten, daß die Franzosen halb vernegert und jedenfalls völlig entartet seien.

In solch verallgemeinerter Form treffen beide Behauptungen nicht zu, und es lohnt sich wohl, die wahren Verhältnisse gerade jetzt einmal genauer zu betrachten. Denn wenn die Anzeichen nicht trügen, hat der Führer durchaus nicht die Absicht, dieses heute besiegt am Boden liegende Frankreich zu vernichten, wie es 1919 von Paris aus dem deutschen Volke zugedacht war, sondern vielmehr eine neue europäische Form entstehen zu lassen, in der Frankreich den ihm gebührenden und ihm gemäßen Anteil an Pflichten und Rechten zu tragen bekommt.

Die einzelnen Völker Europas bestehen bekanntlich durchaus nicht aus rassisch gleichartigen Bestandteilen und auch nicht aus gesellschaftlich gleichen Schichten. In Frankreich treten diese Spannungen aufs stärkste hervor und haben zu Gegensätzen im eigenen Lande geführt, die wohl nur deshalb nach außen nicht so sichtbar sind, weil Frankreich das Land ist, das am frühesten und im stärksten Grade „zentralisiert“ wurde. Alles wurde in einen Brennpunkt gefaßt, und dieser Brennpunkt hieß Paris. Wie oft kann man aber auch die Beobachtung machen, daß über Frankreich Urteile gefällt werden, die eigentlich nur auf Paris zutreffen, was offenbar daher kommt, daß viele Besucher glauben, Frankreich kennen gelernt zu haben, wenn sie eine zeitlang in Paris gelebt haben. Immerhin wohnt in Paris aber doch nur der dreizehnte Teil der Franzosen; neben diesem einen Teil leben im großen, weiten und schönen Lande weitere zwölf Teile einer Bevölkerung, die ganz anders geartet sind, wenn sie auch unter demselben Staatsgesetz stehen, alle französisch reden und von der vortrefflichen Eigenschaft geeint sind, ihr Vaterland zu lieben und bereit zu sein, dafür ihr Leben in die Schanze zu schlagen.

Die politischen Folgerungen, die sich hieraus für Deutschland während der letzten drei Jahrhunderte ergeben haben, sind bekannt, und der Schlußakt dieses Dramas hat sich soeben vor unser aller Augen abgerollt. Deutschland sieht Frankreich naturgemäß so, wie es einen Gegner sieht, der ihm dreihundert Jahre lang nach Leben und Ehre trachtete: als ein neidisches, hab- und rachsüchtiges Volk, mit dem kein ehrlicher Frieden zu halten sei und das nur dann Ruhe gäbe, wenn es zu völliger Ohnmacht verurteilt ist. Daß es damit Recht hat, wenn es die Politik meint, die die Beauftragten des französischen Volkes bewußt und beharrlich betreiben, wird heute kein Deutscher mehr bezweifeln. Eine andere Frage ist, wieweit man das breite französische Volk ohne weiteres mit seinen Beauftragten gleichsetzen kann. Wiewohl es im allgemeinen zutrifft, wenn man sagt, ein jedes Volk habe die Regierung, die es verdient, so muß man doch immer die staatliche Form untersuchen, durch die die Machthaber eines Landes zur Herrschaft gelangen. Erst dann kann man erkennen, ob es sich wirklich um ein vom ganzen Volke getragenes Führertum handelt, wie es das deutsche Volk in solcher Bedeutung wohl zum ersten Male in seiner Geschichte heute erlebt, oder ob ein gegängeltes oder irregeleitetes Volk für ganz andere Zwecke, als für sein eigenes Wohl, ausgenutzt wird, ja ob eine schmale gesellschaftliche Schicht unter der Maske einer echten Volksherrschaft („Demokratie“) die breite Masse ehrgeizigen politischen Lehrsätzen opfert, oder gar zur Bereicherung der eigenen Taschen mit ihm ein freveles Spiel treibt.

Beide Fälle treffen in gleicher Weise für die französische Politik zu. Als ungeheuer erschwerend und für manche Entschlüsse der französischen Regierung ausschlaggebend ist aber doch die große Anzahl von Juden und Judenhörigen, die sich allmählich auf dem Wege der Freimaurerei immer tiefer in die französische Oberschicht eingedrängt haben. Die Juden müssen natürlich das letzte daransetzen, um das ihrem Artgesetz verderbliche Gedankengut, das heute von Deutschland ausstrahlt, zu vernichten.

Wenn man sich ein Bild davon machen will, auf welchen geschichtlichen und politischen Anschauungen die offizielle französische Staatsführung ihre Handlungen aufbaut, so lese man zwei Bücher des berühmten französischen Historikers Jacques Bainville „Histoire de deux peuples“ und „Les conséquences politique de la paix“. Beim Lesen dieser Bücher ist man erschüttert, mit welcher Klarheit und kühler Logik hier als oberster politischer Leitsatz ausgesprochen wird, daß es immer und je das Ziel Frankreichs sein müßte, nie eine deutsche Einheit neben sich zu dulden, und wie der Vertrag von Versailles allein deswegen verfehlt sei, weil das Ziel, die Zerreißung Deutschlands in viele, unter sich uneinige Einheiten nicht erreicht worden wäre. Die Forderung, daß Frankreich die führende Macht auf dem Festlande Europas sein müßte, ist dabei ohne weiteres als selbstverständliche Voraussetzung angenommen, deren Notwendigkeit nicht zu erweisen ist. Es ist verständlich, daß die Juden sich hinter ein solches Programm mit Begeisterung stellen konnten, solange sie die unsichtbaren Drahtzieher der westlichen Länder blieben.

Erstaunlich ist die Offenheit und manchmal auch die Naivität, mit der Bainville die Verurteilung der germanisch geführten Länder Mitteleuropas zur politischen Ohnmacht als das erste und wichtigste Ziel Frankreichs aufstellt, ohne auch nur den Versuch zu machen, diese weltgeschichtliche Forderung mit dem Nachweis zu untermauern, daß die Leistungen der Deutschen so minderwertig seien und ihnen die Fähigkeit zur Staatsführung in einem Grade fehlten, daß es für das gesamte Abendland eine Notwendigkeit bedeute, sie unter straffe und strenge Führung zu nehmen. Wie weit eine solche Auffassung von staatsbildnerischer Unfähigkeit, wie sie Deutschland etwa von den Polen hegte und die dort in der Tat zutraf, hat die jüngste Geschichte bewiesen. Inzwischen werden nun wohl

gar viele Franzosen einsehen gelernt haben, daß sie die Kraft der Ideen Deutschlands und die Kraft seines Schwertes nicht gekannt haben.

Man muß sich nun immer wieder die Frage vorlegen: wie stimmt diese in weiterem Sinne doch nicht gerade sehr weise Staatsführung mit der Gesamtheit der rassischen Eigenschaften und Fähigkeiten des französischen Volkes zusammen? Wie kommt es, daß wir gerade in diesem Lande so widersprechende Züge dicht nebeneinander antreffen? Wir Deutsche sind gerecht genug anzuerkennen und haben es auch nicht nötig abzuleugnen, welch hohe Leistungen auf dem Gebiete der gesamten Gesittung Frankreich aufzuweisen hat. Wir bewundern ehrlich seine scharfsinnigen Wissenschaftler, seine großen Dichter, Denker und Künstler, die tapferen Soldaten, die es hervorgebracht, und die große Liebenswürdigkeit und Vernünftigkeit, die wir immer wieder erleben, wenn wir in Frankreich reisen. Wir können aber auch nicht blind dagegen sein, wie leicht sich dieses Volk verführen läßt, wie unüberlegt und töricht es dann oft handelt, wie rachsüchtige, ja grausame Handlungen unmittelbar neben der ritterlichsten und menschlich anziehenden Haltung auftreten. Wir denken dabei an die unwürdige, ja oft sadistische Behandlung, die die deutschen Kriegsgefangenen diesmal wieder erleiden mußten. Und warum ist es gerade Frankreich, das den Begriff „Humanité“ wenn nicht erfunden, so doch am lautesten im Munde führt und dann dafür gesorgt hat, daß der Kern von Wahrheit, der in ihm steckt, nie sorgfältig herauspräpariert und der gesamte unbrauchbare Rest ins Feuer geworfen wurde, sondern daß man eine hohl gewordene Schale als Schild für die Rechtfertigung und Verteidigung längst überholter Anschauungen mißbrauchen wollte?

Wir, die wir längst gewohnt sind, die Gesamtheit der Äußerungen eines Menschen oder einer Menschengruppe auf erblich gebundene Anlagen zurückzuführen, haben den „Charakter der Völker“ einesteils auf ihren rassischen Grundlagen, anderenteils aus den besonderen Züchtungsvorgängen, die Geschichte und Klima erzwangen, zu begreifen versucht. Bei den Franzosen vermögen wir wohl vieles zu erklären, wenn wir uns den rassischen Aufbau dieses Volkes vergegenwärtigen, soweit er in dem uns bekannten geschichtlichen Geschehen zugänglich ist.

Von der Urbevölkerung Frankreichs wissen wir wenig. Knochenfunde in der Auvergne und Dordogne haben den Nachweis von dem einstigen Vorhandensein von Rassen erbracht, die von den Forschern den Neandertalern, der Aurignacrasse und den Cro-Magnon zugeteilt werden. Auch Funde an der Riviera brachten überraschende Entdeckungen. Die frühesten geschichtlichen Darstellungen über die Bewohner Frankreichs überlieferten uns die römischen Schriftsteller, vorab Gaius Julius Cäsar, dessen Bellum Gallicum wohl gar vielen noch aus ihrer Schulzeit in drohender Erinnerung steht. Die Rassenforschung hat erkannt, daß die frühe keltische Gesittung schon nicht mehr auf einheitlicher rassischer Grundlage aufgebaut ist. Hans F. K. Günther weist immer wieder darauf hin, daß die Oberschicht der Kelten sicherlich nordisches Blut aufgenommen haben muß, worauf ja auch die öfters wiederkehrenden Beschreibungen (groß, blond, blauäugig, kriegerisch) hinweisen. Das Eindringen der Römer brachte in die „gallische“ Bevölkerung manches fremde Blut, denn die Römer des ersten Jahrhunderts v. u. Z. waren ja schon stark entnordet, und mit ihren Legionen kamen später Vertreter der verschiedenartigsten Rassen auf Galliens Boden. Die germanische Völkerwanderung schwemmte vielleicht gar manches davon wieder weg, Sachsen besetzten die Kanalküste, Westgoten zogen durch Frankreich bis Spanien, die Burgunder verschoben sich von ihren Sitzen am Oberrhein nach Süden bis zur Rhone, die Kelten aus Britannien brachen in die Nordwestspitze des Landes ein, die nach ihnen die Bretagne heißt und noch heute deutlich die Spuren dieser Besiedlung trägt, die Franken unter Chlodwig machten sich zu Herren des Landes, und die Normannen aus Norwegen nahmen den Gebietsteil, dem sie als Normandie ihren Namen gaben. So sehen wir einen Vorgang dauernder Germanisierung, der sich gemäß der kriegerischen Eroberung am stärksten in der Oberschicht auswirkte. Es ist eine Doktorfrage, was aus Mitteleuropa geworden wäre, wenn 843 im Vertrag von Verdun nicht eine Teilung des großen Germanenreiches stattgefunden hätte. Immerhin können wir mit Sicherheit annehmen, daß mit der Abtrennung eines westfränkischen Reiches die Ströme germanischen Blutes, die die Jahrhunderte hindurch ständig hineingelaufen waren, nicht einfach wieder hinausliefen. Das eigentliche Franzosentum ist ein Begriff, der sich erst viel später herausbildete, wie ja auch die Schaffung einer einheitlichen französischen Sprache erst langsam, fast künstlich durch das Christentum, dessen Amtssprache das Lateinische war, vor sich ging. Das Wesentliche für uns ist, daß das Franzosentum aufs stärkste vom nordischen Blut beeinflußt wurde. Als seinen Gegenspieler müssen wir uns vor allem westisches Blut denken, das die Unruhe und die schauspielerische Haltung brachte, die auch heute noch neben vielen anderen die Bevölkerung Frankreichs mitbestimmen. Endlich ist auch der sehr starke Anteil an ostischer Rasse unverkennbar, der besonders in Mittelfrankreich heimisch ist. Dort gibt es übrigens noch Gegenden, wie z. B. die Auvergne, die deutlich Zusammenhänge mit noch weit primitiveren Rassen erkennen lassen, die manche Forscher für Cro-Magnon halten.

Gleich Italien zeigt auch Frankreich den Vorgang dauernder Entnordung. Wie der Katholizismus eine Form des Christentums ist, die der Wesensart der westischen Rasse sehr entgegenkommt, so kann man den Protestantismus als ein Aufbegehren des nordischen Blutes ansehen. Mit den Religionskriegen, die in Frankreich besonders blutige Züge zeigen und zur Auswanderung bedeutender Bevölkerungsgruppen führte, beginnt die wohl unbewußte, dafür aber nicht weniger planmäßige Entnordung Frankreichs. Sie findet ihren Höhepunkt in der großen Revolution, deren Tragik es ist, daß sie zum Teil von germanischem Idealismus vorbereitet, mit westischem Fanatismus durchgeführt wurde. Trotzdem wäre es ein Irrtum anzunehmen, daß die nordischen Züge völlig aus Frankreich geschwunden wären. Dem in Frankreich Reisenden fällt es immer wieder auf, wie tief nordisches Blut unlösbar in dieses Land gedrungen ist, sich oft nur als Beitrag in der Mischung zeigt, manchmal deutlich herausmendelt oder in manchen Gegenden, wie in der Normandie oder auf den Kanalinseln noch fast rein auftritt. Ich entsinne mich mancher Abende, die ich auf den Falaisen, den hohen Klippen über der Steilküste bei Dieppe zubrachte, wo die blauäugigen Fischer und Schiffer in behaglichem Gespräch mit weißblonden Mädchen saßen, ein Bild nicht viel anders, als es in Norwegen oder Schweden auch aussieht. Daß sich das heute entscheidend geändert hätte, ist kaum anzunehmen. Anders in den Hafenstädten, besonders den Südhäfen. Von ihnen aus dringt auch negerisches Blut vor, da die Regierung keinen Schutzwall gegen die schwarzen Landsleute zu bilden wagt, die doch das französische Land verteidigen sollen. Trotzdem ist mein Eindruck immer der gewesen, daß man die Vernegerung Frankreichs, soweit man sie biologisch verstehen will, in Deutschland überschätzt. Sicherlich laufen solche schwarzen Bastardströme auf gewissen Wegen bis nach Paris, wo ja bekanntlich ein Neger Unterstaatssekretär war, aber auf dem platten Lande kann der aufmerksame Reisende nichts davon entdecken. Sogar in der Provence, die doch der afrikanischen Nordküste am nächsten liegt, treten uns die Spuren der Negereinschläge

weniger entgegen, als sonst am Mittelmeer. Marseille und Toulon werden Ausnahmen davon bilden. Die farbigen Garnisonen bestehen meist aus Marokkanern, die man rassisch nicht mit den Negern verwechseln darf. Wenn man sich in den nordafrikanischen Kriegshäfen, z. B. in Biserta die französischen Wachtmannschaften betrachtet, so wird einem erst so recht klar, in welchem ungeheuren Abstand die Marokkaner, unter denen man manchmal ganz edle Gesichter sieht, von dem Affenangesicht der Schwarzen abstechen. Daß auch sie zur Kreuzung mit einem Volke des Abendlandes nicht taugen, ist für uns selbstverständlich.

Auch über die Entartungserscheinungen bei den Franzosen macht man sich bei uns vielfach falsche Vorstellungen. Eigentliche Entartungen im biologischen Sinne wird es in Frankreich nicht mehr geben, als in anderen Ländern auch. Im allgemeinen sieht man gesunde und frische Menschen, deren große Liebenswürdigkeit im Umgang fast sprichwörtlich geworden ist. Bei der starken rassischen Mischung ist es nicht verwunderlich, daß man neben sehr gut aussehenden Menschen (besonders Männern) auch allerlei Häßliches sieht. Aber im allgemeinen ist mit ihnen gut leben, so daß man sich oft fragt, wo im biologischen Sein dieses Volkes wohl die oben schon angedeuteten Nachtseiten stecken mögen. Ich bin seit vielen Jahrzehnten oft und immer gern in Frankreich gewesen und entsinne mich nicht, irgend wo einmal eine Unfreundlichkeit erfahren zu haben. Dagegen erlebte ich unzählige Fälle von besonderer Hilfsbereitschaft, vernünftigem Benehmen bei irgend welchen Begegnungen, wie sie dem Autofahrer oft zustoßen, menschliche Anteilnahme und immer freundliches Entgegenkommen. Jeder, der Frankreich wirklich kennt, wird das zu bestätigen wissen. Die einzige Erklärung für Erfahrungen, wie sie in diesem Kriege unsere Kriegsgefangenen machen mußten, ist die, daß durch die große Spannung, die zwischen nordischem und westischem Wesen entsteht, sich manches sonst Verborgene leichter entfesselt und daß die Erbschaften gewisser primitiver Rassen der Vorzeit sich bei gewissen Gelegenheiten ankünden. Es genügt dann bei der Kriegspsychose, die in Frankreich ausbrach, daß einige wenige Verbrecher den Anstoß geben und eine erregte Menge ihre Fesseln verliert. In einer rein nordischen Bevölkerung wären solche Vorgänge undenkbar.

Die politische Haltung des Landes kann man sich nur erklären, wenn man die Kluft zwischen den Drahtziehern einer kleinen Oberschicht und dem eigentlichen Volke erkennt. Noch bei einem Aufenthalt im Jahre 1937, der mich vor allem nach der Mitte und dem Süden des Landes führte, nahm ich jede Gelegenheit wahr, um mich mit einfachen Leuten: Monteuren, Kellnern, Ladenbesitzern, Reisebekanntschaften aller Art über die Beziehungen Frankreich—Deutschland zu unterhalten. Ganz ausnahmslos hörte man immer wieder: Wir haben keinen anderen Wunsch, als mit Deutschland in Frieden und Freundschaft zu leben — aber die verdammten Advokaten in Paris. Sie werden uns wieder ins Unglück stürzen. Und hie und da klang es auch von einer anderen Erkenntnis: die Juden. Oder: ja, wenn wir einen „Ittleer" (Hitler) hätten. Immer wieder drängt sich der Gedanke auf, wie gut mit diesem Volke auszukommen wäre, wenn es anders geführt würde.

Eine andere bevölkerungspolitisch wichtige Beobachtung macht man in vielen Gegenden Frankreichs, ganz besonders aber in den landschaftlich so wunderschönen Gebirgen der Mitte: die geradezu erschreckende Menschenleere. Man kann dort stundenlang durch die üppigsten Täler fahren und begegnet kaum einem Menschen. Und in den Dörfern wimmelt es nicht von Kindern, wie man es überall in Italien zu sehen gewohnt ist. Düster verschlossen liegen die Häuser da und bringen eine Note finsteren Ernstes in die Landschaft. Anders im Norden, so an der Loire und besonders in der Normandie, wo die mächtigen Bauernhöfe das Gepräge des Edelhofes tragen.

Man darf nicht glauben, daß die Gedanken, die wir in Deutschland an solche Beobachtungen knüpfen, in Frankreich völlig fremd wären. Es sei nur daran erinnert, was die Werke des Grafen Gobineaus bedeuten oder an den jüngst erst verstorbenen Grafen de la Pouge, der mit vielen deutschen Rasseforschern in dauerndem Gedankenaustausch stand und deren Standpunkt völlig teilte, der aber deswegen auch von den Machthabern Frankreichs isoliert wurde, da sie die Gefährlichkeit seiner Lehren für die eigene Existenz ahnten. Man braucht sich deswegen nicht irgend welchen Trugbildern oder Hoffnungen hinzugeben, die etwa von einem erwachenden Frankreich träumen. Die Gedankenwelt eines Volkes läßt sich nicht im Handumdrehen ändern und hängt im tiefsten Grunde ja auch immer von der rassisch gegebenen geistigen Verfassung ab. So wenig sich die immer noch völlig auf dem Lamarckismus aufgebaute Vorstellungswelt der Franzosen beeinflussen läßt, so wenig werden auch die Kreise, die bisher die geheimen Fäden in der Hand hatten und ihre Leute in die Politik vorschickten, von der Ideenwelt lassen, aus der heraus sie ihre Grundsätze bildeten.

Wir können es abwarten, den inneren Entwicklungen Frankreichs zuzusehen, denn wir wissen, daß das staatsmännische Genie, das Deutschlands Geschicke leitet, die Lösung finden wird, die den germanischen Völkern den Lebens- und Machtraum sichert, den man ihnen seit zweitausend Jahren verweigert hat.

Anschrift des Verfassers: Weimar, Belvederer Allee 19.

A. W. Großmann:

Der biologische Zusammenbruch Frankreichs

Ein beispiellos vernichtender, kurzer Waffengang von 6 Wochen offensiver Kriegshandlungen hat die Regierung des Marschall Pétain veranlaßt, um Waffenstillstand zu bitten.

Compiègne hat jetzt für uns Deutsche einen anderen Klang: Würde und Stolz statt Demütigung und Schande.

Wenn heute die Weltöffentlichkeit nach den Gründen dieses katastrophalen Zusammenbruchs fragt, so wird sie im wesentlichen zu folgendem Ergebnis kommen:

Militärisch: durch das naiv zu bezeichnende Vertrauen auf die Maginotlinie und die Selbsttäuschung in der Unterschätzung der deutschen Wehrmacht.

Politisch: durch das Hörigkeitsverhältnis zu England.

Wirtschaftlich: durch die Desorganisation des Wirtschaftslebens und die Streikbewegungen („Volksfront").

Rassenbiologisch: durch die infolge des Geburtenunterschusses entstandene Entvölkerung und unheilvolle Rassenvermischung.

Marschall Pétain hat in einer Rundfunkansprache vom 20. 6. 1940 folgendes ausgerufen: „Zu wenig Kinder, zu wenig Waffen, zu wenig Verbündete, darin liegt die Ursache unserer Niederlage."

Am 11. August 1939 — also kurz vor der Kriegserklärung der Regierung Daladier — brachte die fran-

zösische Zeitung „Le Matin“ einen ganzseitigen, alarmierenden Aufruf, der unsere volle Beachtung verdient. Die hier wiedergegebene Originalfotokopie mit einer übersichtlichen Frankreichkarte, trägt in der Übersetzung nachstehende Schlagzeilen:

Die Geburtenkrise in Frankreich.

Im Jahre 1938 war in 65 Départements die Zahl der Toten höher als die der Geburten.“

Die 65 Départements von 90 der Gesamtzahl, die einen klaren Geburtenunterschuß gegenüber der zahlenmäßigen Sterblichkeit aufweisen, sind in dieser Karte schraffiert eingezeichnet. Die Bezeichnungen und Zahlen, von oben nach unten gelesen, bedeuten:

M = Marages = Eheschließungen
N = Naissances = Geburten
D = Déces = Todesfälle.

Schon bei einer flüchtigen Betrachtung dieser neuesten bevölkerungspolitischen Bewegung stellen wir fest, daß die 65 schraffierten Départements, in denen die Zahl der Särge die der Wiegen übersteigt, folgende Teile des französischen Raumes einnimmt: Das „Massif central“, die Landschaften des „Poitou“ (mit Sèvres), „Ancoumis“ (mit la Rochefoucauld) die „Gascogne“ (mit Toulouse), „Languedoc“ (mit Montpellier), die „Provence“ (mit Marseille und Nizza), die „Dauphiné“ (mit Grenoble), die „Auvergne“ (mit Clermont-Ferrand), die „Bourgogne“ (mit Dijon); d. s. 3/4 von Frankreich!

Die wenigen restlichen Départements mit einer positiven Geburtenziffer umfassen: Teile der „Bretagne“ (mit Brest), die „Normandie“ (mit Caën und Cherbourg), das „Artois“ (mit Arras), „Flandern“ (mit Lille), die „Champagne“ (mit Reims), „Lothringen“ (mit Metz und Nancy), das „Niederelsaß“ (mit Straßburg) und die „Burgundische Pforte“ (mit Besançon).

Dabei werden beschönigenderweise eine Reihe von Départements freudig als positiv hinsichtlich der Geburtenentwicklung eingetragen, die nur einen äußerst geringen Überschuß aufweisen, der bereits durch die Säuglingssterblichkeit illusorisch gemacht wird:

Mayenne (mit Laval):	410+
Maine et Loire (Angers):	277+
Oise (Beauvais u. Compiègne):	167+
Vosges (Épinal):	91+

Wir wissen, daß diese katastrophale Entwicklung bereits seit einigen Jahrzehnten ständig im Steigen begriffen ist. Eine Gegenüberstellung zwischen Frankreich und Deutschland gibt darüber ein ganz klares Bild:

Frankreich	1870:	36 000 000	Einwohner
	1914:	39 500 000	„
	1939:	41 000 000	„
Deutschland	1870:	41 000 000	„
	1914:	65 000 000	„
	1939:	80 000 000	„

Der kleine Zuwachs in Frankreich erklärt sich lediglich aus der Zuwanderung von Polen, Türken, Griechen, Italienern und „Afrikanern“ (Neger aus Senegal und Madagaskar, Algerier, Tunesier und Marokkaner); dazu die Bewohner von Elsaß-Lothringen.

Bevor wir uns einer weiteren Betrachtung hinsichtlich des Gesamtgeburtenausfalls zuwenden, soll nachstehend eine Aufstellung der 10 Départements mit den ungünstigsten Ziffern und weiterer 10 Départements mit den günstigsten Ziffern zu einer charakteristischen und vergleichenden Veranschaulichung angeführt werden:

	Wiegen:	Särge:
Gironde (Bordeaux)	10 637	14 139
Haute-Garonne (Toulouse)	5 541	7 965
Ariège (Foix)	1 593	2 694
Bouches du Rhône (Marseille)	12 347	14 879
Tarn et Garonne (Montaubon)	2 095	3 206
Puy de Dôme (Clermont-Ferrand)	5 889	8 732
Allier (Moulins u. Vichy)	4 505	6 451
Aude (Carcassonne)	3 297	4 604
Rhône (Lyon)	12 598	15 123
Yonne (Auxerre)	3 621	5 131
vergleichsweise die Zahlen für Seine (Paris)	60 781	64 086

Pas de Calais (Arras)	23 320	16 228
Nord (Lille)	33 071	28 351
Moselle (Metz)	13 666	8 626
Meurthe et Moselle (Nancy)	10 848	8 778
Bas Rhin (Straßburg)	11 616	9 916
Manche (St. Lô und Cherbourg)	8 967	7 285
Seine Inférieure (Rouen)	16 445	14 288
Orne (Alançon)	4 714	3 014
Finisterre (Quimper u. Brest)	12 887	11 091
Korsika	3 100	2 841

Die wenigen schmalen Gebiete mit Geburtenüberschuß sind, wie wir schon gesehen haben, ausschließlich im Norden Frankreichs zu finden, also in den Landschaften, die durch die soeben abgeschlossenen Kriegshandlungen und durch das Evakuierungselend am meisten gelitten haben.

Der Gesamtgeburtenausfall innerhalb eines Jahres ergibt nach dieser statistischen Aufstellung die Zahl von 34741. Auf diese Weise verschwindet alle zwei Jahre eine Bevölkerungszahl von beispielsweise Orléans oder Grenoble! — 34741 — das ist mehr als die Effektivstärke der Paradetruppen, die ehedem alljährlich am 14. Juli, dem Nationalfeiertag, über die Champs Elysées defilierten. Der „Congrès de Natalité“ (Frühjahr 1939) gibt als bereinigte Ziffer den jährlichen Geburtenausfall mit 125000 an!

Mit der Sorge um die katastrophale Nachwuchszahl gingen die Wünsche und Bestrebungen parallel, diesen Ausfall durch Hinzuziehung von Angehörigen anderer Völker auszugleichen. Wir denken hierbei an die 65—80000 „Sidis“ (Farbige aller Schattierungen) von Paris. Wir denken hierbei auch an die Tatsache, in welch großem Umfange farbige Truppen auf den französischen Boden gebracht wurden.

Bei der großen Militärparade in Paris am 14. Juli 1939, dem Gedenktag des Bastillesturmes, waren nach Pressemeldungen vor der Front weißer Truppen farbige Offiziere zu sehen! — Und wie dunkle Flecken in den Gliedern der berühmten Kriegsschule von St. Cyr hätten schwarze und braune Gesichter inmitten dieser Auslese der französischen Jugend geleuchtet. Auch diese Neger trugen mit Stolz den Ehrentitel „Défenseurs du sol“ — Verteidiger der Heimat! —

„Le Matin“ schreibt in dem gleichen Aufruf „Die organisierte Abtreibung ist in ihrer Auswirkung schlimmer als einige große Schlachten an Verlusten bringen.“ An mahnenden und beschwörenden Artikeln und Gesetzesanträgen hat es nicht gefehlt, aber die oberflächlichen Maßnahmen der Regierung (vor allem der Volksfrontregierungen) haben den biologischen Zusammenbruch nicht aufhalten können.

Das Kabinett Daladier legte im Juli vergangenen Jahres dem Präsidenten der Republik ein Gesetz vor, das durch Maßnahmen verschiedenster Art den Geburtenrückgang und die damit verbundene Entvölkerung be-

6 LE MATIN Vendredi 11 Août 1939

La crise de la natalité en France

EN 1938, DANS 65 DÉPARTEMENTS LE NOMBRE DES DÉCÈS A ÉTÉ SUPÉRIEUR A CELUI DES NAISSANCES



kämpfen sollte: „Die Sorge, ihren Nachkommen eine so glückliche Lage zu erhalten, hat die Franzosen veranlaßt, den Umfang ihrer Familie zu vermindern. Statt sie zu größerem Kinderreichtum anzuspornen, auf daß die Nachkommen zur Entdeckung neuer Schätze hinausziehen, hat sie diese Sorge die Zahl der Kinder verringern lassen, denen so eine ungeschmälerte Erbschaft erhalten bleiben sollte. Frankreich verliert jährlich 35000 Franzosen. Wie kann ein Land, dessen arbeitsame und tapfere Bevölkerung sich ständig verringert, der Drohung trotzen, mit der Völker gegen unsere Grenzen drücken, deren zahlenmäßiges Wachstum ihren Ehrgeiz begünstigt?"

Wie sich der Franzose einen Ausgleich und eine Bevölkerungszunahme während der ganzen Jahre dachte, geht aus einem Artikel hervor, den Raymond Millet im Mai 1938 in vielen Fortsetzungen unter der Überschrift „Besuche bei den Fremden Frankreichs" veröffentlichte. „Le Temps" (28. Mai 1938): „Der Geburtenunterschuß einerseits und die Entvölkerung der Landschaft andererseits macht es uns zur Aufgabe, Menschen zu rufen, die die Fehlenden ersetzen. — Ganz allein Frankreich ist dem Grundsatz der Gleichheit aller Menschen, Rassen und Völker treu geblieben. Es allein fährt fort, zu behaupten, daß der Einfluß des Bodens und der Umgebung aus jedem Ankömmling schnell einen Franzosen macht. — Wir sind weit von Hitlers Rassismus entfernt. — Für jeden klugen Menschen ist derjenige ein guter Mischling, dessen Psychologie sich harmonisch einfügt in diejenige seiner Umgebung, in der er lebt und aus der er stammt. — Diese Fremdstämmigen stellen durch die Jahrhunderte eine Auslese dar. — Erinnern wir uns daran, daß Ludwig XIV. und Colbert eine weise Politik der Zuwanderung betrieben, und daß das alte Regime es verstand, Fremde in Frankreich anzusiedeln, vor allem im Süden und Südwesten, wo sich viele Juden niederließen."

Zu den größten Mahnern im Gegensatz zu diesen instinktlosen und volkszersetzenden Äußerungen gehört der französische Arzt René Martial[1]), der eine Reihe von Büchern und Abhandlungen über Rassefragen und Vererbungsbedingungen geschrieben hat. Wenn wir uns auch seiner Rassedefinition nicht anschließen können, so wollen wir doch von diesem Prediger in der Wüste einige treffende Bemerkungen anführen. Sein letztes Werk trägt den Titel „Rasse, Vererbung, Wahnsinn". Derselbe Autor, der früher Direktor des Gesundheitsamtes Douai war, hat sich auch mit der Einwanderung fremder Elemente lebhaftest beschäftigt: „Seit Jahren pfropfen wir Unbekanntes auf den Stamm eines ansonsten wohlbekannten Baumes; das würde nicht der beschränkteste Gärtner tun." Für die Auswahl der Zugewanderten empfiehlt er vier Stufen der Sichtung: 1. eine gute Rasse, 2. biologische Stärke, 3. Erbwerte, 4. individuelle Auslese.

Wir können uns dem nur anschließen. — Inwieweit die stagnierende und abwärts weisende Bevölkerungsentwicklung in Frankreich abgestoppt werden kann, und inwieweit grundlegende Maßnahmen die biologische Zukunft zu beeinflussen imstande sein werden, sei dahingestellt. — 1½ Millionen Tote im Weltkrieg, der ständig gewachsene Geburtenausfall, die noch nicht zu übersehenden Verluste in diesem vom Quai d'Orsay provozierten Kriege, 10 Millionen Flüchtlinge auf Frankreichs Landstraßen, das sind Probleme, die bestimmt nicht in der bisherigen parlamentarischen Weise zu lösen sind.

Anschrift des Verfassers: Berlin-Charlottenburg 9, Marienburger Allee 14.

G. A. Küppers-Sonnenberg:

Auf den Spuren der Langobarden durch Ungarn, Kroatien, Dalmatien

Die zwischen den Ost- und Westgermanen stehenden Langobarden sind der letzte germanische Stamm, der vom hohen Norden in den Donauraum, später nach Norditalien verschlagen wurde. Die Langobarden treten das Erbe der Goten an und müssen sich später der Herrschaft der Franken ergeben. Sie bleiben in Oberitalien und werden hier die Gründer der lombardischen Kultur. Die Lombardei ist Heimat, ist Wurzelboden für einen der besten Teile der italienischen Kunst.

Von den Langobarden wissen wir aus allen Quellen, insbesondere aber aus ihrem Gesetzeswerk, daß sie mit besonderer Zähigkeit ihrem Volkstum anhingen. Die langobardische Sprache ist noch zur Zeit Karls des Großen, und wohl noch später, in der Lombardei lebendig gewesen. Ursprünglich mit den Langobarden ausgewanderte 5000 Sachsen sind wieder in die Heimat zurückgekehrt, da die Langobarden eine Aufnahme in den Stammesverband weigerten; vielleicht auch, weil die Sachsen sich einer solchen Aufnahme widersetzten.

In Oberitalien entstand nach dem gotischen ein mächtiges langobardisches Reich; das junge Königtum hatte hart mit sehr selbstbewußtem Herzogtum zu kämpfen. Zum Schluß brach die Herrschaft unter der Wucht des fränkischen Ansturms zusammen; nicht zuletzt deshalb, weil die Langobarden versäumten, strategisch wichtige Pässe rechtzeitig militärisch zu sichern; und, fast unbegreiflich: weil sie es versäumen, eine Flotte auszubauen. Dafür sind sie um so bessere Richter und noch bessere Baumeister gewesen. Die langobardische Gesetzsammlung gestattet uns einen tiefen Einblick in die seelische Lage und die Zeitumstände, da sie auf ältestes Gewohnheitsrecht zurückgeht. Der Rechtssinn der Langobarden ist auf die Lombarden übergegangen. Am deutlichsten haben aber die Langobarden ihre Spur in ihrer Baukunst hinterlassen. Sie liebten das sog. „Flechtornament" (Abb. 1 und 2). Sie, die sich am hartnäckigsten dem Eindringen des Christentums widersetzt haben, sind die Begründer des Kirchturmbaues geworden. Der erste Kirchturm wurde in der langobardischen Hauptstadt Pavia errichtet. Von Oberitalien hat die Turmbaukunst sich dann weiter verbreitet. Wir finden reichgestaltete Turmbauten im späteren lombardischen Stil im ganzen Bereich der venezianischen Herrschaft, so auch an der dalmatinischen Küste (Abb. 3). Die Langobarden zeigen sich in ihrer Baukunst als die „Meister des Flechtornaments". Unter Flechtornament versteht man landläufig ein reichverschlungenes, bandartiges Schmuckwerk, das sehr zu unrecht mit Flechtwerk bezeichnet wird. Beim echten Flechtwerk überschneiden sich Kette und Einschlag mehr oder minder rechtwinklig, geradlinig. Das Kennzeichen der langobardischen Zierleisten ist aber nicht der Schnitt, die Überkreuzung, sondern die Verschlingung, das Gewinde der Knoten, der Knauf. Unter zahlreichen Arbeiten sind kaum zwei, die einander gleich sind; aus allen spricht eine starke Ursprünglichkeit, aber auch eine ausgesprochene Vorliebe für diese Zierformen. Wir können daraus die künstlerische Fertigkeit der Meister entnehmen, aber auch die tiefere Bedeutung des „Knotengeschlinges", das dem Wikingerstil, dem Tiergeflecht, Tiergeschlinge sehr verwandt ist; trotzdem hat es

[1]) Neben Gobineau und Lapouge. Über diese vgl. den vorangehenden Aufsatz S. 107.

diesem gegenüber seine eigenartigen Unterschiede. Hinter dieser sog. „Flechtornamentik", die wir besser als Schlingenornamentik bezeichnen, verbirgt sich ein weltanschauliches Geheimnis. Zu dieser Erkenntnis brachten mich die ersten Funde von Trümmern langobardischer Ornamentik, auf die ich stieß, als ich dem Wanderweg der Langobarden nach dem Balkan folgte. Ein solches Schlingengeflecht wirkt wie ein Rätsel. Wenn uns die ägyptische Sphinx stark beeindruckt als Verkörperung einer weltanschaulichen Haltung, die sich in ihrem Schweigen, in der Vereinigung von weiblicher Empfängnisfähigkeit und katzenhafter Grausamkeit kundgibt; so können wir uns beim Anblick der nordischen Ornamentik eines ähnlichen Eindrucks der Rätselhaftigkeit nicht erwehren; am wenigsten beim Anblick langobardischer Ornamente. Viele von den Schleifen- und Schlingengebilden sind in sich wiederkehrend, stehen in ihrem Ausdruck auf einer Stufe mit Drudenfuß und Zauberknoten. Daran, daß diese Gebilde keine Ornamente im Sinne rein kunstgeschichtlicher, ästhetisierender Betrachtung sind, ist nicht zu zweifeln.


Abb. 1. Schlangenornamente aus Aquileja und Grado.


Abb. 2. Schlangenornament aus dem Klagenfurter Museum.

Sollte es gar keine Möglichkeit zur Entzifferung dieser Schrift geben? Es sind Versuche unternommen, das Liniengestrüpp der verschiedenen nordischen „Tierstile" zu entwirren. Rein äußerlich ist man in das Chaos eingedrungen. Damit hat sich aber noch kein Zugang zum offenbar eingekleideten, absichtlich verhüllten Sinn ergeben.

Und doch muß es einen Weg geben, in die Tiefen dieses Geheimnisses unserer Vorfahren zu dringen.

Mir erschlossen sich, als ich erst begonnen hatte, auf die eigenwillige Bildersprache dieser Schmuckkunst zu achten, bald zwei Wege, die mich einer ersten Erkenntnis näher bringen sollten. Der eine Weg ist die Aufstellung einer Entwicklungskette. Ich konnte jüngere Beispiele neben ältere stellen und mußte feststellen, daß das Linienspiel der Knoten und Schlingen zuletzt auf Tierornamentik zurückging; es war darin verborgen das Spiel einer oder zweier, oft auch mehrerer Schlangen, das sich so gut von Mauerwänden, als von Buchdeckeln als auch von Zierfibeln ablesen läßt.

Die zweite Handhabe der Erkenntnis wurde mir gereicht, als ich im Schrifttum darauf stieß, daß die Langobarden noch in Oberitalien, als sie schon längst Christen geworden waren, einem Schlangenkult gehuldigt haben. Sie verehrten eine goldene Schlange. In dieser Schlange war Odin selbst verkörpert. Durch diesen Hinweis, den ich dem „Urvätererbe" (I. Band der 3. Abt. des Ahnenerbes, 1936 S. 358, Ziffer zu S. 134, sowie S. 343) verdanke, leuchtete mir der Sinn eines Brauches auf, der in Westungarn, nördlich vom Plattensee in einigen nachweislich auf die Völkerwanderung zurückgehenden deutschen Gemeinden sich erhalten hat, worüber seinerzeit die deutsch-ungarischen Heimatblätter auch berichteten. In diesen Dörfern (und nur in diesen!) ist es üblich, die letzten Ähren auf dem Acker stehen zu lassen „für Wodns Gaul". So ähnlich drückt sich der Volksmund aus. Die Ähren werden zu einem Knoten verschlungen. Gemeint ist, daß diese Ähren eine Opfergabe an den „wilden Reiter" sind, der gerade im Gebiet der germanischen Wanderzüge auf dem Balkan heute noch spukt, am meisten in der christlichen Einkleidung des hl. Georg. Als ich dann die vereinzelten Beobachtungen über Schlangenverehrung mit anderen in Zusammenhang brachte, mußte ich feststellen, daß noch heute im deutschen Volkstum starke Reste erhalten sind. Ich erinnere an die Schlangenstühle, die oft die Schlange in Gesellschaft von Löwen und anderen Tieren zeigen. Die genaue Parallele konnte ich von meiner letzten Balkanreise 1939 vom Ohridsee in Südserbien und aus vielen altbulgarischen Klöstern mitbringen. Die Edda ist reich an Schlangengestalten. Das älteste Göttergeschlecht liegt im Kampf mit Schlangen. Der Auffassung, die Schlange sei eine „orientalische Entlehnung", muß mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Allein schon Grimm, aber auch die Edda, die Siegfriedsage sind eine Widerlegung. Wer sich aber in die Schlingen- und Schlangenornamentik der Langobarden vertieft, erlebt, daß die Langobarden im Schlangenornament und Zauberknoten ihre tiefsten Geheimnisse niederlegten. Immer ist die Schlange der Rosette, der Sonnenrose nahe. Die Schlange ist den Langobarden durchaus kein albisches Wesen, Inbegriff der Hölle, Sinnbild der Sünde, wozu sie von den christlichen Sendboten gemacht wurde. Der Schlange ist es ergangen wie dem heiligen Pferd der


Abb. 3. Kirchturm auf der Insel Hvar im Stil der „lombardischen Gotik".


Abb. 4. Fischermädchen von der Insel Rab.


Abb. 5. Spitzereiverkäuferinnen vom Spitzenmarkt in Zagreb (Agram), Kroatien.



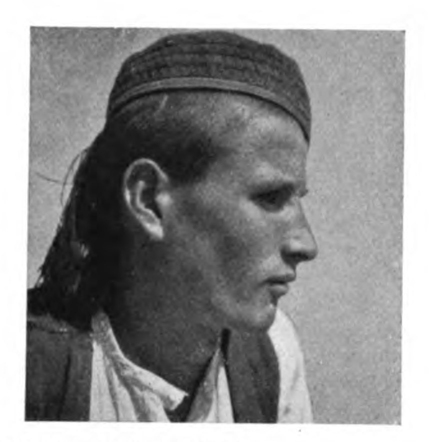


Abb. 6 und 7. Dalmatinische Bauarbeiter, aufgen. in Belgrad.

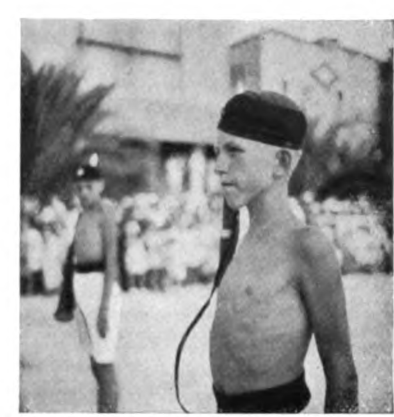


Abb. 8. Junge von der Insel Korcula bei einer Sportveranstaltung der „Sokol".





Abb. 9 und 10. Junge aus Gallitschnik in Südserbien.



Abb. 11. Bursche aus der Skopska Crna Gova.

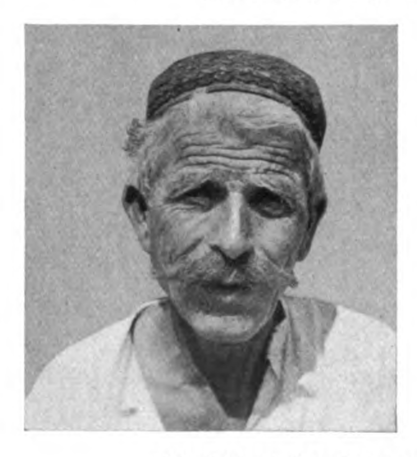






Abb. 12 bis 14. Bauarbeiter aus Dalmatien, aufgen. in Belgrad beim Bau des deutschen Pavillons für die Messe 1939.

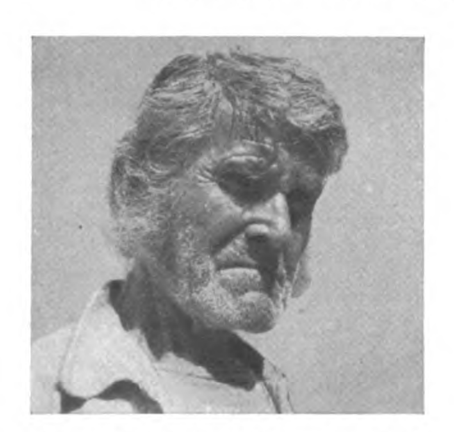


Abb. 15. Dalmatinischer Bettler von der Insel Rab.



Abb. 16. Albaner, ebenfalls Bauarbeiter in Belgrad.



Abb. 17. Fischerbursche aus dem Hafen Skuta.

Sämtliche Aufnahmen A. Küppers-Sonnenberg.

Germanen. So wurde auch die Schlange vom Bannfluch der Bischöfe und Päpste getroffen; obgleich sie sich in deren „Hirtenstäben" windet. Wir wissen es heute wieder und stehen darum der geheimnisvollen Bilderschrift frühmittelalterlicher Bauten aufgeschlossener gegenüber, wir beginnen, die Rätselschrift der Volkskunstornamente zu entziffern in der sicheren Hoffnung, hier auf Glaubensvorstellungen zu stoßen, die sich vor dem Zugriff christlicher Glaubenseiferer in die bizarren Gestalten des Chorgestühls und gotischer Wasserspeier, langobardischer Schlingenornamente flüchteten.

Durch die langobardische Baukunst ist der Weg der Langobarden gekennzeichnet. Es sind genügend Stücke erhalten, so daß wir uns ein zureichendes Bild machen können. Die Bauten finden sich nicht nur am späteren Dauersitz der Langobarden, sondern auch an den Hauptrastplätzen des langen Wanderweges. Hier fällt wieder eines auf bei der langobardischen Baukunst in Stein: sie macht auf jeden unbefangenen Beobachter den Eindruck, als handele es sich um eine „Versteinerung", um eine Baukunst in Holz, die auf Stein übertragen worden ist. Die frühen langobardischen Bauten sind nicht von römischen Steinmetzen ausgeführt (die gewiß als Meister und Lehrer zugezogen wurden), sondern vielmehr von germanischen Zimmerleuten, die zu jener Zeit eine umfassende Bildung mit hoher Kunstfertigkeit vereinten. So allein ist es zu erklären, daß viele Steinbauten Norditaliens in ihrem Säulenwerk und in ihrer Ornamentik die größte Ähnlichkeit mit niedersächsischen Fachwerkhäusern zeigen. Es lassen sich Beispiele beibringen, bei welchen Ähnlichkeit schon fast zur Gleichheit wird.

Auf Reste der Langobarden stößt man in Ungarn, in Kroatien, in Kärnten, in Dalmatien. Wir sind über den Wanderweg der Langobarden durch Quellen genau unterrichtet. Vom Uferland, der Ostsee, wandern die Langobarden in die Elbmarschen ein zur Zeit Armins. Sie brechen später auf, um elbabwärts zu wandern. Der Durchgang durchs Sandsteingebirge wird ihnen verwehrt; aber gerade im Winkel der oberlausitzer Berge findet sich (neben reinen Wenden, slawischer Prägung) ein nordischer Schlag (auch als Wenden bezeichnet), der größte Ähnlichkeit mit Slowaken der March, mit Slowaken Südungarns und mit Kroaten und nordischen Splittern Dalmatiens aufweist. Wir wissen, daß die Langobarden ihren Weg über Schlesien, oderaufwärts nehmen mußten, endlich im Marchtal abwärts wanderten. An der March haben die Langobarden sich aufgehalten. Es ist strittig, ob hier umfangreiche Reste verblieben sind. Das Volkstum der Slowaken um Neutra legt eine solche Vermutung nahe. Die Langobarden saßen später in Österreich, darauf wechselten sie ins Alföld, in die ungarische Tiefebene. Auch hier konnten die Langobarden nicht bleiben. Hinter ihrem Wandertrieb stak die Sehnsucht nach Land, die Suche nach zureichendem Boden. Vom Alföld aus dehnt die langobardische Herrschaft sich über Westungarn und über das heutige Kroatien aus. In Syrmien, dem heutigen Srem (in Jugoslawien), kommt es zum Entscheidungstreffen mit den Gepiden, die dabei vernichtend geschlagen werden. Streifen der Langobarden erstrecken sich an der dalmatischen Küste entlang. Die südlichsten Spuren langobardischer Ornamentik konnte ich in Split, am Altar der Taufkapelle beim Dom finden. Anthropologisch reichen nordische Einflüsse noch weiter südlich; im Tal der „schönen Frauen", dem Kanavljetal bis über Dubrovnik hinaus, fast an Kotor heran. Schließlich lassen sich nordische Züge auch bei den Montenegrinern so gut wie unter Albanern feststellen. Dabei ist wieder die starke Typenähnlichkeit der mehr oder minder nordisch Geprägten in Dalmatien und Albanien auffällig (Abb. 6—17).

Zwischen Serben und Kroaten, die heute im vereinigten Königreich der Südslawen politisch zusammengefaßt sind, bestehen starke politische Gegensätze (ähnlich jenem überholten zwischen Bayern und Preußen), die auf anthropologische Unterschiede zurückgehen. Diesem Gegensatz gesellt sich der kulturelle zwischen den katholischen Kroaten und griechisch-rechtgläubigen Serben. Daß die Kroaten durch einen stärkeren nordischen Blutanteil gekennzeichnet sind, ist keine Frage; ob es sich allerdings hierbei um gotische oder langobardische Einflüsse handelt ist fraglich; vermutlich sind Reste beider Stämme und Völkerschaften vom Kroatentum aufgesogen worden.

Zuletzt ist der Streit aber müßig, wenn man bedenkt, daß das Volkstum der Bastarnen ganz und gar im slawischen Volkstum aufgegangen ist; und daß starke Splitter geschlagener Goten auch in Serbien und Südserbien verblieben und heute noch anthropologisch an den bis nach Griechenland hinunter eingesprengten Blonden zu vermuten sind. Überhaupt muß heute festgestellt werden: daß der gesamte Balkan die Blutverluste der germanischen Länder zur Völkerwanderungszeit in sich aufgenommen hat; das gilt für Bulgarien, wie Norditalien, wie Jugoslawien und ebenso für Rumänien, wo an der unteren Donau sich nordische und romanische (vorwiegend mittelmeerrassische?) Elemente trafen wie am unteren Rhein. Es dürfte nicht schwer sein nachzuweisen, daß der nordische Anteil in Rumänien bei weitem den romanischen übertrifft.

Anschrift des Verf.: Trebbin/Mark.

Wilhelm Hecke:

Die Herkunft der Wiener

Unter den deutschen Großstädten, die im 19. Jahrhundert zu früher nie geahnten Bewohnerzahlen herangewachsen sind, nimmt wohl Wien eine besondere Stellung ein, weil es nicht nur als Landeshauptstadt den Überschuß der umgebenden Landschaft aufgesaugt, sondern darüber hinaus seine Anziehungskraft auf die weiten Gebiete des Völkerstaates Österreich erstreckt hat. Aus dem Mittelalter erfahren wir, daß im 14. Jahrhundert viele Einwanderer aus Ungarn, Böhmen, Bayern, Thüringen, Brandenburg und Flandern nach Wien gekommen sind. Deren Nachkommen bilden aber nur einen kleinen Teil der in fortgesetzter Zuwanderung erwachsenen Großstadt. Der eigentliche Aufstieg fällt in die letzten 100 Jahre. Von den 260224 Einwohnern im Jahre 1820 ist die Bewohnerzahl bis 1934 auf 1874130, das ist auf das Siebenfache, gestiegen. Daß sich der Umfang der Stadt durch Eingemeindungen mehrfach vergrößert hat, stört den Rückblick nicht wesentlich, weil die einbezogenen Gebiete, soweit sie nicht ohnehin dünn besiedelt waren, ihre Bewohner ebendaher bezogen hatten wie die Stadt selbst.

Die Herkunft der Zuwanderer ist nie genau gezählt worden. Aber die Geburtsorte der Bewohner sind zu verschiedenen Zeiten festgestellt worden, so daß wir Zahlen über das Endergebnis der Zuwanderung besitzen, die ältesten aus der städtischen Statistik des Jahres 1856. Damals wurden 469221 Einwohner gezählt, nahezu das doppelte

der Zahl von 1820; davon waren 207817 oder 44,3 vom Hundert in Wien selbst geboren. Im übrigen damaligen Österreich, welches außer der deutschen Ostmark und den Sudetenländern noch Ungarn, Siebenbürgen, die Militärgrenze, Galizien, Istrien, Dalmatien, Lombardei und Venezien in sich begriff, waren 235111 oder 50,2 vom Hundert geboren, im Auslande nur 26293 oder 5,5 vom Hundert. Von den Inländern stammten allein aus Böhmen, Mähren und Schlesien 105353 oder 22,4 vom Hundert, das ist über ein Fünftel der Gesamtbevölkerung; aus den Alpenländern nur 88000 oder 18,8 vom Hundert der Gesamtbevölkerung, davon der größte Teil, 69353 oder 14,8 vom Hundert, aus dem nördlich weit über die Donau greifenden Niederösterreich. Unter den Auslandstaaten waren Bayern mit 2,4, Preußen mit 1,9, die übrigen deutschen Staaten mit 1,4 vom Hundert vertreten.

Um 34 Jahre später, 1890, ist die Gebürtigkeit wieder ausgezählt worden, dann wieder nach je 10 Jahren und nach dem Weltkriege im Jahre 1934. In dieser Zeit hob sich der Anteil der in Wien selbst Geborenen von einst 44,3 auf 44,6 im Jahre 1890, auf 48,8 im Jahre 1910 und endlich auf 57,6 im Jahre 1934. Der Anteil der Zugewanderten ist somit schwächer geworden, obgleich die Zuwanderungszahlen gestiegen und die Geburtenzahlen gesunken sind. Die in Wien Geborenen sind eben Kinder der außerordentlich zahlreichen Zuwanderer aus den zwei letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Der Gipfel der Zuwanderung wirkt in den Nachkommen fort, obschon der Zuzug selbst seit 1900 nachgelassen hat. So stieg die Zahl der in Wien selbst Gebürtigen von 207817 im Jahre 1856 bis auf 991157 im Jahre 1910 und auf 1074102 im Jahre 1934.

Die Zuwanderung von außen ist infolge der Grenzänderungen nicht die ganze Zeit hindurch vergleichbar. Nahezu stetig blieb sie aus dem Deutschen Reiche, denn die Zahl der 1856 gezählten, aus deutschen Auslandstaaten Gebürtigen 22780, damals 5,7 vom Hundert, war sogar höher als die entsprechende Zahl 21554 im Jahre 1934, was aber nun nur 1,1 vom Hundert bedeutet, obgleich das darunter verstandene Gebiet ungefähr gleich geblieben ist. So weit war Wien im Laufe der Zeit vom Reiche getrennt worden.

Unter Inland (Österreich) war nicht immer dasselbe zu verstehen, denn vor 1867 galt auch Ungarn noch als Inland, dagegen 1934 Mähren schon als Ausland, dafür das Burgenland als Teil Österreichs. Wenn man von den Ostländern Galizien und Bukowina absieht, teilte die Donau das alte Österreich (die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder) von 1910 ungefähr in eine nördliche und südliche Hälfte. Wie sehr aber die Zuwanderung aus dem Norden seit 1856 auch weiterhin überwog, das zeigt z. B. eine 1910 ausgezählte Übersicht. Damals wurden diejenigen Bezirke (jetzt Kreise) Österreichs ausgesondert, unter deren Geburtsbevölkerung der größte Teil in Wien gezählt worden war. Werden die in Wien anwesenden aus diesen Bezirken Gebürtigen zusammengezählt, so ergibt sich, daß nur ein Fünftel aus Bezirken südlich der Donau stammt, mehr als 4/5 aber aus dem Norden. Auch von den 217909 Zugewanderten der so ausgewählten niederösterreichischen Bezirke stammten 122690 (über 56 vom Hundert) aus dem an Fläche geringeren Teile nördlich der Donau.

Die Zahl der überhaupt aus Niederösterreich Geborenen ist von 69353 im Jahre 1856 bis auf 236524 im Jahre 1934 gestiegen, anteilsweise ist sie gesunken von 14,8 auf 12,6 vom Hundert und dürfte durch die neuesten Eingemeindungen von 1938 weiter gesunken sein, um soviel, als sich der Anteil der in Wien selbst Gebürtigen vermehrt hat. Diese Zahlen können bei künftigen Zählungen nicht weiter verfolgt werden, weil der Gau Niederdonau über das einstige Land Niederösterreich hinaus vergrößert worden ist und die Gebürtigkeitszahlen des zugewachsenen Gebietes sich nicht mehr zu Vergleichszwecken für frühere Zeiten ergänzen lassen.

Aus den übrigen Ostalpenländern, soweit sie von 1919 bis 1938 zu Österreich gehört haben, hob sich die Zuwanderung von 18647 oder 4,0 vom Hundert im Jahre 1856 allmählich auf 82754 oder 4,6 vom Hundert im Jahre 1934; darin ist die Ersatzzuwanderung seit der Zerschlagung des alten Österreichs 1919 mit enthalten, nachdem der Anteil der Alpenländer an der Wiener Bevölkerung 1910 bis auf 3,3 vom Hundert gesunken war. Die Anteilziffer ist auffallend niedrig, denn die überwiegend bäuerliche Bevölkerung der Ostalpen hat für den Aufschwung der Industrie im 19. Jahrhundert keinen Überschuß an Arbeitern beistellen können. Das hat schon 1892 Dr. Michael Hainisch in seinem Werke „Die Zukunft der Deutschösterreicher" nachgewiesen. Die eigene Volksvermehrung war immer gering, die Gebirgsbauern haben spät geheiratet und den Knechten und Mägden war überhaupt das Heiraten verwehrt. Die zahlreichen unehelichen Kinder deckten eben den Bedarf an landwirtschaftlichen Hilfskräften; auch die aufblühende steirische Eisenindustrie mußte ihre Arbeiter aus dem slawischen Süden und den Sudetenländern holen.

Die Hauptmasse der Wiener Bevölkerung stammt sowohl nach der Zählung von 1856 als auch von 1934 aus den Sudetenländern. Diese sind bis zum Weltkriege Böhmen, Mähren und Schlesien genannt worden, für 1934 kann unbedenklich die Tschechoslowakei in Vergleich gesetzt werden, denn von den geringen Teilen, die 1919 von Niederösterreich abgetrennt worden waren, kann man ebenso absehen wie von der seit jeher nicht namhaften Zahl der Zugewanderten aus der Slowakei. Die Zahl der aus den Sudetenländern Gebürtigen hatte 1856 nur 105353 oder 40,0 von 100 Fremdgebürtigen betragen, war 1910 bis auf 499273 oder 48 von 100 Fremdgebürtigen gestiegen, dann infolge der Zerschlagung des österreichischen Staates und Sperre durch neue Grenzen auf 292880 oder 36,6 von 100 Fremdgebürtigen im Jahre 1934 gesunken. Der Gipfel der Zuwanderung aus den Sudetenländern fällt also in das Jahr 1910, ebenso wie der Gipfel der Einwohnerzahl der Stadt Wien überhaupt. Seither hat erst der Weltkrieg und danach der wirtschaftliche Rückgang weiteren Zuzug gehemmt. Durch mehr als ein Jahrhundert ist immer wieder fast die Hälfte des ganzen Zuzugwachstums der Großstadt aus den Sudetenländern gekommen. Diese Zuwanderer kamen in den besten Jahren, heirateten dann und zeugten mehr Kinder als die Ureinwohner der Großstadt. So kommt es, daß um die Zeit des Weltkriegsbeginnes ein Viertel der Wiener unmittelbar aus den Sudetenländern stammt, mindestens ein weiteres Viertel von sudetendeutschen Eltern und wohl noch ein drittes Viertel von den Großeltern her aus diesen Ländern stammt.

Von der anderen Seite her sieht das Josef Pfitzner in seiner Sudetendeutschen Geschichte (Reichenberg 1937) so an: „Mit der Schlacht am Weißen Berge 1620 hatte Habsburg sein monarchisches und kirchliches Ziel erreicht; Böhmen wurde wieder kaiserlich und katholisch, die tschechische Adelsherrschaft hatte ein Ende. Die Erbschaft trat aber nicht das Deutschtum, sondern der habsburgische Absolutismus an, der die öffentlichen Gerechtsame an sich zog und Wien immer mehr zum politischen Mittelpunkte auch der Sudetenländer erhob, indes Prag zusehends zur Provinzialstadt hinabsank. Die Erbuntertänigkeit hatte in dieser Zeit die härtesten Formen angenommen und blieb vielfach auch den Städtern nicht unbekannt. 1742 wurde dann mit dem Verluste Schlesiens an Preußen auch dem Sudetendeutschtum eine wichtige Stütze genommen; während das preußische Schlesien gegen Einflüsse aus

Österreich tunlichst abgeschlossen wurde, fesselte Wien die Sudetenländer immer stärker an sich. Damit fiel zeitlich der unter Maria Theresia scharf einsetzende österreichische Zentralismus zusammen, der die Wanderung nach Wien den Sudetenländern noch deutlicher zum Bewußtsein brachte. Der Zug zur Donau beherrschte in der Folgezeit die Wanderrichtung der sudetendeutschen geistigen Kräfte und ließ besonders den deutschen Teil der Sudetenländer geistig ärmer erscheinen als den tschechischen. In der konservativen Metternichzeit strebte der österreichische Staat nach immer stärkerer Absperrung vom übrigen Deutschland.

Als dann der Kinderreichtum der Tschechen, ihre starke Bindung an das bäuerliche Land, zu einer raschen Bevölkerungsvermehrung führte, wirkte sich das auf Kosten des Deutschtums aus, indem die Abwanderung aus den sudetendeutschen Gebieten ungeschwächt anhielt und sich die geistig schöpferischen Kräfte von besonders geringer Seßhaftigkeit erwiesen, indem sie nach Wien und anderen deutschen Städten abwanderten und dort für das Gesamtdeutschtum wertvolle Arbeit leisteten. Daher machten die sudetendeutschen Landschaften in dieser Zeit eher den Eindruck geistig erschlaffter Gebiete, wobei Mähren und Schlesien ganz besonders betroffen wurden, während das wohlhabende Deutschböhmen in seinen Städten den heimischen Begabungen einen gewissen Rückhalt gewährte. Die Deutschen Böhmens hatten aber von den Deutschen Mährens und Schlesiens ebenso wenig eine klare Vorstellung wie umgekehrt. Die Landesgrenzen schnitten die sudetendeutsche Volksgruppe wieder in Deutschböhmen, Deutschmährer und deutsche Schlesier auseinander. Bestenfalls bot Wien die Gelegenheit, daß sich die drei Gruppen des Sudetendeutschtums trafen und mit den Alpendeutschen zusammenarbeiteten. Erst im 20. Jahrhundert wurde die Gemeinsamkeit des Schicksals aller Sudetendeutschen bekannt und um 1910 kam erst der Name Sudetendeutsche in Gebrauch.

Der Umbruch des Jahres 1919 hielt die Bewegung auf, denn während in der Zeit des alten Österreichs fast alle geistig Schaffenden, die das Provinzmittel übertragten, in die deutschen Großstädte, namentlich nach Wien, abwanderten, hörte dieser Zug zur Donau mit der Schaffung des neuen staatlichen Verhältnisses auf. Dadurch hob sich das Kulturniveau auch jener sudetendeutschen Landschaften, die bis dahin als kulturell ausgesogene Provinz Wiens angesehen werden mußten."

Neben dem sudetenländischen Zuzuge blieben die anderen Richtungen unbedeutend. 1934 wurden noch 52986 aus Polen gebürtige Bewohner Wiens gezählt, 2,8 von 100 Einwohnern, das ist mehr als bei allen früheren Zählungen, da die Zahl der aus Galizien und der Bukowina Geborenen im Jahre 1856 nur 3417 betragen hatte, 0,7 vom Hundert, dann 1910 bis auf 42695 oder 2,1 vom Hundert der Gesamtbevölkerung, angestiegen war. Auch der Zuzug aus Ungarn ist nur bis 1890 gestiegen, von 23675 im Jahre 1856, d. i. 5,0 v. H., auf 100666 im Jahre 1890, d. i. 7,3 vom Hundert der Gesamtbevölkerung, dann zurückgegangen auf 28471 oder 1,5 v. H. im Jahre 1934; dazu kommen noch 1,4 v. H. Burgenländer, die früher als Ungarn gezählt worden waren. Unter den einst gezählten Zuwanderern sind natürlich viele aus den seit 1919 von Ungarn abgetrennten Gebieten. Man sieht daraus, daß in der Zeit vor 1867, da Ungarn als Inland galt, ein wesentlich höherer Zuzug nach Wien gerichtet war, der trotz der Abschwächung noch bis 1890 auf die Gebürtigkeitszahlen eingewirkt hat. Zweifellos handelt es sich auch bei früherer ungarischer Zuwanderung um zumeist Deutsche aus Westungarn, Siebenbürgen, Banat, Slawonien usw. Die Zuwanderung aus dem sonstigen Auslande ist von 18179 über 23993 auf 184859 im Jahre 1934 gestiegen, doch sind in der letzten Zahl die Zugewanderten aus den ehemals österreichischen Teilen von Südslawien, Italien und Rumänien enthalten.

Die Volkszählung von 1910, aus der Gipfelzeit des Großstadtwachstums, hat auch näheren Aufschluß über die Herkunftsorte geboten. Eine dem amtlichen Zählungswerke (Österreichische Statistik, Band I) beigegebene Karte stellt die Bevölkerungsabgabe aller Bezirke Österreichs an die Stadt Wien dar. Der dunkelste Farbton derjenigen Bezirke, von deren Geburtsbevölkerung mehr als ein Zehntel in Wien gezählt worden ist, reicht über das nördliche Niederösterreich nach Mähren und Böhmen hinüber; dazu kommen einige Städte und der ganz entfernte schlesische Bezirk Jägerndorf. Die nächste Farbstufe umfaßt angrenzend einige südliche Bezirke von Niederösterreich und mährische Bezirke bis Römerstadt, böhmische bis Strakonitz und Deutschbrod, dann Freudental in Schlesien. Die dritte Stufe reicht am Böhmer Walde entlang bis Bischofteinitz. Erst der folgende, in Böhmen bis Saaz und Königinhof reichende Farbton erstreckt sich im Süden nach Steiermark über Mürzzuschlag hinaus und über den größten Teil von Oberösterreich. Diese Verteilung zeigt den starken Zuzug nicht nur aus dem deutschen, sondern auch aus dem tschechischen Sprachgebiete der Sudetenländer.

Die Sprache der Wiener ist zu verschiedenen Zeiten nach anderen Kennzeichen gezählt worden. 1856 war es die Muttersprache, 1880 bis 1910 die Umgangssprache, 1934 die sprachliche Zugehörigkeit. Doch ist der Unterschied nicht so groß, denn die Wiener Tschechen hatten seit 1890 immer mehr die Umgangssprache als ein Bekenntnis der sprachlichen Zugehörigkeit im Sinne von Muttersprache aufgefaßt. Die Zahl der Tschechen und Slowaken in Wien ist, abgesehen von der wirklichen Umgangssprachenzählung 1880, von rund 83000 im Jahre 1856 (das ist 17,3 von 100 Einwohnern) zunächst gestiegen auf 102974 im Jahre 1900 (6,15 vom Hundert), dann 1910 gesunken auf 98461 (4,92 vom Hundert) und endlich im Jahre 1934 auf 39714 (2,1 vom Hundert). Von den im Jahre 1910 gezählten Einwohnern der Stadt Wien waren 153372 oder 7,5 vom Hundert in Bezirken deutscher Mehrheit der Sudetenländer, 341734 oder 16,8 vom Hundert in Bezirken tschechischer Mehrheit geboren. Danach könnte es scheinen, als ob weit mehr Tschechen als Deutsche nach Wien gekommen wären; aber aus den sonst tschechischen Bezirken sind zweifellos die Deutschen weit mehr nach Wien gewandert als etwa Tschechen aus sonst deutschen Bezirken. Inzwischen sind nach dem Ende des Weltkrieges mehr als 100000 Tschechen abgewandert und hat die Zuwanderung sehr nachgelassen. Doch bleibt noch immer bis herab zu den 1934 gezählten 39714 Tschechen ein Rest von einstigen Tschechen, die erst in Wien zur deutschen Sprache übergegangen sind.

Im Vergleich zu den Tschechen sind die Zahlen der anderen Sprachen ganz gering; alle zusammen machten 1934 nur 20707 oder 1,1 vom Hundert der Gesamtbevölkerung aus. Davon sind 4844 als Magyaren, 1094 als Kroaten, 525 als Slowenen, 136 als Zigeuner und 510 als Juden angegeben, 9491 sonstiger und 4107 unbekannter sprachlicher Zugehörigkeit. Von den Magyaren ist der größte Teil, 3802, von den sonstigen auch der größte Teil, 7836, ausländischer Staatsangehörigkeit. Der sprachlichen Zugehörigkeit nach kann sich natürlich nur ein ganz kleiner Teil der Juden als solche angeben; zumeist ist das Religionsbekenntnis das einzige Maß, welches bisher bei den Volkszählungen angewandt werden konnte. Die Zahl der Bekenntnisisraeliten in Wien betrug 176034 nach der Zählung von 1934, das ist nach einer im Weltkriege einsetzenden sehr starken Zuwanderung und nachfolgenden Rückwanderung und Auswanderung.

Seither sind die Juden so sehr zur Auswanderung genötigt worden, daß die neueste Volkszählung vom Mai

1939 ganz andere Ergebnisse erwarten läßt, da die Fragen der Ergänzungskarte auf die Erfassung der Juden gerichtet sind und daneben auch die Gebürtigkeit betreffen. So sind von dieser Zählung neue eingehende Aufschlüsse über die Herkunft der Wiener zu erwarten. Aber die seit 1934 neu zugewanderten Bewohner Wiens dürften voraussichtlich das hier dargestellte Hauptergebnis der früheren Zählungen nicht umstürzen, sondern nur etwas verschieben. Somit läßt sich zusammenfassen: Die Bevölkerung der Stadt Wien bildet das für die Volksart bestimmende Ergebnis einer Mischung, die, auf ursprünglich vom Westen her zugezogene Siedler der Ostmark aufgebaut, die österreichische Hauptstadt allmählich aus allen Teilen Österreichs geformt hat. Die Beziehungen der habsburgischen Herrscher brachten nicht nur Kultureinflüsse aus Spanien, Italien, Flandern, sondern auch Menschen von dort, dann noch mehr aus dem Osten: Ungarn, Kroaten, Polen, Griechen, Serben und Rumänen. Seit Maria Theresia aber überwiegt der Zuzug von Norden her; namentlich die Deutschen aus den Sudetenländern fanden in Wien als der Reichshauptstadt mehr Rückhalt, seit das tschechische Volksbewußtsein erwacht war und damit die Deutschen von Prag abstieß. Das stürmische Aufwachsen der Großstadt in den letzten hundert Jahren beruht auf dem Zuzuge der Sudetendeutschen und auch Tschechen, die, mit den Niederösterreichern verschmolzen, ein von den Alpenländlern verschiedenes Mischvolk hervorbrachten. Was die Alpenländler am Wienertum fremdartig empfinden, ist freilich nicht so sehr die Eigenart des Volksstammes, als der weltstädtische Schliff, der aus den dem Heimatboden entfremdeten Menschenmassen Großstädter formt. Manche Eigenschaften des Österreichers, die ihn vom Bayern unterscheiden, rühren aber von dem sudetendeutschen Einschlage her.

Schrifttum:

Statistik der Stadt Wien, 1857. — Österreichische Statistik, neue Folge, Band I, und Statistik des Bundesstaates Österreich, Hefte I u. 2 (Amtliche Quellenwerke). — Michael Hainisch: Die Zukunft der Deutsch-Österreicher, Wien 1892, Verlag Franz Deuticke. — Wilhelm Hecke: Volksvermehrung, Binnenwanderung und Umgangssprache, in der Statistischen Monatschrift 1913 und 1914. — Derselbe: Die Verschiedenheit der deutschen und slawischen Volksvermehrung in Österreich, Stuttgart 1916, Verlag Ferdinand Enke. — Joseph Pfitzner: Sudetendeutsche Geschichte, Reichenberg 1937, Verlag Franz Kraus.

Anschrift des Verf.: Wien XVIII, Genzgasse 12.

„Rühmt sich Indien seiner Edelsteine, Arabien seines Goldes, Ungarn seiner schnellen Pferde, England seines Reichtums, Frankreich seines höfischen Benehmens, so ist Deutschland wahrlich berühmt durch seinen entschlossenen, starken und tapferen Soldatenstand. Wie der Himmel sich mit Sternen schmückt, so leuchtet Deutschland hervor durch seine freien Künste, wird geehrt wegen seiner mechanischen Kenntnisse und zeichnet sich aus durch vielerlei Gewerbe, deren wir uns billig rühmen. Im übrigen ist unser Heer über die ganze Erde berühmt geworden. Denn als die Erhebung vieler Nationen die Augen auf sich zog, die gesetzliche Ordnung störte und die Waage des Rechts aus dem Gleichgewicht brachte, da handelten wir Deutschen nicht also. Wir sind nicht von Sinnen und leiden nicht an jeder geistigen Schwäche, daß wir uns nicht lieber von der Wahrheit leiten, als von der Falschheit betrügen ließen . . . .“

Konrad Kyeser*) 1405.

Oswald Deuerling:

Deutsches Blut, aber verschwundenes Deutschtum in Südspanien

Im 2./3. Heft wies Fr. Lickint dankenswerterweise auf die ehmaligen deutschen Siedlungen in Andalusien, die meistens unzutreffend bloß „Kolonien an der Sierra Morena“ genannt werden, hin. Er fragte, was für Zeugnisse und Forschungen darüber vorliegen.

Die Kunde von diesen deutschen Dörfern ist schon verhältnismäßig alt und verbreitet. Freilich findet man in Gesamtdarstellungen des Auslandsdeutschtums, wie z. B. denen von Geiser, Hoeniger, Weck, Ziehen, Rohrbach, Fittbogen, Grothe u. a. m. sie nicht erwähnt, obwohl Grothe sie andernorts behandelt; nur Mohr und Hauff nebst Boelitz bringen 6 und 4 Zeilen darüber. Es mag wohl an die 200 Zeugnisse über diese Deutschen und über Thürrigl (so! auch Dirrigl) geben, von der einfachen Nennung bis zum ganzen Buch. Mir sind 144 bekannt, von denen nicht wenige, meistens Zeitschriften- und Zeitungs-

*) Der deutsche Kriegsingenieur Konrad Kyeser von Eichstätt, dessen kriegstechnische Bilderhandschrift „Bellifortis“ aus dem Jahre 1405 für mindestens anderthalb Jahrhunderte bei seinen Fachgenossen das maßgebende Lehrbuch für Festungsbau, Kriegsmaschinen, Verwendung des Feuers und Werkzeuge blieb, wurde 1366 zu Eichstätt in Franken geboren und ist vermutlich bald nach Vollendung seiner großen Bilderhandschrift, deren Kaiser Rupprecht gewidmeten Dialog die angeführte Stelle entnommen ist, gestorben. Seine Ausbildung erhielt er in Italien, insbesondere am Hofe des berühmten Kriegsmannes Francesko de Carrara, des Herrn von Padua.

aufsätze, aufeinander fußen oder von demselben Verfasser stammen. Imperiali, A. L. Schloezer, Dalrymple, Dillon, Volkmann, Townsend, Raufhold haben bereits zwischen 1776 und 1791 auf die neuen „Kolonien" hingewiesen. Über Joh. Kaspar Thürrigl ist auch schon viel, besonders in Bayern, veröffentlicht worden, so in 5 Abhandlungen von Archivdirektor Joseph Weiß, der in den Staatsarchiven von München und Simancas forschte und 1907 ein Buch von 119 Seiten über „die deutsche Kolonie an der Sierra Morena und ihren Gründer Th." herausgab. In neuester Zeit hat neben W. v. Hauff Otto Wendel in Madrid, der die Dörfer besuchte, viel, u. a. im Stuttgarter „Auslandsdeutschen" 1933 und 1936, darüber geschrieben. Aus den spanischen Verfassern ist vor allen Caj. Alcázar Molina hervorzuheben, der 1930 auf Grund von Urkunden ein Buch über diese deutschen Gründungen erscheinen ließ. Georg Niemeier schenkte uns eine Sonderschrift von 126 Seiten, 20 Lichtbildern und 22 Plänen über „die deutschen Kolonien in Südspanien" (Hamburg 1937), die reichen Aufschluß bietet. Jedoch gibt er hauptsächlich eine erdkundliche und wirtschaftliche Erkundung. Eine deutlichere Landkarte der Gegend als er hat der Altmeister der Deutschtumsforschung, Paul Langhans, in seiner „Deutschen Erde" 1907 im 4. Heft veröffentlicht. Darin ist auch das Bild des 1722 zu Gossersdorf (halbwegs zwischen Bogen und Cham) im Bayrischen Wald geborenen Thürrigl, wie es jetzt im Bezirksmuseum in Bogen zu sehen ist, zu finden.

Für „Volk und Rasse" müssen wir von wirtschaftlichen Darlegungen, die bei Niemeier obwalten, absehen und können das von z. B. von Weiß gebotene Geschichtliche nur soweit beachten, als es zur Erklärung des raschen Volkstumsuntergangs notwendig ist.

Als ich 1910 von Cordoba nach Sevilla reiste, fielen mir unterwegs manche Leute mit blonden Haaren und noch mehr Menschen mit grauen und blauen Augen auf. (Manche germanischen Namen- und Rassenmerkmale in Spanien können aber auch von den Westgoten, Alanen, Sweben und hier in (W)Andalusien von den Wandalen noch herrühren, wie Jungfer, Sachs und, oft zu weitgehend, L. Woltmann nachgewiesen haben.) Vieles ist nun schon geklärt. Zu erforschen bleibt jetzt nur mehr, aus welchen deutschen Orten die Einwanderer kamen, wenn sich das bei uns noch feststellen läßt, und wie viele deutsche Namen unter spanischer Decke sich verbergen; denn die Pfarrbücher der einschlägigen Gemeinden sind noch nicht ausgeschöpft worden. Vor Jahren schrieb mir Prof. Dr. Langhans in Gotha, daß bei genauem Herumfragen wohl auch noch manche deutschen Ausdrücke und Flurnamen zu finden seien. O. Wendel verneint das rundweg; ich bezweifle einen größeren Erfolg. Denn selbst in den noch rein deutschen Siedlungen in der sog. Woiwodschaft nördlich der Donau in Südslawien und besonders in deren Tochterorten in Slawonien waren diese vor 150 Jahren ausgewanderten Pfälzer erstaunlich unschöpferisch im Erfinden von Flurnamen.

In Andalusien lebten die Landsleute unter ungünstigeren Bedingungen. 33 Niederlassungen entstanden von Ende 1767 (nicht 1764!) bis 1770. Jetzt sind es 60. Ich nenne hier nur die 12 Gemeinden. In der Provinz Ciudad Real ist nur Almuradiel. In der Provinz Jaén liegen Montizón, Aldeaquamada, Santa Elena, La Carolina, der aus dem Kloster Penjuela hervorgegangene Hauptort mit jetzt 13000 Einwohnern, Carboneros, Guarromán mit (abseits) Rumblar oder Jocueca, und Arquillos. Die ersten drei sind in der Sierra Morena mit Kulturland bis zu 920 m Höhe, aber mehr Weide, Wald und Unland, die übrigen liegen am Südrand der Sierra. In der Provinz Córdoba, westlich der Hauptstadt, hängen die Gemeinden San Sebastian, La Carlota und Fuente Palmera zusammen. Die westlichste Gründung, schon in der Provinz Sevilla, ist La Luisiana. Diese vier erstrecken sich in der Campinja Niederandalusiens. Schon im Jahre 1775 bestanden 1100 Einzelsiedlungen neben den 41 Dörfern, 1930 aber 1925 verstreute Wohnhäuser. Viele Niederlassungen der ersten Zeit sind eingegangen.

Nach einem Jahr schon gab es in der Sierragründung 1200 Todesfälle. Ein Drittel der Einwanderer erlag bald dem Wetter und ansteckenden Krankheiten; manche flüchteten und verkamen. Bis Mitte 1769 hatte Thürrigl 6832 „Colonos" eingeführt, lauter arme Leute, Kleinbauern, Handwerker, Taglöhner, aber auch Landstreicher und beruflich Schiffbrüchige. Sie stammten aus Bayern, Österreich, Baden, Elsaß-Lothringen, der Schweiz, der Rheinpfalz und Rheinprovinz, aus Westfalen, Sachsen und Preußen, aber auch aus Welschland. Schon beim Einzug wurde festgestellt, daß zu wenig deutsche Bauern, dafür aber viele Nichtsnutze, französische Fahnenflüchtige, Savoyer usw. erschienen seien, die weder Deutsche noch Vlamen waren. Die Deutschen aus den Kriegs- und Elendslandschaften des Reichs brachten natürlich kein Nationalbewußtsein mit. Sie wurden auch getrennt angesiedelt. Schon bald zogen viele Spanier zu. Bereits 1781 lebten mehr Spanier als Deutsche in den Kolonien, 1784 schon 3720 Spanier neben 1565 Ausländern in den östlichen Kolonien, die 8 von den 12 Gemeinden bilden. (Ein gewisser Widerspruch hiezu ist die Nachricht, daß 1775/76 schon 2446 Familien und 3000 Dienstboten vorhanden waren.) Die spanische Regierung ging nach dem neuen Ansiedlungsgesetz auf die Entdeutschung aus und gab den Orten spanische Namen. Die Heiraten zwischen Deutschen und Spaniern wurden planmäßig gefördert. Die Verträge über Unterricht und Seelsorge durch deutsche Geistliche wurden nicht gehalten. Nach 1780 mußte der letzte deutsche Kapuziner weichen und eine deutsche Schule gab es überhaupt nicht. Siedlungsschwindel und Unterschleif und priesterliche Ränke taten ihr übriges. Der Bergbau brachte Gesindel und Umstürzler ins Land und heute ist hier nicht die beste Rassenmischung zu finden.

Unsere Landsleute in Andalusien sind beispiellos schnell entdeutscht worden. Minutoli gibt an, daß von den ursprünglichen Einwanderern, also die Nichtdeutschen eingeschlossen, schon 1778 nur mehr ein Drittel, 1788 ein Fünftel und 1800 nur mehr ein Zehntel da waren (?). Imperiali fand 1776 ein mit Deutsch gemischtes Spanisch, ein Engländer traf 1782 angeblich auch keinen Alten mehr, der in Santa Elena und La Carolina seinen deutschen Gruß verstand. (Vermutlich aber hatte er das Deutsche zu schlecht gesprochen.) 1852 starb die letzte Person, die noch etwas Deutsch konnte.

Dagegen leben noch die deutschen Familiennamen, wenn auch oft stark verstümmelt. Eine genaue Forschung würde noch mehr als die gut 100 bekannten herausbringen. Denn auf die 8000 bis zum Jahr 1770 Eingewanderten dürfen wir über 1000 deutsche Familien rechnen. Die Estain (Stein), Steiner, Esneiter (Schneider), Mayer, Creste(r)mayer, Teclemayer, Wagner, Weber, Wil(l), Winza (Winzer), Nef(f), Uber (Huber), Gruber, Hilinger, Anser, Heis, A(h)ufinger, Castinger, Beiseneguer (Weißenecker), Cappel, Perger, Riger, Laup, Medel, Grau, Graus, Smit, Payer u. a. m. klingen ziemlich süddeutsch.

Die Behausungen der Siedler sind die üblichen Kolonistenhäuser des 18. Jahrhunderts, wie wir sie in ermüdender Einförmigkeit vom Burgenland bis zum Schwarzen Meer kennen, nur hier gegen jene eingädigen Bauwerke oft stockhoch. Auch die Kulturlandschaft mit den einst durchweg schachbrettförmigen Feldern ist nie deutsch beeinflußt gewesen. Ein paar Hecken und Ulmen, die hier reinlicher gehaltenen Felder und spärliche Reste der einst häufigeren Vorgärten mit Blumen, die jetzt zugemauerten großen

Hoftore für die mitgebrachten Wägen sowie das Verstecken und „Becken" (Aneinanderschlagen) der „vom Hasen" gelegten gefärbten Ostereier erinnern noch an die deutsche Herkunft. Die südbayrische Sitte, die Häuser bunt zu bemalen, wich dem spanischen weißen Kalkanstrich.

Dagegen sind, wenn man sucht, noch genug rassische Merkmale der einstigen Deutschen zu finden. In all den 60 Ortschaften mit jetzt 55000 Einwohnern leben mehrere blonde Menschen mit grauen oder blauen Augen und zarter, weißer Haut. Besonders Kinder, auch solche von dunkelhaarigen Eltern, tragen oft flachs-, ja weißblondes Haar. In der Regel sind dann unter den vier oder acht nächsten Vorfahren deutsche Namensträger. Große, breitschultrige Männer von kräftigem Körperbau und kühner Stirne, mit einem heiteren Zug um Auge und Mund, Frauen mit treuherzigem, weichem Gesicht grüßen jetzt auf spanisch. Ortsvorsteher mit deutschem Namen gibt es weit mehr, als dem Anteil deutscher Namen in der Gesamtbevölkerung entspricht. Schädelmessungen allein aber würden wenig Erfolg bringen, weil, abgesehen von der möglichen vordeutschen Abkunft, die deutschen Siedler zumeist aus Gegenden des Reichs mit starker Kurzschädligkeit stammen, während unter den Spaniern nicht wenige westische Langschädel vorkommen. Die Erinnerung an deutsche Abkunft, vor 100 Jahren noch lebendiger, besteht da und dort noch, wenngleich die spanisch gewordenen Nachkommen die Einschmelzung in ihre Umgebung nicht bedauern. Seelisch-sittlich stehen aber diese nach drei Jahrzehnten verwelschten oder von Anfang an welschen Siedler nicht besonders hoch.

Sie wurden einst gerufen, damit die Straßenräuber an der wichtigen Landstraße von Madrid nach Sevilla vertrieben und die seit den Maurenkriegen weithin entstandenen Wüstungen und die großen Besitztümer der Grundherren bevölkert würden. Deutsche, deren Tüchtigkeit man ja schon damals auch in Ungarn, Rußland, Nordamerika usw. schätzte, brachten das auch fertig. Dieses Erbe, die heutige Kulturlandschaft, ist der beste Beweis für den germanischen Kern der andalusischen Siedlerbevölkerung, auch wenn nur Namen auf den Grabsteinen der Friedhöfe von ihnen künden.

Anschrift des Verf.: München 13, Heßstr. 38.



P.K. Rehor-Scherl K.G.



P.K. Bankhardt-Scherl K.G.

Farbige Verteidiger der französischen „Kultur"



P.K. Boesig-Fltl. K.G.

2 Welten: Deutsche Soldaten und ihre französischen Kriegsgefangenen



P.K. Porsche-Scherl O.K.W.

Deutsche Soldaten und stammverwandte holländische Jungen

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Für Führer und Volk starb in Frankreich als Unterarzt der langjährige Leiter der Untergruppe Sachsen des Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst, Gauamtsleiter

Dr. med., Dr. phil. Wolfgang Knorr

im Alter von 29 Jahren.

Durch seine nie ermüdende Tatkraft hat er sich große Verdienste um die bevölkerungspolitische Erziehung des deutschen Volkes erworben.

Wir werden sein Andenken stets in Ehren halten.

Dr. Cropp, Ministerialdirektor,
Leiter des Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst.

Bezeichnende bevölkerungspolitische Einstellung in Frankreich und England. Frankreich hat vor kurzem seine bevölkerungspolitischen Maßnahmen, zum Teil nach deutschem Muster, ausgedehnt; sie wurden in der französischen Presse empfohlen als „in den faschistischen Ländern erprobt". In der Begründung dieser Maßnahmen, wie sie die französische Wochenzeitung „Candide" am 2. August 1939 brachte[1]), kommt aber die der deutschen und italienischen Auffassung genau entgegengesetzte materialistische Grundhaltung der französischen Bevölkerungspolitik zum Ausdruck. So wurden nicht nur die bekannten Überlegungen angestellt, daß Frankreich seine Geburtenzahl heben müsse, um sich im Kriege verteidigen zu können, sondern auch derartige, daß Frankreich als ein reiches Land eine Hebung der Geburtenzahl anstreben dürfe, während Italien und Deutschland kein Recht hätten, ihre Geburtenhöhe zu fördern, da es sich bei ihnen um arme und dicht besiedelte Länder handele, die ihre Menschen nicht ernähren könnten. „Nun heben aber Deutschland und Italien die Geburtenziffer, ohne überhaupt zu wissen, wie sie all diesen Nachwuchs aufziehen sollen. Sie beuten in der Tat ihre Kinder aus wie jene Bettler, welche die armen Bürschchen an die Nachbarin ausleihen, einzig und allein zu dem Zweck, mit dem Mitleid Kuhhandel zu treiben. Seht nur, so sagen sie, wie unglücklich wir sind. Ihr müßt uns unbedingt etwas geben. — Solche Mütter sind bloß Rabenmütter. Frankreich aber hegt in seinem Wunsch nach Geburten edlere Absichten." (!)

Ein Gegenbeispiel von der englischen Einstellung zum Kinderreichtum. — Auf einer Versammlung der Londoner Telefonarbeiter wies einer der Arbeiter darauf hin, daß seit Kriegsausbruch die Kosten für die Lebensmittel für ihn, seine Frau und seine 6 Kinder von 32 Schilling auf 44 Schilling in der Woche gestiegen seien. In einem Aufsatz der Zeitschrift „Finance and Commerce" wurde die Forderung der Telefonarbeiter nach Lohnsteigerung als berechtigt anerkannt, aber hinzugefügt: „Natürlich sollte ein Mann in dieser Stellung nicht versuchen, eine Familie von 6 Kindern aufzuziehen". Dieser Zusatz läßt ebenso wie die Ausführungen der französischen Zeitschrift erkennen, daß man in Frankreich und England bei der Lehre von Malthus stehen geblieben ist. P.

Die bevölkerungspolitische Lage im 1. Vierteljahr 1940 in den Großstädten des Deutschen Reiches. Im ersten Vierteljahr 1940 ist in den Großstädten mit mehr als 100000 Einwohnern gegenüber dem gleichen Zeitraum des vorigen Jahres wieder ein erfreulicher Geburtenanstieg zu verzeichnen. Die Geburtenziffer betrug, auf 1000 Einwohner berechnet, 19,2. Im gleichen Zeitraum des Jahres 1939 zählte man nur 17,3, im Jahre 1938 dagegen nur 16,3. Dieser Anstieg ist vor allem deshalb erfreulich, weil er das erste sichtbare Zeichen für die Gesinnungswandlung der großstädtischen Bevölkerung ist. Außerdem kommt ihm während der Kriegszeit besondere Bedeutung zu. Es hat den Anschein, als würde die Geburtenziffer während des Kriegsjahres 1940 nicht absinken. Allerdings besteht keine Veranlassung dazu, die bevölkerungspolitische Lage unseres Volkes als gesichert anzusehen. Vorläufig stehen wir noch im Zeichen einer zunehmenden Alterssterblichkeit, die aus dem Eintritt der starkbesetzten Bevölkerungsjahrgänge in die Altersklassen zu erklären ist. So hat die Sterbeziffer in den letzten drei Jahren eine zunehmende Steigerung erfahren. Sie stieg in den deutschen Großstädten von 12,3 a. T. im ersten Vierteljahr auf 14,3 im gleichen Zeitraum des Jahres 1939 und im ersten Vierteljahr 1940 auf 15,3.

Ehrenkarten für kinderreiche Mütter in Danzig. Auf Veranlassung des Reichsstatthalters und Gauleiters Albert Forster wurden vor kurzem erstmalig in Danzig die Ehrenkarten der kinderreichen Mutter ausgegeben. Die Ehrenkarte für die kinderreiche deutsche Mutter berechtigt zur bevorzugten Abfertigung beim Einkauf. Die Auszeichnung mit der Ehrenkarte stellt eine Vorstufe zur Verleihung des Ehrenbuches für die deutsche Familie dar.

Folgen der Auswanderung aus den Ostgebieten zu polnischer Zeit. Die Massenabwanderung der Deutschen aus Posen-Westpreußen zu polnischer Zeit macht sich ganz besonders in dem ungünstigen Verhältnis von Männern zu Frauen bemerkbar. Auf 100 Männer kamen 117 Frauen, in den Städten sogar 134 Frauen. In der Altersschicht von 21 bis 50 Jahren sogar 155 Frauen auf 100 Männer. Aus diesem Grund sind 47% der Frauen in der Altersstufe von 20 bis 40 Jahren unverheiratet. Daraus folgt eine außerordentlich niedrige Geburtenziffer von nur 16 Geburten auf 1000 deutsche Bewohner. Die Zahl der Deutschen hat sich in den letzten Jahren ständig verringert. Die Wiederbesiedlung dieser Gebiete mit gesunden deutschen Familien ist dringend notwendig, um dem völkischen Verfall der Vergangenheit endgültig Einhalt zu gebieten.

Bestandsaufnahme der ländlichen Gemeinden. Der Reichsnährstand wurde beauftragt, im gesamten Reichsgebiet, vor allem in den westdeutschen Erbteilungsgebieten, eine Bestandsaufnahme in bevölkerungsbiologischer und besitzrechtlicher Hinsicht durchzuführen, um Unterlagen für die Bereinigung ungesunder Besitzverhältnisse zu schaffen. Die Ergebnisse sollen vor allem für die Aussiedlungen aus den westdeutschen Gebieten nach Ostdeutschland ausgewertet werden. Vom Stabsamt des Reichsbauernführers wurde errechnet, daß ungefähr 400000 Familien aus Westdeutschland ausgesiedelt werden können. Die Höfe der Rückbleibenden könnten dann zu Erbhöfen mit gesunder Lebensgrundlage vergrößert werden.

Die ersten Dorfsippenbücher in Kurhessen und Nassau. Von 20 Gemeinden sind bis jetzt von den Arbeitsgemeinschaften des Vereins für bäuerliche Sippenforschung und Wappenkunde in Kurhessen die Dorfsippenbücher erstellt. Für insgesamt 329 Orte sind die Arbeiten begonnen. In Nassau sind in 187 Gemeinden die Vorarbeiten in Gang gebracht worden.

Rücksiedlung der Finnen aus Rußland. Eine der entscheidendsten Fragen für den finnischen Staat ist zur Zeit

[1]) Wir verdanken den Hinweis auf diese Stelle Dr. v. Mallinckrodt, Elberfeld.

die Rücksiedlung von 450000 Finnen, die in dem von Rußland eroberten Gebiet wohnen. Für diese Umsiedlung ist eine Landreform geplant, die jedoch bis jetzt wegen ihrer Eingriffe in den Grundbesitz Südfinnlands auf erheblichen Widerstand stieß. Bei den Rücksiedlern handelt es sich vor allem um Kleinlandwirte aus Karelien.

Siedler für Libyen. Vor kurzem wurde eine zweite große Siedlerflotte aus Italien nach Libyen gebracht, die 1600 Bauernfamilien vor allem aus Venezien nach der Cyrenaika brachte.

Zur Judenfrage in Ungarn. Im ungarischen Parlament entstand eine Auseinandersetzung zwischen Oberhaus und Abgeordnetenhaus darüber, wer Jude und wer Nichtjude sei. Es wurde eine Kompromißlösung angenommen, nach der Nichtjuden alle Personen sind, die vor dem 1. August 1919 einer christlichen Konfession beigetreten sind und dieser weiter angehören.

Zusammengestellt von E. Wiegand.

Buchbesprechungen

Smuts, J. C.: Die holistische Welt. 1938. Berlin, Alfred Metzner Verlag. 384 S. Preis geb. RM. 12.—.

Zunächst einige Bemerkungen über die Person des Verfassers, der uns ja nun allen als notorischer Kriegstreiber (Südafrika!) bekannt geworden ist: Smuts ist von Haus aus Bure, nach Bildern zu urteilen wohl nicht ohne Einschlag afrikanischen Blutes. Er stand auf englischer Seite, wurde im Weltkrieg vernichtend geschlagen und war an der Schaffung des kolonialen Mandatsbegriffes maßgeblich beteiligt. Dem deutschen Interpreten des Holismus, Adolf Meyer, aber ist es „eine Freude und Ehre", das Buch Smuts in deutscher Sprache herauszugeben. Schon bei der Berücksichtigung der Persönlichkeit des „burischen" Generals und „Handlangers Englands" muß man sich fragen, ob es notwendig war, die philosophischen Meinungen Smuts durch die Übersetzung (ausgeführt von Dr. H. Minkowski) seines Buches „Holism and Evolution" (London 1936) einem weiteren deutschen Leserkreis zugänglich zu machen. Über Holismus und verwandte Systeme mehr oder minder geistreicher Theoretiker ist in dieser Zeitschrift des öftern berichtet worden und wir können feststellen, daß der Holismus, der kürzlich mit Recht als ein „Angriff auf die exakte Biologie" (Schwanitz) bezeichnet wurde und den eine Anzahl deutscher Biologen als eine völlig verfehlte Schlagwort-Ideologie schärfstens abgelehnt haben (z. B. M. Hartmann, E. Bünning) nach einer kurzen Scheinblüte in Kreisen unkritischer oder einseitig bzw. dogmatisch festgelegter Gemüter für die naturwissenschaftliche Biologie keine Gefahr mehr darstellt. Ein Sieg des Holismus hätte in der Tat das Ende der naturwissenschaftlichen Biologie bedeutet. Übrig geblieben ist, wie Bünning treffend bemerkt, von der holistischen Theorie nur „eine erhebliche, durch die komplizierte und unklare Ausdrucksweise entstandene Verwirrung" in manchen Köpfen, und die Behauptungen des Holismus stellen sich entweder als „Irrtümer oder als allgemein anerkannte Wahrheiten heraus". Gegenüber dieser Sachlage ist es schon grotesk, wenn der Hauptwortführer des Holismus in Deutschland, Adolf Meyer, den Fortschritt, den der Holismus bedeute, mit der Tat des Galilei verglichen hat! — Es ist nun kaum nötig, im einzelnen auf den Inhalt des Smutsschen Buches einzugehen. Manche Behauptungen aber sind darin enthalten, die auch für den Rassenkundler und Rassenhygieniker nicht ohne unmittelbares Interesse sind. So lesen wir auf S. 191: „Es kann nicht bestritten werden, daß erworbene Eigenschaften im Laufe der Zeit bis zu den vererblichen Keimzellen herabreichen und auf diese Weise zu vererblichen Variationen werden", und getreu den Spuren seines Propheten schreibt der deutsche Holist Adolf Meyer: „Ich zweifle nicht, daß man eines Tages die Vererbung aktiv erworbener und vom Organismus somit gewollter Eigenschaften sicherstellen wird" (!). Der Holismus hat allgemein durch Festlegung auf eine irrationale „Ganzheitskausalität" den Versuch gemacht, die Biologie als Naturwissenschaft zu erledigen, im besonderen ist er u. a., wie die angeführten Zitate beweisen, bemüht, biologische Erkenntnisse, über deren praktische Bedeutung hier kein Wort gesagt zu werden braucht, über den Haufen zu werfen. In dem von Smuts für die deutsche Ausgabe seines Buches geschriebenen Vorwort findet sich die merkwürdige Behauptung: „Die Wissenschaft selbst, vor allem die Naturwissenschaft, führt in ihren fortschreitenden Ergebnissen immer stärker und nachhaltiger auf den Holismus als die tiefere Auffassung vom Wesen der Welt hin." Und in dem Geleitwort, das Adolf Meyer dem Buche voranstellt, lesen wir, das Buch habe „im philosophischen und naturwissenschaftlichen Denken unserer Zeit eine neue Epoche eingeleitet" und im Augenblick schlage wieder einmal „die große historische Stunde des Holismus". Mit dem Prinzip der holistischen „Simplifizierbarkeit der höheren Wirklichkeitsstufen in die jeweils niedrigeren" seien für die Forschung „ganz neue Erkenntnisideale und Aufgaben formuliert, deren Inangriffnahme, wie ich (Meyer) nicht zweifle, eine Revolution der Wissenschaft bewirken und ganz neue Wissenschaften hervorbringen wird". — Wir sind zwar, nach Ansicht Meyers, als Gegner des Holismus „diesem gegenüber von einer ergötzlichen Hilflosigkeit", wir halten es aber doch für besser, in den „Niederungen der Forschung" (Meyer) weiter zu arbeiten und weder auf die Verheißungen Meyers noch auf sonstige holistische Mystizismen irgendwelchen Wert zu legen! Wir können uns heute auch ein derartiges Verspekulieren nicht leisten und halten es für unangebracht, die aufbauende Arbeit der biologischen Forschung — die Leistungen des Holismus sind hier natürlich gleich Null — durch Doktrinen dieser Art zu stören. Deshalb bedauern wir, daß man diese deutsche Ausgabe der „Holistenbibel" herausgebracht hat!

G. Heberer.

Kauder, V.: Das Deutschtum in Polen. 1940. Leipzig, S. Hirzel. 550 S. Preis RM. 15.—.

Dieser ausgezeichnete Bildband gibt einen umfassenden Einblick in die politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen des deutschen Volkstums im ehemaligen Polen seit dem Mittelalter. Der Text führt in die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen deutschen Volksgruppen im ehemaligen Polen ein. Die Schrift gehört in die Hand von jedem, der im Osten am Aufbau mitarbeitet.

E. Wiegand.

Berichtigung! In Heft 7 sind 2 Versehen vorgekommen: 1. wurden die Kärtchen 3 und 4 in dem Aufsatz von F. Reitel, S. 100 vertauscht. 2. wurde das Mädchen auf dem Umschlagbild als Mädel im Landdienst der HJ. bezeichnet. Es handelt sich aber, wie die Brosche erkennen läßt, um eine Arbeitsmaid des Reichsarbeitsdienstes.

Verantwortlich für den Inhalt: Prof Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde und Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Waibel & Co., Anzeigen-Gesellschaft, München 23, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Carl A. Rosler, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin. — P.L. 6. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München. — Printed in Germany.

September 1940 Heft 9

Volk und Rasse

J. F. Lehmanns Verlag München-Berlin
Einzelheft Rm. -.70



Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum

Rassenkunde — Rassenpflege

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

15. Jahrgang — Heft 9 — September 1940

Inhalt

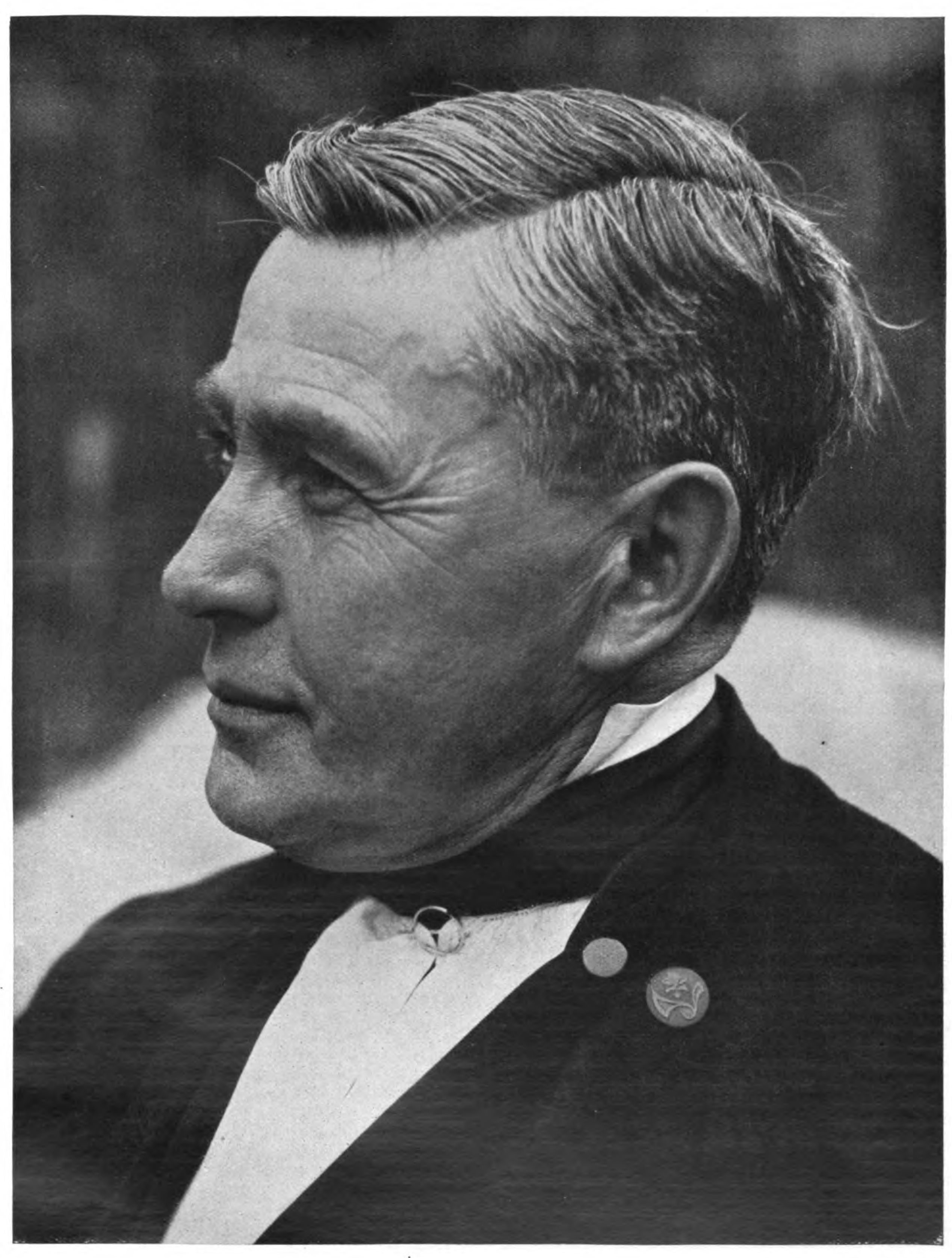
Herausgeber: Staatsrat Präs. Prof. Astel, Min.-Rat Fehrle, Reichsamtsleiter Prof. Groß, Staatssekretär a. D. Gütt, Staatsminister i. R. Hartnacke, Prof. Helbok, Reichsführer SS Himmler, Prof. Mollison, Prof. Reche, Prof. Rüdin, Oberreg.-Rat Ruttke, Obermed.-Rat Schottky, Prof. A. Schultz, Prof. B. K. Schultz, Prof. Schultze-Naumburg, Prof. Staemmler, Prof. Wrede, Prof. Zeiß.

Hauptschriftleiter: Prof. Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde.

Hauptschriftleiter i. V.: Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin-Grunewald, Beyme-Straße 30.

J. F. Lehmanns Verlag, München 15 / Paul Heyse-Straße 26

Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.-, Einzelheft RM. -.70, Postscheckkonten des Verlags: München 129; Wien 59594; Danzig 3013; Budapest 13831; Bern Nr. III 4845; Reichsbankgirokonto München 7234; Deutsche Bank und Disc.-Ges., Zweigstelle Kattowitz (Postscheckkonto Warschau 300910); Kreditanstalt der Deutschen in Prag, Krakauer Gasse 11 (Postscheckkonto Prag 62730).



Aufn. H. Retzlaff

Bauer aus dem Elsaß, Gegend von Oberseebach bei Weißenburg

Volk und Rasse

15. Jahrgang 1940 · Heft 9 September

J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin

Hans F. K. Günther:

Bedeutung und Grenzen des Geschlechtstriebes in der menschlichen Ehe *)

Der Mann braucht eine Gehilfin, die Holz im Walde und Wasser von der Quelle oder vom Brunnen holt, die eßbare Wurzeln gräbt und Beeren pflückt, die Feuer bereitet oder bewahrt, die den Garten oder ein Stück Feld bearbeitet. Die Frau braucht einen Beschützer und Gehilfen, einen Jäger oder Hirten, der die Fleischnahrung besorgt. Beide Geschlechter brauchen einander, da ja die ganze Versorgung des Menschen auf dem Familienleben und dessen Arbeitsteilung beruht. Dies sind Lebensumstände, wie sie in Europa mehr oder weniger noch für das Bauerntum gelten [1]). Darum auch das hohe Ansehen des verheirateten Standes und der Familie bei den Bauern.

Der Mann ohne eheliche Kinder gilt nicht als Vollmensch, gilt im Staate nicht als Vollbürger; er erreicht Ansehen nur als Familienvater; ein Lediger findet nach dem Tode niemand, der seine Seele, seinen Schatten verehrt, der ihn als Ahnengeist verehrt. Die kinderlose Frau wird mißachtet; nur die Ehefrau und Mutter gilt als ein voller Mensch. Bei manchen Stämmen wird sinnbildlich ein verstorbener Lediger von den beiderseitigen Verwandten mit einer verstorbenen Ledigen verheiratet, damit so aus beiden Verstorbenen vollwertige Menschen würden; oder Väter heiraten eine weitere Frau für ihren ledig verstorbenen Sohn, und die mit dieser Frau gezeugten Kinder gelten als Kinder dieses Sohnes. Die Verheiratung nach dem Tode fand sich in Indien bei den dort eingewanderten Ariern bei verstorbenen Junggesellen; sie findet sich im heutigen Indien bei verstorbenen Mädchen [2]). Bei vielen Stämmen wird eine Ehe erst dann vollgültig, wenn in ihr ein Kind geboren worden ist; dann erst kommt dem Ehemann volles Ansehen zu. Für den Junggesellen finden sich bei vielen Völkern verächtliche Bezeichnungen [3]). Ehelose — ausgenommen gewisse Priester und Zauberer — werden verspottet und verachtet, sogar bei ihrer Bestattung.

Bei den Indogermanen bedeutete Ehelosigkeit so viel wie ein Unglück und Gottlosigkeit. Es gab bei ihnen Gesetze, welche die Ehe geboten. Das heilige Herdfeuer versinnbildlicht die Dauer der Familien, die Hestia bei den Hellenen, die Vesta bei den Römern; ähnliche Bräuche bestanden bei den Germanen [4]). Am Herdfeuer im Hause seines Vaters entzündet der Sohn sein eigenes Herdfeuer, wenn er heiratet. So wird die Ahnenverehrung eine der stärksten Mächte zur Erhaltung der Geschlechter. Das hat für Hellenen und Römer besonders Fustel de Coulanges [5]) betont. Kleisthenes, der den Adel schädigen will, teilt Attika nicht nach den Sitzen der Geschlechterverbände ein, sondern quer durch diese Verbände hindurch nach getrennten Landbezirken; er legt damit die Axt an die Wurzel der Adelsgeschlechter, der eugeneis.

Bis heute hat sich die Ahnenverehrung bei den Chinesen erhalten; der junge Chinese muß heiraten. Wird die Frau eines Chinesen 40 Jahre alt, ohne Kinder geboren zu haben, so muß er eine Nebenfrau nehmen. Ahnenverehrung erhält die Geschlechter [6]).

Bei Naturvölkern bleiben außer bestimmten Priestern und Zauberern nur Faule, Arme, Fehlerhafte, Schwachsinnige und Abartige ledig, so besonders in Völkern mit Mehrehe in der Form der Vielweiberei, wo in der Regel die Tüchtigeren den Untüchtigen die Frauen weg heiraten. Da eben die Versorgung der Menschen auf der Familie beruht, wird jeder Arbeitsfähige heiraten; gesunde Ledige kommen also bei Naturvölkern kaum vor, und viele Stämme sorgen auch dafür, daß verwitwete Menschen nicht verwitwet bleiben oder in einer bestimmten verwandten Familie Unterkunft finden. Einrichtungen wie der Levirat und der Sororat und manche nebenehelichen Einrichtungen erklären sich hieraus. Der Levirat (vom lateinischen levir „Schwager") ist die Ehe eines Mannes, auch eines Ehemannes, mit der Witwe seines verstorbenen Bruders; der Sororat (vom lateinischen soror „Schwester") die Ehe eines Ehemannes mit einer Schwester oder mit Schwestern seiner Frau, die bei manchen Stämmen neben ihrer Schwester, bei manchen nach dem Tode ihrer Schwester geheiratet werden sollen.

So waltet bei allen Naturvölkern nahezu ein Zwang zur Verheiratung und Ehe; das Gleiche gilt für die Kulturvölker in ihren Frühzeiten und Mittelaltern. Erst auf höherer Gesittungsstufe oder in den Spätzeiten der Völker vermindert sich dieser Zwang. Das gilt auch für die bloß geschlechtliche Seite des ehelichen Lebens. Bei manchen „wilden" Stämmen ist eine Befriedigung des Geschlechtstriebs fast nur in der Ehe möglich. Prostitution in weiterem Ausmaße tritt erst bei höherer Ausbildung gesellschaftlicher Formen auf, etwa von der Stufe der totemistischen höheren Jägerstämme ab [7]). Bei den meisten Naturvölkern bestehen auch feste Schranken der geschlechtlichen Sittlichkeit, viele Stämme bestrafen vorehelichen Geschlechtsverkehr oder strafen uneheliche Geburten an beiden Beteiligten, und auch die Durchbrechung oder besser Unterbrechung der üblichen Sittlichkeit bei Festen oder durch Gebräuche nebenehelicher Art ist durch die Sitte auf solche bestimmten Fälle und Zeiten eingeschränkt [8]). So sind die

*) Vorabdruck aus dem demnächst in J. F. Lehmanns Verlag erscheinendem Buche des Verfassers „Formen und Urgeschichte der Ehe".

[1]) Vgl. H. F. K. Günther, Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, 1939, S. 153ff.

[2]) Rivers, (II), 1915, S. 431.

[3]) Vgl. Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, Bd. II, 1932/33, Sp. 1003ff., unter „Ledig".

[4]) O. Huth, Der Feuerkult der Germanen, Archiv für Religionswissenschaft, Bd. 36, Heft 1, 1939, S. 108ff.

[5]) La Cité antique, 1890, S. 21, 37 (1. Aufl. 1870).

[6]) Vgl. Wilhelm, Die chinesische Ehe, in: Das Ehebuch, herausgegeben vom Grafen Keyserling, 1925; Erich Schmitt, Die chinesische Ehe, 1927; E. Th. Williams, China, 1935; vgl. die beiden Romane: Buck, Die Gute Erde, 1937 (The Good Earth, 1931), und Waln, Süße Frucht, bittere Frucht, China, 1935 (The House of Exile, 1933).

[7]) Westermarck (I), Bd. I, 1925, S. 136ff.

[8]) Westermarck (I), Bd. I, 1925, S. 139—160; Thurnwald (VI), Bd. VI, 1926, S. 338ff. unter „Keuschheit".

Menschen zur Befriedigung geschlechtlicher Triebe hauptsächlich auf die gesetzmäßige Ehe angewiesen — auch dies ein Grund zur Werbung und Ehe.

Betrachtet man die angeführten Gründe, die ich in der Hauptsache nach Westermarck, jedoch nicht in der von diesem gewählten Reihenfolge angeführt habe, einmal vom Einzelmenschen und dessen Empfindungen aus, so ergeben sich als Gründe für Werbung und Ehe die gegenseitige Neigung von Menschen verschiedenen Geschlechts, das Bedürfnis nach gegenseitiger Stütze im Lebenskampf und der Wunsch nach Nachkommenschaft. Von diesen zusammenwirkenden Gründen wiegt in der Regel der Wunsch nach Nachkommenschaft um so mehr, je urtümlicher die Gesittung des betreffenden Volkes erscheint. Dies ist nicht verwunderlich, weil eben im „Kampf ums Dasein" in vorgeschichtlichen Zeiten offenbar nur solche Menschengruppen überlebt haben, denen als Erbgut ihrer seelischen Veranlagung der starke Wunsch nach Nachkommenschaft eigen war. Mindestens für Völker und Stämme mit einfacherer und ungestörter Gesittung (Kultur) läßt sich behaupten, was Thurnwald[9]) ausgesprochen hat: „Für die Gestaltung von Familie und Verwandtschaft steht im Mittelpunkt die Sorge um die Fortpflanzung als ein noch ungebrochener Instinkt". Für die Indogermanen hat E. Hermann[10]) diese Regel so gefaßt: Der Hauptzweck der urindogermanischen Eheschließung sei die Erzeugung eines Sohnes als Verrichters der Ahnenopfer.

Wenn nach vielen Zeugnissen der Völkerkunde die Sorge um Nachwuchs so im Mittelpunkte des Lebens menschlicher Gruppen stand und steht, so muß es falsch sein, in allen diesen Dingen dem bloßen Geschlechtstrieb das Hauptgewicht bei Erklärung der menschlichen Ehe zuzuschreiben, wie das öfters geschehen ist und wie es in der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit wieder durch allerhand psychoanalytische Deutungen von Ehe und Familie versucht worden ist. Ehe und Familie können aber nicht von irgendeinem „Pansexualismus" aus gedeutet werden. Die Ehe ist weit mehr als ein Feld für die Befriedigung geschlechtlicher Triebe. Läßt sich schon die abendländische Ehe des 19. und 20. Jahrhunderts trotz vielen Zersetzungserscheinungen nicht so ansehen, wie die in den Jahren nach dem Weltkriege weit verbreiteten Bücher van de Veldes es wollten, so gilt der Satz, daß Ehe und Familie keineswegs allein oder auch nur überwiegend vom Geschlechtlichen aus erklärt werden können, um so mehr für die einfacheren Gesittungen außereuropäischer Völker und für die Frühgeschichte und Vorgeschichte der europäischen Völker selbst.

Der Geschlechtstrieb tritt als solcher bei vielen Stämmen auch außerhalb der Ordnungen von Ehe und Sippe hervor, so bei bestimmten — durch Sitten bestimmten — Gelegenheiten, bei Festen und Spielen, als sinnbildliche Handlungen und als Freundschaftsgebräuche. So kann er sich gleichsam vom Eheleben und Sippenleben abgelöst regen — jedoch immer innerhalb der Schranken bestimmter Sitten. Innerhalb jeglicher Eheform aber hat sich der Geschlechtstrieb mit anderen Antrieben und Mächten des menschlichen Lebens auseinanderzusetzen, und man kann sagen, daß er diese Auseinandersetzung nicht führt und bestimmt. Malinowski[11]) hat mit Recht ausgeführt, Ehe sei nie und nirgends allein Beischlaf und nie und nirgends habe ein Volk oder Stamm Menschen verschiedenen Geschlechts erlaubt, in Geschlechtsgemeinschaft zusammenzuleben und Kinder zu zeugen ohne gesetzliche Zustimmung der Gesellschaft. Die Deutung der Ehe vom Geschlechtlichen aus ist ebenso unhaltbar wie die vom Wirtschaftlichen aus; dies werde ich später eingehender erörtern müssen. Eine Vorbedingung jeder Erhebung menschlicher Gesittung über die Stufe des Tieres hinaus ist die Selbstbeherrschung des Einzelmenschen und der Menschengruppen. Die Spannkraft menschlicher Gruppen, die zur Gesittungsschöpfung nötig ist, sinkt, sobald diese Menschengruppen ihre wesentlichen Wünsche und Triebe völlig befriedigen können. Das hat besonders Unwin[12]) betont. Die frühere Vorstellung, die wohl auf Rousseau und die Romantik zurückgeht, daß die Naturvölker oder wenigstens die sogenannten Primitiven in geschlechtlicher Fessellosigkeit leben, hat sich von der Völkerkunde nicht bestätigen lassen. Für manche Stämme gilt eher das Gegenteil, nämlich eine strenge Einschränkung des Geschlechtslebens, zumal schon die Meisterung rauher Daseinsbedingungen die menschlichen Kräfte viel mehr anspannt als bei vielen Kulturvölkern.

Gerade Naturvölker würden sicherlich ihre Eheformen nicht allein oder überwiegend vom Geschlechtstrieb aus zu deuten versuchen. Über der Ehe liegt in der Regel die gewichtige Geltung einer mehr als menschlichen, einer göttlichen Ordnung, die Geltung eines ritus. Bei den Indogermanen war die Ehe ein Teil der göttlichen Weltordnung, innerhalb deren es eine Ordnung der Sippen und Ordnung der Zeugungen gab. Die göttliche Ordnung hieß bei den Indern ritam, bei den Persern urto oder ascha, bei den Hellenen kosmos oder moira, bei den Römern ratio; bei den Germanen entsprach dem die Midgard- und Örlogvorstellung[13]). Zur Bestimmung des Begriffs „Ehe" gehörte bei den Römern nach den Digesten Justinians (XXIII, II, I) bzw. nach Modestinus eine divini et humani iuris communicatio[14]). Durch solche Vorstellungen war der Bedeutungsinhalt des Wortes „Ehe" bestimmt: „ewig geltendes Gesetz innerhalb einer sinnvollen Lebensordnung".

Die Werbung und Gattenwahl der Völker ist zugleich ein Vorgang der Siebung. Schwächliche, krankhafte, häßliche und abartige Menschen werden bei dieser Siebung umgangen, wenn sie nicht aus reicher Familie stammen und der Werber es auf eine große Mitgift abgesehen hat. Die bei Werbung und Gattenwahl vor sich gehende Siebung kann sich bewußt oder unbewußt auf ein Vorbild vom tüchtigen und schönen Menschen richten, wobei Tüchtigkeit und Schönheit bei verschiedenen Stämmen etwas Verschiedenes bedeuten. Jedenfalls ist vielen Stämmen ein Bewußtsein von der Bedeutung der Gattenwahl als einer Siebung und als Anbahnung einer Auslese eigen. Die Gattenwahl soll also zur Aufartung beitragen, d. h. zu einer Mehrung der höherwertigen Anlagen des Stammes. Bei den geschichtlichen Völkern höherer Gesittung läßt sich die Geltung eines Auslesevorbildes meistens von der Frühzeit bis über die Mittelalter hinaus verfolgen und ebenso das Verblassen des Vorbildes und schließlich die Vorbildlosigkeit in den Spätzeiten dieser Völker. Die Geltung eines Vorbildes vom tüchtigen, edlen und schönen Menschen scheint die Gattenwahl besonders bei den bronzezeitlichen und eisenzeitlichen Indogermanen bestimmt zu haben. Die Sorgsamkeit der Gattenwahl sowohl der jungen Männer wie der Mädchen, die beide auf die Herkunft aus bewährten Geschlechtern achten, läßt sich in Geschichte und Sage und bei den Dichtern der Völker indogermanischer Sprache verfolgen. Wie sich die Gattenwahl bei den Indogermanen ursprünglich

[9]) (X), 1932, S. 278.

[10]) Die Eheformen der Urindogermanen, Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-Hist. Klasse, Fachgruppe III, N. F., Bd. I, Nr. 2, 1936, S. 33.

[11]) (IX), 1929, S. 940, 944.

[12]) Sex and Culture, 1934, S. 428.

[13]) H. F. K. Günther, Frömmigkeit nordischer Artung 1934, S. 27/28; W. H. Vogt, Religiöse Bindungen im Spätgermanentum, Archiv für Religionswissenschaft, Bd. 35, Heft 1/2, 1938, S. 20ff.

[14]) Digesta Justiniani Augusti, herausgegeben von Th. Mommsen, Bd. I, 1870, S. 657.

und noch in deren Mittelaltern auf das Auslesevorbild des tüchtigen Menschen nordischer Rasse gerichtet hat, so gelten bei vielen Stämmen der Erde bestimmte andere leibliche und seelische Züge als vorbildlich. Westermarck[15]) hat hierüber viele Zeugnisse zusammengestellt und ebenso Ploß-Bartels[16]). V. Lebzelter[17]) gibt bis in Einzelheiten an, wie nach den Vorstellungen der Bergdama des Hererolandes (Südwestafrika) die schönen und tüchtigen Mädchen des Stammes geartet und beschaffen seien.

Mit den Sitten und Gebräuchen der Werbung ist — bewußt oder unbewußt — bei vielen Stämmen schon eine Siebung verbunden. Die gegenseitigen Geschenke der Ledigen beiderlei Geschlechts lassen oft Tüchtigkeit, Geschicklichkeit, Klugheit, Tapferkeit und Kunstsinn der verfertigenden Geber erkennen, lassen Eigenschaften des Hausherrn oder der Hausfrau abschätzen. Bei den Dajak in Borneo beschenken die jugendlichen Ledigen einander mit selbst verfertigten Gaben; die Weiblichen schenken Schwertgürtel, Schwertscheiden oder Halsketten, die Männlichen Bambusgefäße, Messergriffe, Ruder und Flöten[18]). Die Frauen der Wangoni in Ostafrika spornen die Männer zu Kampftaten an; ein junges Mädchen erwartet von ihrem Freier, daß er als Erster in eine feindliche Befestigung eindringe, weil sie den Tapfersten gewinnen will[19]). Die Siegesbeute, selbst abgeschlagene Köpfe der Feinde, gelten als Beweise des Mutes, die von den umworbenen Mädchen gefordert werden. Bei den Pima-Indianern in Arizona wählt das Mädchen entsprechend betont mutterrechtlichen Sitten den Ehemann. Dieser Indianerstamm erklärt die Wahl durch das weibliche Geschlecht damit, daß auf solche Weise Ehen mit faulen Männern vermieden würden. Das Wunschbild der heiratswilligen Mädchen ist ein großer, starker Mann, dunkelhäutig und nicht zu fett. Beim gleichen Stamme wird aber das heiratswillige Mädchen von der Mutter des gewählten Mannes geprüft; sie muß Proben ihrer hauswirtschaftlichen Tüchtigkeit ablegen[20]).

Im Ganzen ist bei vielen Stämmen, wie Westermarck (a. a. O.) gezeigt hat, die Gattenwahl so gerichtet, daß die Weiblichen nach Möglichkeit die mutigsten, geschicktesten und schönsten Männer wählen oder deren Werbung annehmen, Männer, die gute Beschützer und Ernährer, Jäger, Fischer und Arbeiter zu werden versprechen. Entsprechendes gilt für die Gattenwahl der Männlichen bei vielen Stämmen. Im Allgemeinen erhalten also minder tüchtige Männer die minderwertigen Mädchen und hinterlassen in der Regel mit diesen bei den Naturvölkern und in den Frühzeiten und Mittelaltern der geschichtlichen Völker weniger, oft viel weniger Kinder als die erblich-wertvolleren Männer und Frauen. (Aus Kap. III: Die Gründe zur Werbung und Heirat und die Siebung bei der Gattenwahl.)

Das Vorkommen von Promiskuität bestimmter Altersstufen oder regelloser Vermischung bei bestimmten Anlässen darf aber ebensowenig wie das Vorkommen von Probeehen, Zeitehen, Gruppenehen, nebenehelichen Beziehungen oder das Vorkommen von Konkubinaten oder von Frauentausch die Vermutung aufkommen lassen, als ob die Naturvölker allgemein oder als ob auch nur viele Naturvölker ein hemmungsloses Geschlechtsleben führten. Wir dürfen uns nicht irre machen lassen durch Berichte über angebliche Sittenlosigkeit und Zügellosigkeit oder über eine angebliche Vorherrschaft des Geschlechtstriebes bei den Naturvölkern. Zustände in halb europäisierten Hafenstädten können nichts aussagen über die angestammte Sittlichkeit der Einheimischen. Dann aber bedeutet andere Sitte, außereuropäische Sittlichkeit, nicht so viel wie Sittenlosigkeit, was immer wieder betont werden muß. Die frühere Vorstellung von einer geschlechtlichen Hemmungslosigkeit der „Wilden" ist durchaus widerlegt worden. Ich habe erwähnt, daß schon die Meisterung der harten Daseinsbedingungen die Kräfte der Menschen mehr anspannt als bei vielen Kulturvölkern, und solche Anspannung der anderen Kräfte drängt den Geschlechtstrieb zurück. Dazu kommt, daß (nach W. Robertson Smith, J. G. Frazer[21]), E. Crawley[22]) und anderen) viele Stämme in urtümlicher oder einfacher Gesittung das Geschlechtliche als ein Lebensgebiet ansehen, dem man sich nur vorsichtig nähern dürfe und das zu Zeiten ganz zu meiden sei. Solchen Stämmen gilt Geschlechtsverkehr als etwas Gefahrvolles, gefahrvoll für Leib und Seele. Wahrscheinlich würde auch ein Naturvolk schnell aussterben, wenn es geschlechtlicher Hemmungslosigkeit verfiele, und wahrscheinlich gehört eine gewisse Zügelung des Geschlechtstriebs durch Sitten und Gesetze schon zu den Kennzeichen urtümlicher Menschheit, weil Zügellosigkeit erhaltungswidrig ist und zügellose Menschengruppen immer wieder ausgemerzt worden wären. Zügelung des Geschlechtstriebs und bestimmte Eheordnungen sind demnach nicht Errungenschaften der frühmenschlichen Gesittung, sondern Vorbedingungen derjenigen Auslese bzw. Ausmerze, die zur Entstehung der Gattung Mensch (Homo sapiens) beigetragen hat. Dies werde ich später besser zu begründen versuchen. Auf die Behauptung Unwins[23]), daß eine den Geschlechtstrieb einschränkende Spannung die Vorbedingung jeder Gesittungsschöpfung sei, habe ich schon verwiesen. Sicherlich haben ererbte Antriebe, d. h. durch Auslese befestigte Anlagen zu Antrieben der Vorsorge für Obdach, Nahrung, Kleidung und Aufzucht der Familie und Nachkommenschaft zur Entstehung der Ehe bei einer Urmenschenart mehr beigetragen als der bloße Geschlechtstrieb.

In allem Völkerleben und zwar auch bei solchen Völkern, die für bestimmte Altersstufen oder bei bestimmten Anlässen ungeregelte und flüchtige Geschlechtsbeziehungen zulassen, gilt doch ein bestimmtes Ehegesetz: eine Eheform regelt die Dauerbeziehungen der Geschlechter zu einander sowie die Beziehungen der Kinder zur Gemeinschaft, zu der sie gehören[24]). Allgemein besteht die Vorstellung, daß eine Eheform die Geschlechtsbeziehungen regeln und daß Kinder ihre gesetzlichen Eltern haben sollen; allgemein werden uneheliche Kinder geringer geschätzt[25]); allgemein wird der Ehebruch verurteilt — bei den Stämmen urtümlicher Gesittung in der Regel noch mehr als bei Stämmen höher entwickelter Gesittung und bei vaterrechtlicher Ordnung mehr als bei mutterrechtlicher, und überall wird der Ehebruch der Frau schärfer verurteilt als der des Mannes[26]). Auch die Heiratsbräuche der Völker deuten darauf hin, daß die Ehe als ein Gesetz zur Ordnung der Gemeinschaft angesehen wird; im Grunde haben sie meistens den Sinn und die Absicht, die Eheschließung der Gemeinschaft kund zu geben — to give publicity to the union, wie Westermarck es ausgedrückt hat[27]). Wegen dieser Feierlichkeit ist die Ehe für viele

[15]) (I), Bd. II, 1925, S. 1—34.

[16]) Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, Bd. I, 1927, S. 212ff.

[17]) Eingeborenenkulturen in Südwest- und Südafrika, 1934, S. 117.

[18]) Nieuwenhuis, Die Entstehung der Ehe, in: Das Ehebuch, herausgegeben vom Grafen Keyserling, 1925, S. 68.

[19]) Thurnwald, (X), 1932, S. 47.

[20]) Thurnwald, a. a. O., S. 96.

[21]) The Golden Bough, Bd. VII, 2, 1913, S. 277/78.

[22]) The Mystic Rose: A Study of Primitive Marriage and of Primitive Thought in its Bearing on Marriage, Bd. I, 1927, S. 14ff., 42—87, 215—240, 241—270; vgl. jedoch dazu die Besprechung von B. Z. Seligman in Man, Bd. 28, 1928, Nr. 60, S. 87/88. — E. Crawley, Studies of Savages and Sex, 1929, S. 68ff.

[23]) Sex and Culture, 1934, S. 424, 428.

[24]) Rivers, (II), 1915, S. 423.

[25]) Malinowski, (VII), 1927, S. 212—217.

[26]) Malinowski, (IX), 1929, S. 941; Thurnwald, Bd. III, 1925, S. 29 unter „Ehebruch".

[27]) Westermarck (I), Bd. II, 1925, S. 433; Rivers, (II), 1915, S. 423.

Völker ein sacramentum und gehört für viele Völker zum „göttlichen Recht" und nicht allein zum menschlichen oder „bürgerlichen" Recht, wie ich das schon betont habe. Ihre Einhaltung wird nach verbreiteten Anschauungen der Völker von göttlichen Mächten belohnt, ihre Verletzung bestraft[28]).

Die Regel ist also eine bestimmte Ordnung, die Geltung einer bestimmten Sittlichkeit, einer Sittlichkeit, die auch noch die Gestaltung der betrachteten ungeregelten Beziehungen durchdringt. Tatsächlich ist das Geschlechtsleben der Naturvölker „viel mehr geordnet, als man früher bei uns glauben mochte"[29]), und tatsächlich sind sittenlose Zustände „gerade unter Primitiven am seltensten zu finden"[30]). Die Geschlechtlichkeit der Jugendlichen ruft — weniger bei den Stämmen einfacher Gesittung als bei geschichteten Naturvölkern — Neigungen zu regellosen Geschlechtsbeziehungen hervor; diesen treten mutterrechtliche Ordnungen weniger entgegen, die vaterrechtlichen Ordnungen mehr und besonders Altenherrschaften (Gerontokratien) und vaterrechtliche Adelsherrschaften (das „aristokratische Patriarchat"), so also auch die einzelnen Völker indogermanischer Sprache[31]).

Das Wesentliche in allen diesen Ordnungen des geschlechtlichen und ehelichen Lebens ist bei allen Völkern, die nicht der Zersetzung verfallen sind, die Geltung einer bestimmten Sittlichkeit. Was als sittlich angesehen und was als unsittlich verworfen wird, wechselt von Volk zu Volk; gemeinsam ist allen Völkern mit gesunder Gesittung der Wille zu einer festen und jeden Einzelnen verpflichtenden Ordnung eigener Art. Die in Hellas zur Zeit der Sophisten, im Abendlande während des 19. Jahrhunderts aufkommenden Zweifelsfragen, was denn Sitte und Sittlichkeit eigentlich seien und bedeuteten, wenn den einen dies, den anderen jenes als sittlich oder unsittlich erscheine, wenn somit alle diese Wertungen „relativ" seien und man nie entscheiden könne, was nun eigentlich „von Natur" (physei) und was durch menschliche Satzungen (nomō thesei) gelte oder gelten solle, diese Fragen sind kennzeichnende Fragen auflösender Spätzeiten. Einem gesunden Volke wird es allein auf die Behauptung und Bewahrung der festen arteigenen Ordnungen ankommen, die sich in der Auseinandersetzung zwischen den ererbten Anlagen der Menschen und den Eigentümlichkeiten der Umwelt dieser Menschen bewährt haben. Darum fassen viele Völker die bei ihnen geltenden Sitten als etwas Heilig-Unveränderliches und als etwas Unbezweifelbares auf, die Ehe somit als ein „ewiges Gesetz". (Aus Kap. VII: Die Promiskuität.)

Der Hauptsinn der menschlichen Ehe ist nicht der einer geschlechtlichen Beziehung; als eine solche wird die Ehe eher in den Spätzeiten und Zerfallszeiten der Völker angesehen als in ihren Frühzeiten. Den Hauptsinn der Ehe, die sicherlich auch immer eine Geschlechtsbeziehung ist, macht der Schutz der schwangeren, säugenden und aufziehenden Frau aus, der Schutz einer Mutter mit ihren Kindern durch den Vater als Ehemann dieser Mutter und Erzeuger dieser Kinder; den Hauptsinn macht also die Elternschaft aus mit der Sorge um Obdach, Nahrung und Kleidung. Westermarck[32]) hat mit Recht ausgesprochen, es sei oft übersehen worden, daß die Frau dem Manne nicht nur geschlechtliche Lust biete, sondern daß sie vor allem Gehilfin, Mutter, Nahrungsversorgerin und Köchin sei. Lösen sich viele Frauen in den Spätzeiten der Völker von diesem Ursinne der Ehe und des weiblichen Lebens ab, sehen viele Frauen in Spätzeiten den Sinn ihres Daseins dem Manne gegenüber im Geschlechtlichen und werden sie von vielen Männern überwiegend als Geschlechtswesen betrachtet, so haben solche Völker schon den Weg zu ihrem Aussterben eingeschlagen, denn das menschliche Leben ist an den gekennzeichneten Ursinn der Ehe gebunden, weil es als menschliches Leben unter den Auslesebedingungen einer solchen Elternschaft entstanden ist. Das menschliche Leben kann sich ohne Gefährdung nicht von der Grundeinheit aller menschlichen Gesellung, von der Familie, entfernen. Als Grundeinheit aller menschlichen Gesellung haben aber so verschiedene Forscher wie Westermarck, Radcliffe-Brown, F. Boas, W. Schmidt, L. A. Kroeber, Swanton und Malinowski die Familie bezeichnet[33]). Für Malinowski[34]) ist darum die Familie die Wiege der Gesittung (the cradle of nascent culture). Von der Familie aus werden Abstammung, Verwandtschaft und Erbschaft geordnet, und von ihr aus ordnet sich die Stellung der Menschen in ihrem Stamme[35]). Darum entspringen auch Sitte und Recht aus dem Leben der Familie und darum gehört die Ehe und Familie für das Bewußtsein der Völker zum „göttlichen Recht". Die Götter beschützen die Ehe, belohnen ihre Einhaltung und strafen ihre Verletzung. (Aus Kap. XIII: Die Ehe als Ergebnis der Auslese.)

Anschr. d. Verf.: Freiburg i. Br. Herdern, Meisenbergweg 2.

Fritz Lenz:

Über Fortpflanzung und Ehehäufigkeit in Berlin

Ich habe aus bestimmtem Anlaß die Kinderzahl des heiratenden Berliners, den Hundertsatz der kinderlosen Ehen und den Hundertsatz der überhaupt heiratenden Berliner näherungsweise berechnet. Die zum Teil überraschenden Ergebnisse seien hier mitgeteilt. Als Quelle diente mir das Statistische Jahrbuch der Stadt Berlin. Der im Jahre 1939 erschienene bisher letzte Jahrgang, der auf dem Deckel die Jahreszahl 1938 trägt, enthält Angaben über die Eheschließungen und Geburten des Jahres 1937. Besonders wertvoll als Unterlage meiner Rechnung war mir die Aufgliederung der ehelich Geborenen nach der Geburtenfolge.

Wenn die Zahl der Eheschließungen und die Zahl der Geburten über eine Reihe von Jahren ungefähr gleich bleibt, so kann man die Kinderzahl je Ehe mit großer Annäherung erhalten, indem man die Zahl der ehelichen Geburten eines Jahres durch die Zahl der Eheschließungen des Vorjahres teilt. Nun haben um 1937 die Zahlen der Eheschließungen und Geburten sich in der Tat nicht sehr geändert. Auf 42522 Eheschließungen des Jahres 1936 in Berlin kamen 55804 eheliche Geburten im Jahre 1937, auf eine Ehe im Durchschnitt also ungefähr 1,31 Kinder. Für die Geburten des Jahres 1938 bezogen auf die Eheschließungen 1937 erhalte ich 1,32 Kinder je Ehe. Die Geburten des Jahres 1933 bezogen auf die Eheschließungen

[28]) Malinowski, (IX), 1929, S. 946.
[29]) Thurnwald, (X), 1932, S. 85.
[30]) Nieuwenhuis, Die Entstehung der Ehe, in: Das Ehebuch, herausgegeben vom Grafen Keyserling, 1925, S. 71.
[31]) Thurnwald, a. a. O., S. 86.
[32]) (XII), 1936, S. 15.
[33]) Lowie, (XIII), 1937, S. 233, 252.
[34]) (VII), 1927, S. 184ff.
[35]) Rivers, (II), 1915, S. 423; Malinowski, (VII), 1927, S. 223

des Jahres 1932 hatten nur noch 0,86 Kinder je Berliner Ehe ergeben. Von 1933 bis 1938 haben die ehelichen Geburten je Berliner Ehe also um 54% der Zahl von 1933 zugenommen.

Diese Zahlen geben indessen kein zutreffendes Bild über die Zahl der Kinder, die der Berliner bzw. die Berlinerin, soweit sie überhaupt heiraten, bekommen. In der Statistik werden nämlich die vorehelichen Kinder, die ja von beiden Ehegatten stammen, zur Zeit der Geburt als unehelich gezählt. Wenn man die Gesamtzahl der Kinder je heiratenden Mann oder je heiratende Frau berechnen will, so muß man auch die vorehelichen Kinder berücksichtigen. Diese werden fast alle legitimiert, und zwar hauptsächlich im ersten Jahr nach der Eheschließung. Ich habe daher die Legitimierungen eines Jahres den ehelichen Geburten des vorigen Jahres hinzugezählt.



Deutsche Soldaten halten Wacht

Aufn. von Uffz. Dr. Johannes Schwanitz, gefallen vor Sedan im Mai 1940

Weiter ist zu bedenken, daß ein Teil der Ehen in einem Alter geschlossen wird, wo aus natürlichen Gründen Kinder nicht mehr zu erwarten sind. Diesen Teil kann man ausschalten, indem man die Zahl der Ehen, in denen die Frau bereits 45 Jahre oder älter war, von der Gesamtzahl der Eheschließungen abzieht.

Schließlich ist zu berücksichtigen, daß ein recht erheblicher Teil aller Berliner mehr als einmal heiratet. Von den eheschließenden Männern des Jahres 1937 heirateten nur 77% zum erstenmal; die übrigen waren vorher verwitwet oder geschieden. Von den Frauen heirateten 84% zum erstenmal, während 16% verwitwet oder geschieden waren. Wenn man ein zutreffendes Bild gewinnen will, wieviele Kinder der Berliner bzw. die Berlinerin überhaupt bekommt, so muß man auch die Kinder aus zweiten und eventuell dritten Ehen berücksichtigen.

Ich habe daher die Zahl der ehelichen Geburten nicht auf die Zahl der Eheschließungen überhaupt sondern auf die Zahl der zum erstenmal bzw. aus ledigem Stande Heiratenden bezogen und die legitimierten Kinder den ehelichen hinzugezählt. Auf diese Weise ergibt sich, daß nach den Geburtenzahlen des Jahres 1938 auf einen heiratenden Berliner 1,78 Kinder und auf eine heiratende Berlinerin, die unter 45 Jahren die Ehe schließt, 1,67 Kinder kommen, während auf die einzelne Ehe einschließlich der Zweit- und Drittehen im Durchschnitt nur 1,32 eheliche Kinder kamen. Der auf den ersten Blick auffallende Unterschied der beiden Geschlechter in dieser Hinsicht erklärt sich daraus, daß die Männer mehr an Zweit- und Drittehen beteiligt sind.

Eine entsprechende Rechnung für das Jahr 1933 ergibt auf den überhaupt heiratenden Berliner Mann 1,15 Kinder und auf die unter 45 Jahren heiratende Frau 1,09. Die gesamte Kinderzahl des heiratenden Berliners hat vom Jahre 1933 bis 1938 also um 54% zugenommen. Auch die Zahlen des Jahres 1938 reichen indessen zur Erhaltung des Bestandes bei weitem nicht aus. Im Hinblick auf die Sterblichkeit im Jugendalter und auf das Ledigbleiben eines Teiles der erwachsenen Berliner würden etwa 2,9 Kinder auf den heiratenden Mann oder 2,7 auf die heiratende Frau gerade eben zur Bestandserhaltung reichen und auch das nur unter der Voraussetzung, daß Kriegsverluste nicht ersetzt zu werden brauchten. Die tatsächlichen Geburtenzahlen des Jahres 1938 bleiben um rund 40% hinter der Mindestzahl der Erhaltung zurück.

Von allen Berlinern, die das heiratsfähige Alter erreichen, heiraten etwas mehr Frauen als Männer. Im Jahre 1937 heirateten in Berlin 38600 bisher ledige Frauen, davon 2% im Alter von über 45 Jahren und 35538 bisher ledige Männer. Auf 100 überhaupt heiratende Männer kamen also 109,2 heiratende Frauen. Da um diese Zeit die Zahl der Männer und der Frauen im

heiratsfähigen Alter ungefähr gleich war, gibt das genannte Zahlenverhältnis zugleich ungefähr das Verhältnis der Heiratshäufigkeit in beiden Geschlechtern. Leider läßt sich aus dem Material des Statistischen Jahrbuchs der Stadt Berlin nicht berechnen, ein wie großer Hundertsatz von allen Berlinern in beiden Geschlechtern überhaupt heiratet. In der Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik" Jahrgang 1940 Nr. 9 S. 121 findet sich die Bemerkung, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen etwa 90 vom Hundert der Männer heiraten. Das mag für die Zeit des Frauenüberschusses nach dem Weltkrieg zutreffend gewesen sein; für die Gegenwart kann es nicht stimmen; denn da die Frauen, wie wir gesehen haben, um etwa 9% häufiger zur Ehe kommen, würde einer Heiratshäufigkeit von 90% im männlichen Geschlecht eine solche von 98% im weiblichen Geschlecht entsprechen. Offenbar heiraten aber längst nicht 98% aller Frauen. Ich vermute, daß rund 80% der Berliner Männer heiraten; dem entspricht ein Hundertsatz von 87,5% heiratender Frauen.

Ich habe weiter näherungsweise berechnet, wieviel Prozent von allen heiratenden Berlinern kinderlos bleiben. Wenn man einfach alle Ehen zusammenrechnet (also einschließlich der Zweit- und Drittehen) und nur die ehelichen Geburten (ohne die vorehelichen) zählt, so findet man, daß etwa 38% aller Berliner Ehen, beurteilt nach den Eheschließungen bzw. Geburten der Jahre 1936 und 1937 kinderlos bleiben. Man erhält diese Zahl, wenn man die Zahl der ehelichen Erstgeburten eines Jahres in Beziehung zu der Zahl der Eheschließungen des vorhergehenden Jahres setzt; denn alle Ehen, die überhaupt Kinder bekommen, müssen natürlich zuerst einmal erste Kinder bekommen. Auch diese Rechnung ist annähernd zuverlässig nur für Jahre, in denen keine großen Schwankungen der Eheschließungen vorkommen. Für das Jahr 1933 ergibt sich sogar ein Hundertsatz von 49% kinderloser Ehen. Auch hier ist aber zu bedenken, daß dabei Zweit- und Drittehen, die häufiger kinderlos als Erstehen sind, sowie auch Ehen im vorgerückten Alter eingerechnet sind und daß die vorehelichen Kinder dabei nicht berücksichtigt sind. Um den Hundertsatz der Kinderlosigkeit nicht für alle Berliner Ehen sondern für die heiratenden Berliner näherungsweise zu erfassen, habe ich die Zahl der Geburten auch hier auf die zum erstenmal heiratenden Personen bezogen. Leider gestattet das Urmaterial keine entsprechende Teilung der Erstgeburten. Ich habe aber angenommen, daß auf die Wiederverheiratungen nur halb so viele Erstgeburten entfallen, als dem prozentualen Anteil der Wiederverheiratungen entsprechen würde. Auch die Legitimierungen habe ich entsprechend verteilt. Auf diese Weise ergibt sich, daß nach den Geburtenverhältnissen des Jahres 1937 18% der überhaupt heiratenden Berliner Männer kinderlos bleiben und 20% der unter 45 Jahren heiratenden Berliner Frauen. Für das Jahr 1933 ergibt sich im männlichen Geschlecht noch ein Hundertsatz von 35% Kinderlosigkeit und im weiblichen Geschlecht von 37%. Gegenüber jenem Tiefpunkt ist die Kinderlosigkeit in Berlin also immerhin um fast die Hälfte zurückgegangen.

Der höhere Hundertsatz i. J. 1933 und vorher ist meiner Ansicht nach nur zum Teil auf absichtliche Geburtenverhütung zurückzuführen. Zum großen Teil dürfte es sich um Unfruchtbarkeit infolge von Tripper, zum anderen Teil um ungewollte Sterilität nach Abtreibung und schließlich zum Teil auch um die Folgen einer Verkümmerung der Fortpflanzungsorgane bei Mädchen handeln, die durch die Unterernährung in und nach dem Weltkrieg in der Entwicklung gehemmt worden sind. Diese Schäden haben in den letzten Jahren abgenommen, und absichtliche völlige Kinderlosigkeit kommt in den neu geschlossenen Ehen meiner Ansicht nach kaum noch vor. Früher galt als Hundertsatz ungewollt steriler Ehen 10%; dieser scheint auch heute noch für die ländliche Bevölkerung zuzutreffen. Wenn in Berlin der Hundertsatz gegenwärtig immer noch fast doppelt so hoch ist, so ist vermutlich hauptsächlich der Tripper daran schuld.

Da in mehr als der Hälfte der Fälle die Geburt des ersten Kindes in den ersten sieben Monaten nach der Heirat erfolgt, ist sehr oft die Eheschließung erst eine Folge eingetretener Schwangerschaft. Man darf daher vermuten, daß Personen, die infolge von Anlage oder von Infektion unfruchtbar sind, etwas weniger oft zum Heiraten kommen und daß der Hundertsatz Unfruchtbarer unter den Ledigbleibenden größer ist als der für die Kinderlosigkeit heiratender Berliner berechnete, d. h. größer als 20%.

Die Aufgliederung der ehelichen Geburten nach der Geburtennummer, die sich im Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin findet, gestattet weiter eine ungefähre Berechnung der Häufigkeit dauernder Einkindehen. Die Zahl der Zweitgeburten entspricht dem Anteil jener Ehen, die mehr als ein Kind bekommen. Ich habe daher die Differenz zwischen den Erstgeburten und den Zweitgeburten gebildet und dabei die Gesamtzahl der Erstgeburten wie oben nicht auf alle Ehen einschließlich der Zweit- und Drittehen sondern auf die überhaupt heiratenden Personen bezogen. Auf diese Weise habe ich gefunden, daß die Zahl der ehelichen Zweitgeburten des Jahres 1937 in Beziehung gesetzt zur Zahl der Erstgeburten des Jahres 1936 darauf schließen läßt, daß 58% aller Berliner Männer, die überhaupt eheliche Kinder bekommen, zwei oder mehr Kinder erzeugen. 42% haben also dauernd nur ein Kind, oder anders ausgedrückt: 42% aller erstgeborenen Kinder (einschließlich der vorehelichen) bleiben einzige Kinder. Die 42% Einkindväter machen 34% aller heiratenden Berliner Männer aus. Da 18% dauernd kinderlos bleiben, bekommen also 18 + 34 = 52% noch nicht einmal 2 Kinder. Für die Frauen ergibt sich entsprechend, daß 57% aller ehelichen Mütter zwei oder mehr Kinder bekommen, 43% dagegen nur ein Kind. Diese 43% machen 34% aller heiratenden Frauen aus. Da 20% der heiratenden Frauen kinderlos bleiben, bekommen 20 + 34 = 54% aller heiratenden Berliner Frauen noch nicht einmal 2 Kinder.

Ich habe dann aus dem Verhältnis der ehelichen Zweit- und Drittgeburten weiter den Anteil der dauernden Zweikinderehen und aus dem Verhältnis der ehelichen Dritt- und Viertgeburten den Anteil der dauernden Dreikinderehen berechnet. Der Rest stellt den Anteil der Ehen mit vier und mehr Kindern dar. Übersichtlich zusammengestellt ergibt sich folgendes:

Nach den Eheschließungs- und Geburtenzahlen der Jahre 1936 bzw. 1937 bekommen von allen heiratenden Berlinern

keine Kinder	18% der Männer	20% der Frauen
weniger als 2 Kinder	52% „ „	54% „ „
„ „ 3 „	80% „ „	81% „ „
„ „ 4 „	91% „ „	92% „ „
4 oder mehr Kinder	9% „ „	8% „ „

Kinderreich in dem Sinne, daß sie 4 oder mehr Kinder bekommen, werden also nur 8 bis 9% der heiratenden Berliner. Es ist zu vermuten, daß die Geburtenzahl des Jahres 1939 ein etwas günstigeres Bild als die der Jahre 1936 und 1937 ergibt. Man wird voraussagen dürfen, daß die im Jahre 1939 heiratenden Berliner im Durchschnitt etwa 2 Kinder bekommen werden. Jene Paare, bei denen die Frau zur Zeit der Eheschließung weniger als 30 Jahre alt ist, bekommen im Durchschnitt natürlich etwas mehr Kinder und die Paare mit einem Heiratsalter der Frau von unter 25 Jahren noch mehr Kinder.

Der hohe Hundertsatz jener Ehen, in denen nur ein Kind geboren wird, erklärt sich wohl nur zum Teil, vielleicht zur Hälfte, aus absichtlicher Verhütung. Eine min-

destens ebenso große Rolle dürfte die Einkindsterilität infolge Trippers spielen. Von dem Urteil über die Ursachen der Kinderarmut hängen natürlich auch wesentlich die Wege praktischer Bevölkerungspolitik ab.

Das Statistische Jahrbuch enthält Angaben über die Zahl der Ehestandsdarlehen, die in Berlin bis zum Jahre 1938 ausgezahlt worden sind sowie über die Zahl der Geburten in den betreffenden Ehen. Auf 6430 Ehestandsdarlehen des Jahres 1935 kamen in Berlin im Jahre 1936 7056 Geburten in Ehen, die Ehestandsdarlehen erhalten hatten, auf eine Ehe also 1,10 Geburten. In den Jahren 1936/37 war das Verhältnis 7123 zu 8770 entsprechend einer Zahl von 1,23 Kindern je Ehe. In den Jahren 1937/38 kamen auf 8825 Ehen 11215 Geburten, auf eine Ehe also 1,27 Kinder. In den Ehen, die Ehestandsdarlehen erhielten und die in der Regel Erstehen sind, wurden in Berlin also eher weniger Kinder geboren als in den übrigen Berliner Ehen. Ein bevölkerungspolitischer Erfolg der Ehestandsdarlehen ist mithin einstweilen zweifelhaft.

In den obigen Berechnungen sind die unehelichen Geburten, soweit die betreffenden Kinder später nicht legitimiert worden sind, nicht berücksichtigt. Der Hundertsatz unehelicher Geburten einschließlich der vorehelichen betrug in Berlin in den Jahren 1931 und 1932 noch 17%; er ist im Jahre 1933 dann sprunghaft auf 14,5 und weiter abnehmend bis zum Jahre 1937 auf 10,5 heruntergegangen. Diese Abnahme der unehelichen Geburten ist um so bemerkenswerter, als seit der Machtübernahme die Zahl der Abtreibungen auf einen Bruchteil der früheren zurückgegangen ist und vorzugsweise uneheliche Schwangerschaften durch Abtreibung beendet werden. Allein durch schärfere Unterdrückung bzw. Verhütung von Abtreibungen erklärt es sich, daß die Geburten in den deutschen Großstädten und gerade auch in Berlin schon im Sommer 1933, also wenige Monate nach der Machtübernahme, wesentlich zugenommen haben. Für die Jahre seit 1938 liegt die Zahl unehelicher Geburten noch nicht vor; sie dürfte aber auch in den letzten beiden Jahren noch abgenommen haben. Da ein großer Teil der in der Statistik als unehelich erscheinenden Geburten in Wahrheit vorehelich ist, ist die Zahl der eigentlich unehelichen Geburten also wesentlich niedriger. Wenn man die Zahl der Legitimierungen von der der unehelichen Geburten des vorausgehenden Jahres abzieht, so erhält man für die Jahre 1931 und 1932 10,7% dauernd uneheliche Kinder, für das Jahr 1936 dagegen nur noch 6,1%, und in den letzten Jahren dürfte auch dieser Hundertsatz noch weiter abgenommen haben. Diese sehr beträchtliche Abnahme der unehelichen Kinder seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus erklärt sich hauptsächlich aus der starken Zunahme der Eheschließungen; denn je weniger ledige Frauen im jugendlichen Alter vorhanden sind, desto weniger uneheliche Kinder gibt es natürlich. Die Abnahme der unehelichen Geburten steht mit der Zunahme der ehelichen also in ursächlichem Zusammenhang. Auf der einen Seite wird durch die Zunahme der ehelichen Geburten das Feld für uneheliche Zeugungen eingeschränkt; andererseits wirkt aber auch die Abnahme der unehelichen Geburten im Sinne einer Zunahme der ehelichen, weil uneheliche Geburten die Heiratsaussichten der unehelichen Mütter, aber auch die der unehelichen Väter verschlechtern und damit auf die Erzeugung weiterer Kinder hemmend wirken. Die Abnahme der unehelichen Geburten ist daher auch quantitativ bevölkerungspolitisch kein Verlust, sondern ein Gewinn. In qualitativer Hinsicht gilt das in noch höherem Maße. Die nicht legitimierten unehelichen Kinder — und nur diese sind eigentlich unehelich — stammen in der Regel von Eltern, von denen mindestens ein Teil Grund hat, den anderen nicht zu heiraten. Auch werden sie in der Regel nicht absichtlich sondern wider Willen erzeugt, was eine ungünstige Auslese in der Richtung der Unbeherrschtheit und mangelnden Voraussicht bedeutet. Einzelne Fälle hoher Qualität unehelich Geborener beweisen nichts gegen die Regel. Bevölkerungspolitisch muß man vielmehr die Durchschnittsqualität der Unehelichen, und zwar der dauernd Unehelichen, mit der der Ehelichen vergleichen.

Wenn, wie wir gesehen haben, die Geburten der letzten Jahre in Berlin um rund 40% hinter der Mindestzahl der Erhaltung zurückbleiben, so ist das mehr noch als in quantitativer Hinsicht in qualitativer schlimm. Die Berliner sind eine überdurchschnittliche Auslese aus der Reichsbevölkerung. Vorzugsweise geistig regsame und lebenstüchtige Volksgenossen strömen in die Reichshauptstadt. Ihre unterdurchschnittliche Fortpflanzung bedeutet also eine Gegenauslese größten Stils. Die Erfolge der Bevölkerungspolitik des nationalsozialistischen Staates sind gewiß groß und erfreulich. Das Meiste bleibt aber noch zu tun. Es wird die entscheidende Aufgabe nationalsozialistischer Politik nach dem Kriege sein, den Lebensraum des großdeutschen Reiches mit rassisch hochwertigen deutschen Menschen zu füllen.

H. Stejskal:

Die Wiener Judenfrage

Eine Erscheinung wie der Wiener Antisemitismus ist geistesgeschichtlich allein nicht erfaßbar. Sicher haben die Ideen Gobineaus, Chamberlains oder Schönerers bei der Formulierung der Kampfparolen, in den Argumenten der Streitschriften ihren Niederschlag gefunden und sicher lassen sich hier Einflüsse und vorherrschende Strömungen feststellen. Aber die sind es nicht, die die Wiener Judenfrage so brennend und umkämpft gemacht haben, sondern die einfache volksbiologische Tatsache einer im Laufe von zwei Generationen beängstigend wachsenden jüdischen, also fremdvölkischen Gruppe in Wien.

Bis in die Vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war das Judentum in Wien eine feste Größe. Es lebte noch unter den Gesetzen und in den Formen des Mittelalters. Noch war seine grundsätzliche Ausschaltung Selbstverständlichkeit, noch war es bloß wirtschaftliche Zweckmäßigkeit, dieses allgemeine Judenverbot für einzelne besonders Begünstigte aufzuheben, ihnen die „Toleranz", die Aufenthaltsbewilligung zu gewähren. Juden und Judenfrage war mehr eine Erscheinung, die Gesetzgebung und Polizei berührten, als den Wiener Bürger. Die Zahl der tolerierten Familien schwankt im 17. Jahrhundert zwischen 80 und 120, die Zahl der Seelen also zwischen 600 und 1300. Alles andere sind Fremde, die unter Fremdengesetzgebung stehen und jederzeit ausgewiesen werden können. Mögen sie auch unter Umgehung der Meldevorschriften und Gesetze statt der erlaubten 14 Tage selbst Jahre in Wien verbringen (die Schliche und Bestechungsmanöver sind ein ständiger Bestandteil aller zeitgenössischen Lebensbilder), ein wirkliches Einnisten, ein Wurzelfassen im Wienertum ist damals

noch nicht möglich. Noch ist das Wiener Judentum Ausstrahlung östlicher Kräftefelder, noch hat es seine Wurzeln in Prag und Preßburg, Nikolsburg, in Mähren oder auch in den Rheinlanden. Was, ohne die Toleranz zu erreichen, in die Stadt kommt, sind meist Männer oder halbwüchsige Knaben, die hier ihren Geschäften nachgehen, Leute, die keinen festen Lebensunterhalt haben, die vielfach der Wohltätigkeit der Eingesessenen zur Last fallen, ein erbärmliches, armseliges Gesindel im ganzen, mögen auch einige größere Handelsleute darunter gewesen sein. Diese Menschen, deren Zahl sich auf einige Tausend belaufen dürfte (genauere Zahlen sind bei ihrem meist ungesetzlichen Aufenthalt nicht anzugeben), haben sich nur zum geringsten Teil in Wien halten können, meist gehen sie wieder in ihre Heimat zurück, dort gründen sie ihre Familien, dort sind sie zu Hause, Wien ist nur Durchgangsort in diesem breiten Strom jüdischer Wanderungen. Es gibt wohl immer einige Tausend Juden hier, aber es sind nie lange dieselben, sie kommen und gehen, tauchen auf und unter, fremd und verachtet.

Diese völlige Wurzellosigkeit zeigen aber nicht nur diese „Fremden", auch unter den Tolerierten, also jenen Familien, die staatlichen Schutz genießen, die hier ihre Großhandlungshäuser, Banken und Fabriken haben, ist ein ewiger Wechsel. Sie halten sich auf Wiener Boden nie lange. Von den 120 Namen der Toleranzliste von 1790 tauchen ganze 10 noch auf der des Jahres 1847 auf. Alle anderen sind wieder verschwunden, neue Namen treten für kurze Jahre an ihre Stelle, um auch meist wieder zu vergehen. Wertheimer, Oppenheimer, Hofmannsthal und Königsberg, das ist so ziemlich alles, was von dem Judentum Wiens geblieben. Geschäftsinteressen brachten sie hin, Geschäftsinteressen führten sie weiter, ein festes wurzelhaftes Großbürgertum hat auch diese Schicht bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht zu stellen vermocht. Auch sie blieb, soweit sie sich nicht durch Mischehen verschwägerte, fremd und auf sich beschränkt.

Anzahl der Juden in Wien:

1761		595	Tolerierte
1782	66 Familien	532	„
1793	102 „	792	„
1800	121 „	903	„
1810	113 „	855	„
1823	137 „	1307	„
1827	124 „	1356	„
1843	108 „	1644	„
1847	197 „	—	
1850	Schätzung von Wolf	9730	
1857	amtliche Angabe	6200	
1864	„ „	28000	
1869	Volkszählung	40230	
1880	„	72000	
1890	„	118000	
1900	„	147000	
1910	„	175000	
1923	„	201500	

Das Jahr 1848 bringt dann den großen Umschwung, den Sprung vom jüdischen Mittelalter zur jüdischen Neuzeit. Seine Anzeichen hatten sich wohl schon in den letzten Jahren erkennen lassen. Die Zahl der Fremden war stetig gewachsen, und die Polizeipraxis, die Durchführung der Aufenthaltsbeschränkungen, immer lässiger geworden: die ganze Judenregulierung ist sichtlich durchlöchert. Auch mit der Erteilung der Toleranz wird man in den Vierzigerjahren rasch freigebiger, und so kann das Judentum nun Fuß fassen und den Boden bereiten. Die Epoche eines wesentlich stationären Judentums ist für Wien zu Ende. Mit der Revolution von 1848, mit dem Fallen der Judengesetze, mit ihrer rechtlichen Gleichstellung setzt eine einfach unheimliche, gewaltige Einwanderung aus dem Osten ein, und dieser ungeheure Strom zieht nicht mehr durch, sondern füllt die Stadt wie ein großes Becken. Hielten sich Ein- und Auswanderung bisher fast die Waage, so ist ihr Verhältnis nun etwa 10 : 1. So schnellt auch die Zahl der Juden in Wien sprunghaft in die Höhe. Waren es im Jahre 1847 etwa 6000, so ergibt eine Zählung von 1854 bereits 14000, zehn Jahre später 28000, 1869 40000 und wieder zehn Jahre später schon 72000. Das heißt: innerhalb einer Generation hat sich der Bestand der Juden auf das 12fache vermehrt. Damit ist aber auch ihr Anteil an der Wiener Bevölkerung von nicht ganz einem auf über 10% gestiegen. Diesen Hundertsatz vermag die Wiener Judengemeinde mit kleinen Schwankungen über die ganze Großstadtentwicklung Wiens festzuhalten. Auch der Rückschlag durch die Eingemeindung der völlig judenfreien Wiener Außenbezirke ist durch neue Zuwanderungen in wenig Jahren wieder ausgeglichen worden, ja die ersten Jahre der sozialdemokratischen Gemeindeverwaltung in den Nachkriegsjahren lassen den jüdischen Anteil noch etwas ansteigen. Damit ist aus einer kleinen, zahlenmäßig kaum in Erscheinung tretenden Sondergruppe von Fremden ein stark wirksames Element der Wiener Bevölkerung geworden, das seine Art nun auf allen Gebieten des öffentlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens durchzusetzen versucht.

Nun geben aber solche Zahlen noch kein wahres Bild, wenn wir nicht die ganz eigenartige Verteilung dieser jüdischen Einwanderermassen auf die einzelnen Bezirke in Betracht ziehen. Obwohl alle gesetzlichen Aufenthaltsbeschränkungen gefallen sind, verteilen sich die Massen nicht gleichmäßig über das ganze Stadtgebiet, sondern zeigen das deutliche Bestreben, sich dort zu sammeln, wo Ansätze einer jüdischen Bevölkerung schon vorhanden sind und bilden so auch ohne Zwang, wie in ältester Zeit, eine Art von Ghetto. So entstehen jene Judenviertel Wiens, jene verwahrlosten, schmutzigen, hastig betriebsamen Gassen, in deren unverkennbarer Atmosphäre auch der Neuankömmling, ob er nun aus Galizien kommt oder aus Ungarn, den Geruch der Heimat in dieser fremden Stadt wiederfindet, wo er sich allmählich die äußeren Formen von Sprache und Verkehr erwerben kann und so im Schutze dieses Wiener Ghettos die ersten Schritte in das geschäftliche Leben der Stadt tun kann. Seine Kinder freilich, die es schon gelernt haben, sich sicher und ohne Scheu als Wiener zu geben, verlassen dann die Judengassen und ziehen als „Wiener Bürger" in die vornehmeren Bezirke. Den vollen Strom der östlichen Einwanderer aber behält das Viertel rund um den Donaukanal, die Bezirke I, II, IX und XX. Diese vier Bezirke beherbergen über die Hälfte der Wiener Judenschaft, und auch hier wieder ist das Hauptgewicht auf einen geschlossenen Raum versammelt, wo allerdings dann gassenweise nicht ein arischer Einwohner, nicht ein arisches Geschäft anzutreffen ist.

Verteilung auf die Bezirke:

Bezirk	1869	1880	1910	1923	1934
I.	9256	12452	10807	10462	9621
II.	19657	35061	56799	59722	50922
III.	3641	5471	9931	14204	12947
IV.	1054	1957	3792	5570	5125
V.	994	1819	3691	4471	3837
VI.	1638	3111	8253	8941	7520
VII.	1270	3049	8095	8838	8679
VIII.	777	1647	4708	6932	5841
IX.	1943	6872	21615	23746	19421

Die später eingemeindeten Bezirke X—XXI bleiben hier unberücksichtigt.

Die Entwicklung dieses gewollten Ghettos ist nun erstaunlich. Während in dem Jahrzehnt von 1869 bis 1880 die Vermehrung der Gesamtbevölkerung etwa 10% beträgt und hauptsächlich die wachsenden Arbeiterbezirke betrifft, wächst in dem einen Jahrzehnt die jüdische Volksgruppe im I. Bezirk um 34%, im zweiten um 78% und im IX. um 253,6%! Dabei zeigt sich: Die innere Stadt, deren Siedlungsraum erfüllt ist, vermag im allgemeinen keine neuen Menschen mehr aufzunehmen. Im Gegenteil, sie stößt Wohnbevölkerung zu Gunsten von Geschäftsräumen ab. Die absolute Bewohnerzahl geht bald zurück, unbehindert aber steigt der Anteil der Juden, von 12 auf 17%, und 24% im Jahre 1923. Der Wiener wird buchstäblich aus dem Kern der Stadt herausgedrängt. Auch im II. wächst, bedeutend rascher als der Durchschnitt, die Zahl der Juden von 19000 auf 35000, 56000 vor dem Kriege, um 1923 mit 59000 die Höchstzahl zu erreichen. Der anschließende IX. Bezirk hatte 1870 noch keine 2000 Juden. 1910 sind es 21000, 1923 23000. Das geschlossene jüdische Siedlungsgebiet ist in den früher fast judenfreien Bezirk hineingewachsen. Ähnlich liegen die Verhältnisse im XX. und in Teilen des III. Bezirkes. Dagegen bleibt der jüdische Zuwachs in den Außenbezirken gering, nur der Villenbezirk Döbling erreicht mit 5000 im Jahre 1923 mehr als 10%.

Der Bevölkerungsaufbau.

Das ungeheure Wachstum ist kein organisches, sondern wie gesagt bloß das Ergebnis einer Zuwanderung fremdbürtiger Massen. Die natürliche Vermehrung, die Zahl der in Wien geborenen Judenkinder steht dazu in keinem Verhältnis. Das Wiener Judentum war und ist nicht imstande, seinen Bestand aus sich heraus zu erhalten, geschweige zu vergrößern. Wien hat nicht nur Juden aus der Fremde an sich gezogen, es hat sie im wahrsten Sinn des Wortes auch verbraucht.

Der biologischen Entwicklung kommt man mit Zahlen allein nicht bei. Gerade in Fragen der Volkspolitik ist nämlich Jude nicht gleich Jude. Im allgemeinen gilt ja das jüdische Familienleben als streng, Kinderreichtum als Pflicht und, was vielleicht wichtiger ist, als selbstverständliche Gewohnheit. Diese Haltung, in den galizischen und russischen Judengruppen noch heute vorherrschend, galt bis ins 19. Jahrhundert auch für die Wiener Juden, soweit sie überhaupt hier Familien gründeten. Stammtafeln älterer jüdischer Familien zeigen in dieser Zeit noch eine Hochzahl von Kindern, nicht selten zehn und darüber. Da setzt um 1800 bei den städtischen Juden West- und Mitteleuropas die „Aufklärung" ein, ergreift die Gemüter sehr rasch und reißt sie aus den traditionellen Bindungen. Die Verwestlichung, die Assimilation setzt ein und damit das Brechen mit der Vergangenheit und deren Werten. Damit zerfällt aber nicht nur der Kult und das typische Schulwesen, sondern damit zerfällt auch der östliche Familienbegriff, zerfällt im beginnenden Luxus — und der ist gerade bei den ersten Assimilationsjuden außerordentlich — auch der Wille zum Kind. So sinken nun die Geburtenzahlen in den einheimischen großbürgerlichen Familien rasch ab. In den 70er Jahren, da das deutsche Volk Geburtenbeschränkung noch kaum kannte, war bei den städtischen Juden das Zweikindersystem bereits durchgedrungen, sogar überschritten, die älteren Familien sterben langsam aus. Das bodenständige Wienertum hat dann vielfach später auch den Willen zum Kinde verloren, der Schrittmacher und bewußte Verteidiger dieser Entwicklung aber war das Judentum.

Dieses klare Bild eines absterbenden Volkes kreuzt sich nun mit dem ursprünglichen Lebenswillen der östlichen Einwanderer. Diese Massen, die noch mit Kaftan und Schläfenlocken aus den galizischen und ungarischen Ghettos kommen und in Wiener Judenvierteln ihr gewohntes Leben um sich haben, halten zunächst auch an dem Kinderreichtum fest. Hier sind die Kinderzahlen je Ehe noch vier bis fünf, während sie etwa in Döbling kaum mehr 1 betragen. Mit der zunehmenden Assimilation nehmen dann freilich auch bei den Ostjuden die Kinderzahlen ab. Die erste Generation lebt noch ihr Ghettoleben, die zweite versucht bereits „Wiener" zu sein und verzichtet auf größere Familie.

Geburtenziffern:

	Juden	Nichtjuden
1890	22,18	32,34
1900	22,17	21,66
1901/10	18,25	26,94
1911/13	14,86	20,20
1914/20	13,7	17,05
1921/24	15,5	16,10

Die Geburtenziffern, wie sie in den amtlichen Statistiken gegeben werden, sind in ihrem Verlauf ein Mittel zwischen dem äußersten Geburtenschwund der Assimilanten und der Fruchtbarkeit der ersten Einwanderergeneration. Die Kurve sinkt zunächst langsam ab, wobei sie der Entwicklung der arischen Bevölkerung immer ein Stück vorauseilt. In der Nachkriegszeit fällt sie dann rascher, die fehlenden östlichen Zuwanderer lassen die Wirkungen des Einkindersystems der Wiener Hausjuden stärker hervortreten, und es zeigt sich die ganze Künstlichkeit des jüdischen Volksaufbaus.

Eine Reihe von weiteren volksbiologischen Eigenheiten trennen Deutsche und Juden. Zunächst das Verhältnis von Mädchen- und Knabengeburten. Dem deutlichen Mädchenüberschuß der Einheimischen stehen bei den Juden die zahlreicheren Knabengeburten gegenüber. Auf 1000 Mädchen kommen bei den Katholiken 904, bei den Juden aber 1042 Knaben. Dieses Verhältnis erhält sich auch bei den Erwachsenen.

Uneinheitlich ist der Altersaufbau des Wiener Judentums. Doch erscheint er in den Jahren vor dem Weltkrieg scheinbar gesünder als der Durchschnitt, was z. T. auf die Zuwanderung mittlerer Jahresklassen zurückzuführen ist. Auch in der Sterblichkeit stand das Wiener Judentum bis vor einem Jahrzehnt besser da als der Durchschnitt. Mag ein Teil davon auch auf soziale Stellung, vielleicht auch auf eine stärkere Achtsamkeit auf das körperliche Wohlbefinden, wie es bei Juden so häufig, zurückzuführen sein, das Wesentliche bleibt daran doch die rassenmäßig gegebene Verschiedenheit in der Anfälligkeit gegen Krankheiten. Die Juden sind, das zeigt jede Spitalstatistik von den unser Volk besonders angreifenden Krankheiten, in erster Linie von der Tuberkulose viel weniger berührt als die Nichtjuden. Was sie stärker trifft, sind die Krankheiten des reifen Lebens und des Alters; Krebs, Zuckerkrankheit, Verkalkung und Altersschwäche sind bei ihnen die häufigsten Todesursachen. Geringer ist ihr Anteil an den Geschlechtskrankheiten (Frühehe) und wesentlich kleiner an Alkoholvergiftungen, wirkliche Trunksucht ist selten.

Die Herkunft.

Wanderungen sind für alle Städte, für alle Völker immer bestimmend und formend gewesen, auch das deutsche Wien hat sein heutiges Gesicht zum Teil durch Zu- und Abwanderungen erhalten, und die Frage der tschechischen Volksgruppe ist eine reine Wanderungserscheinung des 19. Jahrhunderts. Nirgends aber ist das Bild eines Bevölkerungsteiles so ausschließlich das Ergebnis von Wanderungen, wie dies bei den Juden der Fall ist. War 1869 von der deutschen Bevölkerung immerhin 57%

bodenständig, so stammen von den Juden der Zeit 83% aus der Fremde. 1857 waren 6200 Juden in Wien zuständig, ihre Zahl steigt durch natürliche Vermehrung bis 1869 auf 7867. Zur gleichen Zeit aber beträgt die Gesamtzahl der in Wien lebenden Juden bereits 42000. Hier sind die Zuwanderer nicht ein Faktor der Volkswerdung, sondern dieses Volk selbst.

Das Wiener Judentum ist aus mancherlei Quellen gespeist, Ost und West, Nord und Süd haben ihre Spuren hinterlassen und hier ein Volk gebildet, mannigfach und wechselnd, erbärmlich und stolz. Heute hat die Zivilisation die äußeren Formen angeglichen, der türkische Jude hat seine bunten, prangenden Kleider ebenso abgelegt wie der polnische seinen schwarzseidenen Kaftan, die äußeren Zeichen fremden Volkstums, fremder Sitte sind gefallen, ihr Blut und ihr Geist aber leben im heutigen Judentum weiter.

Auch unter den Juden gibt es verschiedene Schläge, Unterschiede in körperlichen und seelischen Gehaben, wie es sie in jedem Volk geben muß. So wie die Talschaften unserer Alpenländer, so hat das jahrhundertelange Zusammenleben in den Ghettos gewisse Sonderschläge geprägt, überall dort wo es eine jüdische Volksgruppe gab, und diese Typen und Eigenarten sind ebenso ein beliebtes Thema jüdischer Lokalschreiber und Witzbolde, wie die Fehler und Sonderlichkeiten des Nachbarortes getreulich in Vierzeilern und Schwänken verspottet werden. Der Prager Jude gilt als „Schmock", der seine oft recht zweifelhafte westliche Bildung gern zur Schau stellt, geistreichelnd und eingebildet, der Galizier als „Schnorrer", emsig geschäftig, lebhaft und unterwürfig, nur auf Erwerb bedacht, dabei in Fragen des Judentums fanatisch bis zum Wahnsinn, die türkischen Juden, die Spaniolen wieder gelten bei den andern Juden als gemessen und kultiviert, wohlhabend und exklusiv. Einen Typus des Wiener Juden dagegen gibt es nicht, sein Bild schwankt und spiegelt den Zustrom von außen.

Das Judentum des Wiener Vormärz war in seiner obersten Schicht meist reichsdeutscher Herkunft, aus dem Südwesten des Reiches, aus Frankfurt, aus Fürth, aus den rheinischen Städten stammt jener Kreis später geadelter Hoffaktoren und Großbankiers, stammen die Arnstein und Eskeles, die Herz und Hönigsberg, Rothschild und Wertheimer, aus dem Reich holen sie sich ihre Frauen, gleich ihnen emanzipiert und aufgeklärt, gleich ihnen möglichst bemüht, den Juden hinter dem Weltmann zu verbergen, sich in Tracht und Sitte, Sprache und Bildung ihrer Umwelt einzufügen. Ihnen gelingt es auch vielfach unter Aufgabe des religiösen Bekenntnisses durch ihre Töchter in die adeligen Kreise der Kaiserstadt hineinzudringen.

Das kaufmännische Element, die große Zahl der Großhändler, Fabrikanten usw., kommt aus dem Norden und Osten. Böhmen, Mähren und Westungarn, die Ghettos von Prag, Nikolsburg und Preßburg schicken ihre begabtesten Söhne (Todesco, Amschel Mayer) nach Wien. Was da herein kommt, ist schon durch die polizeilichen Vorschriften eine gewisse Auslese, kein Proletariat, keine Luftmenschen, sondern ein geschäftlich sehr rühriges, wirtschaftlich gesichertes Element, das vielfach Eintritt in die bürgerlichen Kreise der Stadt findet. Diese Entwicklung hört mit dem Jahre 1848 auf. Denn nun kommt der Zustrom nicht mehr aus den begabteren Familien der Ghettos, nun drängen die Massen der völlig kulturlosen, armseligen, völlig ungebildeten jüdischen Proletarier gewinnsuchend in die Stadt. Dieses Ostjudentum, durch jahrhundertelange Inzucht gefestigt, stellt nun einen großen Fremdkörper dar. In den verschiedenartigsten Durchkreuzungen des jüdischen Volkes wiegen die vorderasiatischen Elemente vor, am stärksten bei den Ostjuden. Eine Verschmelzung mit den seelisch und biologisch verkrüppelten galizischen und ungarischen Massen wurde selbst von der Wiener Bevölkerung instinktiv abgelehnt, die früher dem bürgerlichen Judentum allzu wenig Widerstand entgegengesetzt hatte.

Und dieser Strom nimmt kein Ende, Jahr für Jahr bringt er neue Massen herein, er verdrängt das sozial assimilierte Judentum, er führt zu gewaltigen Spannungen in der israelitischen Kultusgemeinde, die mehr als einmal vor einer Sprengung steht. Schon 1867 sitzen gebürtige Ungarn, Russen, Galizier auch im Vorstand der Wiener Israelitischen Gemeinde.

Das Bild der Verteilung nach der Herkunft ist folgendes, wobei unter die große Zahl der aus Ungarn kommenden Juden auch jene fallen, die aus Galizien oder der Bukowina gebürtig, Ungarn nur als Zwischenstation auf dem Wege nach Wien benützt haben.

Von den 1869 in Wien ansässigen 42230 Juden stammen aus:

Böhmen	5617
Mähren	7929
Bukowina	141
Galizien	4606
Ungarn	17431

Auf Familien ausgezählt ergibt sich:

aus	Wien	226	Familien
„	Niederösterreich	50	„
„	den übrigen Alpenländern	9	„
„	Böhmen.	950	„
„	Mähren	1390	„
„	Schlesien	54	„
„	Galizien	860	„
„	Bukowina	18	„
„	Ungarn	3047	„

Die Zahlen stammen aus der Volkszählung des Jahres 1869 und haben sich seither nicht wesentlich verschoben. Die Wanderungs- und Fremdenstatistik gibt in den folgenden Jahren immer das gleiche Bild: je stärker verjudet ein Bezirk ist, desto größer ist auch sein Anteil an Neuankömmlingen. Verjudung und Fremdenzustrom entsprechen sich genau.

Von der Wiener Bevölkerung 1923 waren geboren:

	in Wien:	im übrig. Österr.	im Ausland:
Juden:	77260(38%)	7967(3,9%)	116286(57,7%)
Nichtj.:	927041(55,7%)	296770(17,8%)	440456(26,4%)

Unübersichtlich wird die Lage erst mit dem Weltkrieg. Diese Jahre werfen zu den gewöhnlichen Einwanderermengen noch zusätzlich die Massen der galizischen Flüchtlinge. Genau werden sich Daten für die Zahl der damals nach Wien gekommenen Juden nie geben lassen; die amtlichen Schätzungen nehmen allein für das Jahr 1915 etwa 400000 jüdische Flüchtlinge an, von denen sich ein rundes Fünftel, nicht ganz 80000, nach Wien wandten und hier Obdach fanden. Nur ein Bruchteil von ihnen hat nach dem Umsturz die alte Heimat wieder aufgesucht, die meisten blieben. Ihrer gesetzlichen Einbürgerung machte die damals sozialdemokratische Wiener Gemeindeverwaltung in den ersten Nachkriegsjahren keine Schwierigkeiten. 1923 allein erhielten 10364 Juden, das sind 70% aller Einbürgerungen dieses Jahres das Wiener Bürgerrecht und damit die österreichische Staatsbürgerschaft. Bis zum Jahre 1925 wurden von der Gemeinde über 20000 Juden eingebürgert. Ihre Verteilung nach Herkunftsländern ergibt folgendes Bild:

Von den 1923 Eingebürgerten stammten aus:

Deutschland	3,4%
CSR.	7,3%
Jugoslawien . . .	5,7%
Polen	50,9%
Ungarn	18,9%
Italien.	1,1%
Rumänien	9,0%
anderen	3,6%

Damit war nun freilich der Höhepunkt überschritten, die Wirkungen der Friedensverträge begannen sich nun auch hier zu zeigen. Bis 1918 war Wien das unbehinderte Einzugsgebiet für den ganzen Osten. Keine Grenze hinderte, ja überwachte den freien Zustrom aus den Ländern der Donaumonarchie, aus den Wachstumsgebieten des jüdischen Volkes. Die Friedensverträge legten nun zwischen diese jüdischen Auswanderungsgebiete und Wien eine doppelte Grenzschranke, die bei den Reisebedingungen der Nachkriegszeit für die proletarischen Juden fast unüberschreitbar blieb. Damit wurde der Zustrom, der das Wiener Judentum allein lebendig erhielt und ein Wachstum vortäuschte, plötzlich und endgültig abgeschnitten.

Seither war das Wiener Judentum auf sich selbst angewiesen; was noch nachsickerte, konnte den biologischen Verfall nicht mehr aufhalten, der durch die sinkenden Kinderzahlen und die Zunahme der unfruchtbaren Mischehen gegeben war.

Mit der Rückkehr Wiens in das Deutsche Reich hat ein neuer Abschnitt der Bevölkerungsgeschichte Wiens begonnen.

Anschr. d. Verf.: Salzburg, Hellbrunnerallee, Frohnburg.

Hannes Schmalfuß:

Europäische Geburtenlage, gesehen vom französischen Soldatenalmanach aus

Die Entscheidung darüber, ob ein Sieg Dauer hat, wird nicht im Kampfe mit der Waffe gefällt, sondern liegt in den Wiegen der Völker. Europa hat durch den englischen Krieg dieses Problem vor seinen Türen stehen. Der Marschall Pétain hat bei der Verkündung der Notwendigkeit, die Waffen niederzulegen, als ersten Grund die Geburtenschwäche des französischen Volkes als Ursache genannt. Wenn man die europäischen Völker untersucht, dann stellt man fest, daß sich für die Geburtenlage eine Gruppe wachsender Völker ergibt. Zu dieser zählen alle slawischen Völker. Daneben steht eine Gruppe geburtenschwacher Völker. Zu dieser zählen, leider alle germanischen Völker. Der erfreuliche Geburtenanstieg der letzten Jahre hat Deutschland zwar aus ihrer Reihe herausgehoben, aber doch die deutsche Geburtenkrise noch nicht überwunden. Bei den romanischen Völkern sind die Franzosen das Volk, das an der Spitze des Volkssterbens steht.

Interessant ist, daß in Frankreich sich zuerst die Frage nach der Geburtenhäufigkeit erhoben hat. Frankreich hat zuerst bevölkerungspolitische Propaganda getrieben. Das französische Volk hat als erstes Volk ein System von Ausgleichskassen geschaffen. Die bevölkerungspolitische Propaganda ist bis in die Schulbücher und Kalender gedrungen. Selbst im Soldaten-Almanach für 1940 befindet sich ein umfangreiches Kapitel über den Volkstod. Als erstes Problem wird das Familienproblem erörtert und mit Ziffern der französischen Statistik belegt, die allerdings erschütternd sind:

1876 verfügte Frankreich noch über	1 022 000
Geburten. Im Jahre 1938 nur noch über . . .	615 000
und im Jahre 1939 nur über	600 000

Geburten. Man vergleicht mit alarmierenden Hinweisen dagegen die deutsche Geburtenziffer, die allein im Jahre 1939 die französische um genau 1 Million überragt. Man verweist sorgenvoll auf die ähnlich gelagerten Erfolge von Italien und von Japan.

Die geschichtlichen Zahlen sind erschütternd genug, um auch hier gegenüber gestellt zu werden. Vor 100 Jahren verfügte

Frankreich	über 31 851 000 Einw.,	z. Zt. über	42 000 000
England	„ 21 600 000	„ „ „	47 000 000
Italien	„ 15 500 000	„ „ „	44 000 000
Deutschland	„ 22 000 000	„ „ „	88 000 000

Von diesen Zahlen aus begreift man die großen Möglichkeiten, die Napoleon auf Grund der Volkskraft Frankreichs hatte, im Vergleich zu allen anderen europäischen Völkern, und welche Bedeutung der wachsenden Volkskraft unseres Vaterlandes zukommen muß, wenn der Lebenswille bei uns weiter anwächst und sich endgültig zum Kinderreichtum durchringt. Die Franzosen selbst führen aus, daß sie in 50 Jahren 12 Millionen Einwohner verlieren werden. Darüber hinaus erkennt man die weiteren Gefahren in der Verschiebung im Altersaufbau zur Vergreisung hin. Zählte man 1860 nur 4 Millionen alte Franzosen über 60 Jahre, so waren es 1935 6 Millionen und in 50 Jahren werden es 10 Millionen Greise sein unter nur noch 30 Millionen Einwohnern. Auch vom französischen Boden her beklagt man im Ziffernvergleich mit den anderen Völkern den Rückgang:

Auf 1 qkm zähle	Frankreich nur noch	76	Einwohner,
	Italien	138	„ ,
	Deutschland . . .	142	„ .
In jeder Stunde	würden in		
	Deutschland . . .	54	
	Italien	73	
	Japan.	100	Geburten
gezählt; in	England nur. . .	16	
und in	Frankreich nur . .	3.	

Das sei die tödliche Gefahr für das Vaterland.

Das französische Volk werde gebildet aus 12 804 887 Familien. Davon verfügten

9 463 372 Familien gemeinsam über	9 292 608	Kinder
und nur 3 341 515 Familien zählten	14 139 766	„ .

In der letzten Ziffer seien diejenigen Normal-Familien enthalten, die 3 bis 4 Kinder hätten und der kleine Kreis der „familles nombreuses“ mit 5 Kindern und mehr. Auf weiteren 10 Druckseiten wird den französischen Soldaten in beschwörender Form die Notwendigkeit der Familiengründung und des Kinderreichtums als nationale Pflicht vor Augen gestellt. Daneben wird auf die Familien-Gesetzgebung und die wirtschaftlichen Unterstützungen ausdrücklich verwiesen, und der Schluß klingt aus in Bejahung der Freuden, die in der letzten Echtheit, nur in der Familie zu finden sind.

Die Anstrengungen, die das französische Volk und diejenigen Männer, die um die entscheidenden Volkskräfte Bescheid wissen, unternehmen, sind für uns Deutsche deshalb so eindringlich, weil wir hier das Verfallstadium des Kampfes um die bevölkerungspolitische Behauptung eines Volkes erleben. Für uns Deutsche ist dieses warnende Beispiel Anlaß dazu, daß wir noch viel mehr als bisher uns der Durchsetzung des gesunden Lebenswillens widmen wollen.

Was in der gesamten europäischen bevölkerungspolitischen Propaganda fehlt und was die deutsche Bevölkerungspolitik dagegen auszeichnet, sind die rassischen Grundlagen, auf denen allein eine positive und auf die Dauer erfolgreiche Geburtenpolitik betrieben werden kann. Während weder in der französischen noch in der englischen bevölkerungspolitischen Aufklärung ein gesteigerter Appell an die Träger der hohen Qualitäten des Erbgutes vorhanden ist, hat die deutsche Aufklärungs- und Erziehungsarbeit als roten Faden die Forderung: je wertvoller das Erbgut, desto stärker die Verpflichtung, in einer genügend großen Anzahl von Kindern diese Erbwerte zu erhalten und zu mehren.

Die gewaltigen Ausblicke, die uns schon heute der erfolgreiche Kampf Adolf Hitlers gegen die Feinde des deutschen Volkes eröffnet, verpflichten unser Volk wie kein anderes zur Besinnung auf die entscheidenden Kräfte, die diese große Zukunft formen müssen, auf die Notwendigkeit, ein gesundes, stark wachsendes Volk zu werden. Dann wird erst einmal der große Sieg des Dritten Reiches und seines Schöpfers ewige Dauer haben.

Anschr. d. Verf.: Berlin W 15, Sächsische Str. 69.

Walter Groß:

Gäste im Deutschen Reich

Noch vor wenigen Jahren standen wir mit 7 Millionen Arbeitslosen vor der Lösung eines gewaltigen wirtschaftspolitischen Problems. Es galt 14 Millionen feiernden Händen wieder Arbeit zu geben. Mit welcher Gründlichkeit der Nationalsozialismus hier zu Werke gegangen ist, wissen wir. Die Beseitigung der Arbeitslosen verdient um so mehr Beachtung, als fast die gesamte zivilisierte Welt, vor allem aber unsere plutokratischen Gegner trotz ihres übermäßigen Reichtums bis heute mit diesem Problem nicht fertig geworden sind.

Die Beseitigung der Arbeitslosigkeit zeigte nicht zuletzt Auswirkungen auf rassenpolitischem Gebiete.

Während die allgemeine wirtschaftliche Hoffnungslosigkeit vor der Machtübernahme, der Zweifel an eine bessere Zukunft in den breiten Schichten unseres Volkes und die Aussichtslosigkeit eines wirtschaftlichen Aufstieges des Einzelnen in den sogenannten ärmeren Kreisen — von den wohlhabenden konnte überhaupt nicht mehr die Rede sein — zur bewußten Geburtenbeschränkung führte, verlor das deutsche Volk nicht nur bevölkerungspolitisch, sondern auch, wegen des Ausfalles durchschnittlichen und überdurchschnittlichen Erbgutes, rassenpolitisch an Bedeutung. Die Geburtenzahl sank von Jahr zu Jahr, und das Ergebnis einer 20jährigen Abwärtsentwicklung war der Tiefstand 1932—1933. Die zur Bestanderhaltung unseres Volkes viel zu wenigen erbtauglichen kinderreichen Familien konnten das gewaltige Absinken mindern, jedoch nicht aufhalten.

Dagegen beharrten die Asozialen auf einer unglaublichen Kinderproduktion und trugen damit wesentlich zur Minderung des rassischen Wertes unseres Volkes bei.

Daß durch 20 Jahre hindurch der meiste überragende und viel durchschnittlicher Nachwuchs ausfiel, besser gesagt ungeboren blieb, das rächt sich heute in den Nachwuchssorgen für unsere Wirtschaft bitter genug.

In kürzester Zeit hat der nationalsozialistische Staat die Arbeitslosigkeit beseitigt. Der Nationalsozialismus hat dem deutschen Volk den Willen zum Kinde, das Bekenntnis zum Leben nach und nach abgerungen, und wie grundsätzlich sich da die Anschauungen geändert haben, das sehen wir an der jährlich sich steigernden Geburtenzahl.

Wenn wir nunmehr auch an das zahlenmäßige, aber bei weitem noch nicht an das wertmäßige Bestanderhaltungssoll unseres Volkes herankommen, so stehen wir dennoch nur am Beginn; und geholfen ist uns im Augenblick damit auch noch nicht, denn bevor diese Raum-Geborenen ins arbeitsfähige Alter kommen, vergehen noch 2 Jahrzehnte.

Nein, an Stelle des Mangels an Arbeit tritt immer mehr mit drohenden Vorzeichen der Mangel an Arbeitskräften. Fast zu schnell hat uns der wirtschaftliche und politische Aufstieg des Reiches vor ein anderes, ebenso gewaltiges Problem gestellt. Für den Aufbau unserer Wirtschaft fehlen uns Menschen über Menschen. Worte, wie Facharbeitermangel, Umschulung, Berufsbereinigung, Nachwuchslenkung, Landflucht, Maschineneinsatz und anderes mehr sind uns heute nur zu bekannt. Aber alle diese Worte verblassen vor einem Begriff, den der Rassenpolitiker nicht ernst genug nehmen kann: Vor der fremdländischen Arbeitskraft.

Wir wollen gleich ein für allemal festhalten, daß es im rassenpolitischen Sinne keine objektive Wertung gibt. Wir können also keine Werturteile fällen über die rassischen Qualitäten anderer Völker. Daher können wir auch nicht von höherwertigen und minderwertigen Rassen sprechen, sondern nur feststellen, daß sie anderwertig und in gewissen Dingen leistungsfähiger oder weniger leistungsfähig sind als wir selber. Aus dieser Andersartigkeit verbietet sich ein enger Kontakt mit ihnen von selbst.

Der Tscheche, Pole, Slowake, Ungar, Kroate, Rumäne, Bulgare ist blutmäßig anderen Gesetzen unterworfen als wir und steht unserer Wertordnung fremd gegenüber.

Es war notwendig, daß jeder Umgang mit polnischen Kriegsgefangenen, der das gesunde Volksempfinden verletzt, durch Gesetz verboten wurde. Es ist selbstverständlich, daß damit u. a. jede geschlechtliche Beziehung gemeint ist. Das deutsche Volk wünscht mit den Angehörigen eines Volkes, das kaum vor Jahresfrist 58000 Deutsche ermordet hat, keine Beziehungen zu haben, es wünscht vor allem mit ihm keine Kinder zu haben. Es ist dies einmal eine Frage der inneren Haltung, genau so aber eine Angelegenheit der Rassen-Politik. Die Nachkommen aus solchen Verbindungen stehen gewöhnlich dem Elternteil, der dem kulturell und politisch überlegenen Volke angehört, feindlich gegenüber, da sie ihn auf Grund ihres andersartigen zweiten Blutsanteils niemals in seinem Werte erreichen können. Von dem zweiten Elternteil aber sind sie rassisch auch verschieden: sie können z. B. politische Fähigkeiten aus dem ersten Blutsanteil haben und so können sie in 20, 30 und 40 Jahren fanatische Führer

der breiten Schichten ihres Volkes gegen das Deutschtum werden. Haben uns das die letzten Jahrzehnte nicht deutlich genug bewiesen? Waren nicht fast alle chauvinistischen Deutschenhasser bei den Tschechen und Polen deutschversippte Führer gegen Deutschland? Wir wollen dieses Schauspiel nicht noch einmal erleben und wollen diesen Völkern keine gegen uns gerichtete Führerschicht schaffen, die aus der Mitte jener Völker selbst niemals geboren werden kann.

Dabei braucht hier gar kein Unterschied gemacht werden zwischen polnischen Kriegsgefangenen und zivilen, im Deutschen Reich arbeitenden Polen. Beide sind Angehörige eines uns feindlichen Volkes — wir wollen mit beiden keine Gemeinschaft haben und sie an der Hebung unserer Geburtenzahl nicht beteiligt wissen.

Wie steht es nun mit jenen fremdländischen Arbeitskräften, die freiwillig auf Grund von Vereinbarungen zwischen dem Deutschen Reich und deren Heimatstaat zu uns auf Arbeit kommen? Nun, wir geben ihnen Arbeit, und sie nehmen unseren, für ihre Begriffe nicht niederen Lohn. Es ist kein Vertrag auf Fühlungnahme mit der einheimischen Bevölkerung abgeschlossen worden, aber es besteht auch kein diesbezügliches Verbot, das heißt, daß sich das deutsche Volk vor allem auf die Haltung seiner Frauen verlassen muß. Wenn der Begriff des Rassenstolzes einen Sinn haben soll, dann doch nur den, daß von der Natur aus Gleiches zu Gleichem gehört. Da die rassische Eigenart und damit auch die Rassenseele bei uns anders ist als bei jenen, kann weder uns noch ihnen eine Vermischung erwünscht sein.

Die Tatsache, daß in den vergangenen Jahrzehnten unsere Frauen zu wenig Kinder geboren haben, die uns heute als Arbeitskräfte fehlen, darf nicht zu einer Vermischung mit Andersvölkischen, die wir auf Grund unserer Geburtenarmut ins Reich riefen, führen. Wenn wir selbst genug Arbeiter hätten, dann brauchten wir keine anderen. Wenn wir aber nun fremdländische Arbeitskräfte in das Deutsche Reich vorübergehend aufnehmen, dann ist es unsere eigene Sache, den nötigen Abstand zu wahren und darauf zu achten, daß der deutsche Name bei jenen anderen Völkern seinen guten Klang behält.

Fremdländische Arbeitskräfte sind Gäste im deutschen Reich, sie dürfen ihr Gastrecht nicht mißbrauchen, und sie werden das verstehen: auch sie würden sich wehren, wenn wir in ihrer Heimat uns gewährtes Gastrecht mit Füßen treten wollten. Eine wesentliche Eigenschaft des nordischen Menschen ist die Fähigkeit Abstand zu wahren. Wir wollen diesen Abstand vor allem dort gewahrt wissen, wo es die rassische Eigenart und die rassisch bedingte Wertordnung unseres Volkes zu erhalten gilt.

Anschr. d. Verf.: Linz, Planettastr. 48.

H. Schubert:

Der Boden ist die Wurzel

Das 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert des Erwachens des völkischen Gedankens gewesen. Und doch fand diese Zeit des Gärens, der Romantik und des Suchens nicht zu den eigenen Wurzeln. Erst als die wissenschaftlichen Erkenntnisse von Rasse und Vererbung in das neue Weltbild eingebaut wurden, konnte die geistige Revolution zu ihren Wurzeln vordringen. Unter anderen Suchenden ihrer Zeit wurde Houston Stewart Chamberlain zum überragenden Wegbereiter einer neuen Weltschau, indem er den Ablauf der Völkergeschichte einer neuen Wertung unterzog. Es war dann die revolutionierende Tat des Nationalsozialismus, die Erkenntnisse von Rasse und Vererbung zur stärksten politischen Realität zu erheben. Adolf Hitler baute seine Weltanschauung auf dem Gedanken des Blutes als jener Kraft auf, die Körper, Geist und Seele als eine gottgewollten Naturgesetzen unterliegende Einheit umschließt. Die Einheit des Blutes ist das entscheidende Unterpfand der Einheit des Volkes.

Diese neue Schau des Lebens der Völker führte zu der Erkenntnis, daß germanische Völker nie als Nomaden oder losgelöst vom Boden leben, daß sie vielmehr allein in inniger Verwurzelung mit dem Boden auf die Dauer bestehen konnten. Die Revolution der Wertungen ließ aus dem Ablauf der Geschichte vielfältig erkennen, daß Völker immer dann untergingen, wenn sie sich vom Boden gelöst hatten und fremdes Blut eingedrungen war.

Eine ähnliche Entwicklung fand der Führer in der Kampfzeit vor, als unter einem unfähigen System das deutsche Bauerntum zu zerfallen drohte. Waren doch schon in den Jahren 1924—1932 29339 landwirtschaftliche Betriebe mit 700349 ha unter den Hammer gekommen; zahllosen weiteren Bauernfamilien drohte das gleiche Schicksal, von Hof und Scholle vertrieben zu werden. Der Führer aber erkannte: „Das Dritte Reich wird ein Bauernreich sein oder es wird vergehen wie die Reiche der Hohenstaufen und Hohenzollern." In seinen grundlegenden Werken hatte R. Walther Darré nachgewiesen, daß Völker unserer Art immer Bauernvölker gewesen waren und nur in starker Verbindung mit dem Boden als ihrem ewigen Erneuerungsquell wachsen können. Daher übertrug ihm der Führer vor 10 Jahren am 1. Juni 1930 die Leitung des Agrarpolitischen Apparates der NSDAP. War es in der Kampfzeit Aufgabe, mit dem Gedanken von Blut und Boden zur politischen Willensbildung der Bewegung beizutragen und das deutsche Bauerntum wachzurütteln, so hat er seit der Machtübernahme als Reichsbauernführer und Reichsernährungsminister eine Agrarpolitik geführt, die ihre erste entscheidende Tat in der Sicherung der bäuerlichen Scholle durch das Reichserbhofgesetz sah. Aber nicht nur Rechte wurden dem Bauerntum gegeben, sondern es wurde mit starken Verpflichtungen in die Gemeinschaft und Einheit des deutschen Volkes und Reiches eingebaut: der Boden hat dem übergeordneten Wohl der Sippe und des Volkes zu dienen.

Der Krieg hat uns heute klar gezeigt, daß das Bauerntum auch seiner Aufgabe als Sicherer der Ernährung unseres Volkes gewachsen ist. Aber entscheidender ist seine Aufgabe, wieder die Blutsquelle des deutschen Volkes zu sein. Die Unterlassungssünden der Systemzeit haben uns gezwungen, durch Aufrüstung und Vierjahresplan in einem gigantisch zu nennenden Umfange und Tempo Versäumtes nachzuholen, auch auf Kosten der Arbeit auf dem Lande. Nachdem das deutsche Schwert nun in unseren Tagen alten Reichsboden als Erweiterung des deutschen Siedlungsraumes zurückgewonnen hat, wird nach diesem Kriege die Agrarpolitik zum Kernstück nationalsozialistischer Staatsführung und Wirtschaftspolitik werden. Dann wird es Aufgabe sein, die jetzt zu schmal gewordene bäuerliche

Basis unseres Volkes zu verbreitern, um so ein neues Zeitalter deutscher Geschichte auch blutlich zu sichern. Denn ein breiter Grundstock kleiner und mittlerer Bauern auf ausreichenden Familienbetrieben ist noch stets Gewähr für eine gesunde soziale Ordnung gewesen. Arbeitertum und Mittelstand unserer Städte brauchen den Nachstrom gesunden überschüssigen Blutes vom Lande. Neuer Boden wartet auf die deutsche Jugend, die ihn selbst bebauen will. Für lange Jahrhunderte ist das Deutsche Reich weiter gegen alle Stürme gesichert, solange ein gesundes starkes Bauerntum fest in seinem Boden verwurzelt ist.

Anschr. d. Verf.: Berlin SW. 11, Hafenplatz 4.

Eberhard Geyer:

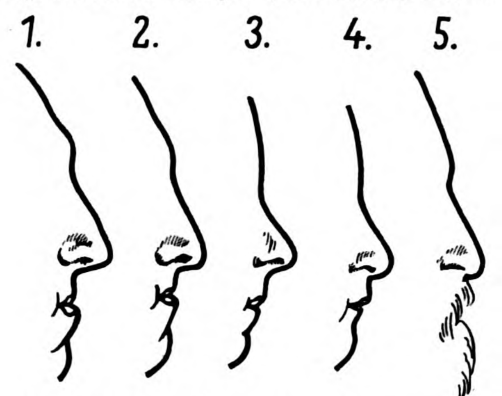
Zwillinge mit verschiedenen Vätern [1]

Wenn ein weibliches Tier sich in kurzer Zeit hintereinander mit verschiedenen Männchen paart, kann es zur Überschwängerung kommen. Die gleichzeitig herangereiften Eier werden von Samen verschiedener Vatertiere befruchtet.

Bei mehrgebärenden Tieren ist Überschwängerung daran zu erkennen, daß die Geschwister eines Wurfes abwechselnd die Rassenmerkmale der zur Paarung zugelassenen verschiedenrassigen Väter zeigen. Dieser Nachweis ist beim Hund und beim Schwein experimentell gelungen.

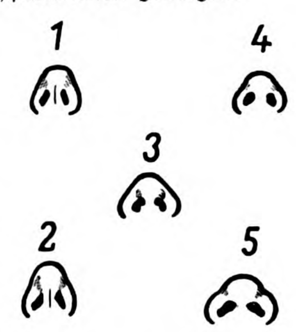
Aber auch bei dem normalerweise eingebärenden Pferd ereignete sich der Fall, daß eine Stute nach Paarung mit einem Pferde- und Eselhengst ein Pferde- und ein Maultierfohlen brachte.

Theoretisch bestand auch bei menschlichen Mehrlingen die Möglichkeit der Überschwängerung. Diesbezügliche Notizen und Vermutungen tauchten von Zeit zu Zeit immer wieder in den Zeitungen



1. gesetzlicher Vater, 2. Zwillingsbruder, 3. Zwillingsmutter, 4. Zwillingsschwester, 5. angebl. Vater.

Abb. 1. Gesichtsprofil. Beachte die große Ähnlichkeit im Stirnprofil (betonte Glabella), im Bau des Nasenrückens und im Profil der Unterlippe bei gesetzl. Vater (1) und Zwillingsbruder (2). In der Form des Nasenrückens und der Nasenspitze sind Ähnlichkeiten zwischen angebl. Vater (5) und Zwillingstochter (4) zu erkennen, die allerdings durch den Geschlechtsunterschied etwas verwischt werden.



1. Zwillingsbruder, 2. gesetzl. Vater, 3. Zwillingsmutter, 4. Zwillingsschwester, 5. angebl. Vater.

Abb. 2. Nasenboden. Weitgehende Übereinstimmung im Bau des schmalen Nasenbodens mit betonter Scheidewand bei gesetzl. Vater (2) und Zwillingsbruder (1). Der angebl. Vater (5) und die Zwillingsschwester (4) haben eine breite, runde und leicht abgesetzte Nasenspitze und eine breite Basis.

Zwillingsbruder

Zwillingsschwester



Zwillingsmutter



gesetzl. Vater

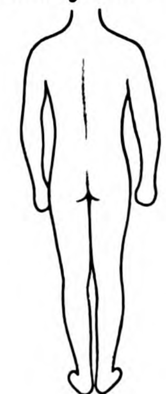


angeblicher Vater



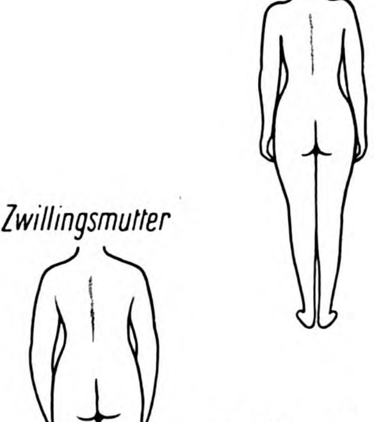
Abb. 3. Hautleistenfiguren des rechten Großzehenballens. Zwillingsbruder und gesetzl. Vater zeigen eine Schleife, Zwillingsschwester und angebl. Vater einen Wirbel. Die Zwillingsmutter steht mit der besonderen Form ihrer Schleife allein da.

Zwillingsbruder

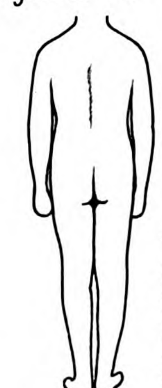


Zwillingsschwester

Zwillingsmutter



gesetzl. Vater



angeblicher Vater

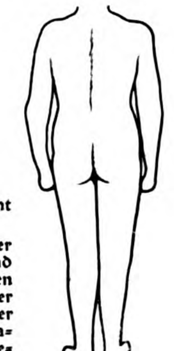


Abb. 4. Körperbau in der Ansicht von hinten.

Zwillingsbruder und gesetzl. Vater mit abfallenden Schultern und nicht ganz geschlossenen Knieen und Knöcheln. Zwillingsschwester und angebl. Vater mit betonter Grenze zwischen Musculus trapezius und deltoides in der gebrochen abfallenden Schulterlinie.

[1]) Aus dem anthropologischen Institut der Universität Wien.

auf. Ein bündiger Beweis konnte aber bisher nicht erbracht werden.

Nunmehr ist es gelungen, auch für den Menschen die Überschwängerung nachzuweisen. Ein Zwillingspaar war in der Ehe eines Juden mit einer deutschblütigen Frau geboren worden. Laut Aussage der Zwillingsmutter sollten die Zwillinge nicht vom jüdischen Gatten, sondern im außerehelichen Verkehr von einem deutschblütigen Manne gezeugt worden sein.

Die anthropologische Untersuchung ergab auffallende Ähnlichkeit des Zwillingsbruders mit seinem gesetzlichen jüdischen Vater und bemerkenswerte Ähnlichkeit der Zwillingsschwester mit dem deutschblütigen angeblichen Vater.

In den beiliegenden Zeichnungen sind einige dieser Ähnlichkeiten wiedergegeben (siehe S. 135 Abb. 1—4).

Schon diese Feststellung wies darauf hin, daß nicht — wie die Mutter angab — der deutschblütige Erzeuger Vater beider Kinder war, daß aber auch nicht der jüdische Vater, wie nach dem Gesetz anzunehmen wäre, beide Kinder gezeugt hatte. Vielmehr sprachen die Ähnlichkeiten dafür, daß der Zwillingsbruder mit seinen kennzeichnenden jüdischen Zügen Sohn des Ehemannes und die Zwillingsschwester, welche keinerlei Merkmale des für das jüdische Volk charakteristischen vorderasiatisch-orientalischen Rassengemisches zeigt, Tochter des angeblichen Vaters sei.



Eineiige Zwillinge — Aufn. Edith Boeh

Diese begründete Vermutung fand ihre überraschende Bestätigung durch die Blutgruppen:

Zwillingsbruder *B* und *MM*	Zwillingsschwester *A* und *MN*
Zwillingsmutter *O* und *MM*	
jüdischer Ehemann *B* und *MM*	angeblicher Vater *A* und *MN*

Der jüdische Ehemann kann nicht der Erzeuger der Zwillingsschwester sein, weil er weder *A* noch *N* hat. Der deutschblütige Vater kann nicht Erzeuger des Zwillingsbruders sein, weil er kein *B* hat.

Weder der Ehemann noch der angebliche Vater kann also allein Erzeuger beider Zwillinge gewesen sein, wohl aber ist es möglich, daß der Jude Vater des Zwillingssohnes und der Deutschblütige Vater der Zwillingstochter ist. Das paßt ausgezeichnet zu unserer oben, auf Grund der Ähnlichkeit, geäußerten Vermutung.

Man könnte nun einwenden, daß damit zwar die Abstammung des Zwillingspärchens von den beiden genannten Vätern wahrscheinlich, aber nicht erwiesen sei. Es gibt nämlich fünf verschiedene Lösungsmöglichkeiten:

I. Zwei verschiedene Väter sind Erzeuger je eines der beiden Zwillinge:
   a) der gesetzliche und der angebliche Vater;
   b) der gesetzliche Vater und ein unbekannter dritter Mann;
   c) der angebliche Vater und ein unbekannter dritter Mann;
   d) zwei unbekannte Männer.

II. Ein und derselbe Mann ist Erzeuger beider Zwillinge.

Die Statistik sagt uns, daß bei der bekannten Verteilung der Blutgruppen in der Ostmark und bei den gegebenen Blutgruppen beider Zwillinge und ihrer Mutter eine Überschwängerung, also irgendeiner der vier Möglichkeiten mit zwei verschiedenen Vätern in 67%, eine Zeugung durch einen und denselben Vater aber nur in 33% zu erwarten ist. Es ergibt sich also an und für sich schon ohne Rücksicht auf die oben erwähnten Ähnlichkeiten mit dem gesetzlichen und dem angeblichen Vater eine Erwartung von 2:1, daß Überschwängerung vorliegt.

Berücksichtigt man aber außerdem noch die oben erwähnten Übereinstimmungen des jüdischen Vaters mit dem Zwillingsbruder und des angeblichen Vaters mit der Zwillingsschwester, dann ergibt sich eine Wahrscheinlichkeit von 99%, daß die beiden genannten Väter und kein anderer die Erzeuger je eines der beiden Zwillinge sind.

Womit die Überschwängerung und die gleichzeitige Vaterschaft des jüdischen Ehemannes, sowie die des deutschblütigen, angeblichen Vaters praktisch erwiesen ist.

Berechnet wurden die Wahrscheinlichkeiten nach dem von E. Essen-Möller und E. Geyer angegebenen Verfahren. Eine eingehende Darstellung des Falles findet sich im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie des Jahres 1940.

Gerhard Heberer:

Die genetischen Grundlagen der Artbildung[1]

Die außerordentliche Entwicklung der experimentellen Vererbungsforschung, die sich im Laufe der letzten Jahre vorwiegend in der Stille vollzogen hat, ist jetzt soweit fortgeschritten, daß es nunmehr möglich ist, bestimmend in die Diskussionen der Frage der Ursächlichkeit des stammesgeschichtlichen Werdens einzugreifen, soweit es sich dabei um die Fragen der Rassen- und Artbildung handelt. Durch die Möglichkeit, auf Grund ihrer experimentell gewonnenen Ergebnisse eindeutige Aussagen zu machen, können gegenüber verschiedenen vergleichend-morphologischen und paläontologischen Meinungen nunmehr die notwendigen Berichtigungen mit dem entsprechenden Nachdruck ausgesprochen werden. Dies gilt besonders auch hinsichtlich

[1] Theodosius Dobzhansky: Die genetischen Grundlagen der Artbildung. Nach der englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Dr. Witta Lerche, Berlin. 252 S., 22 Abb. Mit einem Geleitwort von Max Hartmann. Gustav Fischer, Jena 1939. Geb. RM. 9.50, geb. RM. 11.—.

einer Anzahl sog. „Gesetze“, wie diese in bezeichnender Weise kürzlich von dem Kieler Paläontologen Beurlen („Die stammesgeschichtlichen Grundlagen der Abstammungslehre“, Jena 1937) noch einmal eine zusammenfassende Darstellung erfahren haben.

Das Werk Dobzhanskys, das zuerst unter dem Titel „Genetics and the origin of species“ im Jahre 1937 in Amerika erschien, ist von Dr. W. Lerche, Berlin-Dahlem, ausgezeichnet übersetzt worden. Es faßt erstmalig zusammen, was die Vererbungsforschung, man könnte sagen als „experimentelle Abstammungslehre“, hinsichtlich unserer Kenntnisse über die Vorgänge der Rassen- und Artentstehung erarbeitet hat. Es wird an Hand einer großen Zahl einwandfrei durchgearbeiteter Beispiele gezeigt, wie weit bereits unsere Einsichten in dieses Geschehen gesichert sind. Es ist unbedingt zu verlangen, daß alle die, die über stammesgeschichtliche Fragen mitreden wollen, sich mit diesen Ergebnissen der experimentellen Vererbungsforschung voll vertraut machen! Die Möglichkeit hierzu ist in dem Buche Dobzhanskys nunmehr gegeben (sie bestand früher natürlich auch, nur nicht ganz so bequem).

In Kürze ein Überblick über den Inhalt des Buches: Ausgangspunkt ist die Tatsache der allenthalben nachweisbaren Veränderlichkeit der Erbfaktoren („Mutabilität“). Die Erbänderungen („Mutationen“) betreffen alle Eigenschaften. Der Gemeinplatz — so muß man schon sagen! — zahlreicher nicht experimentell arbeitender Vertreter der Abstammungslehre ist noch immer der, daß die Erbänderungen nur „unwesentliche“ Eigenschaften beträfen. Hiervon kann jedoch nicht die Rede sein. Es kann auch heute kaum noch zweifelhaft sein, daß die kleinen Erbänderungen für die stammesgeschichtliche Entwicklung von großer Bedeutung sind. Dies wird mit dem Hinweis auf die Erscheinung der vielseitigen Wirksamkeit der Erbfaktoren („Pleiotropie“) ausführlich dargelegt. Auch der andere Einwand, der so häufig von Seiten der der Vererbungsforschung Fernerstehenden erhoben wird, die im Laboratorium auftretenden Erbänderungen seien nur krankhaft und im Freien nicht anzutreffen, wird nachdrücklich zurückgewiesen. — Die Erbänderungen (Mutationen) sind die Grundlage der Rassen- und Artunterschiede. Der Rassenbegriff wird im Sinne der Ergebnisse der Vererbungsforschung gefaßt. Die Rasse erscheint dabei nicht als etwas ruhendes, sondern als ein Vorgang: „Das Wesentliche an der Rasse ist das Werden, nicht das Sein.“ Die Rassenbildung beginnt damit, daß die Häufigkeit eines bestimmten Genes (Erbfaktors) oder mehrerer Gene in einem Teile einer Population (= Bevölkerung eines umreißbaren Gebietes) etwas anders als in den übrigen Gebieten wird. So bilden sich Verhältnisse heraus, die eine Kreuzung mehr und mehr verhindern („Isolation“). Ist die Trennung der Rassen vollständig, so sind es eigentlich schon keine Rassen mehr, sondern es sind Arten entstanden. Eine genaue Beschreibung der Rassen hat die geographische Verbreitung und Häufung von Genen und nicht die erscheinungsbildlichen (phänotypischen) Mittelwerte zu erfassen. Hiermit wird einmal klar zum Ausdruck gebracht, was von der Vererbungsforschung schon lange weithin angewendet und gefordert wird. Es werden dann weiterhin in verschiedenen Abschnitten die Bedingungen behandelt, unter denen nun die Rassen- und Artenbildung abläuft (Eignungsänderungen der „Mutanten“-Träger von Erbänderungen, „Selektion“-Auslese, die Bedeutung des Zufalls, die „Isolationsmechanismen“-Kreuzungsverhinderungen). Überall wird dabei das Gesicherte an zahlreichen Beispielen klar herausgestellt — und das ist bereits beträchtlich viel. Die Lage ist heute so, daß wir auf Grund dieser neuen Einblicke annehmen können, die wesentlichen Bedingungen, unter denen es zur Rassen- und Artenbildung kommt, wirklich zu überblicken.

Es schließt sich nun aber hier ein weiteres Hauptproblem der stammesgeschichtlichen Forschung an: Reicht die Gesetzmäßigkeit dieser „mikroevolutiven“ = durch kleine Erbänderungen bedingten Formbildung oder -wandlung zur Erklärung der Gesamtstammesgeschichte aus? Ist die Ursächlichkeit des mikro- und makroevolutiven = gesamtstammesgeschichtlichen Geschehens gleich? Diese Frage — eine der Grundfragen der Abstammungslehre überhaupt — wird von Dobzhansky nicht weiter behandelt. Berücksichtigt wird nur das dem Experiment zugängliche Gebiet der Rassen- und Artbildung. Es lassen aber die Bemerkungen des Verfassers über seine Stellung zu dieser wesentlichen Grundfrage kaum einen Zweifel. So heißt es S. 7, man müsse „beim jetzigen Stande unseres Wissens — wenn auch zögernd — ein Gleichheitszeichen zwischen den Bedingungen, unter denen Makro- und Mikroevolution ablaufen, setzen, und auf dieser Annahme aufbauend unsere Forschungen, soweit es diese Arbeitshypothese erlaubt, vorwärts treiben“. — Damit bringt der Verfasser eine Auffassung zum Ausdruck, die heute von der Vererbungsforschung wohl allgemein als die einzig mögliche angesehen wird.

Das Buch Dobzhanskys ist, besonders für die, welche der Erbforschung ferner stehen, nicht leicht zu lesen. Es muß durchgearbeitet werden! Hoffen wir trotzdem, daß es dazu beiträgt, die in ihm dargestellten großen und grundsätzlich bedeutenden Fortschritte der experimentellen Vererbungsforschung bekannt zu machen und daß es darüber hinaus besonders auch dazu beiträgt, die zahlreichen stammesgeschichtlichen „Schöpfungslehren“, mit denen die Biologie sich noch immer herumzuschlagen hat, mehr und mehr zu überwinden. Der überragende Wert experimenteller Arbeitsweise tritt in dem Buche wieder einmal eindrucksvoll hervor.

Anschr. des Verf.: Jena, Institut für Allg. Biologie und Anthropogenie, Kahlaische Str. 1.

---

50 Jahre J. F. Lehmanns Verlag, München

Am 1. September d. J. begeht der Verlag, in dem unsere Zeitschrift erscheint, sein 50jähriges Jubiläum. Sein Begründer — Julius Friedrich Lehmann — hat ihn im Jahre 1890 zunächst von der medizinischen Seite her begonnen, er verstand es, ihm durch bahnbrechende Veröffentlichungen wie die der medizinischen Atlanten und Handatlanten ebenso wie durch die Übernahme und den Ausbau der ältesten medizinischen Zeitschrift des Altreichs, der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“, die inzwischen zu einem Weltblatt mit der größten Auflage unter den ärztlichen Fachblättern geworden ist, weithin einen Namen zu schaffen. In einer Zeit der geistigen und völkischen Verflachung wandte sich J. F. Lehmann bald dem „Kampf ums Deutschtum“ zu, einem Kampf, den er bis zu seinem Tode mit leidenschaftlichem Idealismus und eiserner Zielstrebigkeit geführt hat. Seine Bücher und Schriften waren scharfe Waffen im völkischen Freiheitskampf gegen den Liberalismus der Zeit vor dem Weltkriege.

und gegen die darauf folgende schwarz-rot-goldene Systemzeit. Vor dem Weltkrieg wirkten in starkem Maße seine im Auftrag des Alldeutschen Verbandes herausgegebenen Streit- und Aufklärungsschriften. 1917 gründete er die von besten Kräften des nationalen Deutschlands herausgegebene Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung". Schon früh setzte er sich für die heute verwirklichten Forderungen der Rassenhygiene ein und bahnte ihnen den Weg durch eine große Anzahl Schriften. 1922 erschien das unter seiner geistigen und materiellen Förderung geschriebene berühmte Buch von Prof. H. F. K. Günther „Rassenkunde des deutschen Volkes", von dem der Siegeszug des Rassengedankens in Deutschland seinen Ausgang nahm und auf das sich dann die große rassenpolitische Abteilung des Verlags, in der mehr als 100 der verschiedenartigsten Veröffentlichungen, darunter Wandtafeln, Lichtbildervorträge, anthropologische Hilfsmittel usw. erschienen, aufbaute. Es sei an dieser Stelle u. a. nur an folgende Namen von Verlagsautoren erinnert: Clauß, Darré, E. Fischer, H. F. K. Günther, Hartnacke, Lenz, K. V. Müller, Ploetz, Rüdin, Schemann, B. K. Schultz, Schultze-Naumburg. Seit 1905 erschien hier das „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", das Organ der damals gegründeten „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene", seit 1925 „Volk und Rasse". J. F. Lehmann wurde noch kurz vor seinem Tode vom Führer durch die Verleihung des Adlerschildes und des Goldenen Parteiabzeichens geehrt. Seine Nachfolger führen den Verlag in seinem Geiste weiter. Sie setzten ihre Kraft auf den verschiedensten alten und neuen Gebieten ein, von denen unter anderem noch die Naturwissenschaft, die Seelenkunde und die militärischen Schriften zu vermerken sind. Der Verlag hat seine Arbeit immer als Dienst am Deutschtum aufgefaßt und will diesen Weg auch in Zukunft einhalten. Die Schriftleitung von „Volk und Rasse" gedenkt bei dieser Gelegenheit dankbar der guten Zusammenarbeit und spricht den Wunsch für ein weiteres Gedeihen des Verlages aus.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Überblick über das völkische Umsiedlungswerk durch Reichsführer ᛋᛋ Himmler. Reichsführer ᛋᛋ und Chef der deutschen Polizei Heinrich Himmler gibt im „Reichsverwaltungsblatt" einen ersten Überblick über das gewaltige völkische Umsiedlungswerk, das er im Auftrag des Führers als Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums durchführt.

Die erste Sofortaufgabe des Reichskommissars war die Rückführung der Baltendeutschen und der Deutschen aus Wolhynien, Galizien und dem Narew-Gebiet. Rund 63000 Baltendeutsche und rund 130000 Deutsche aus den ehemals ostpolnischen Gebieten sind ins Reich heimgekehrt.

Von den Wolhynien-, Galizien- und Narew-Deutschen kamen über 95000 in 93 Zügen an, über 25000 in 71, in kilometerlangen und viele Tage fahrenden Trecks, rund 1000 in 11 Lastwagenkolonnen und mehr als 7500 zu Fuß. Die meisten Umsiedler dieser Volksgruppen werden im Reichsgau Wartheland ihre neue Heimat finden.

Nach dem endgültigen Abschluß der Einweisung ist damit zu rechnen, daß die Baltendeutschen in Industrie und Handel rund 3000, im Handwerk rund 1000 selbständige Betriebe führen werden, die sie zunächst treuhänderisch verwalten. Ferner sind von den baltendeutschen Landwirten und Bauern im Wartheland etwa 3000, in Danzig-Westpreußen etwa 150 landwirtschaftliche Betriebe verschiedener Größen übernommen worden. Die übrigen Baltendeutschen gliedern sich in die verschiedensten, meist städtischen Berufe und haben überwiegend in den neuen Reichsgauen Arbeit gefunden.

Insgesamt wurden rund 51000 Baltendeutsche im Wartheland und rund 11000 in Danzig-Westpreußen angesetzt. Über ihre Verteilung auf die größeren Orte ergibt sich folgendes Bild: Posen 29000, Gotenhafen 2800, Kalisch 2000, Bromberg 1800, Gnesen 1700, Leslau 1300, Lissa 1200 und Hohensalza 1200 Baltendeutsche.

Der Atlas der deutschen Volkskunde, eine einzigartige Gemeinschaftsleistung des deutschen Volkes, zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. 1858 hatte noch Wilhelm Heinrich Riehl vergeblich auf die Bedeutung der Volkskunde für Staat und Staatsverwaltung hingewiesen. 1927 kam zum erstenmal aus den Kreisen der volkskundlichen Vereinigungen der Gedanke eines „Atlas der deutschen Volkskunde", 1928 wurden zum erstenmal probeweise Fragebogen verschickt und 1930 wurde mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft die eigentliche Arbeit am „Atlas der deutschen Volkskunde" im großen Umfange aufgenommen. Im Herbst 1937 erschien die erste Kartenlieferung und nun ist mit sechs Kartenlieferungen mit insgesamt 150 Karten das Werk zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Zu Beginn dieses Jahres wurde der Atlas von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe" übernommen und seit Beginn des Sommersemesters 1939 hat der Atlas seinen Sitz in Frankfurt, wo mit der Errichtung eines Lehrstuhles für Volkskunde auch ein Institut für Volkskunde und Volkstumsforschung gegründet wurde. Das neue Universitäts-Institut wird auch als Außeninstitut der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe" geführt. Die Herausgeber des Atlas, Prof. Dr. Heinrich Harmjanz und Dr. Erich Röhr, sind nun beide in Frankfurt tätig.

Der Atlas der deutschen Volkskunde ist eine einzigartige methodische Lösung einer umfassenden und erschöpfenden Kenntnis von Land und Leuten im deutschen Sprach- und Siedlungsraum. Es wurden fünf Fragebogen zu je 50 Fragen in 23000 Orte geschickt, wo die Fragen von zuverlässigen Gewährsleuten beantwortet wurden. Erfaßt wurde das gesamte geschlossene deutsche Sprachgebiet und die in Europa verstreut liegenden deutschen Volkstumsinseln. Auf Karten farbig dargestellt werden alle gegenwärtigen Lebensgewohnheiten des deutschen Volkes, wo sie sich in engstem Zusammenhang mit den tatsächlichen Gegebenheiten des täglichen Lebens offenbaren. Zu den vordringlichsten Aufgaben des Instituts gehört die volkskundliche Erforschung der in jüngster Zeit zum Großdeutschen Reich hinzugekommenen Gebiete. Mr.

„Die Deutsche Ahnengemeinschaft" e. V. erreichte im Juli 1940 ein 10jähriges Bestehen als eingetragener Verein, ein 20jähriges als „Ahnenlistenaustausch". Heute sind 15 Mitarbeiter tätig bei einem Mitgliederbestand von 6800. 1½ Millionen Ahnen wurden bis 1939 verkartet (jährlicher Zuwachs 40000 Ahnenpersonen). Davon sind 60% Gemeinschaftsahnen. Ein genealogisches Material liegt hier vor, das einmal eine sippenkundliche Volksforschung aufbauen helfen kann. Die „Westdeutschen Ahnentafeln" und die „Ahnen deutscher Bauernführer" wurden hier bereits „gefiltert".

Ausstellung der Karpathendeutschen Erzieherschaft „Biologie und Rassenkunde". Der Führer der Karpathendeutschen Volksgruppe, Ing. Franz Karmasin, eröffnete in Preßburg am 30. 4. 1940 eine Ausstellung der Karpathendeutschen Erzieherschaft „Biologie und Rassenkunde". Sie dient dem Zweck, in Kreisen des Karpathendeutschtums rassisches Denken, den Sinn für die Familienforschung, das Verständnis für die Gesetze der Vererbung zu wecken und zu fördern sowie die Notwendigkeit des Kampfes gegen die eine gesunde biologische Entwicklung unseres Volkstums hemmenden Gifte, insbesondere Alkohol und Nikotin, klarzumachen. Die Ausstellung, welche nur insgesamt 5 Tage geöffnet war, hatte rund 1000 Besucher aufzuweisen.

Rassenschande von Reichsdeutschen im Ausland strafbar. Ein deutschblütiger Reichsbürger, der im Ausland mit einer Jüdin fremder Staatsangehörigkeit Geschlechtsverkehr pflegt, macht sich wegen Rassenschande strafbar.

Das Landgericht Aachen hat in einer Entscheidung vom 23. Oktober 1939 eine Verurteilung auf Grund des § 2 des Blutschutzgesetzes ausgesprochen. In der Entscheidung ist ausgeführt, daß das Blutschutzgesetz nicht nur den Schutz des deutschen Blutes, sondern auch den Schutz der deutschen Ehre bezwecke, wie schon sein Name zeige. Aus diesen Gründen müsse ein deutscher Mann nach dem Blutschutzgesetz auch dann bestraft werden, wenn er im Ausland mit einer ausländischen Jüdin geschlechtlich verkehre.

Zur Frage der Lösung deutsch-jüdischer Mischehen. Das Reichsgericht hat bereits im Jahre 1934 entschieden, daß eine Anfechtung der Ehe wegen Irrtums über die rassische Eigenschaft des jüdischen Ehegatten bis zum 15. Oktober 1933 hätte erfolgen müssen. Infolge dieser Rechtsprechung des Reichsgerichts ist es in der überwiegenden Zahl der Mischehen zu einer Anfechtung der Ehe nicht mehr gekommen. Es bleibt daher in diesen Fällen, falls nicht sonstige Ehescheidungsgründe vorliegen, eine Lösung der Mischehen nur auf Grund der Vorschriften des § 55 des Ehegesetzes vom 6. Juli 1938 übrig, d. h. die häusliche Gemeinschaft der Ehegatten muß 3 Jahre aufgehoben sein, dann kann, wenn die Tatsache der Rassenverschiedenheit ohne weiteres sich als eine tiefgreifende unheilbare Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses ergibt und die Wiederherstellung einer dem Wesen der Ehe entsprechenden Lebensgemeinschaft nicht erwartet werden kann, die Scheidung begehrt werden.

Ausdruck „Geburtensoll" vermeiden. Der Ausdruck „Geburtensoll" findet sich zwar auch in Publikationen des Statistischen Reichsamts; gleichwohl ist er bevölkerungspolitisch irreführend, da er bei dem Leser die Vorstellung erweckt, dieses „Geburtensoll" sei die anzustrebende Zahl von Geburten. Tatsächlich aber ist es auf Grund von Sterbeziffern und Heiratshäufigkeiten berechnet, die nur für Friedenszeiten gelten.

Kriegsverluste werden dabei stillschweigend also so behandelt, als brauchten sie nicht ersetzt zu werden.

Abgesehen davon würde dieses „Geburtensoll" nur die Mindestzahl der Erhaltung bedeuten. Für den jetzt erkämpften Lebensraum ist aber eine größere Volkszahl nötig, um ihn zu behaupten. Daher sollte das irreführende Wort „Geburtensoll" vermieden werden. Es ist von volkswirtschaftlich orientierten Statistikern eingeführt worden zu einer Zeit, als man an die biologischen Notwendigkeiten noch nicht dachte.

„Hunde und Kinderwagen." Achtet auf Aushänge! Man kann gelegentlich in Kartenstellen lesen, daß Kinderwagen und Hunde im Vorraum unterzustellen sind, oder das Betreten der Gänge mit Kinderwagen und Hunden untersagt ist.

Solche Anschläge sind familienrechtlich denkbar unerwünscht und stellen eine grobe Gedankenlosigkeit ihrer Urheber dar. Die Wirkung auf die Kinderfreudigkeit, insbesondere in solchen Stellen, in denen werdende Mütter zu tun haben (Ernährungsamt, Kartenstelle!), kann man sich unschwer vorstellen.

Obstbäume für Neugeborene. Auf Veranlassung er Kreisbauernschaft Wien wurden die Ortsbauernführer und Gartenbauvereine beauftragt, in ihren Bereichen anzuregen, daß für jedes Neugeborene ein Obstbaum gepflanzt wird, wie das in einigen Teilen des Sudetenlandes bereits seit uralten Zeiten Brauch ist. Die Anpflanzung erfolgt nach einem festen Plan und an sorgfältig ausgewählten Stellen. Die Betreuung der Obstbäume soll möglichst im Einverständnis mit der Partei durch die HJ. erfolgen. Die Einführung dieses schönen Brauches hat nicht nur ideellen Wert, sondern wird auch zu einer erheblichen Steigerung der Obsterzeugung im Wiener Kreise führen.

Bevölkerungsbewegung Italiens. Ende April 1940 zählte Italien 44715000 Einwohner, damit betrug der Geburtenüberschuß im Monat April 36491. Bei der ersten staatlichen Volkszählung am 31. Dezember 1871 wurden 26701154 Einwohner gezählt; in 69 Jahren hat demnach die italienische Bevölkerung im Raume des nationalen Territoriums um fast 18 Millionen zugenommen. — Die Bevölkerungsdichte betrug zu Anfang 1940 153 Einwohner je qkm; wenn man den Anteil nutzbaren Bodens und den Reichtum an Rohstoffen zum Vergleich heranzieht, dann übertrifft Italien an relativer Bevölkerungsdichte alle anderen Nationen Europas.

Auslandsitaliener kehren in die Heimat zurück. Seit der Machtübernahme durch den Faschismus ist eine wachsende Zahl von Auslandsitalienern nach der Heimat und den Ländern des Imperiums zurückgewandert. So betrug die Zahl der Rückwanderer im Jahr 1935 schon 39470 Personen, im nächsten Jahr 32760. Im Jahr 1939 sind sogar 67168 Personen zurückgekehrt und außerdem in Verbindung mit dem europäischen Krieg weitere 10 bis 15000 Personen, die bisher statistisch noch nicht erfaßt sind.

Die Rückführungskommission hat soeben den Bericht über das erste Jahr ihrer Tätigkeit veröffentlicht. Er trägt ein bemerkenswertes Geleitwort des Außenministers Grafen Ciano, der gleichzeitig Präsident der Kommission ist. Nach des Ministers Worten entspricht die planmäßige Rückführung der Auslandsitaliener der neuen sozialen Ordnung und der Leistungssteigerung der italienischen Wirtschaft, welche der Faschismus geschaffen hat. Sie bezeichnet zugleich die neue Phase der italienischen Geschichte und Expansion: die Abwanderung von Menschen nach fremden Ländern auf der Suche nach Arbeit werde enden, an ihre Stelle trete die organisierte Expansion des Italienertums innerhalb eines eigenen Imperiums.

Verteilung der Auslandsitaliener. Die etwa 9,5 Millionen Auslandsitaliener leben zum größten Teile in Amerika. Dort haben etwa 8 Millionen Italiener eine neue Heimat gefunden. Allein in New York lebten über eine Million Italiener, in Argentinien sind es über 900000. Große italienische Kolonien hat auch Brasilien, hier vor allem im Staate Sao Paulo. Von den etwa 1,3 Millionen

Italienern, die in Europa leben, kommen 900000 auf Frankreich und 100000 auf das französische Tunis, 120000 auf die Schweiz. Die in Bosnien und andern Teilen Jugoslawiens lebenden Italiener sind in den letzten Jahren schon zu einem großen Teile planmäßig nach Italien zurückgesiedelt worden. Das junge Italien legt entscheidenden Wert darauf, seine völkische Erbmasse so weit als möglich im Imperium zusammenzufassen, um hier allen Angehörigen des italienischen Volkes ausreichende Lebensmöglichkeiten zu schaffen.

Zunahme der weißen Bevölkerung in Abessinien. Zunahme der weißen Bevölkerung in Abessinien. Die Zahl der in Addis Abeba wohnenden Italiener ist von 29365 im Jahre 1938 auf 37921 im Jahre 1939 angestiegen. 1939 waren 553 Geburten gegenüber 160 Todesfällen zu verzeichnen; 1936 waren es 4 Geburten, 1937 51, 1938 dagegen 253 Geburten.

Junggesellensteuer in Bulgarien. Die bulgarische Kammer hat einen Antrag der Regierung angenommen, wonach der Nachlaß von Junggesellen dem Staate anheimfällt. Die Steuern der Ledigen sollen um rund 20 v. H. erhöht werden. Unverheiratete über 25 Jahre erhalten keine öffentlichen Stellen.

Schwindender Geburtenüberschuß in der Schweiz. Das Eidgenössische Statistische Amt gibt Zahlen der Bevölkerungsbewegung für 1939 bekannt: Eheschließungen: 31513. Lebendgeborene: 63837. Sterbefälle: 49484. Während die Städter bereits lange eine äußerste Beschränkung des Nachwuchses durchführen, gleitet die eheliche Fruchtbarkeit auf dem Lande ebenfalls neuerdings ab.

Geburtenabnahme in den USA. Es ist errechnet worden, daß die Geburtenzahl hauptsächlich bei den Frauen über 30 Jahren geringer wird. Die Gesamtziffer ist von 2,8 Millionen in der Zeit von 1915—1920 auf 2,4 Millionen jährlich in der Zeit von 1935—1938 zurückgegangen. Daran sind die Frauen über 30 Jahre mit 30—40 v. H. beteiligt. Am geburtenfreudigsten sind die Jahrgänge zwischen 20 und 24 Jahren.

Einschränkungen im französischen Familiengesetz. Zu dem am 29. Juli 1939 herausgegebenen Gesetz über die französische Familie und die Geburtenziffer ist am 24. April 1940 ein Dekret veröffentlicht worden, das bestimmt, daß die bei der Geburt des ersten Kindes zu gewährende Prämie nur ausgegeben wird, wenn die Geburt in Frankreich und innerhalb der beiden auf die Eheschließung folgenden Jahre stattfindet. Ab 1. Januar 1941 kann die Prämie nur nach Vorlegung einer ärztlichen Bescheinigung der Mutterschaft gewährt werden.

Zusammengestellt von H. A. Blau u. E. Wiegand.

Buchbesprechungen

Reithinger, A.: Frankreichs biologischer und wirtschaftlicher Selbstmord im Kriege Englands gegen Deutschland. 1940. Stuttgart, Dt. Verlagsanstalt. 48 S. RM. 1.—.

Anschaulich und klar wird hier ein Bild der französischen biologischen und wirtschaftlichen Schwäche aufgezeichnet. Inzwischen haben sich die Vermutungen über die Zukunftsentwicklung des französischen Volkes sowie seiner Wirtschaft, die Reithinger darstellt, erfüllt. Frankreich ist durch den Rückgang seiner Volkskraft und den Zerfall seiner Wirtschaft in den Abgrund geraten. Es würde zu weit führen, einzelne der vielen wertvollen Zahlen aus der Schrift hier anzugeben. Wer sich einen Überblick über die Gründe des französischen Niederganges verschaffen will, soll zu dieser lesenswerten Schrift greifen.

Ballensiefen, H.: Juden in Frankreich. Berlin 1939, Nordland-Verlag. 149 S. Preis RM. 3.90.

Mit aller Deutlichkeit wird hier der verderbliche Einfluß des Judentums auf die Geschicke des französischen Volkes aufgezeigt. Kurz wird der Weg des Judentums in Frankreich bis zur französischen Revolution gestreift, um dann ausführlich auf die Intrigen und politischen wie wirtschaftlichen Spekulationen der Juden nach dieser Zeit einzugehen. Der Panama-Skandal und die Dreyfus-Affäre erstehen wieder vor uns und damit die Machtkämpfe der Juden um die Vorherrschaft im französischen Staat. Eine Darstellung der heutigen Verhältnisse zeigt, daß sie tatsächlich die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Schlüsselstellungen in Frankreich innehaben. Angesichts dieser Tatsachen fragt man sich, wann endlich der wahre Franzose die Geschicke seines eigenen Landes wieder selber lenken wird und die jüdische Fessel abschüttelt.

E. Wiegand.

Lornsen, J.: Britannien, Hinterland des Weltjudentums 1940. Berlin, Junker & Dünnhaupt Verlag. 69 S. Preis RM. 1.—.

Der Band gibt eine gute Übersicht über die einzelnen Phasen der Eroberung und Durchdringung Englands durch die Juden vom Mittelalter an. Besonders hat der Verfasser die Rolle des Zionismus in der anglo-jüdischen Allianz der nachcromwellschen Zeit beleuchtet. Man hätte sich nur noch eine Würdigung der Bedeutung der englischen Freimaurerei für die heute in England herrschende Haltung in der Judenfrage gewünscht. H. Krieger.

Duckart: „Die Juden von Betsche". Ein Beitrag zum „Wirken" der Juden im deutschen Osten. Verlag M. u. H. Schaper, Hannover. 63 S. Preis RM. 1.50.

Durch die Wiedereingliederung alter deutscher Ostgebiete in das Reich wurde auch die Judenfrage des Ostens erneut in das allgemeine Blickfeld gerückt. Die endgültige Lösung des Judenproblems im Osten ist ein dringendes Erfordernis. Daß die Judenfrage hier nicht nur in der heutigen Zeit Bedeutung hat, sondern auch schon früher zur Entscheidung drängte, zeigt uns die kleine Schrift von Duckart „Die Juden von Betsche". Sie gibt einen ganz ausgezeichneten Einblick in das gefährliche Treiben des Betscher Judentums in einer Kleinstadt der Provinz Posen besonders vor dem Weltkrieg. E. Wiegand.

Numsen, N.: Gustav Frenssen. Entfaltung eines Lebens. 1938. Stuttgart, Verlag G. Trockenmüller. 107 S. RM. 2.—.

Das Buch gibt an Hand des dichterischen Schaffens Gustav Frenssens einen Überblick über sein Leben und seine geistige Entwickelung. Die unbedingte Bejahung von Leben, Rasse, Volk und Heimat, die aus allen Werken dieses bedeutenden Dichters, der die norddeutsche Landschaft und den norddeutschen Menschen dargestellt hat, wird immer wieder hervorgehoben. F. Schwanitz.

Berichtigung! In Heft 8 S. 112 muß es heißen: Crna Gora statt Crna Gova und Susa statt Skusa. S. 120: Reiter statt Reitel.

Verantwortlich für den Inhalt: Prof Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde und Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Waibel & Co., Anzeigen-Gesellschaft, München 23, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Carl A. Roßler, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin. — P.L. 6. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München. — Printed in Germany.

Oktober 1940

Heft 10

Volk und Rasse

J. F. Lehmanns Verlag München-Berlin

Einzelheft Rm. -.70



Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum

Rassenkunde Rassenpflege

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

15. Jahrgang Heft 10 Oktober 1940

Inhalt

J. F. Lehmanns Verlag, München 15 / Paul Heyse-Straße 26

Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.-, Einzelheft RM. -.70, Postscheckkonten des Verlags: München 129; Wien 59594; Danzig 3013; Budapest 13831; Bern Nr. III 4845; Reichsbankgirokonto München 7234; Deutsche Bank und Disc.-Ges., Zweigstelle Kattowitz (Postscheckkonto Warschau 300910); Kreditanstalt der Deutschen in Prag, Krakauer Gasse 11 (Postscheckkonto Prag 62730).



Aufn. H. Retzlaff

Siebenbürger Sächsin

Ein traditionsbewußter Bauernstand, ein deutschbewußtes, kultiviertes und straff gegliedertes Bürgertum bilden das Rückgrad der 260 000 Siebenbürger Sachsen, deren nördliche Gruppe jetzt zu Ungarn geschlagen ist, während die größere südliche Gruppe im rumänischen Staatsverband verblieb

Volk und Rasse
15. Jahrgang 1940 · Heft 10 Oktober
J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin

Herbert Graewe:

Vergleichende Untersuchungen über die Schulleistungen von Zwillingen

Schon an anderer Stelle[1]) habe ich über die Schulleistungen von Zwillingen berichtet; vorliegende Untersuchungen stützen sich auf ein weiter vergrößertes Material. Ich habe damals darauf hingewiesen, daß Zeugnisnoten von Zwillingen durchaus in den Bereich der Untersuchungen mit einbezogen werden können, sofern nur bestimmte Voraussetzungen erfüllt sind. Vor allem müssen die Zwillinge jeweils gleiche Klassen besuchen, damit der an ihre Leistungen angelegte Maßstab derselbe ist; zum anderen darf man aus den Noten nicht mehr herauslesen wollen, als diese gestatten. Schließlich ist es auch bei diesen Untersuchungen unerläßlich, daß nach der Methode der unmittelbaren und ausführlichen Einzeluntersuchung einer möglichst großen Zahl von Paaren gearbeitet wird. Vorliegende Arbeit soll ein Anfang hierzu sein.

Insgesamt wurden bisher von mir 12 EZ-Paare, 8 ZZ-Paare und lediglich vergleichsweise 3 PZ-Paare[2]), insgesamt also 46 Zwillinge mit 5174 Zeugnisnoten untersucht. Es ist in allen von mir untersuchten Fällen streng darauf geachtet worden, daß jeder Zwilling wirklich gesondert beurteilt worden ist. Eine Reihe der Zwillinge unterrichte ich außerdem seit mehreren Jahren in meinem eigenen Unterricht. Die Beobachtungen erstrecken sich bei fast allen Paaren auf eine Reihe von Schuljahren, bei einigen sogar über die ganze Schulzeit. Es scheint mir wichtiger zu sein, die Paare in gewissenhafter Einzelarbeit über Jahre hin zu beobachten als mit den großen Zahlen einer gänzlich unpersönlichen Massenstatistik aufzuwarten und dadurch den Zusammenhang mit der individuellen Zwillingspersönlichkeit und dem besonderen Rhythmus ihrer Paargesetzlichkeit zu verlieren.

Bei der Auswertung der Befunde wurde bewußt auf eine Überspitzung der Methodenbildung verzichtet, da man durch Verfeinerung der Berechnung Ergebnisse nicht genauer machen kann, als sie von vornherein sind. Um einen Maßstab für den Schweregrad der Übereinstimmungen in den Schulleistungen der Zwillinge zu haben, wurde eine Dreiteilung der Notenunterschiede vorgenommen, und zwar: kleiner, gleich oder größer als ein ganzer Notengrad. Daneben wurde stets auch die Gesamtzahl der Unterschiede berechnet, ohne den Schweregrad zu berücksichtigen.

Die Untersuchungen wurden so durchgeführt, daß einerseits für die Gesamtzahl der Noten jedes Paares die Unterschiede innerhalb der einzelnen Paare, andererseits die Unterschiede in den einzelnen Fächern oder Fachgruppen bei der Gesamtheit der untersuchten EZ, ZZ und PZ festgestellt wurden. Der erste Teil der Untersuchung führt zur Bestimmung des ähnlichsten bzw. unähnlichsten Paares innerhalb der EZ-, ZZ- und PZ-Gruppe und der Schwankungsbreite zwischen dem ähnlichsten und unähnlichsten Paar in diesen Gruppen, der zweite Teil zeigt, welche Fächer oder Fachgruppen einen besonders hohen bzw. niedrigen Abweichungshundertsatz aufweisen.

In 3 Tabellen wurden die Ergebnisse sowohl nach Zwillingspaaren (EZ, ZZ, PZ) als auch nach Fächern und Fachgebieten zusammengefaßt[3]).

Als Ergebnis dieser Tabellen kann festgestellt werden, daß die EZ-Unterschiede durchweg im Gebiet der ausgesprochenen Ähnlichkeit liegen, während bei ZZ und PZ die beobachteten Unterschiede vorwiegend oder ausschließlich im Gebiet der Verschiedenartigkeit zu finden sind. Die Unterschiede bei den EZ schwanken zwischen 5% und 34%, bei den ZZ dagegen zwischen 24% und 67%, während die PZ-Unterschiede nur oberhalb von 50% zu finden sind. Die Schwankungsbreite innerhalb der Einzelunterschiede bei den EZ ist also erheblich geringer als diejenige bei den ZZ, ganz abgesehen davon, daß die Unterschiede in einem ganz anderen Bereich der Skala liegen. Die Pole der EZ-Schwankungsbreite sind also verhältnismäßig eng gesteckt. Beachtet man weiterhin, daß die durchschnittlichen Unterschiede für die einzelnen Gruppen bei den EZ 18,8%, bei den ZZ 41,2% und bei den PZ 63,2% betragen, so ergibt sich daraus das Feld der Verschiedenheit für die einzelnen Gruppen (Abb. 1). Das EZ-Feld, das im Gebiet starker

Abb. 1. Die Felder der Verschiedenheiten in den Leistungen der EZ, ZZ und PZ, nach steigendem Abweichungshundertsatz der Zwillingspaare geordnet. Die Felder sind bestimmt durch Schwankungsbreite und Schwankungshöhe.

[1]) H. Graewe: Zwillinge und Schule (Biol. Zeitfragen). Verlag K. Stenger, Erfurt 1938. S. 40ff.; Die Schulleistungen von Zwillingen. Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie 1940, Bd 34, S. 62 u. a.

[2]) EZ = eineiige Zwillinge (stets von gleichem Geschlecht!), ZZ = zweieiige, gleichgeschlechtige Zwillinge, PZ = zweiige, verschiedengeschlechtige (sog. Pärchen-)Zwillinge.

[3]) Die Tabellen können z. Zt. leider aus Raummangel nicht abgedruckt werden.

Ähnlichkeit liegt und geringe Schwankungsbreite und niedrige Schwankungshöhe zeigt, überschneidet zwar z. T. das ZZ-Feld, das sich ihm anschließt, jedoch erfolgen die Überschneidungen so, daß die unähnlichsten Paare der EZ in gewissem Sinne den ähnlichsten ZZ-Paaren entsprechen. Das ZZ-Feld wird seinerseits wieder von dem PZ-Feld überschnitten, aber das EZ-Feld hat nichts mehr mit dem im Gebiet starker Verschiedenheit liegenden PZ-Feld gemein. Zwischen Nachbargruppen kommen also allenthalben Überschneidungen vor, und aus diesem Grunde darf man sich auch die Übergänge zwischen erbgleichem und erbverschiedenem Seelentum nicht starr denken, man muß diese vielmehr als fließend annehmen. Daher wird es immer wieder ähnliche ZZ und unähnliche EZ geben, die weitgehend einander entsprechen, wenn auch zu berücksichtigen bleibt, daß sich das Paarleben bei EZ und ZZ auf ganz verschiedenen Ebenen abspielt (vgl. Abb. I). Daher ist es auch verständlich, daß der Verbundenheitsgrad bei EZ und ZZ ein ganz verschiedener ist[4]).

Eine weitere Tabelle (Tab. I) gibt über die Schwankungsbreite innerhalb der drei Zwillingsgruppen und über die durchschnittliche Schwankungshöhe im einzelnen Aufschluß, indem die absoluten und prozentualen Notenabweichungen für die einzelnen Paare und für die drei Gruppen zusammengestellt sind. Man erkennt an dieser Tabelle weiterhin, daß im Bereich geringfügiger, wohl mehr zufallsbedingter Abweichungen merkliche Unterschiede zwischen EZ, ZZ und PZ kaum bestehen (4,7%:7,4%:5,2%), daß dagegen die Unterschiede zwischen erbgleichem und erbverschiedenem Seelentum im Bereich mittlerer Abweichungen schon deutlich erkennbar werden (13,7%:29,3%:49,1%). Die Verschiedenheiten bei den ZZ sind hier schon mehr als doppelt so groß wie bei den EZ. Diese Verhältnisse werden noch viel ausgeprägter bei der Gruppe der starken, keinesfalls ausschließlich zufallsbedingten Unterschiede (0,4%:4,5%:8,9%); hier betragen die Abweichungen der EZ nur den elften Teil der ZZ-Abweichungen. Wenn man also zu den Erbgrundlagen der Persönlichkeit vorstoßen will, darf man mit der Untersuchung nicht dort ansetzen, wo qualitativ geringfügige Verschiedenheiten zwischen den Gruppen auftreten, sondern dort, wo bei qualitativ

Tab. I

Zahl und Schwere der Notenabweichungen in den Zeugnissen der EZ, ZZ und PZ, geordnet nach steigendem Abweichungshundertsatz ($E_{1/2}$ = ähnlichstes Paar, $E_{23/24}$ = unähnlichstes Paar der EZ usw.).

Zwillingspaare	Gesamtzahl der bei jedem Paar untersuchten Zeugnisnoten	Die Notenabweichungen bei den einzelnen Paaren: kleiner als I Notengrad		gleich I Notengrad		größer als I Notengrad		Gesamtwert der Abweichungen	
		absolut	in %	absolut	in %	absolut	in %	absolut	in %
$E_{1/2}$ ♀♀	220	4	2	8	4	—	—	12	5
$E_{3/4}$ ♂♂	624	26	4	42	7	—	—	68	11
$E_{5/6}$ ♀♀	230	2	1	26	11	—	—	28	12
$E_{7/8}$ ♂♂	268	8	3	24	9	—	—	32	12
*5) $E_{9/10}$ ♂♂	90	2	2	12	13	—	—	14	16
$E_{11/12}$ ♀♀	212	18	8,5	16	7,5	—	—	34	16
*5) $E_{13/14}$ ♂♂	138	16	12	12	9	—	—	28	20
$E_{15/16}$ ♂♂	252	6	2	48	19	2	1	56	22
$E_{17/18}$ ♂♂	44	—	0	14	32	—	—	14	32
$E_{19/20}$ ♂♂	84	2	2	20	24	6	7	28	33
$E_{21/22}$ ♀♀	290	22	8	74	25	—	—	96	33
$E_{23/24}$ ♂♂	338	26	8	88	26	2	1	116	34
$E_{1/2}$ bis $E_{23/24}$	2790	132	**4,7**	384	**13,7**	10	**0,4**	526	**18,8**
$Z_{1/2}$ ♀♀	178	8	4	34	19	—	—	42	24
$Z_{3/4}$ ♂♂	242	26	11	52	21	—	—	78	32
$Z_{5/6}$ ♂♂	186	2	1	50	27	10	5	62	33
$Z_{7/8}$ ♀♀	332	2	1	112	34	2	1	116	35
$Z_{9/10}$ ♀♀	178	8	4	56	31	—	—	64	36
$Z_{11/12}$ ♀♀	134	2	2	64	48	6	4	72	54
$Z_{13/14}$ ♂♂	344	22	6	118	34	48	14	188	55
$Z_{15/16}$ ♂♂	138	58	42	22	16	12	9	92	67
$Z_{1/2}$ bis $Z_{15/16}$	1732	128	**7,4**	508	**29,3**	78	**4,5**	714	**41,2**
$P_{1/2}$ ♂♀	274	8	3	122	44	8	3	138	50
$P_{3/4}$ ♂♀	242	8	3	134	55	24	10	166	69
*5) $P_{5/6}$ ♂♀	136	18	13	64	47	26	19	108	79
$P_{1/2}$ bis $P_{5/6}$	652	34	**5,2**	320	**49,1**	58	**8,9**	412	**63,2**
E + Z + P	5174								
E : Z : P		*1 : 1,6 : 1,1*		*1 : 2,1 : 3,6*		*1 : 11 : 22,2*		**1 : 2,2 : 3,4**	

[4]) Vgl. H. Graewe: Zwillinge im Schulalltag. NS.-Bildungswesen 1940, S. 16, sowie Zwillinge und Schule S. 122.
[5]) Die Angaben zu den mit einem Stern versehenen Paaren verdanke ich Herrn Dr. P. L. Krieger, Leipzig.

starken Unterschieden ebenfalls eine quantitativ starke Abweichung zwischen den EZ und ZZ besteht. Denn je stärker eine vorwiegend erblich bestimmte Eigenschaft ausgeprägt ist, um so stärker sind die Übereinstimmungen zwischen den EZ und die Verschiedenheiten zwischen den ZZ (vgl. hierzu Abb. 2)[6]. Eine derartige

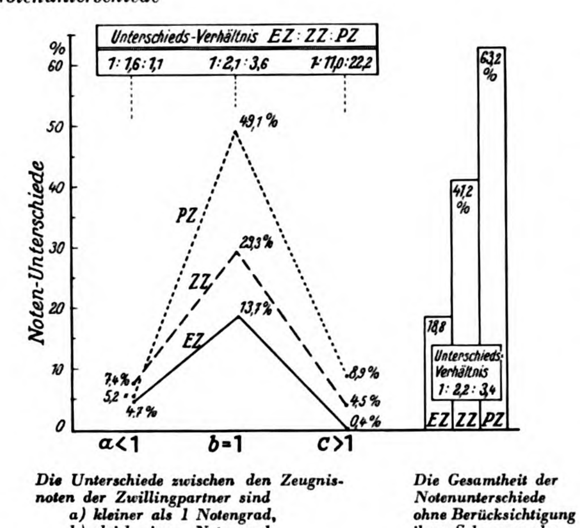


Abb. 2. Zahl und Schwere der Notenverschiedenheiten in den Zeugnissen der EZ, ZZ und PZ in Beziehung zur Gesamtzahl der Zeugnisnoten.

Untersuchungsmethodik führt zu zuverlässigeren Ergebnissen als die bloße Feststellung von Gesamtwerten hinsichtlich des unterschiedlichen Verhaltens zwischen EZ und ZZ, sofern keine Aussagen über den Schweregrad der einzelnen Abweichungen gemacht werden.

Abb. 2 wertet die Tab. I graphisch aus und zeigt die zunehmende Entfernung der EZ-, ZZ- und PZ-Kurven mit wachsendem Schweregrad der Unterschiede. Die ausschließliche Betrachtung der Gesamtwerte entspricht etwa den mittleren Unterschieden, da diese zahlenmäßig am stärksten vertreten sind. Die Außengruppen kommen in der bloßen Durchschnittsbetrachtung also gar nicht zur Geltung. Wollte man aber zu den Erbgrundlagen bestimmter Eigenschaften vorstoßen, so wäre gerade die Gruppe der starken Verschiedenheiten von besonderer Bedeutung, während die Gruppe der geringfügigen, wohl ausschließlich zufallsbedingten Unterschiede auszuscheiden hätte, da letztere bei allen drei Gruppen in etwa gleichem Maße vertreten sind.

Daß mit abnehmendem Verwandtschaftsgrad, also bei Übergang von erbgleichem zu erbverschiedenem Seelentum eine Verschiebung zu schwerer zu bewertenden Unterschieden eintritt, soll an zwei Beispielen gezeigt werden (Abb. 3 und 4). Das EZ-Paar $E_{7/8}$ zeigt 3% geringfügige und 9% mittlere Unterschiede; schwere Unterschiede treten überhaupt nicht auf. Dagegen zeigt das ZZ-Paar $Z_{13/14}$ 14% schwere neben 6% schwachen und 34% mittleren Unterschieden. Nicht so sehr die leichten, sondern vor allem die ausgeprägten Unterschiede sind also vermehrt. Die Tab. I läßt erkennen, daß starke Unterschiede bei den EZ in den meisten Fällen überhaupt nicht auftreten, während sich das Bild bei den ZZ gerade umkehrt; bei letzteren ist auch an dieser Stelle die Verschiebung zu qualitativ wie quantitativ schwereren Unterschieden zu beobachten.

Auffallend ist weiterhin, daß in jüngerem Alter in allen Gruppen bei den Zwillingen weniger Unterschiede auftreten als in höherem Alter. Es scheint dies mit der Tatsache in Übereinstimmung zu stehen, daß erst mit Beginn der Reifungszeit (Pubertät) eine gewisse Differenzierung hinsichtlich der Feinstruktur der werdenden Persönlichkeit einsetzt[7]. Daher ist eine entwicklungsgesetzliche Untersuchung notwendig, wenn man den wahren Verhältnissen gerecht werden will. So ist es z. B. zu erklären, daß das noch recht junge ZZ-Paar $Z_{1/2}$ nur sehr geringfügige Unterschiede zeigt, während das älteste ZZ-Paar $Z_{15/16}$ mit verhältnismäßig stark ausgeprägten Unterschiedlichkeiten den letzten Platz, d. h. den Platz der stärksten Verschiedenheit einnimmt. Überraschend ist nur das eine, daß auch von den jüngsten ZZ nicht der Grad an Ähnlichkeit erreicht wird, der den EZ vorbehalten ist. Was aber dadurch verständlich wird, das sind die Überschneidungen zwischen den EZ- und ZZ-Feldern. Um aber in entwicklungspsychologischer Hinsicht volle Klarheit zu schaffen, müßten einmal ausschließlich solche Zwillingspaare miteinander verglichen werden, die auf gleicher Entwicklungsstufe stehen (das Lebensalter ist nicht immer ein entscheidender Maßstab dafür!). Der Mensch, der auf niedriger Entwicklungsstufe stehen geblieben ist, wird eine weniger stark ausgeprägte Differenzierung zeigen als der hochentwickelte[8]. Gerade im Erreichen einer bestimmten Entwicklungsstufe zu einem bestimmten Lebensalter liegt eine der bedeutsamsten Erscheinungen im Lebensablauf

Abb. 3







Abb. 3. EZ-Paar $E_{7/8}$ mit 12% Gesamtunterschieden in den Schulleistungen (3% Unterschiede sind kleiner als 1 Notengrad, 9% gleich einem Notengrad, 0% größer als 1 Notengrad).

Abb. 4. ZZ-Paar $Z_{13/14}$ mit 55% Gesamtunterschieden in den Schulleistungen (6% Unterschiede sind kleiner als 1 Notengrad, 34% gleich einem Notengrad, 14% größer als 1 Notengrad).

erbgleicher Menschen. An anderer Stelle[9]) habe ich viele Beispiele aus allen für die Entwicklung im Schulalter bedeutsamen Gebieten gegeben, welche zeigen, wie

[6]) H. Graewe: Die Schulleistungen erbgleicher und erbverschiedener Zwillinge, Die Umschau in Wiss. u. Technik 1940 S. 265; Die erbpsychologische Fragestellung und ihre Auswirkung auf die Erziehbarkeit, Der Biologe 1939 S. 58, bes. S. 60; Die Schulleistungen von Zwillingen, Archiv für Rassen- u. Gesellsch.-Biol. 1940 S. 64; Zwillinge und Schule S. 63.

[7]) Vgl. H. Graewe: Die Schulleistungen erbgleicher Zwillinge. Volk und Rasse 1937 S. 1, bes. S. 17.

[8]) Man vergleiche z. B. die Gegenüberstellung der Zeichnungen eines hoch- und eines niedrigentwickelten Paares über dasselbe Motiv in meinem Zwillingsbuch S. 105, um einen anschaulichen Beleg für diese Verhältnisse zu erhalten.

[9]) Zwillinge und Schule. Erfurt 1938.

die Unterschiede zwischen EZ und ZZ mit steigendem Alter immer stärker werden.

Auch hinsichtlich der einzelnen Fächer oder Fachgruppen bestehen weitgehende Verschiedenheiten zwischen EZ und ZZ. Man wird aber auch hier nur zum Ziel kommen, wenn man nicht die Unterschiede schlechthin betrachtet, sondern wenn man gleichfalls eine Anordnung nach aber ganz verschiedenen Gruppen angehören. Umweltbeeinflußbar sind also solche Erbanlagen, in deren Entfaltungsablauf auch bei den EZ erhebliche Unterschiede auftreten, als vorwiegend umweltfest können hingegen mit einiger Sicherheit solche Erbanlagen angesprochen werden, in deren Entfaltung auch bei solchen EZ, die unter ganz verschiedenen Umweltbedingungen

Tab. 2.

Sachgebiete[10])	Zahl der untersuchten Noten bei den			Prozentuale Leistungsunterschiede[10]) innerhalb der einzelnen Sachgebiete bei												Leistungsunterschiede von EZ : ZZ : (PZ)[12]) in den einzelnen Sachgebieten			
	EZ	ZZ	PZ	EZ				ZZ				(PZ)							
				<I in v.H.	=I in v.H.	>I in v.H.	gesamt in[11]) v.H.	<I in v.H.	=I in v.H.	>I in v.H.	gesamt in[11]) v.H.	<I in v.H.	=I in v.H.	>I in v.H.	gesamt[11])	<I	=I	>I	Gesamtunterschiede[11])
Musik	222	152	54	3,6	10,8	—	14,4	7,9	10,5	—	18,4	—	44,4	7,4	51,8	1:2,2:–	1:1:4,1	–:–:7,4	1:1,3:3,6
Zeichnen ...	224	138	50	5,4	16,9	—	22,3	7,2	29	—	36,2	—	60	16	76	1:1,3:–	1:1,7:3,5	–:–:16	1:1,6:3,4
Naturwiss. .	222	100	40	4,5	11,7	—	16,2	2	20	6	28	5	45	5	55	1:0,4:1,1	1:1,7:3,8	–:6:5	1:1,7:3,4
Mathematik	300	186	78	6,7	18	—	24,7	7,5	34,4	2,1	44	5,1	43,6	12,8	61,5	1:1,1:0,8	1:1,9:2,4	–:2,1:12,8	1:1,8:2,5
Gesch., Erdk.	320	176	76	3,1	16,2	1,9	21,2	8	32,9	4,5	45,4	5,3	47,3	5,3	57,9	1:2,6:1,7	1:2:2,9	1:2,4:2,8	1:2,1:2,7
Leibesübgn.	218	144	54	5,5	14,6	—	20,1	11,1	23,6	8,3	43	3,7	48,2	11,1	63	1:2:0,7	1:1,6:3,3	–:8,3:11,1	1:2,1:3,1
Fremdsprach.	202	70	—	6,9	23,7	2	32,6	2,9	45,7	25,7	74,3	(kein Fremdsprachunterr.)				1:0,4:–	1:1,9:–	1:13:–	1:2,3:–
Deutsch	512	382	174	5,5	12,1	—	17,6	6,3	33,5	4,2	44	8,1	51,7	10,3	70,1	1:1,1:1,5	1:2,8:4,3	–:4,2:4,3	1:2,5:4
Religion ...	244	150	62	1,6	9	—	10,6	1,3	22,7	4	28	6,5	61,3	3,2	71	1:0,8:4,1	1:2,5:6,8	–:4:3,2	1:2,5:6,4
Schreiben ..	266	154	64	5,3	7,5	—	12,8	11,7	31,1	5,2	48	6,3	37,5	6,3	50	1:2,2:1,2	1:4,1:5	–:5,2:6,3	1:3,8:3,9
tech. Fäch.[13])	60	80	—																
Gesamtheit aller Fächer	2790	1732	652	4,7	13,7	0,4	**18,8**	7,4	29,3	4,5	**41,2**	5,2	49,1	8,9	**63,2**	*1:1,6:1,1*	*1:2,1:3,6*	*1:11:22,2*	**1:2,2:3,4**
	5174																		

[10]) Geordnet nach steigendem Verschiedenheitsverhältnis zwischen EZ und ZZ in den Gesamtunterschieden der einzelnen Fächer.

[11]) Gesamtunterschiede ohne Berücksichtigung des Schweregrades derselben.

[12]) Die Zahl der PZ ist für exakte Vergleiche zu klein; die angegebenen Werte sind daher nur als Näherungswerte anzusehen.

[13]) Die technischen Fächer wie Nadelarbeit, Werkunterricht, Gartenbau usw. sind wegen zu geringer Anzahl der vorliegenden Noten nicht mit in die Sachübersicht aufgenommen, wohl aber bei Bestimmung des Unterschieds der einzelnen Paare in Tab. 1 mitberücksichtigt worden. Dadurch kommen bei den EZ noch 60 Noten mit 10% Gesamtverschiedenheiten und bei den ZZ noch 80 Noten mit 60% Unterschieden, also insgesamt noch 140 Noten hinzu.

ihrem Schweregrad und Ausmaß durchführt. So ist zum Beispiel erstaunlich, daß im Deutschen schwere Unterschiede bei den EZ überhaupt nicht auftreten, dagegen wohl bei den ZZ, während die leichten Unterschiede in beiden Gruppen wiederum etwa gleich sind. Daneben besteht noch eine starke Vermehrung der mittleren Unterschiede bei den ZZ, so daß sich die Gesamtunterschiede bei EZ und ZZ wie 17,6%:44% (d. h. wie 1:2,5) verhalten. Betrachtet man dagegen die Gruppe der Fremdsprachen, so steigen die Unterschiedswerte in beiden Gruppen stark an (bei den EZ auf 32,6%, bei den ZZ auf 74,3%), obwohl das Verhältnis etwa das gleiche bleibt (1:2,3). Es ist dies nur so zu erklären, daß die Fremdsprachen bei beiden Gruppen stärker von Außeneinflüssen geformt werden als die Muttersprache. Wir haben damit geradezu ein Mittel an die Hand bekommen, über Umweltfestigkeit und -beeinflußbarkeit zu entscheiden; denn als vorwiegend umweltbeeinflußbar wird ein solcher Anlagenkomplex anzusprechen sein, bei dessen Entfaltung auch bei den EZ ein recht erheblicher, wenn auch immer noch geringerer Abweichungshundertsatz als bei den ZZ auftritt. Umweltfestigkeit liegt dann vor, wenn die Abweichungen der ZZ diejenigen der EZ stark übersteigen und gleichzeitig die Abweichungen innerhalb der EZ-Gruppe sehr niedrig sind. Das bloße Unterschiedsverhältnis besagt noch sehr wenig, wie obige Beispiele zeigen, die zwar nahezu das gleiche Unterschiedsverhältnis aufweisen, aufgewachsen sind, keine merklichen Unterschiede festzustellen sind. Wir sehen mithin, daß auch bei der Bildung der Wissensgüter, je nach ihrer Art, Außeneinflüsse ganz verschieden beteiligt sind.

Tab. 2 gibt im einzelnen über diese Verhältnisse Aufschluß. Erstaunlich ist hierin, daß die Musik am Anfang dieser Tabelle steht. Es ist dies vielleicht so zu erklären, daß wesentlich dominante Erbfaktoren an der Bildung des aus zahlreichen Einzelanlagen bestehenden Komplexes beteiligt sind, den wir gemeinhin mit „Musikbegabung" bezeichnen[14]). Wenn weiterhin hinzukommt, daß Außeneinflüsse einen nur geringen Einfluß an der Ausbildung musikalischer Fähigkeiten haben, so ist zu verstehen, daß das Unterschiedsverhältnis zwischen EZ und ZZ nur 14,4%:18,4% beträgt. Weiterhin dürften wohl die der musikalischen Begabung zugrundeliegenden Faktoren an Hand von Schulnoten nicht erschöpfend zu erfassen sein, da im Musikunterricht neben musikalischen Dingen im engeren Sinn auch Fragen behandelt werden, die sich mit Musikgeschichte, Lernen und Können beschäftigen. Es spielen hier also andere, wesentlich charakterologisch bedingte Momente wie Fleiß, Aufmerksamkeit usw. mit hinein, die in allen Schulfächern eine wesentliche Rolle spielen. Daher müssen alle Schulleistungen als ureigenste Auseinandersetzung des jungen Men-

[14]) Vgl. Fr. Reinöhl: Die Vererbung der geistigen Begabung. München 1939, 2. Aufl., S. 139; H. Graewe: Zwillinge und Schule S. 92 u. a.

schen mit der Umwelt Schule angesehen werden; und bei einer solchen Auseinandersetzung spiegelt sich die ganze Persönlichkeit wider. Aus diesem Grunde gestatten gleiche Schulleistungen noch weitere Aussagen als solche über Begabungen; sie gestatten Aussagen über eine diesen Menschen gleiche Persönlichkeitshaltung. So gesehen, stößt man bis zum Kern des Persönlichkeitsgefüges vor.

Daher ist es nicht verwunderlich, daß uns in stärkerem oder schwächerem Ausmaß in allen Fachgebieten des

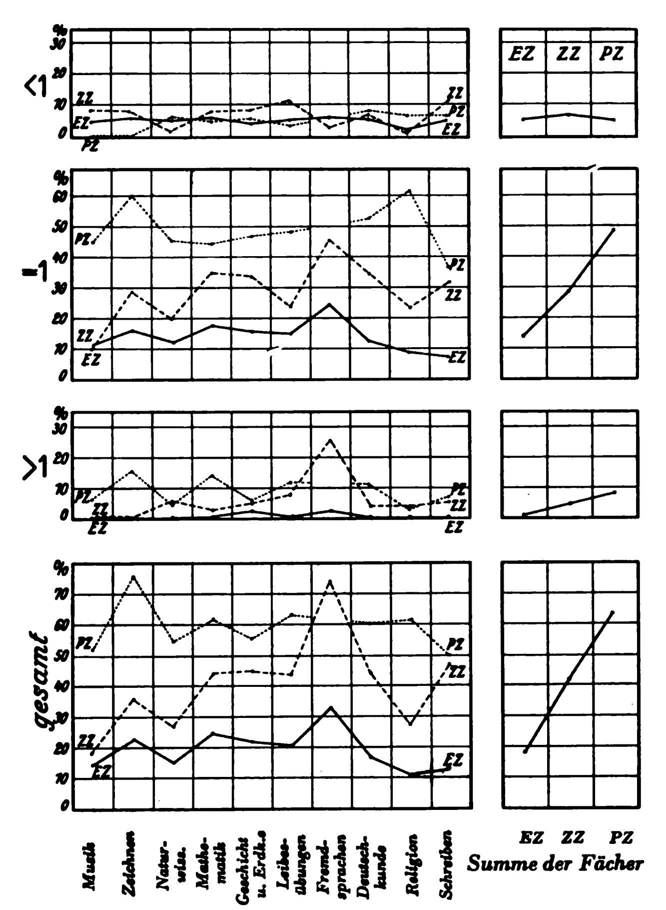


Abb. 5. Leistungsunterschiede (in %) in den einzelnen Fächern bei EZ, ZZ und PZ, nach dem Schweregrad geordnet.

Schulwissens erbgebundene Faktoren entgegentreten. Ja, sie werden zum Teil verschiedene Fachgebiete umfassen, man denke z. B. nur an die logische Veranlagung in ihrer Bedeutung für Mathematik, Physik und Fremdsprachen, an die Phantasieveranlagung im Zeichnen, im deutschen Aufsatz usw. Diese übergreifenden Faktoren gilt es zu erforschen, wenn die Zusammenhänge verständlich werden sollen.

Auf eins sei noch besonders hingewiesen! In Tab. 2 steht am Ende der Fachgruppen das Schreiben (die Handschrift). Wir erkennen, daß bei den EZ etwa die gleichen Prozentverhältnisse der Abweichungen wie bei der Musik auftreten, daß aber bei den ZZ die Unterschiede außerordentlich stark ansteigen. Sie sind fast viermal so groß wie bei den EZ, auch treten bei den ZZ überhaupt erst starke Unterschiede in Erscheinung. Sicherlich handelt es sich bei der „Handschrift" um das Zusammenwirken der verschiedenartigsten Erbanlagen mit bestimmten Außeneinwirkungen (Gefühls-, Stimmungs-, Ermüdungsfaktoren usw.); letztere vermögen zwar nicht die Grundstruktur der Handschrift in den wesentlichen Eigenschaften, wohl aber gewisse äußerliche Erscheinungsweisen zu beeinflussen. Infolge dieser Prägungsvielheit ist es verständlich, daß ausschließlich bei den EZ, bei denen nicht nur eine Gleichheit der Erbanlagen, sondern auch eine Gleichheit der Ansprechbarkeit auf Außeneinflüsse vorliegt, eine so weitgehende Handschriftenübereinstimmung gewährleistet ist, wie aus Tab. 2 hervorgeht. Daher dürften erbpsychologische Handschriftuntersuchungen, sofern man nur alle Handschriftäußerungen als Ausdrucksformen einer bestimmten Persönlichkeitshaltung versteht, von besonderer Bedeutung sein. Die typologische Betrachtungsweise hat in dieser Hinsicht wertvolle Ausblicke eröffnet[15]).

Die Abbildung 5 veranschaulicht die Verhältnisse der Tabelle 2. Wesentlich ist, daß auch hier eine Aufteilung der Unterschiede nach ihrem Schweregrad stattgefunden hat. Nur so wird über die den einzelnen Fachrichtungen zugrundeliegenden Erbfaktorenkomplexe etwas auszusagen sein. Wiederum zeigt es sich, daß Unterschiede qualitativ geringen Ausmaßes bei allen 3 Gruppen in allen Fächern etwa in gleichem Ausmaße auftreten, daß aber in fast sämtlichen Gebieten mit wachsendem Schweregrad die Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen stärker in Erscheinung treten. Die Fächer sind nach steigendem Gesamtunterschiedshundertsatz zwischen EZ und ZZ geordnet. Die PZ-Leistungen sind nur vergleichsweise herangezogen, da für genaue Auswertungen deren Zahl zu gering ist. Es ist verhältnismäßig schwer, PZ-Paare zu finden, bei denen wegen des Besuchs meist verschiedener Klassen ein gleicher Beurteilungsmaßstab gewährleistet ist. Außerdem lagen bei den PZ Leistungen in den Fremdsprachen nicht vor.

Auch in Abb. 5 tritt das starke Ansteigen der Kurve bei den Fremdsprachen besonders deutlich in Erscheinung. Dies gilt in besonderem Maße wiederum für die qualitativ starken Unterschiede.

Besondere Beachtung verdienen noch die Erscheinungen der körperlichen Asymmetrie und geistigen Polarität[16]). Diese finden sich gehäuft bei EZ, können jedoch keinesfalls erblich begründet sein. Es muß vielmehr in den besonderen vorgeburtlichen Lagerungsverhältnissen der EZ die Ursache dafür gesehen werden, daß solche spiegelbildlichen Asymmetrien auftreten, wie wir sie in der verschiedenen Händigkeit der EZ, dem umgekehrten Drehungssinn der Haarwirbel, der verschiedenen Ausbildung der Wangengrübchen usw. kennen. Daß diese körperlichen Asymmetrien auch geistig-seelische Begleiterscheinungen entsprechenden Umfangs zeigen, ist nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, daß der Mensch eine leib-seelische Einheit bildet. So ist das EZ-Paar $E_{23/24}$, das mit besonders starken Asymmetrien behaftet ist, das unähnlichste Paar seiner Gruppe, wenn auch in qualitativer Hinsicht immer noch ein sehr weiter Unterschied zu dem sich auf ganz anderer Ebene abspielenden erbverschiedenen Seelentum der ZZ besteht. Gerade die qualitative Betrachtungsweise zeigt uns die Verschiedenartigkeit des gesamten Persönlichkeitsaufbaus bei EZ und ZZ. Auch die ver-

[15]) H. Graewe: Zwillinge und ihre Schriften, Die Umschau in Wiss. u. Technik 1938 S. 332; Die Schulleistungen erbgleicher Zwillinge. Volk und Rasse 1937 S. 1; Zwillinge im Schulalltag. NS.-Bildungswesen 1940 S. 16; Erbbiologisch ausgerichtete Erziehung, Der deutsche Erzieher (Gauteil Halle-Merseburg) 1939 Heft 9; Zwillinge und Schule S. 94 bis 104 u. a.

[16]) Asymmetrie und Polarität bei Zwillingen, zugleich ein Beitrag zur Frage der Führungseigenschaften im Paarleben, Die Umschau in Wiss. u. Technik 1939 S. 1019; Psychologische Vererbungsfragen im Lichte der Zwillingsforschung, ein Beitrag zum Leib-Seele-Problem, NS.-Bildungswesen 1938 S. 414; Zwillinge im Schulalltag, ebd. 1940 S. 16; Zwillinge und Schule S. 32 und 36.

schiedensten EZ sind, so gesehen, immer noch erheblich ähnlicher als die ähnlichsten ZZ.

Wenn auch die Zahl der Zeugnisnoten noch verhältnismäßig klein ist, so scheint doch schon die Tatsache festzustehen, daß für alle Schulfächer, wenn auch in verschiedenen Ausmaßen, erbliche Grundlagen in Frage kommen, denn es müssen in allen Fächern bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein, wenn etwas geleistet werden soll. Die Fähigkeit zu Aufmerksamkeit und Konzentration, Fassungskraft, Merkfähigkeit, Fähigkeit des Trennens des Wesentlichen vom Unwesentlichen, logische Denkkraft, Phantasie, Kombinationsgabe u. a. sind in allen Fächern notwendig, wenn auch in dem einen Fach die eine, im anderen eine andere Fähigkeit mit anderen Erbgrundlagen vorherrschen mag. Daher dürfen Schulleistungen niemals mit Intelligenzprüfungen im engeren Sinne gleichgesetzt werden, da letzteren ganz andere Untersuchungsvoraussetzungen zugrunde liegen.

Selbstverständlich können alle diese Untersuchungen ihre pädagogische Wirkung gar nicht ausbleiben lassen. Wir müssen uns daran gewöhnen, daß es Grenzen der Erziehung gibt. Bejahen wir diese, so werden wir dort, wo die Möglichkeiten erziehlichen Einwirkens bestehen, um so fruchtbarer arbeiten können. Darin liegt letzthin die Bedeutung aller derartiger Untersuchungen, denn Erbanlage ist nicht Schicksal schlechthin, sondern höchste Aufgabe und Verpflichtung zur bestmöglichen Entfaltung des Entfaltbaren. Diese Möglichkeiten wird man aber um so genauer auszunutzen verstehen, je genauer man sie kennt[17]).

Anschr. d. Verf.: Halle/Saale, Hergstr. 23.

[17]) H. Graewe: Die Bedeutung der Zwillingsforschung für die Erziehungslehre, Ztschr. f. pädagog. Psychol. 1938 S. 151; Grenzen der Erziehbarkeit, Dtsch. Höh. Schule 1938 S. 65; Neue Ergebnisse der Zwillingsforschung, ebd. 1940 S. 51; Erbbiologisch ausgerichtete Erziehung, Der Dtsch. Erzieher 1939 Heft 9; Erziehung, erbbiologisch gesehen, Neues Volk 1940 Heft 6 S. 4; Zwillinge und Schule, Erfurt 1938. — Ausführliche Literaturangaben aus dem Gesamtgebiet der Zwillingsforschung in meinem Zwillingsbuch!

Tito Körner:

Menschen vom Balkan

Von den drei Halbinseln des europäischen Südens zeigt der Balkan die größte Vielfalt der Erscheinungsformen von belebter und unbelebter Natur, die größte Mannigfaltigkeit von Kultur und Sprache, die verschiedenartigsten Sitten und Gebräuche und das bunteste Rassenbild. Nirgendwo wird die Wechselwirkung von Umwelt und Erbe, als der beiden Menschentum und Menschenschicksal gestaltenden Kräfte, so deutlich wie gerade am Balkan. Heitere slovenische Bauern in den grünenden Tälern des nördlichen Jugoslawien, muskulöse kroatische Fischer an den lieblichen Küsten Dalmatiens und uralte Völkerstämme mit vielen kulturellen Eigenheiten aus längst verklungenen Zeiten in den schroffen Gebirgen Albaniens, Zentralserbiens und des griechischen Peloponnes legen noch heute Zeugnis ab von dem bedeutungsvollen Geschehen, das hier während langer Zeiträume gestaltenden Einfluß auf das Rassenschicksal Europas nahm. Dringt der Autowanderer von Norden auf beschwerlichen Wegen durch Dalmatien vor, dann erreicht er mit der Bucht von Kotor gleichsam das Ende des rein europäischen Balkan. In steilen Kurven zieht eine prachtvolle Gebirgsstraße hinauf in die mächtige Gebirgswelt Innerserbiens, und geradezu urplötzlich tut sich der morgenländisch beeinflußte Teil des Balkan auf. Hier scheinen Morgenland und Abendland so kraß aufeinander zu treffen, daß dem Auge der Wechsel klar wird, bevor noch der Verstand begriffen hat, daß er sich vollzogen hat. Noch liegt der frische Eindruck Dalmatiens kaum einige Minuten zurück; gerade sahen wir noch die weißen Viereckhäuschen der dalmatinischen Küste wie kleine Spielzeuge tief unter uns in der sonnigen Bucht von Kotor, da recken sich plötzlich schlanke Minaretts gegen den Himmel, umrahmt von ragenden schwarzen Bergen. Unwillkürlich denkt man zurück an die Geschichte dieser Grenze und wird sich klar, daß hier einmal auch eine Staatengrenze gezogen war. Hier endete der Machtbereich der alten Donaumonarchie. Unten an der Bucht liegt Cattaro als bedeutender Flottenstützpunkt des alten Österreich und vor uns Cetinje, die ehemalige Hauptstadt Montenegros. Nicht fern ist auch Sarajevo, von dem aus vor mehr als zwanzig Jahren der letzte Anstoß zum Weltkrieg erfolgte. Rassenscheide, Völkerscheide, Staatsgrenze ist der Lovćen gewesen und nicht zuletzt einst die Trennungs-

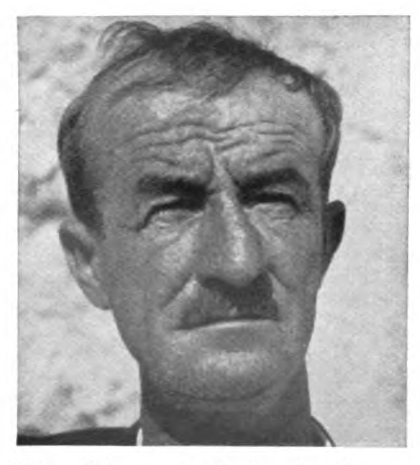


Abb. 1. Serbe aus Cetinje, der alten Hauptstadt Montenegros, ein echter Sohn der schwarzen Berge.



Abb. 2. Serbische Bauern auf dem Markt von Skoplje. Von den runden Gesichtern der Frauen sticht das lange, Dinarische Gesicht des hochaufgeschossenen Mannes stark ab.



Abb. 3. Das Antlitz des Orients. Mohammedanischer Priester vor einer Moschee in Skoplje. Deutlich sind Züge Orientalischer Rasse zu erkennen.

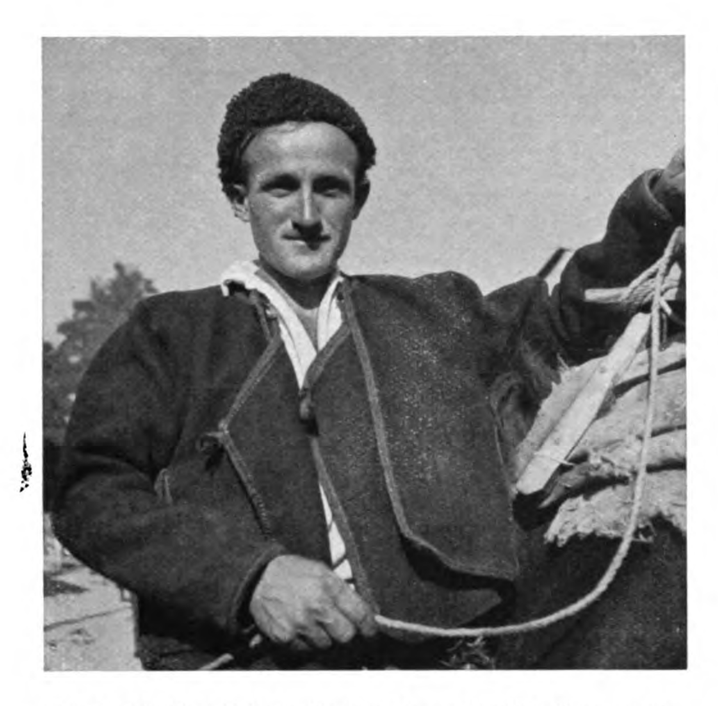


Abb. 4. Aufn. Enno Folkerts, München: Junger bosnischer Bauer aus der Nähe von Sarajevo. Neben Dinarischen Zügen ist aus Gesichtsschnitt, Stirnbildung und Augenfarbe Nordisches Erbgut zu erkennen. Wie aus diesem Bilde zu erkennen ist, sind auch im südslavischen Volke Nordische Merkmale zu finden.

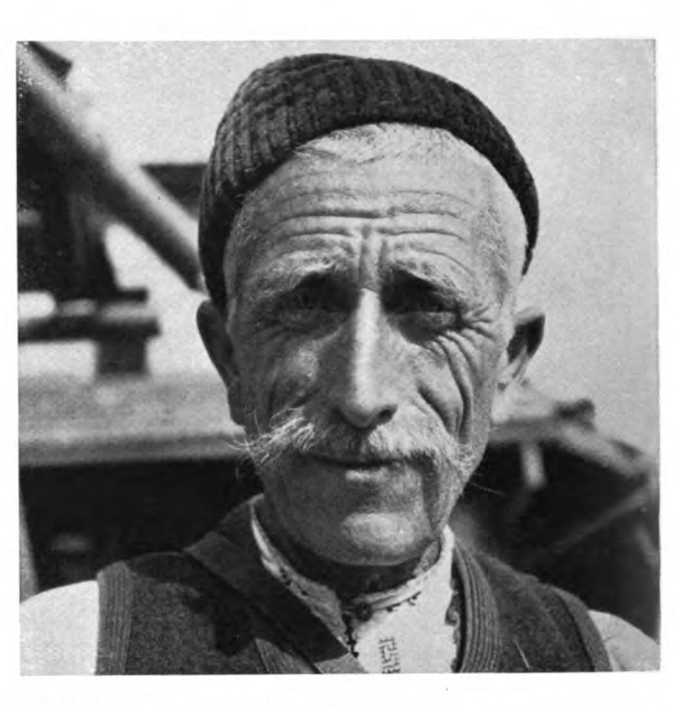


Abb. 5. Aufn. Enno Folkerts, München: Bosnischer Bauer, ein Gegenstück zu dem vorher abgebildeten. In dem vorwiegend Dinarisch geschnittenen Gesicht sitzen ein Paar helle Augen, die auch hier Nordischen Rasseanteil verraten.

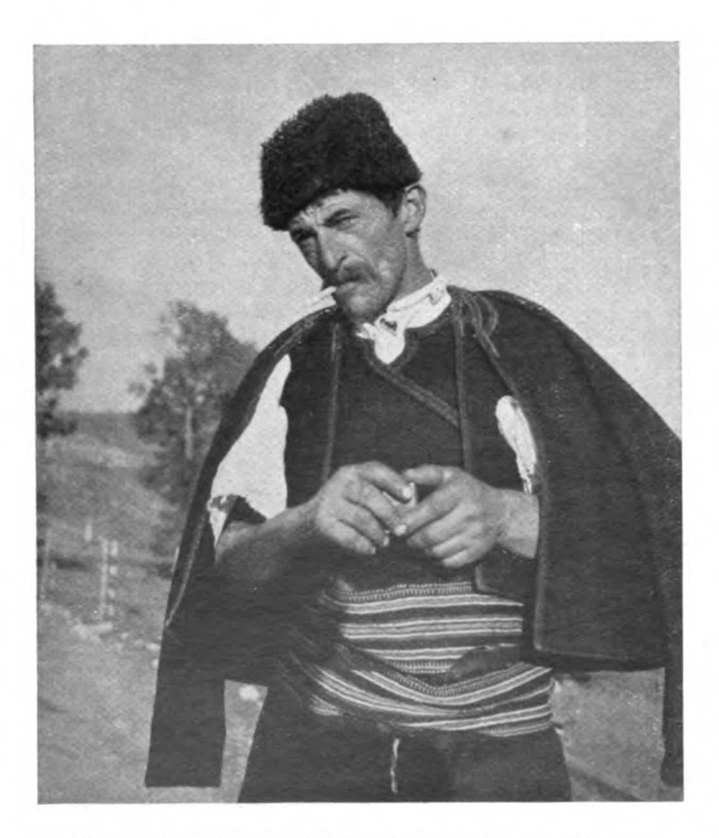


Abb. 6. Aufn. Enno Folkerts, München: Mann aus den Bergen um Sarajevo; ein echter Bewohner der schwarzen Berge. Hager und hochgewachsen mit hellen Augen. Uraltes, abendländisches Hirtenkriegerwesen.

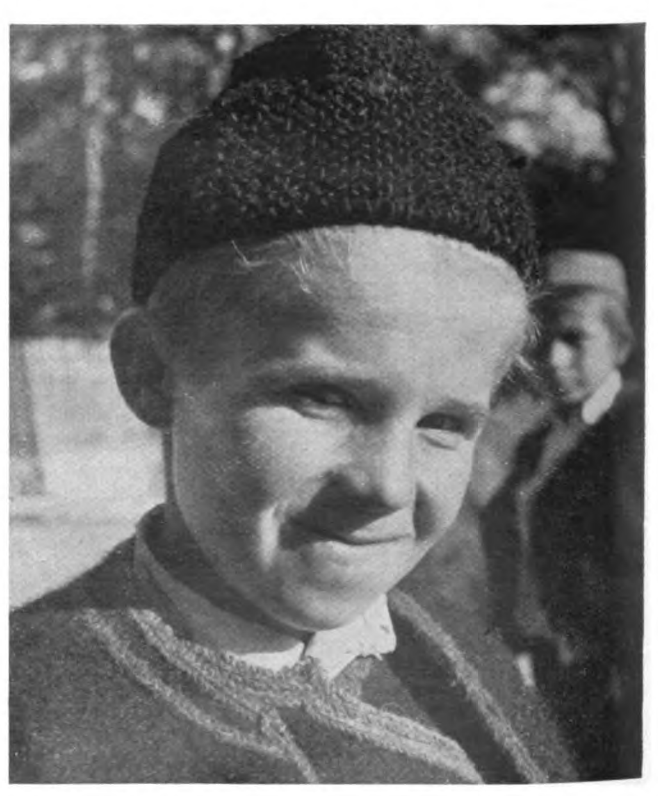


Abb. 7. Auf. Enno Folkerts, München: Eines der vielen strohblonden bosnischen Kinder in Südserbien. Wenn diese noch kindlichweichen Gesichtszüge überhaupt eine rassenkundliche Deutung erlauben, dann wäre am ehesten an eine Ostisch=Nordische Rassenmischung zu denken.

linie zweier Systeme, des alten Nationalitätenstaates hüben und des jungen Nationalstaates drüben. Darüber hinaus aber die Demarkationslinie, die sich im Laufe langer geschichtlicher Räume gebildet hatte als die nach Jahrhunderte langen Kämpfen entstandene Grenze zwischen der am weitesten vorgeschobenen Front des Islam und der äußersten Verteidigungsstellung der europäischen Kulturwelt. Dalmatien hat ja niemals unter türkischer Herrschaft gestanden wie die Landschaften jenseits des Küstengebirges; hier, auf der Höhe des Lovčen, hat der Islam politisch lange Jahrhunderte geherrscht und gerade hier bieten sich dem Reisenden die packendsten und unvergeßlichsten Bilder des europäischen Orients. Es gibt hier türkische Stammsiedlungen, ja Städte, die ein vorwiegend türkisches Gesicht zeigen. Doch geht der Einfluß über den türkischen Blutseinschlag hinaus, es gibt auch Serben mohammedanischer Religion, vor allem aber ist der Einfluß auf kulturellem Gebiet groß gewesen, z. B. im Aufbau des Gemeinwesens. Das Kulturbild vieler Städte, namentlich in Albanien, ist ein mohammedanisches. Groß und hager sind die Menschen Bosniens und Montenegros, in ihren enganliegenden Hosen und in wundervollen Farben gestickten Wämsern schreiten sie würdevoll einher, rauchen gemächlich ihre langen Pfeifen und scheinen jeder Hast und jeder schweren Arbeit abgeneigt zu sein. Um sich davon zu überzeugen, daß das aber keineswegs der Fall ist, braucht man sich nur die Mühe nehmen, den recht schweren Alltag dieser montenegrinischen und bosnischen Bauern zu studieren. Es ist nicht leicht, dem unsagbar kargen Boden Zentralserbiens die allernotwendigsten pflanzlichen Nahrungsmittel abzugewinnen, und es ist keine Kleinigkeit, die kleinen Schafherden, den einzigen Reichtum des serbischen Bauern, in den nahezu vegetationslos erscheinenden Tälern zwischen den jedes Pflanzenwuchses baren schwarzen Bergen durchzufüttern. In mächtige Schafspelze gehüllt, eine hohe Pelzmütze über dem dunklen Haar, sah ich die langen Gestalten oft hinter ihren Herden einherschreiten, als seien ihre Gedanken weit ab von dieser Welt. Das Kind auf einer Trage auf dem Rücken folgt die Bäuerin nach und dreht im Gehen die weiße Wolle auf den Spinnwirtel. Wieviele Jahrhunderte leben, arbeiten und kämpfen Menschen dieses Schlages schon auf und um dieses Fleckchen Erde. Mit gebeugtem Rücken sieht man sie auf den Feldern stehen und Stein um Stein aufheben und zu langgezogenen Mauern um das bißchen Ackererde aufhäufen, das einer ganzen Familie das Lebensnotwendigste geben muß. Rotbraun und brüchig liegt die Erde da in den sengenden Strahlen der südlichen Sonne. Man sieht die ärmlichen weißen Häuschen zu Seiten der Straße und muß daran denken, wie diese Menschen in solchen Wohnräumen mit nur notdürftig gedeckten Dächern die grausamen serbischen Bergwinter zu überstehen haben, in denen lange Monate hindurch der kalte Nordwind durch die Täler faucht und Eis und Schnee die jetzt von der Sonne versengten Täler bedeckt. In vielem erinnert dieses Leben an das unserer Bergbauern. Es ist eine andere Umwelt, die hier doch so ähnliche Bedingungen setzt, ein anderes Volk mit anderen Sitten und einer anderen Religion, das hier doch einem ähnlichen Schicksal ausgesetzt ist; dem harten Schicksal eines alten Bauernvolkes in dem gemeinsamen Kulturraum der alten Welt. Die Serben sind griechisch-orthodox (im Gegensatz zu den Kroaten Dalmatiens, die der römisch-katholischen Kirche angehören). Schon das verweist sie nach dem Osten, aber noch mehr, es gibt Bauern, die zum Islam übergetreten sind. Eigenartig und von eigenem Reiz ist dieses Land. Die Türkenherrschaft, nun schon lange der Geschichte angehörend, hat hier ihre Spuren derart intensiv zurückgelassen, daß man manchmal den Eindruck hat, es sei in vielem türkischer als die Türkei. So tragen die Mohammedanerinnen in Serbien noch den Schleier, während sie ihn in der Türkei selbst abgelegt haben. Uneingeschränkt beherrscht Mohammed das Bild einiger Städte, deren Märkte und Bazare unverfälscht orientalisch sind, während serbische Bauern und Bäuerinnen die Erzeugnisse des umliegenden Landes hereinbringen. Wesen und Erscheinungsbild der Serben und Türken zeigen aber die größten, rassisch bedingten Unterschiede. Wir wollen deshalb einen kurzen Blick auf die rassengeschichtlich bedeutsamen Ereignisse der Geschichte dieses Lebensraumes werfen. Nach dem Sinken der Macht Altgriechenlands erobert sich eine von Norden vorstoßende Kriegsschar die Herrschaft über die Hellenen; die von Alexander dem Großen geführten „Makedonier" brechen aus den Gebieten hervor, die wir heute als Nordgriechenland, Serbien und Albanien kennen. Nach den Schilderungen geschichtlicher Quellen muß sich der Typus der damaligen Makedonier von dem der heutigen Bewohner dieser Gebiete weitgehend unterschieden haben. Das Nordische im Erscheinungsbild der damaligen Makedonen stand sicherlich weit mehr im Vordergrund als das für die heutigen Bewohner eines Raumes gilt, den man geradezu als ein Züchtungsgebiet Dinarischer Rasse bezeichnet hat. Die ausgedehnten Eroberungszüge Alexanders trugen sicher schon viel zu der Entnordung des makedonischen Volkstumes bei, eine Tatsache, die wir in der Geschichte aller kriegerischen Völker immer wieder finden. Mit dem Zerfall der alexandrinischen Macht geht auch der Begriff makedonischen Volkstums zugrunde, und im Laufe der weiteren Geschichte bilden sich auf dem Siedlungsraum eines Volkes allmählich die Wohngebiete dreier Volksstämme aus, und diese werden schließlich noch durch die politischen Grenzen dreier Staaten geschieden. Zunächst wird das ganze Gebiet von der Weltmacht des Alten Rom beherrscht, dann bricht unter dem Ansturm der Germanen das oströmische Reich zusammen. Der aus der Römerzeit herzuleitende Einfluß Mediterraner Rasse ist in den Gebieten des heutigen Serbien und Albanien ein weit geringerer als in den von den Römern dicht besiedelten Handelsprovinzen Griechenlands, dadurch bildet sich schon eine etwas deutlichere Rassenscheide zwischen dem griechischen und dem serbischen Teil Makedoniens. Die im Laufe der Völkerwanderungszeit von Norden her eindringenden Germanenstämme werden am meisten am Peloponnes seßhaft und bringen dort noch am ehesten rassischen Einfluß zustande. Dadurch erhält die schon aus der Antike stärker nordisch bestimmte hellenische Welt weiterhin ein vom Norden des Balkan verschiedenes rassisches Gepräge. Im 6. Jahrhundert schob sich ein slawischer Keil zwischen den Westen und den Osten des Balkan und trennte beide Gebiete. Vollendet wird die völkische Scheidung dann durch die das ganze Mittelalter anhaltende Herrschaft des Türkentums über den Balkan. Die Türkenherrschaft hat im serbisch-albanischen Teile des alten makedonischen Raums stärkere kulturelle und blutsmäßige Spuren hinterlassen als im griechischen Teile.

Aus dem rassischen Antlitz Serbiens ist aber noch vieles von dem herauszulesen, was in der eben kurz gestreiften Geschichte begründet ist. In den Gesichtszügen der hier abgebildeten Menschen finden wir das Nordische Erbgut der Makedonen neben dem der vermutlich kurzköpfigen Urbewohner, das Blondhaar der Germanen der Völkerwanderungszeit neben dem dunklen Haar der römischen Besatzungstruppen und das flache Hinterhaupt des Dinariers neben dem Ostischen Rundkopf. Am stärksten ist der Nordische und Mittelländische Einschlag in Dalmatien (vgl. die Aufsätze in Heft 8 und 9), wo sich das Erbe der venezianischen Herrschaft des Mittelalters zeigt. So fehlt nichts von dem, was an dem rassischen Aufbau der Bevölkerung der Balkanhalbinsel mitgearbeitet hat.

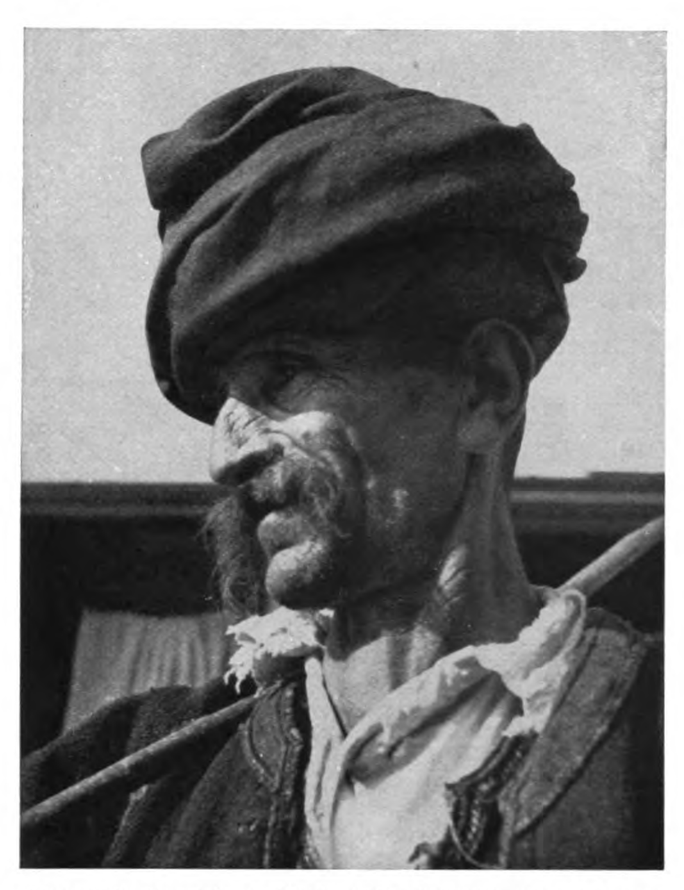


Abb. 8. Aufn. Enno Folkerts, München: Alter bosnischer Bauer aus Sarajevo, der dem mohammedanischen Glauben angehört, rassisch aber kein Türke ist. Kein rein Dinarischer Typus, da das Gesicht zu gedrungen ist und das Kinn zu stark aus der Gesichtsebene vorspringt, außerdem ist das Hinterhaupt ziemlich stark gewölbt.

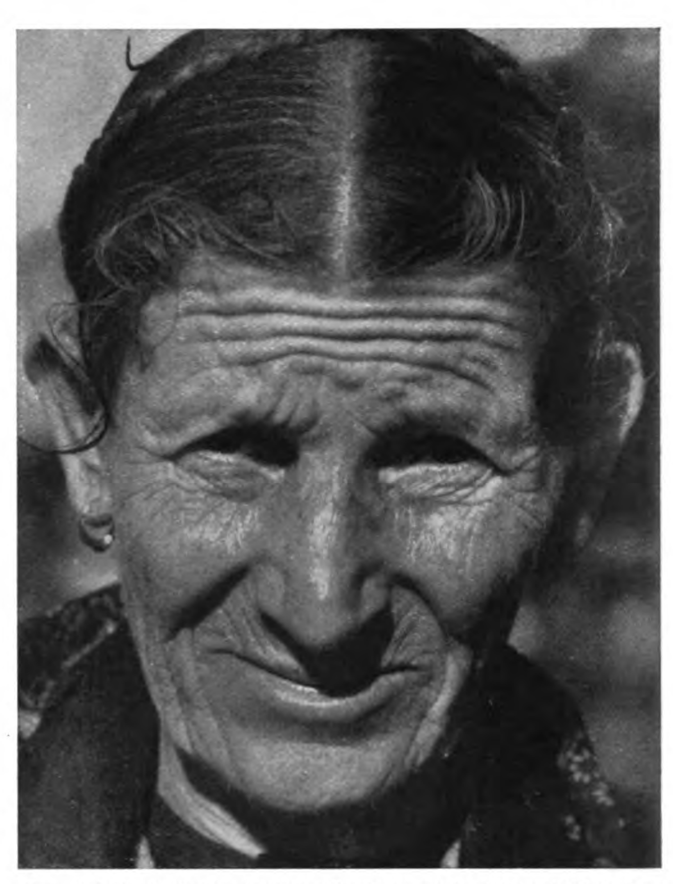


Abb. 9. Aufn. Toni Seitz, Aachen: Alte Frau von der Adriainsel Rab. Eine ziemlich reine Vertreterin Dinarischer Rasse. Die starken Altersveränderungen des Gesichts, die manchmal an das faltenreiche Antlitz alter Zigeunerinnen erinnern, erklären sich aus dem dauernden Aufenthalt in der bräunenden und gerbenden Warmluft der dalmatischen Küste.



Abb. 10. Aufn. Enno Folkerts, München: Junge Dalmatinerin aus der Umgebung von Ragusa. In diesen Gesichtszügen spiegelt sich mediterranes Wesen in edler Form wider. Allerdings lassen die hellen Farben den berechtigten Schluß auf Nordischen Blutanteil zu. Die Nachkommen alter Patrizierfamilien aus der Blütezeit der venezianischen Kaufmannsära finden sich noch oft in allen Schichten des dalmatinischen Volkes wieder.



Abb. 11. Aufn. Enno Folkerts, München: Kroatische Bäuerin aus der Nähe von Agram. Ein Rassenantlitz, aus dem neben Ostischen Zügen vorwiegend Nordisches Wesen spricht.

Gerade aus diesem Beispiel ist sehr schön das Verhältnis von Rasse, Volk und Staat zu einander abzulesen. Das Erobervolk der Makedonen war noch ein Volk in der wahren Bedeutung dieses Wortes, es besaß vorwiegend Nordisch-Dinarische Rassenprägung und verfügte über einen geschlossenen Siedlungsraum in dem Grenzgebiet zwischen Norden und Süden des Balkan. Das Ende seiner Macht nimmt diesem Volk seinen Raum. Römer und Germanen kämpfen hier um fremden Boden, schließlich ficht hier noch die griechisch-orthodoxe Kirche als die Erbin des oströmischen Reiches ihren Daseinskampf gegen den Islam aus; dabei sondert sich der serbisch-makedonische Raum vom griechisch-mazedonischen und durch den engeren Anschluß des ersteren an den Norden und des letzteren an den Süden trennt sich schließlich serbisches von griechischem Volkstum gerade in dem beide verbindenden makedonischen Gebiet. Da diese Scheidung sich jedoch weit mehr auf kulturellem Gebiet vollzieht, ist sie eine in Nationalitäten, und die Zweiteilung Makedoniens geschieht durch eine Staatsgrenze. So gering noch der Wechsel in der Bevölkerung bei Überschreiten dieser Staatsgrenze zunächst erscheinen mag, so klaffend tief ist doch der Unterschied zwischen Griechentum, einschließlich Attikas und des Peloponnes, und Serbien. Nach einer langen und recht blutigen Geschichte ist Serbien und Montenegro zu dem geworden, was es heute ist, zu dem Hauptverbreitungsgebiet der dunklen Kurzkopfrasse Europas.

Überschreitet man die griechische Grenze, so ändert sich das Bild von Landschaft und Bevölkerung nur sehr langsam, schlagartig dagegen wechselt das kulturelle Bild. An die Stelle der serbischen Bauernhäuser tritt das aus großen Quadern erbaute griechische Wohnhaus, an die Stelle der serbischen Nationaltracht tritt moderne Kleidung oder die griechische Fustanella, und keine Moscheen stehen mehr zwischen den griechisch-orthodoxen Kirchen. Es ist anfangs schwer, aus der romantischen Welt des Serbentums und der des Islam in eine viel modernere Umgebung versetzt zu werden, dann ergreift aber die ebenso romantisch wie richtig südländisch heitere Welt Neugriechenlands Besitz vom Beschauer, und man öffnet gerne Auge und Ohr, um all das Eigene in sich aufzunehmen, das aus uraltem Kulturgut und hellenistisch-byzantinischer Geisteswelt unter der Schirmherrschaft der orthodoxen Kirche zu einem harmonischen Ganzen, dem Neugriechentum, geworden ist. Manche sahen in den Griechen von heute die direkten Nachkommen der Hellenen von einst, andere leugneten wieder jeden Zusammenhang beider Völker; darüber sind die Meinungen wohl auch weiterhin verschieden. Eines aber ist sicher: das Neugriechentum von heute ist ein echtes Volkstum. Als die Grundlage dieses Volkstums aber ist eine rassische Eigenart vorhanden, die hier, wie überall, das Antlitz des Volkes prägt. Wie aus dem Vorhergesagten hervorgeht, war es ein sehr ähnliches Schicksal, das Griechen und Serben traf, es waren im Grunde dieselben Völker, die um diesen Lebensraum kämpften, und auch die rassischen Grundlagen waren für Nordgriechenland und Südserbien dieselben. Hier war aber zu allen Zeiten der Dinarische Bluteinschlag stärker. Nach dem Ende der Römerherrschaft und dem Fall des oströmischen Reiches deckt die über alles hinwegflutende Türkenherrschaft die Reste einer Kultur- und Völkerscheide in jahrhundertelangen Kriegen voll dauernden Wechsels von Überlagerung, Eroberung und Verdrängung. In einem wahren Hexenkessel brodelt damals alles, was sich an Menschentum und Kulturgut auf hellenisch, makedonischem Grund angesammelt hatte, durcheinander. Noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts kann von keiner endgültigen Grenzziehung zwischen den verschiedenen Völkern des südlichen Balkan die Rede sein, da kommt plötzlich Ordnung in das Chaos und Ruhe in die ständige Bewegung. Die endgültige politische Grenzziehung zwischen Griechenland und der Türkei vollzieht sich erst nach dem großen griechischen Befreiungskrieg im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Ebenso spät geschieht auch erst die schon erwähnte Zweiteilung Makedoniens und aus dem seit Jahrhunderten dem gleichen machtpolitischen und kulturellen Zwang seitens des Islam unterliegenden Raum des östlichen Balkan sondert sich gerade das kleinste und schwächste Volk am eigenwilligsten und selbstbewußtesten nach Sprache und völkischer Eigenart, die Griechen. Es sind keine natürlichen Grenzen, die dem Griechenvolke seine eigenartige Entwicklung so erleichtern, wie die ragenden schwarzen Berge dem albanischen Volk, auch die militärische Macht des alten Griechenland ist längst vergangen. Allen diesen Schwierigkeiten zum Trotz erkämpft sich Griechenland in einem langen und blutigen Krieg seine Unabhängigkeit und wahrt diese weiterhin mit größter Zähigkeit. Die Fähigkeit dazu gibt dem Griechentum allein seine rassische Artung. Möge das rassische Bild Griechenlands auch noch so entstellt sein, Nordische (vgl. Abb. 14 und die Abb. zu dem Aufsatz in „Volk und Rasse" 1939 Heft 12 S. 241) Menschen, wie sie hier abgebildet sind, bilden keineswegs Ausnahmen, und das nordische Erbgut der alten Hellenen ist im heutigen Griechenvolke allenthalben aufzufinden. Seiner rassischen Eigenart zufolge war das serbische und albanische Volk eher geneigt



Abb. 12. Aufn. Enno Folkerts, München: Kroate aus Agram. Stark gewölbtes Hinterhaupt, ziemlich gerade Nase u. gedrungenes Gesicht mit flach. Scheitel. Hier ist es hauptsächlich die Ostische Rasse, die neben der Dinarischen diesem Kopf sein Gepräge verleiht.



Abb. 13. Das Antlitz Neugriechenlands: Alter griechischer Priester vom Peloponnes. Seine Gesichtszüge vereinen Orientalisches mit Nordischem Wesen.



Abb. 14. Alter griechischer Hirte vom Peloponnes. Menschen dieses Schlages hüteten wohl schon in den Tagen der Antike ihre Herden in den Triften der Griechenberge.

zur Aufnahme vorderasiatischen Kulturgutes und zur Duldung islamitischer Religion geeignet, ebenso war das Griechentum durch die Kraft seines Erbgutes seit dem Ende des oströmischen Reiches der gegebene Wahrer europäischer Kultur und der zäheste Vorkämpfer für die christliche Religion. Ein Perikles schuf die Grundlage zu einem der ältesten Rechtsstaaten der Antike, ein Leonidas starb den Heldentod für die Freiheit Europas, und schon die homerischen Helden kämpften für die Ideale ihrer Welt gegen Asien. Damals standen Indogermanen vorwiegend Nordischen Blutes auf der Wacht, um Europa vor der Vernichtung zu schützen. Durch unaufhörliche Kriege und nicht zuletzt auch durch die ewigen Machtkämpfe innerhalb des Landes geschwächt mußte Griechenland dann seine europäische Verteidigungsstellung an Rom abtreten, das als Bollwerk das oströmische Reich errichtete. Auch dieses brach zusammen, und das Schwergewicht europäischer Machtpolitik verlegte sich nach Norden, der Balkan aber blieb die vorgeschobene Stellung Europas nach dem Osten auch weiterhin. Das klein und schwach gewordene Griechenland wurde ebenso wie Serbien und Albanien eine Beute der Türken, es hatte aber das Erbe seiner Nordischen Ahnen übernommen, das dem Volke die moralische Widerstandskraft verlieh, um der Überlegenheit der türkischen Waffen zu trotzen. Aus zweifacher Quelle floß also dem Griechentum Kraft zu, und es war auch im vorigen Jahrhundert keineswegs gleichgültig für Europa, „wenn drunten tief in der Türkei die Völker aufeinanderhauen", sondern hinter dem wilden Auf- und Niederwogen der in dem Trichter des Balkan zusammengepreßten, kämpfenden Völker verbarg sich nicht allein der Kampf des Christentums gegen den Islam, sondern es erfüllte sich auch unauffällig von neuem das Schicksal der für Europa kämpfenden Nordischen Rasse.

Wenn am Ende das Antlitz Serbiens und Albaniens orientalisch-europäisch, das Griechenlands aber europäisch-orientalisch geprägt wurde, dann liegen die Ursachen für diese Erscheinung vor allem in der verschiedenen rassischen Grundlage beider Völker. Rassenschicksale erfüllen sich oft in Völkerschicksalen; hier im Lebensraum des Balkan wurde eine rassische Artung einem Volke zum Schicksal und zur Befähigung. Es würde dem Verfasser dieser Zeilen Freude machen, wenn er in dem Leser durch die wenigen hier beigegebenen Abbildungen eine Vorstellung davon erwecken könnte, welche Genugtuung es dem Rassenforscher bereitet, wenn er den Beweis für die Richtigkeit historischer Annahmen aus längst vergangenen Zeiten den heute lebenden Menschen vom Gesicht ablesen kann, möge das rassische Bild einer Nation von heute auch noch so vielfältig sein.

Anschr. d. Verf.: Graz, Steiermark, Bergmanngasse 10.

Hans Joachim Lemme:

Krieg und Auslese

In Heft 5/1940 dieser Zeitschrift hat W. Lenz sich gelegentlich eines Referates über das Buch von W. Mühlmann: „Krieg und Frieden", zu dem Thema des Krieges unter dem Gesichtspunkt der Auslese geäußert; die Bedeutung des Themas macht eine weitere Erörterung notwendig. Dabei wären folgende Fragen zu unterscheiden: 1. Welche Auslesewirkung hat der Krieg unter den Völkern? 2. Welche Auslesewirkung hat er im Gefüge eines Volkes? 3. Ist die Auslesewirkung des modernen Krieges anders als die früherer Kriege? W. Lenz hat die ersten beiden Fragen nicht klar geschieden, die letzte aber bejaht und zwar in dem Sinne, daß der moderne Krieg im Gegensatz zu früheren Kriegen eine Gegenauslese sei. Wenn das gegenwärtige Geschehen wirklich der Gegenauslese diente, wäre das nicht nur biologisch, sondern auch politisch-weltanschaulich von höchster Bedeutung. Die Frage muß darum mit größter Verantwortung geprüft werden.

Unter den Völkern ist der Krieg das schärfste und unmittelbarste Auslesemittel. Der Krieg offenbart rücksichtslos alle Schwächen und läßt den Lebensuntüchtigeren verlieren. Dabei ist der Krieg nicht etwa die Ursache dieser Schwächen — sie sind meist schon vorher da (Kinderarmut, Vergreisung, zu kleine Führerschicht usw.); im Kriege aber werden sie plötzlich akut und entscheidend. Der Krieg wird unter diesen Gesichtspunkten von einer kämpferischen Weltanschauung in positivem Sinne gesehen werden[1]. Man darf die Geschichte dabei nicht zu einfach nach „verlorenen" und „siegreichen" Kriegen aufteilen. Oft entscheiden erst spätere Jahrzehnte, wer wirklich Sieger war. Daß der Weltkrieg im Grunde doch Frankreichs Niederlage und schließlich sogar unser Sieg war, wissen wir heute[2]. Durch zufällige technische Überlegenheit werden Kriege nicht entschieden. Technische Überlegenheit allein kann nichts ausrichten, wenn ihr nicht die geistige und seelische zur Seite steht — im übrigen aber ist technische Überlegenheit in aller Regel nur Ausdruck geistiger und oft eben auch seelischer Überlegenheit. Gerade der gegenwärtige Krieg beweist das mit großer Eindringlichkeit. Daß die Waffen allein nicht den Sieg einbringen können, dafür sind Versailles, aber auch zahlreiche andere Kriege Beweise, z. B. der 2. punische Krieg. Diese Seite noch weiterzuprüfen wäre sehr reizvoll; leider ist es mir zur Zeit nicht möglich. Immerhin mag das eine noch einmal herausgestellt werden: Nur eine enge Geschichtsauffassung kann finden, daß die Kriege „zufällige" und „ungerechte" Ausgänge haben könnten. In Wahrheit verliert im Kriege nur das Volk, das den Sieg nicht oder noch nicht verdient hat — wobei freilich die Vollstrecker des Urteils sich oft genug nur als solche erweisen und nicht als die wahrhaften Sieger: fähig, einen Frieden aufzubauen. Der Krieg — und zwar der Volkskrieg, nicht jene Söldnerkämpfe früherer Dynastien — ist von unserem biologischen Standpunkt, soweit man die Auslese unter den Völkern im Auge hat, keineswegs abzulehnen.

Nun geht der Krieg aber mit gewissen Ausleseerscheinungen **innerhalb** des Volkes einher, und um zu einem endgültigen Urteil zu gelangen, müssen auch diese geprüft werden. Im Kampf selbst werden normalerweise die besseren Kämpfer im Vorteil gegenüber den schlechteren sein, daher in geringerem Maße ausgemerzt werden. Insofern bestehen also keine Bedenken. Wer aber kommt überhaupt zum Kampf? Das ist in aller Regel eine Auslesegruppe, und zwar nach Gesundheit, Kraft, Mut und oft auch nach besonderer Leistungsfähigkeit auf einzelnen Gebieten (Sondereinheiten). Der Krieg wird also zwar aus einer Auslesegruppe wieder noch die Besten auslesen, aber im Endergebnis ist

[1] In diesem Sinne deutet ihn auch das Buch von Mühlmann. Die Schriftleitung.

[2] S. dazu die glänzenden Ausführungen im Schwarzen Korps vom 18. Juli 1940 (29. Folge), Leitaufsatz „Die Stunde nach dem Sieg" von F. Lützkendorf.

die Folge eben doch, daß die Gesunden, Kraftvollen, Mutigen Verluste erleiden und die nicht in diese Gruppe gehörenden nicht. Bedeutet das bereits Gegenauslese? Nur dann, wenn auch beide Gruppen unter gleichen Fortpflanzungsvoraussetzungen stehen oder gar die Auslesegruppe unter schlechteren (z. B. die zum großen Teil unverheirateten Offiziere im Heere Friedrichs d. Gr.). Das ist bei gesunden Völkern im allgemeinen aber nicht der Fall. Bei gesunden Völkern findet die Gattenwahl nach Gesichtspunkten statt, die eine eindeutige Bevorzugung der Kriegstüchtigen vor den Kriegsuntüchtigen mit sich bringen. Die — in solchen Völkern an sich schon nicht zu zahlreichen — Kriegsuntüchtigen erleiden also biologisch gesehen die größten Verluste, weil sie bei der Gattenwahl schlecht abschneiden und im geringeren Maße zur Fortpflanzung kommen. Auch in bezug auf die Auslese unter den Einzelnen innerhalb des Volkes darf der Krieg also in seiner gegenauslesenden Wirkung nicht überschätzt werden. Es kann allerdings diese schärfste Prüfung echter Männlichkeit so scharf werden, daß ihre Verluste nur mit Mühe auszugleichen sind. Es sei erinnert etwa an Sparta oder an die Gefallenen bei Langemarck. In beiden Fällen ist aber festzustellen, daß die großen Blutopfer deshalb so schwer empfunden wurden, weil sie mit einer an sich schon zu geringen Kinderzahl der betroffenen Schichten zusammentrafen. Bei Langemarck darf dazu am Versagen der militärischen Führung nicht vorbeigegangen werden — solche Schwächen werden im Kriege unbarmherzig aufgedeckt. Es zeigt sich gerade an diesem Beispiel, was später noch deutlicher zu machen sein wird, daß zwischen den Auslesewirkungen unter den Völkern als biologischen Einheiten und den Auslesewirkungen innerhalb des Volkes ganz enge Wechselbeziehungen bestehen. Wenn ein Volk einen wesentlichen Teil seiner Besten in einem Kriege verliert, so kann das ein Zeichen seiner Schwäche sein, sei es in der Führung, sei es in der Zusammensetzung des Volkes, wenn nämlich einer nur dünnen Schicht Hochbegabter eine große Schicht Minderbegabter gegenübersteht. Dabei kann auch der Einwand nichts nützen, daß bei Mängeln der Führung das Volk für die Fehler Einzelner büßen muß. Diese Einzelnen gehören auch zum Volk und konnten seine Führer werden, weil sie ihm gemäß waren: Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient.

Offizier am Scherenfernrohr Im Felde aufg. v. K. Vowinckel

Das höhere Führerkorps der Wehrmacht ist auf Grund der schärfsten Leistungsauslese gebildet.

Es bleibt noch zu prüfen, ob der moderne Krieg andere Auslesewirkungen hat, und, wie man wohl gemeint hat, gerade den „heroischen Menschen" in stärkerem Maße zu vernichten droht als frühere Kriege. Es handelt sich beim modernen wie bei jedem anderen Kriege doch wohl zunächst darum, daß eine Auslesegruppe, nämlich die Kriegstüchtigen, mehr gefährdet ist, als die entsprechende Gegengruppe, die Kriegsuntüchtigen. Dabei könnten die Verluste im modernen Kriege nun verhältnismäßig höher sein als früher. Einen grundsätzlichen Unterschied würde das wohl nicht bedeuten. Vor allem aber: ob das wirklich zutrifft, steht noch dahin; denn der gegenwärtige Krieg scheint für uns nicht so zu verlaufen!

Daß die Besiegten außerordentliche Verluste erlitten und vielleicht bis in ihr Lebensmark getroffen sind, unterscheidet diesen Krieg nicht von vielen früheren. Im übrigen können bei einem Vergleich der Kriegsverluste nicht nur die Gefallenen berücksichtigt werden, vielmehr ist auch an die an Seuchen usw. Verstorbenen zu denken — bei den früheren Kriegen meist mehr als die Gefallenen! Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen heute und früher kann jedenfalls aus den Verlusten allein nicht festgestellt werden. Früher wie heute ist dabei die Gefährdung der Mutigsten, und der Führer insbesondere, am größten, weil sie die Gefahr am ehesten aufsuchen („Freiwillige vor") und mit den schwierigsten und gefährlichsten Unternehmungen beauftragt werden. Das ist aber kein Kennzeichen gerade des modernen Krieges. Wenn an die besonderen Gefahren des modernen Krieges gedacht wird, an seine „Technisierung", ist wohl die Vorstellung maßgebend, daß gegen die Einwirkung der technischen Waffen der Einzelne machtlos ist. Gegen einen Granat- oder einen Bombenvolltreffer und vieles andere nützt kein „Instinkt" eines noch so „heroischen" Menschen. Freilich: Mancher Kopflose oder bei der Ausbildung Zurückgebliebene ist selbst in Gefahren hineingelaufen, die der gute Soldat vermied oder wenigstens abschwächte. Je näher am Feind und je unmittelbarer damit seine eigene Einflußnahme auf die Kampfhandlung, um so stärker auch die Durchsetzungskraft des guten Soldaten gegenüber dem weniger guten. Trotzdem bleibt aber ein hoher Prozentsatz von unausweichbarer Gefahr, deren Opfer also der Zufall bestimmt. Ob dieser Prozentsatz so viel höher war in den bisherigen Schlachten dieses Krieges als früher? Ich glaube es nicht; denn in früheren Kriegen spielten, anders als jetzt, die Seuchen eine riesige Rolle. Für die Infektion mit einer Seuche galt in früheren Kriegen dasselbe wie heute für den Volltreffer usw. Es sind schließlich nicht ganz wenige Fälle bekannt, wo Männer von überragenden kriegerischen Eigenschaften Seuchen zum Opfer fielen. Überhaupt wird man bei der Überprüfung von Einzelfällen in jedem Krieg immer wieder auf „Zufälle" stoßen, die gerade den Tapferen treffen. Schließlich darf man die früheren Kriege, auch die der Germanen, nicht zu sehr idealisieren! Auch das waren nicht lauter Zweikämpfe! Im übrigen führen diese Feststellungen über die Bedeutung des unvermeidbaren Zufalls nicht zur Annahme einer besonderen Gefährdung der tapfersten der Kämpfer, sondern zu einer wahllosen Gefährdung aller Kämpfer überhaupt, also nicht zur Gegenauslese! Über den sog. „modernen Krieg" hat der Weltkrieg und vor allem ein bestimmtes, pazifistisch gerichtetes Schrifttum falsche Vorstellungen erweckt. Der Weltkrieg hat in den Jahren des Stellungskriegs eine unserer Art nicht gemäße Form gehabt, die wir uns hatten aufdrängen lassen. Daß diese Form sich für uns auch im Einzelfall ungünstig auswirkte, ist weniger eine Folge des „technischen" Krieges als der uns nicht gemäßen Kampfform, nämlich der Verteidigung. Und trotzdem war es auch da nicht so, daß in der Regel gerade der Kriegstüchtigere unter den überhaupt Kämpfenden betroffen wurde, sondern umgekehrt! Ernst Jünger erwähnt in einem seiner Weltkriegsbücher, daß trotz allem Ersatz im Grunde der Stamm der Kompanie blieb, der nur allmählich zusammenschmolz. Der Ersatz fiel und wurde durch neuen Ersatz ersetzt. Die Kriegstüchtigen wußten sich den Gefahrenlagen anzupassen, fanden schneller Deckung, erkannten besser wo dicke Luft war, hörten und sahen mehr und schneller. Nur ab und zu setzte sich auch aus dem Ersatz einer durch, eben ein aus Anlage Kriegstüchtiger. Das dürfte in noch viel größerem Maße in diesem Kriege gelten. Die Technisierung des Krieges ist ja keine einseitige und wo auf beiden Seiten Maschinen sind, da entscheidet — wenn die Leistungsfähigkeit der Maschinen nicht grundverschieden ist — welche Maschine besser bedient wird. Dabei glaube ich nicht, daß der Instinkt des heroischen Menschen sich über das Kurzschwert so viel besser äußern kann wie über das Mg. oder die Handgranate oder über den Streitwagen so viel besser wie über den Panzerwagen! Es kommt allerdings noch etwas hinzu.

Der Verlauf des Polenfeldzuges und der Schlachten im Westen hat wohl bewiesen, daß der größte Deutsche auch für den Kampf die Form gefunden hat, die unserer Art am meisten entspricht und so geradezu sagenhafte Erfolge erklärt.

Für wen die „Technisierung" des Krieges eine Art Naturereignis ist, das er über die Menschheit hereinbrechen sieht, ist diese Technisierung verderblich — wer aber die Technik bejaht und ihre gewaltigen Möglichkeiten zum Mittel macht, seinem Kampfeswillen den stärksten und geballtesten Ausdruck zu geben, für den ist die Technisierung des Krieges sein Wille und damit sein Vorteil. Der Weltkrieg sah beide Parteien zunächst überwältigt von der Technik, und als es uns gelang, sie doch schon zu beherrschen, da scheiterten wir an anderen Unzulänglichkeiten. Deshalb ist wohl allgemein eine schiefe Vorstellung vom technischen Kriege herrschend gewesen, die noch dazu genährt und vertieft wurde von jenen, die bei den Ereignissen dieses Frühsommers deutlich genug ihr Unvermögen erwiesen, jene Mächte zu beherrschen. Dieser, von uns so geformte, moderne technische Krieg hat uns nicht gefährlichere Verluste gebracht und vor allem im Einzelfall unsere Männer nicht in höherem Maße, infolge der Technik, „sinnlosen" Zufällen ausgesetzt, oder die Tapferen infolge der Technik soviel stärker gefährdet, daß er eine grundsätzlich andere Beurteilung erfahren müßte als der Krieg an sich überhaupt. Im Gegenteil — gerade sein Verlauf ist ein Beweis für die dem Krieg von Natur aus innewohnende Gerechtigkeit: Es behauptet sich das Volk, das die Zeichen der Zeit versteht, die aus neuen Entdeckungen und Erfindungen sich ergebenden Forderungen begreift und in die Wirklichkeit umzusetzen weiß. Die Überlegenheit unserer Luftwaffe, unserer Panzerdivisionen, ihre neue, alte Vorstellungen über den Haufen werfende Taktik — das sind doch nicht zufällige technische Tricks, die nun gerade uns eingefallen sind und die genau so gut den Engländern oder den Franzosen hätten einfallen können[3]). So stellen es freilich die Engländer jetzt dar. Welch ärmliche Vorstellung von den Kräften, die die Weltgeschichte bewegen! Nein — diese Kämpfe sind der Ausdruck der inneren Verschiedenheit der Gegner, und in ihnen zeigt sich der Krieg als jener unbestechliche Maßstab dafür, welche Völker an der Wende einer Zeit tüchtig zum Leben sind und welche nicht. Gerade der Biologe und Bevölkerungspolitiker hat allen Grund, dem deutschen Volk und mit ihm Europa einen langen und dauerhaften Frieden zu wünschen, aber er hat ebenso die biologische „Diffamierung" des modernen Krieges zurückzuweisen, wie die biologische Diffamierung des Krieges überhaupt.

Mit diesen Feststellungen ist aber das Problem noch nicht zu Ende gebracht. Auch uns droht jenes Ende, das manche siegreichen Völker genommen haben: Der Geburtentod. Für ein Volk in unserer Geburtenlage ist der durch Krieg bedingte Ausfall an zeugungsfähigen jungen Männern eine Gefahr. Es muß deshalb die weitere Steigerung der Geburtenziffer unter dem Gesichtspunkt der Kriegsverluste und des vorzeitigen Todes vieler, die zu den Besten gehören, stehen. Für jene, die ihr Leben hingaben, ehe sie es biologisch weitergeben konnten, müssen die gleichwertigen Überlebenden in die Bresche springen, indem sie entsprechend

[3]) Vgl. hierzu den Leitaufsatz von Oberstltn. Dr. Hesse „Die Kampfmaschine und der lebendige Mensch", VB., Bln. Ausg. Nr. 207 vom 25. Juli 1940.

mehr Kinder aufziehen. Ohne ausreichende Geburtenziffer ist jede Arbeit sinnlos, und nach dem Krieg können wir uns der Bevölkerungspolitik und der Erb- und Rassenpflege um so mehr zuwenden, als dann die der unmittelbaren Verteidigung des gegenwärtigen Lebens unseres Volkes dienenden Arbeiten ja nicht mehr im Vordergrund stehen, wie es bis dahin noch sein muß. Noch einmal muß es mit aller Schärfe herausgestellt werden: Geburten allein sind nicht entscheidend, es müssen Geburten von erbtüchtigen Kindern sein. Und dazu ist im Zusammenhang mit Krieg und Auslese noch etwas zu sagen.

Entscheidend für den Erbwert des Nachwuchses ist die Gattenwahl. Erziehung zur richtigen Gattenwahl ist der Kernpunkt jeder Bevölkerungspolitik überhaupt. Weiter oben ist nun schon auf die Bedeutung des Krieges für die Gattenwahl hingewiesen: Der Kriegstüchtige wird eine tüchtigere Gattin finden können als der Kriegsuntüchtige. Es wird durch entsprechend geschickte volkserzieherische Arbeit diese an sich schon vorhandene Neigung zu verstärken sein. Freilich zeigen viele Beobachtungen, daß es auch notwendig ist, den jungenSoldaten selbst zu größerem Selbstbewußtsein und höherem Verantwortungsgefühl in bezug auf Gattenwahl zu erziehen. Zu sehr wirken die jüdischen Beeinflussungen auch heute noch nach, lassen auch heute noch vielen ein Frauenbild als Hochziel vorschweben, das deutscher Art nicht entspricht. Aus dem technischen Charakter des modernen Krieges entsteht aber eine besondere Schwierigkeit, die seinen Wert als Auslesemerkmal für die Gattenwahl herabsetzt: Der vielfältige Apparat eines solchen Krieges erfordert zahlreiche technische Hilfsdienste, so daß nur ein Bruchteil der Männer an den Feind kommt. Man kann also aus der Tatsache, daß ein Mann nicht an der Front war, noch nicht den Schluß ziehen, er habe sich dieser Probe entziehen wollen! Um so mehr muß erwartet werden, daß in der allgemeinen Lebensführung immer stärker sich die Grundsätze durchsetzen, die soldatischem Denken und Handeln entsprechen. Da ist noch viel zu tun. Es wird etwas helfen, daß jetzt noch mancher zum Kommiß kommt, dessen Jahre es „eigentlich" nicht mehr gestattet hätten. Es wird noch mehr helfen, wenn die zurückkehrenden wirklichen Soldaten ihre Zivilcourage beweisen und unserem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben mehr noch als bisher den soldatischen Stempel aufdrücken und auch von ihren Frauen jene Tugenden verlangen, die unsere Armeen auszeichnen: Mut — Pflichttreue — Verantwortungsgefühl gegenüber der Gemeinschaft. So kann dieser Krieg, auch biologisch gesehen, der große siegreiche Aufbruch unseres Volkes sein.

Verf. steht bei der Wehrmacht,
Anschrift durch die Schriftleitung.

Ottilie Doll:

Über das Heiratsalter bei den südbayrischen Bauern

Ein lediger Mensch gilt auf dem Lande nichts. Man hat in vielen Fällen nicht einmal einen Namen dafür. Während die Verheirateten nämlich allgemein mit dem Namen ihres Besitzes bezeichnet werden, weiß man eine ledige Person oft nicht anders zu benennen, als „das Weibats", „das Mannats" und für Ortsfremde wird beigefügt, „ein lediges Manns- oder Weibsbild, das da oder dort vorhanden ist". Also, fast wie eine Sache betrachtet man solche Menschen. Denn es entspricht der guten Ordnung, daß der Mensch heiratet und ein eigenes Hauswesen hat, m. a. W. eine Familie.

Deshalb ist es auch selbstverständlich, daß die ländliche Jugend schon beizeiten, das Auge auf eine bestimmte Person richtet, mit der ein Lebensbund möglich wäre. Es gibt darin natürlich, wie in jeder Sache, Gewandte und Ungewandte, letztere werden es in den Jahren des Heranwachsens vielleicht nicht weiter bringen als die Gedanken herumzuwälzen, wie und wo sich einmal ein Ehepartner wird finden lassen. Doch sind das die geringere Anzahl, die meisten haben eine oder für den Fall, daß es bei der einen nicht klappen möchte, auch eine zweite Person von früher Jugend an im Auge. An eine Liebschaft wird dabei vorderhand noch nicht gedacht. Die Burschen müssen erst in allerlei Streichen ihre Jugend austoben und auch den Heeresdienst ableisten, die Mädchen in der Stille des elterlichen Hauses, im Schutze der Mutter oder auch einer Dienstfrau, in die Aufgaben des Lebens mehr und mehr hineinwachsen. Sind aber die zwanziger Jahre erreicht, so nimmt die selbstverständliche Angelegenheit des Sichzusammenfindens schon festere Formen an. Je nach der Persönlichkeit des Einzelnen kommt so eine in Gedanken längst ausgemachte Heirat dem Ziele bereits so nahe, daß auch Fernerstehende anfangen, von einem Verhältnis zu reden. Da aber das Heiraten auf dem Lande nicht in erster Linie den Zweck hat, daß zwei Menschen sich zum Lebensbund verbinden, sondern zuerst und in jeder Hinsicht die wirtschaftliche Grundlage für eine Familie da sein muß, ehe man an ein öffentliches Verlöbnis denken darf, ist dieses Ziel wohl sichtbarer, aber noch lange nicht erreicht. Es kommt dabei darauf an, wie in der eigenen Familie die Verhältnisse liegen, wie alt die Eltern sind und wie es mit derem Gesundheitszustand beschaffen ist; wie es mit der Rüstigkeit steht, wie man so sagt. Ob sie also noch lange selbst weiterzuwirtschaften gedenken werden und schließlich kommt es auch darauf an, wieviele Geschwister vorhanden sind und in welchem Alter diese stehen.

Durch die meist in der frischen Luft zu verrichtende Arbeit, die im allgemeinen doch einfache aber kräftige Nahrung, durch den Gebrauch der Glieder und Muskeln zu körperlichen Verrichtungen, sobald sie dazu irgendwie brauchbar sind, zeigen die bäuerlichen Menschen im Alter von zwanzig Jahren im allgemeinen eine so kräftige körperliche Entwicklung, daß man sie ohne Bedenken als voll ausgewachsen bezeichnen kann. In den allermeisten Fällen zeigt auch die seelische Entwicklung eine solche Reife, steht doch die Jugend von frühen Jahren an neben den Alten im Kampf mit den Naturgewalten, muß oft und schnell selbständig über etwas entscheiden, auch liegt die ganze Wirtschaft des Hofes offen vor ihren Augen da und sie wachsen wie von selbst in die notwendigen Geschäfte hinein, daß bezüglich Reife und Fähigkeit zum selbständigen Wirtschaften keine Bedenken im Hinblick auf eine baldige Eheschließung zu erstehen bräuchten. Aber der Bauernmensch lernt von Jugend auf das Sicheinfügen in die gegebenen Verhältnisse. Sind städtische Einflüsse weit genug entfernt geblieben, sodaß ein junger Mensch noch mit Liebe zum Boden erfüllt ist und an allem hängt, was mit seinem Leben bisher in engster Verbindung gestanden hat, so weist er jeden Gedanken an eine vorzeitige Eheschließung streng zurück. Wird ein solcher gefragt, wie es mit dem Heiraten stehe, so wird er zur Antwort geben „s'hot no Zeit", das heißt: es ist bei uns noch nicht so weit, es muß noch gewartet werden. Ein zu früher Abgang eines Teiles von dem Wirtschaftsgut des heimatlichen An-

wesens, wie ihn eine vorzeitige Heirat erfordern würde, könnte den geregelten Gang stören, könnte die Eltern und Geschwistern das Leben so erschweren, daß deren Dasein an den Rand der Not getrieben würde. Dies möchte in allen geordneten Fällen kein redlich denkender ländlicher Mensch um seines persönlichen Glückes willen heraufbeschwören. Deshalb wird gewartet.

Wenn daher im südbayerischen Bauerntum das Heiratsalter fast allgemein für die Burschen bei den Dreißig, für die Mädchen bei den Fünfundzwanzig liegt, so hat dies nichts mit den eigenen Wünschen zu tun. Vielmehr entspricht dieses Alter der Besitzerzeit der Eltern; so an die dreißig Jahre bleibt ein Bauer gewöhnlich auf seinem Hof, wenn er und sein Weib die Gesundheit haben. Die Töchter heiratet man mit Vorliebe in den vor der Übergabe liegenden Jahren aus. Wenn der Hof auf den Nachfolger übergeht, müssen die auf dem Sach (Gut) lastenden Verpflichtungen klar und eindeutig vor Augen liegen, deshalb müssen die übrigen Geschwister bis dahin wenigstens erwachsen sein, damit sie keinerlei Erziehungs- und Ausbildungsanforderenisse mehr zu stellen haben. — Sind allerdings die Zeiten sehr schlecht, so werden häufig die Zügel früher aus den Händen gelassen, damit eine junge Kraft den gesteigerten Schwierigkeiten Herr zu werden versuche. Entsprechend rückt das Heiratsalter dann herab.

Je nach dem Volksschlag (es sei dieser volkstümliche Ausdruck für eine durch das Vorherrschen einer Rasse gekennzeichnete Rassenmischung einer Menschengruppe hier gestattet) sind die Heiratsgewohnheiten verschieden. So hat man z. B. in Gegenden mit vorwiegend dinarischen Menschen augenscheinlich am wenigsten Neigung zu frühen Heiraten. Also findet man mehr Brautleute wie anderswo, die beide schon die Dreißig überschritten haben. Es ist auch, als hänge man hier mehr als sonstwo am Hergebrachten und bisher Üblichen. Hat man also üblicherweise in der Gegend zumeist spät geheiratet, dann scheut man vor jeder Durchbrechung dieser Gewohnheit zurück. — Daß dies aber etwa gar mit der sexuellen früheren oder späteren Reife etwas zu tun habe, ist damit in keiner Weise gemeint. Es ist ja bekannt, daß gerade in diesen Gegenden uneheliche Geburten am häufigsten anzutreffen sind. Mit zwanzig Jahren ist im allgemeinen der ländliche Mensch voll erwachsen, das sei nochmals wiederholt. Daher wohl auch das milde Urteil über außereheliche oder besser voreheliche Beziehungen, wenn nur das zweite Lebensjahrzehnt bei beiden Partnern begonnen hat. —

In Gegenden mit vorwiegend nordischen Menschen kommt man eher dazu, jünger zu heiraten, wenngleich auch da keineswegs von einem Vorherrschen der Frühehen gesprochen werden kann. Aber die Menschen scheinen in solchen Gegenden manchesmal unternehmungsmutiger und waghalsiger zu sein; sie wollen es versuchen, und es muß gehen außer der gewöhnlichen Ordnung, wenn ihnen das geregelte Abwarten zu lange erscheint. Dann verzichtet ein durch die ortsübliche Erbfolge zum Hoferben bestimmter Sohn wohl zugunsten des jüngeren Bruders und erkämpft sich anderswo eine Heirat. Und die Zeit gibt solchen Brautleuten meist recht und durch den Kampf, den sie in jungen Jahren zusammen durchzufechten haben, ehe der Boden der neuen Heimat fest und tragfähig geworden ist, werden daraus Ehepaare, die innigst zusammenhalten. Ein friedliches Licht liegt dann über den späteren Ehejahren, früh wachsen ihnen Kinder heran und sie haben, wenn sie einmal in die Fünfzig kommen, ein „leichtes Machen“, wie die Nachbarn sagen. Sie haben familieneigene Arbeitskräfte, auf die sie sich verlassen können und werden so selbst in einer Zeit entlastet, wo sie wohl selbst die Bürde noch zu tragen fähig wären, wenn auch ob der bereits abnehmenden Kräfte mit einigem Keuchen.

Dort aber, wo der Einschlag der ostischen Rasse am stärksten ist, deshalb auch die Mädchen früh zu altern beginnen, sieht man zu, sie in der ersten Jugendfrische und -blüte unter die Haube zu bringen, schon vor Erreichung des zwanzigsten Lebensjahres. Deshalb gibt es da viele blutjunge Frauen, die in ihrer übergroßen Mädchenhaftigkeit manchesmal ein Lächeln vom Beschauer erzwingen. Allerdings in wenigen Jahren haben sie die Gewichtigkeit (wenn auch noch nicht körperlich, so doch gewiß seelisch) der Alten oder doch der rechten Ehefrauen. Auch die Burschen müssen, soll der Kreis sich schließen, natürlich jünger heiraten, meist unter den Fünfundzwanzig treten sie zum Traualtar. Durch das frühe Ausheiraten der Schwestern und durch die Gewohnheit, daß die Alten gern nach der Übergabe sich ins nächste Städtchen zurückziehen, fehlen dem Hof die weiblichen Arbeitskräfte. Es will auch keiner mit den „Übriggebliebenen“ vorlieb nehmen müssen, deshalb muß der Bursch eben auch früh freien. — In kürzeren Jahren muß der Hof, meist in einer sehr fruchtbaren Gegend gelegen, soviel erbringen, als die frühere Übergabe erfordert. Dadurch rackern sich die Menschen auch viel früher ab und werden eher der Ruhe bedürftig.

Wie bereits erwähnt, sind auch in Notzeiten Frühehen üblicher. Aber auch in „Not“gegenden heiratet man in sehr jungen Jahren. Entweder hat man an sich nichts zu wagen, weil einem die Not ledig wie verheiratet ziemlich sicher ist oder aber es wollen zwei versuchen, ob sie nicht mit vereinten Kräften doch zu etwas kommen können. Und auch hier kann gesagt werden, daß dies meist gelingt. Viele in ihrer Beschränktheit doch stattliche Gehöfte in der bayrischen Ostmark vermögen dafür Zeugnis abzulegen.

Am spätesten kommt es zur Gründung des eigenen Herdes bei den Kindern der Großbauern. Die Mitgift muß dem Ansehen des Hofes angemessen sein, es braucht deshalb seine Zeit, bis man soviel erwirtschaftet hat, das jedem Ausheiratendem die angemessene Mitgift ausgemacht werden kann. Dementsprechend ist auch der Hoferbe am Heiraten lange gehindert, auch kann er sich nur in den seltensten Fällen ein junge Frau eintun, denn auch er muß ja seinem Ansehen gemäß eine Mitgift erheiraten. Ist seine Braut eine Großbauerntochter, was in den meisten Fällen zutreffen wird, dann wird sie auch Jahre haben warten müssen, bis es soweit war, daß die Eltern an eine Teilung ihres Besitzes denken konnten. Lange genug hat man ja als junges Ehepaar an den Anteilen der Geschwister zu tragen gehabt, meist über die Hälfte der Ehejahre, daß man doch auch einige ruhige Jahre braucht, bis man daran denken will, nun wieder ans Teilen zu gehen für die eigenen Kinder.

In bevölkerungspolitischer Hinsicht ist es zu bedauern, daß die jungen Menschen meist erst verhältnismäßig spät ans Ruder kommen können und meist erst im dritten Lebensjahrzehnt Hochzeitsleute werden. Die Aussicht auf eine größere Familie ist bei einem jüngeren Heiratsalter entsprechend gewisser. Auch für die Aufzucht der Kinder ist es ein Vorteil, wenn die Eltern noch jünger sind. Es ist einmal so, daß junge Menschen den Schwierigkeiten des Lebens freier, froher und zuversichtlicher entgegentreten und sie dadurch in ihren Jahren auch leichter meistern.

Wohl ist in ganz Südbayern der Spruch bekannt und in aller Munde „jung gefreit, hat noch keinen gereut“, aber leider wird im großen und ganzen nicht danach gehandelt. — Weiteres, ausführlicheres Material über Fragen der Heiraten der südbayerischen Bauern findet sich in meinem soeben im Verlag Lehmann erscheinenden Buche „Mir dean heirat'n“, eine Untersuchung über die bäuerliche Gattenwahl in Bayern südlich der Donau und den anschließenden Randgebieten.

Anschr. d. Verf.: Stern, Post Großweil, Obb.

Hans Krauß:

Bevölkerungsbewegung im Spiegel des Hochzeitsbuchs

In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges gingen viele Urkunden und ganze Archive in Flammen auf. So fehlen uns aus der vorhergegangenen Zeit gar viele Mitteilungen, die wir jetzt mit Schmerzen vermissen.

Um so wertvoller erscheinen deshalb alle erhalten gebliebenen Nachrichten; und immer wieder finden wir da und dort versteckt recht bedeutsame Notizen, deren Kenntnis auch einem weiteren Leserkreise erwünscht sein dürfte.

In der im Mittelalter an der Spitze der deutschen Städte marschierenden Reichsstadt Augsburg hat sich ein Hochzeitsbuch erhalten, in dem die Heiraten der „Herren von der Bürgerstuben" verzeichnet sind, die in den Jahren 1484 bis 1591 dort stattfanden. Die starken Unterschiede in der Zahl der auf jedes Jahr fallenden Eheschließungen sind ein deutlicher Hinweis auf die jeweils herrschende Zustände. Diese Überlegungen anzustellen haben wir aber gar nicht nötig, denn von der Hand des Standesbeamten selbst ist am Ende vieler Jahre eine Erwägung darüber in Form eines kurzen Reimes niedergelegt. Neben diesen Notizen sind auch andere besonders wichtige Ereignisse des betreffenden Jahres gemeldet, so daß wir in diesen Versen eine, wenn auch äußerst gedrängte, doch recht wertvolle Chronik aus jener Zeit vor uns sehen. So zeigt es sich, daß in Zeiten der Not und Bedrängnis die Eheschließungen stark zurückgingen, um bei besseren Verhältnissen rasch nachgeholt zu werden. Es liegt auf der Hand, daß in Zeiten, die kein bevölkerungspolitisches Bewußtsein hatten, die äußeren Hemmungen sich stärker auswirken mußten als heute, wo ihnen ein bevölkerungspolitischer Ethos und bevölkerungspolitische Maßnahmen entgegenwirken.

Das Hochzeitsbuch wurde auf Grund zweier Handschriften von F. Warnecke im Jahre 1886 in Berlin im Druck herausgegeben. Eine kurze Zusammenstellung der für den Arzt und Bevölkerungspolitiker wertvollen Verse soll im nachfolgenden geboten werden.

1491. Nun wollt ich gern wissenn zwar,
Warumb in disen zwaienn Jar
Der heuratt so gar wenig findt,
Wer mich der ursach berichten kündt.

1492. Das kann ich euch berichten wol,
Das Land zu Bern kriegs was vol
Dess stuand die sach in sorgen hoch
Der Schwebisch bund ufs lechfeld zoch.

1496. Inn disem Jar ain kranckhait gros
Welche man nennt mala Frantzos*),
Vonn erst einwurtzt in dise statt,
Das die heurat nit gfürdert hat,
Desgleichen warend der Rumer vil,
Der Schweitzer Krieg empört sich stil,
Welcher hernach sich ins werckh zoch.
Zu heuraten was Niemandts gach.

1502. Vil böse Jar bald auffeinanderr,
Vollgendt hernach er allesandterr
Den elttern ir gemüet verbittern,
Dass man heirat mit grossem Zittern.
Sterbende leuff und Kreitzlens Zaichen,
Liess Gott herab auff d. menschen raichen.

*) Franzosenkrankheit = Syphilis.

1508. Dem Heuratten ist widerfueg
Geschwinde leuff verderblich Krieg
Also die Burgerschafft diss Jar,
Die heiratt sendt erlaidett gar.

Der Venediger krieg gab unrue vil,
Niemandt darin hanttieren will.
Im October geschach ain schlacht,
Die Augspurg grossen schrecken bracht.

1514. Diss Jar wardt ganntz stil der Heirratten die Ursach wil
Ich euch thon bekant vil kriegs wardt im teutschlanndt
Der türckhisch Kaiser Ich euch sag macht vil Heulin und Clag
Inn vil lannden gemain na m der Zeit Hierusalem ein.

1518. Vill hundertt fiengent zu Strassburg an,
Zu dantzen baide fraw unnd mann**).
Ain gutte weill si tribenn das,
Bis si wurden gar mued und lass.

1519. Als bald Kaiser Maximilian, Seine augen leblich zugethan.
Da ward der entbörung so vill, das die zu melden hond kain zill.
Hertzog Ulrich von Wirttemberg, Rumort im Reich grob überzwerch.
Das hatt diss jar die heirat gmindert, Und sonst vil Stuckh der lieb verhindert.

1546. Was ursach hatt diss Jar verhindertt,
Das sich sogar die heirat gmindertt.
Unnd die liebe nit hatt ir statt,
Wie es dann Gott verordnet hat?
Schwer Kriegsleuff haben sich entpert
Dardurch ist frid und rue zerstert.
Unnd Pollitzei also zerrit,
Das man zusamen heirat nit.

1552. Schwer krieg diss Jars hondt sich entpört
Als vor im reich kaum ward erhörtt
Dess Ursach was als ich vernim
Das seltzam listig Interim.
Für die statt kam ain schwartzer hauff,
Der billich haist der raumauff.
Geendert ward rath und gericht,
Derhalb man auch vast heirat nicht.

1553. Römischer künig zu Franckfurtt
Maximilian gekrünet wurtt
Ain grosser sterbent ward fürwar
Zu Nurmberg in disem Jar.

1569. Es mecht ain Wundern zwar wie wenig fred inn disem Jar
Wie wol nur nit zweifflet dran es ist offenbar Jedermann
Der Religion und sachen gleich erhebt krieg inn Frannckhreich
Das gleichen in Niderlannd drumb Manichs gschlecht nit heiraten kund.

Anschr. d. Verf.: Ansbach, Humboldtstr. 73.

**) Krankhaftes Tanzen.

Rudolf Könnemann:

Zur bevölkerungspolitischen Lage im Danziger Landgebiet

In Heft 6/1938 von „Volk und Rasse" erschien eine Untersuchung über bevölkerungsbiologische Fragen in der Stadt Danzig. Sie befaßte sich mit der durchschnittlichen Kinderzahl in über 5000 Danziger Familien und kam zu Ergebnissen, die zahlen- und wertmäßig trotz aller erreichten Erfolge noch nicht zu für die Zukunft unseres Volkes befriedigenden Schlüssen führten.

So lag die Kinderzahl aller untersuchten Schulen unter dem durchschnittlichen Erhaltungssoll 3,4, außer bei den Familien der Hilfsschulkinder. In den sozialen Schichten zeigte sich eine nach oben abnehmende Kinderzahl, mit Ausnahme der „obersten" Schicht.

Nun wurde auch im Landgebiet des früheren Freistaates Danzig die durchschnittliche Kinderzahl bei 1672 Familien untersucht (etwa 8% der Landbevölkerung, im Verhältnis etwa ebensoviel wie seinerzeit in der Stadt Danzig). Auch hier ergaben Stichproben gleichartige Verhältnisse auch bei den restlichen Danziger Gemeinden, so daß Allgemeingültigkeit für das Danziger Landgebiet wohl behauptet werden kann.

Hier fanden wir eine durchschnittliche Kinderzahl von 3,40 (gegenüber 3,01 im Stadtgebiet). Bei Einrechnung der kinderlosen Ehen (Städte Reichsdurchschnitt 20%, Land Reichsdurchschnitt 10%) beläuft sich die durchschnittliche Kinderzahl der Stadt auf 2,58, und des Landes auf 3,09.

Vergleichen wir diese Zahlen mit den absoluten und relativen Geburtenziffern in den Veröffentlichungen des früheren Danziger Statistischen Landesamtes, so ergeben sich zunächst scheinbar Widersprüche: 1937 hatte

Stadt Danzig bei 256000 Einwohnern 5700 Geburten, 22,3 je 1000.
Landgebiet bei 120000 Einwohnern 2700 Geburten, 22,5 je 1000.

Dieser Widerspruch ist aber eine Täuschung. Er beruht darauf, daß sehr viele Geburten ländlicher Mütter in den Entbindungsanstalten der Stadt Danzig stattfinden. Setzt man die entsprechenden Korrekturen ein (ich verdanke sie den Mitteilungen des Statistischen Landesamtes), so sind für 1937 von den 5730 Lebendgeborenen in der Stadt 465 abzuziehen, den 2669 Lebendgeborenen des Landes 235 zuzuschlagen, so daß wir nun die bereinigte Geburtenziffer in Stadt und Land lesen: 1937 hatte

Stadt Danzig bei 256000 Einwohnern 5265 Geburten, also 20,6 je 1000.
Landgebiet bei 120000 Einwohnern 2904 Geburten, also 24,2 je 1000.

Daraus ergeben sich als **Unterschiede** für Stadt/Land:
Kinderzahldurchschnitt Land 3,09 : Stadt 2,58 = 100 : 83,5.
Geburtenzahlen Land 24,2 : Stadt 20,6 = 100 : 85.

Also bei beiden Erhebungen etwa dasselbe Ergebnis. Im Altreich sind die Unterschiede Stadt/Land größer. Das Statistische Jahrbuch des Deutschen Reiches 1937 S. 40 gibt darüber Auskunft: Die Geburtenziffern betrugen:

Reich Land 21,5 : Stadt 15,6 = 100 : 72,6.
Danzig Land 24,2 : Stadt 20,6 = 100 : 85.

Die bevölkerungspolitische Lage im Danziger Gebiet ist also besser als im Gesamtreichsdurchschnitt, sowohl in der Großstadt Danzig als auch auf dem Lande.

Aber auch **wertmäßige** Unterschiede der Fortpflanzung lassen sich mühelos erkennen. Denn wenn auch die Vielfalt der sozialen Gliederung nicht so groß zu sein scheint wie in der Stadt, so sind die Unterschiede doch vielfach schärfer. Die Gegenüberstellung Landarbeiter, Tagelöhner, Instmann oder Kätner auf der einen Seite und Besitzer, Bauer bis Großgrundbesitzer auf der anderen zieht sich ja, wenn auch wechselnd abgegrenzt und benannt, durch alle Zeiten der Geschichte der ländlichen Gesellschaftsentwicklung hindurch. Die Milderung oder Beseitigung sozialer Spannungen auf dem Lande, ihre größtmögliche Lenkung zum Nutzen der Volksgemeinschaft ist auch heute wieder eins der Hauptprobleme des nationalsozialistischen Gesellschaftsum- und -neubaues. Aus den unerträglich gewordenen Spannungen erwuchs ja im 19. Jahrhundert neben anderen Gründen die **Landflucht**.

Das zur Rettung des Bauernstandes erlassene **Erbhofgesetz** verbindet ernährungspolitische mit bevölkerungspolitischen Zwecksetzungen allgemeinbewußtgewordener Art. Neben anderen Bewährungsbedingungen für die als Erbhofbauer gewährte Heraushebung wird die Forderung nach ausreichend hoher Kinderzahl, ja ganz besonders großer Kinderfreudigkeit dieser Gruppe unerläßlich. Die Kinderzahl bei den Erbhofbauern ist Gegenstand sorgfältiger Untersuchungen. Zu einem Urteil wird man erst bei längerem Bestehen des Gesetzes kommen können.

Es wurden nun die in der Liste enthaltenen Erbhofbauern ausgezählt:

a) Gesamtkinderzahldurchschnitt ländlicher Familien mit 1 oder mehr Kinder
3,40 davon kinderreich 38%,
b) Dasselbe mit Einschluß von 10% kinderlosen Familien
3,09 davon kinderreich 34,5%,
c) 80 Erbhofbauern haben 271 Kinder
3,38 davon kinderreich 49%.

Da der Anteil kinderloser Erbhofbauern = 0 ist, ist im hier untersuchten Falle eine etwas höhere Durchschnittskinderzahl festzustellen, ob im allgemein bevölkerungspolitischen Sinne ausreichend, glaube ich noch nicht.

In den Dörfern besonders unseres deutschen Ostens treffen wir oft den **Landarbeiter** als soziale Schicht an. Seiner Förderung, Entwicklung, sozialen Hebung und Besserstellung wird mit Recht größte Aufmerksamkeit geschenkt. Wir beweisen auch im vorliegenden Falle, daß der Stand des Landarbeiters besonders kinderfreudig ist. Seine Kinder spielen neben den zweitgeborenen Bauernsöhnen die Hauptrolle als Träger der Landflucht. Aus ihren Reihen erfolgt besonders stark die seit 100 Jahren bekannte Abwanderung an die Industrien Berlins und des Westens. Dieser Stand hat die „Auskämmung" des Landes besonders zu erdulden gehabt.

Nun seine Kinderzahl in unserer Erhebung! (Ohne Zurechnung der kinderlosen Ehen.)

Kinderzahl Städt. Gesamtdurchschnitt	3,01	kinderreich	27%
Städt. Arbeiterschicht	3,30	„	37%
Ländl. Gesamtdurchschnitt	3,40	„	38%
Landarbeiter, 222 Familien mit 949 Kindern	4,27	„	61%

Das Heiratsalter liegt bei den Landarbeitern sehr niedrig, kinderlose Ehen sind selten. Also kann die Kinderzahl 4,27 wirklich nahezu ohne Änderung mit den Richtzahlen bei

Einschluß der kinderlosen Ehen in Stadt und Land verglichen werden und gibt dann zu der entsprechenden Vergleichszahl 3,09 eine noch größere Mehrvermehrung des Landarbeiters an. Umsomehr erscheint aber eine Untersuchung auf rassischen Wert angebracht, um im vorsichtigen Ausleseverfahren die für Bauern- und Siedlerstellen geeigneten Landarbeiterfamilien herauszusuchen. Ich bin der Meinung, daß bei der Wiedereindeutschung der zurückgewonnenen Ostgebiete diese Frage ganz besonders scharf geprüft werden muß. Der Neusiedler im Osten des Reiches wird sich zum großen Teil aus den wertvollen Landarbeiterfamilien ergänzen müssen. Und daher ist diesem Stand nach Arbeitsverhältnissen, sozialer Besserstellung (Wohnungen!), Kinderzahl und gesteigerter Auslesemöglichkeit ganz besondere Beachtung zu schenken.

Als dritte ländliche Gruppe suchte ich schließlich die nicht zu Erbhofbauern erklärten Landwirte auf, die in den Listen einmal durch den eine Eigennahrung nicht erreichenden Besitz, dann durch die Angaben „Bauer, Besitzer, Eigentümer, Landwirt" gekennzeichnet sind. Fassen wir sie gleichsam als „ländlichen Mittelstand" auf, so müßte ihre Kinderzahl zwischen der der Erbhofbauern und der Landarbeiter liegen.

Kinderzahldurchschnitt	Erbhofbauern	3,38
	Nichterbhofbauern (69 Familien mit 258 Kindern)	3,72
	Landarbeiter	4,27

Also auch hier deutliche soziale Gliederung mit starkem Ansteigen der Kinderzahl in der „untersten" Schicht. Eine spätere Veröffentlichung soll lehren, wieweit in der hohen Kinderzahl der Landarbeiter die in der Stadt hilfsschulpflichtigen Kinder und damit belasteten Familien miteingeschlossen sind. Sie sind ja hier auf dem Lande nicht in besonderen Klassen zusammengefaßt, sondern verteilen sich auf die Normalklassen. Ihr Hundertsatz und ihre Kinderzahl kann wertvolle Vergleichsmöglichkeiten zum ländlichen Intelligenzproblem und damit zu der Frage des Wertnachwuchses auf dem Lande liefern.

Nun die Kinderzahl des Restes. Wir erhalten sie, indem wir die hier eindeutig erfaßten Berufsgruppen Bauern und Landarbeiter und die aus besonderen Gründen ausgezählten, nebenbei bemerkt recht kinderarmen Familien der Fischer in den Küstendörfern von der Gesamtstatistik abziehen.

Der Kinderzahldurchschnitt des Restes beträgt 3,25 bei 1238 Familien.

Dem Leser mag der Anteil des so summarisch erfaßten Restes groß vorkommen. Es sind Berufe, die nicht als erstrangig ländlich schaffend, aber ländlich wohnend, meist eigenversorgend, aber wieder nicht überschußerzeugend angesehen werden müssen. Handwerker jeder Art, Müller, Gärtner, Lehrer, Verkehrsbeamte, Gendarmen, Geschäftsleute aller Art sind weitverbreitet und alle mehr oder weniger bäuerlich verbunden. Ihre Einstellung zum Kind mag trotz beruflich gleicher Schichtung wie der „Mittelstand" der Stadt seit Jahrzehnten gesünder sein, da das Kind bessere Lebensbedingungen findet, leichter ernährbar (aber nicht bildbar!) ist und in viel mehr Fällen eine wichtige Hilfe bildet als in der Stadt. Die materiellen und bevölkerungspolitisch so oft verderblichen Gedankengänge der Stadt haben bisher nur vereinzelt Eingang gefunden. Eine Reihe von Dörfern liegt verkehrsnah der Stadt, andere wieder bei den besonderen geographischen und bisherigen politischen Verhältnissen des Freistaates (Weichselstrom, Grenzziehung) weiter von der Großstadt entfernt, als der Luftlinie entspricht. Die Bewohner der stadtnahen Dörfer sind ländlich verbundene „Arbeiter", die auf dem Dorfe Wohnung und landwirtschaftlichen Rückhalt, in der Stadt ihre Arbeitsstätte haben. Sie sind landverbunden, eigenversorgend, aber nicht überschußerzeugend. Ihre Schichtung ist parallel der städtischen und zieht durch alle Gruppen hindurch. Wir können ihre Kinderzahl, wenn auch ein wenig vergröbert, mit der städtischen Durchschnittszahl vergleichen:

Kinderzahl	der ländl. Sammelschicht	3,25.
„	Städt. Sammeldurchschnitt	3,01.

Es haben also hiernach gleichberufliche Schichten in Stadt und Land deutlich verschiedene Kinderzahlen. Die dem Kinde freundlicheren Entwicklungsströmungen des Landes haben also auch auf landbewohnende, wenn auch nur mittelbar landberufliche Schichten einen erfreulichen Einfluß ausgeübt. Daraus ergibt sich nun für das Streben nach höherer Kinderzahl auch in der Stadt eine wichtige Folgerung: Alle auf Auflockerung der großen Stadt, auf ländliche Bauweise, Stadtrandsiedlungen, Kleingartenbetrieb und ländliche Verbundenheiten gerichteten Entwicklungsströmungen der Großstadt werden neben volksbiologischer Auslese und weltanschaulicher Aufklärung nicht nur die Großstadt selbst, sondern auch den Willen zum Kinde bei ihren Bewohnern auflockern.

Bekämpfung der Landflucht, aber auch Verhinderung weiterer in der Stadt entstandener bevölkerungsbiologischer Entartungserscheinungen in ihrem Übergreifen auf das Land gehören zusammen.

Der uns aufgezwungene Abwehrkampf hat diese Fragen noch bedeutsamer gemacht als vorher. Die hier gegebene Untersuchung soll ein kleiner Beitrag zu ihrer Lösung sein.

Anschr. d. Verf.: Danzig-Oliver, Am Wächterberg 4.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

500 Jahre Dietl-Bauern. — Der Held von Narvik ein Landwirtssohn. Den Norden und Osten der Oberpfalz durchziehen Teile des Fichtelgebirges, des Böhmer- und Bayrischen Waldes, den Westen die östliche Abdachung des Fränkischen Jura, Hauptfluß ist die Donau, der hier der Regen, die den Regierungsbezirk durchströmende Nab mit Pfreimt, Schwarzbach und Vils sowie die Laber zufließen. An der Waldnab liegt die Stadt Weiden, in deren Umgebung die Vorfahren von General Dietl seit über fünfhundert Jahren auf ihren prächtigen Höfen sitzen. Es ist ein kerniges, wortkarges Bauerngeschlecht, das dort in Döltsch und Altenparkstein Torfstecherei und Viehzucht betreibt. Der Heimatboden und die Überlieferung sind diesen Menschen, die zäh am althergebrachten Brauchtum und der ererbten Scholle festhalten, heilig.

Noch der Vater von General Dietl wurde in Döltsch als Landwirtssohn geboren. Später kam er dann als Polizeibeamter nach Bad Aibling in Oberbayern, wo sein Sohn Eduard das Licht der Welt erblickte. Die Tapferkeit und verbissene Zähigkeit, mit der General Dietl an der Spitze der ihm anvertrauten ostmärkischen Gebirgsjäger und Matrosen untergegangener Zerstörer sich im hohen Norden gegen eine ungeheure Übermacht behauptete, mag nicht zuletzt auf seine Herkunft zurückzuführen sein. Mit

derselben Beharrlichkeit, mit der seine Vorfahren in der Oberpfalz am ererbten Heimatboden festhielten, klammerte sich General Dietl bei der Verteidigung von Narvik mit seinem Häuflein wackerer Krieger an den norwegischen Felsengrund, bis auch für ihn ein triumphaler Sieg herangereift war.

Bergbauern kinderreich. Die bevölkerungspolitische Bedeutung der Bergbauern in Deutschland geht aus einer Erhebung hervor, die die Landesbauernschaft Südmark in den landwirtschaftlichen Schulen vornehmen ließ. Darnach hatten im Gau Kärnten 369 Schüler und Schülerinnen 1955 Geschwister. Die durchschnittliche Größe der Familie, aus der sie entstammen, beträgt demnach 6,3 Kinder. Im Gau Steiermark hatten 263 Schüler und Schülerinnen 1197 Geschwister. Die Größe der Familie, aus der sie entstammen, beträgt durchschnittlich 5,6 Kinder. Im Durchschnitt der Landesbauernschaft Südmark hatten 632 Schüler 3152 Geschwister, sie entstammen also Familien von durchschnittlich 6 Kindern.

Volksdeutsche Geschlechterverfassung. Der Sippenforscher Hochschulprofessor Dr. Hermann Mitgau, der in enger Zusammenarbeit mit Dr. Ruttke, dem Vorkämpfer für Rasse und Recht, steht, hielt in Dresden einen sehr beachtenswerten Vortrag über das Thema „Volksdeutsche Geschlechterverfassung".

Die großen Völker aller Kulturen von Weltgeltung waren zur Zeit ihrer kräftigsten Jugend und größten inneren Festigkeit genealogisch, d. h. auf Geschlechtern den über die Dauer von Generationen hin zusammengefügten Einheiten der Mannesstämme ihrer Großfamilien aufgebaut. Sie waren nicht nur ein in sich geschlossener Blutsverband, sondern zugleich Lebens-, Wehr-, Reichs- und Herrschafts-, Kult-, Gesittungs- und Erziehungsgemeinschaft: der Urstand eines Volkes! Aus ihm erwuchs die Jungmannschaft, aus ihrer Auslese die Führer- und Herrscherschicht, aus ihrer Heiratspolitik die Reinerhaltung und Ertüchtigung rassischen Erbes und alle äußeren Voraussetzungen, um Stand und Lebensführung, um Ordnung und Bestand der Gesamtheit zu sichern — also alle Vorgänge des inneren wie äußeren Wachstums einer Volksgemeinschaft über die Dauer vieler Altersfolgen hin.

So war das Geschlecht „Erbträger" nicht nur im physisch-biologischen, sondern zugleich im völkisch-kulturellen wie wirtschaftlich-rechtlichen, wie vor allem staatlich-politischen Daseinsbereiche aller Stammesgenossen, deren Gemeinsamkeit von Heimat, Schicksal und Überlieferung, von Sprache und Rasse sie zum Volk, ihr politisch-staatlicher Wille zur Nation macht.

Weit über die bisherige Zahl hinaus ist heute der Zusammenschluß von Geschlechterverbänden notwendig, die mit besonderen Rechten und Pflichten im öffentlichen Leben ausgestattet sein sollen. Ihr wirtschaftliches Rückgrat könnte eine „Heimstatt" auf ähnlicher Grundlage werden, wie etwa der Erbhof oder die Adelsfideikommisse. Zugleich sollten die zukünftigen Sippenämter eine „Matrikel" der bodenständigen, erbgesunden Geschlechter bestimmter Landschaftsbezirke führen, und in Zukunft sollten Angestellte und Beamte wie auch ein besonderer Handarbeiterstamm in der Industrie in Arbeit, Beruf und Amt „heimatberechtigt sein". Es soll auf diesem Wege allmählich wieder ein auf der natürlichen Ordnung des Blutsverbandes heimat- und bodenverbundenes Familienleben, besonders im Bürgertum, aufblühen, als „Brunnenstube" des Gesamtvolkes, als der eigentliche Lebens- und Zwischenbereich des einzelnen Volksgenossen.

Gauamtsleiter Wolfgang Knorr. Die rassenpolitische Arbeit des Gaues Sachsen hat durch den Tod von Wolfgang Knorr[1]) einen schweren, kaum ersetzbaren Verlust erlitten. Seines Lebens Werk, das so früh abgerissen wurde, galt der Sicherung unserer völkischen Art, galt somit Deutschland in seinen tiefsten Belangen. Daß der vernichtende Kampf gegen die bedrohliche Überhandnahme des asozialen Elementes, damit der Kampf für die deutsche kinderreiche Familie, soweit vorgetragen werden konnte, ist das nie auszulöschende Verdienst dieses Mannes, der sich mit einer unverwüstlichen Kraft für seine Arbeit einsetzte und alle Fragen, die nur einmal an ihn herangetragen wurden, mit einer spielenden Leichtigkeit erfaßte.

Wolfgang Knorr war am 30. Mai 1911 in Wolkenburg geboren, als Sohn eines Arztes, und ist schon ganz früh mit einem lebendigen wachen Interesse in die großen politischen Aufgaben unseres Volkes hineingewachsen. Der junge Kämpfer für Führer und Reich wurde bereits 1932 Kreisredner, im folgenden Jahr Gauredner und zwei Jahre später vom Gauleiter mit der stellvertretenden Leitung des Rassenpolitischen Amtes im Gau Sachsen beauftragt, dessen Leitung er 1936 endgültig übernahm. Noch im gleichen Jahr wurde er Leiter der Hauptstelle „Praktische Bevölkerungspolitik" in der Reichsleitung dieses Amtes. Seit 1938 war er SA.-Sanitätsstandartenführer im Stab der SA.-Gruppe Schlesien.

All diese Arbeit auf bevölkerungspolitischem Gebiet, die weit über Sachsens Grenzen hinaus Früchte trug, war wissenschaftlich aufs gründlichste untermauert. Wolfgang Knorr, der im Jahre 1935 in Leipzig zum Dr. phil. promovierte, hat seine Doktorarbeit über die Kinderreichen in Leipzig geschrieben und damit zum ersten Male entscheidende Grundlagen für die Bearbeitung der deutschen und der asozialen Großfamilie geschaffen. Die sich hieraus ergebenden Resultate verwertete er dann für sein medizinisches Studium. Diese Doktorarbeit — er promovierte 1939 in Rostock — befaßte sich mit wichtigen erbbiologischen Untersuchungen. Besondere Ausweitung und Zielsetzung für den Nachwuchs erfuhr seine Arbeit durch einen Lehrauftrag für Rassenpflege an der Universität Leipzig. Im Auftrag des Gauleiters hatte er eine groß angelegte Asozialenerfassung im Gau Sachsen durchzuführen. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Hygiene-Museum, als Leiter der Untergruppe Sachsen des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst setzte er ebenfalls seine Kräfte ein. Zu seinen besonderen Aufgaben gehörte auch die Betreuung des Reichsbundes Deutsche Familie, der dem Rassenpolitischen Amt untersteht.

In seinem Amtszimmer liegen die Manuskripte weiterer bedeutsamer Arbeiten, die seine Hand nicht mehr vollenden wird.

Zusammengestellt von H. A. Blau.

Ergänzung zu dem Aufsatz: Zum Ahnenerbe großer deutscher Soldaten. Auf S. 7 dieses Jahrgangs ist in der Tafel III (Soldatische Ahnengemeinschaft aus kleinbürgerlichem Blut) zwischen Martin Arz, Bürger in Hermannstadt und Martin Arz, Pfarrer in Großau, ein dritter Martin Arz (1738—1805), Pfarrer in Mühlbach, einzufügen.

Dr. Banniza von Bazan.

[1]) Vgl. die Anzeige in Heft 8 S. 119.

Verantwortlich für den Inhalt: Prof Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde, und Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Waibel & Co., Anzeigen-Gesellschaft, München 23, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Carl A. Roßler, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin. — P.L. 6. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München. — Printed in Germany.

Heft 11 November 1940

Volk und Rasse

J. F. Lehmanns Verlag München-Berlin Einzelheft Rm. –.70.



Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum

Rassenkunde Rassenpflege

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

15. Jahrgang Heft 11 November 1940

Inhalt

Herausgeber: Staatsrat Präs. Prof. Astel, Min.-Rat Fehrle, Reichsamtsleiter Prof. Groß, Staatssekretär a. D. Gütt, Staatsminister i. R. Hartnacke, Prof. Helbok, Reichsführer SS Himmler, Prof. Mollison, Prof. Reche, Prof. Rüdin, Oberreg.-Rat Ruttke, Obermed.-Rat Schottky, Prof. A. Schultz, Prof. B. K. Schultz, Prof. Schultze-Naumburg, Prof. Staemmler, Prof. Wrede, Prof. Zeiß.

Hauptschriftleiter: Prof. Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde.

Hauptschriftleiter i. V.: Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin-Grunewald, Beyme-Straße 30.

J. F. Lehmanns Verlag, München 15 / Paul Heyse-Straße 26

Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.-, Einzelheft RM. -.70, Postscheckkonten des Verlags: München 129; Wien 59594; Danzig 3013; Budapest 13831; Bern Nr. III 4845; Reichsbankgirokonto München 7234; Deutsche Bank und Disc.-Ges., Zweigstelle Kattowitz (Postscheckkonto Warschau 300910); Kreditanstalt der Deutschen in Prag, Krakauer Gasse 11 (Postscheckkonto Prag 62730).

Volk und Rasse

15. Jahrgang 1940 · Heft 11 November

J. F. Lehmanns Verlag, München=Berlin

Lothar von Reppert=Rauten:

Das Antlitz des deutschen Soldaten

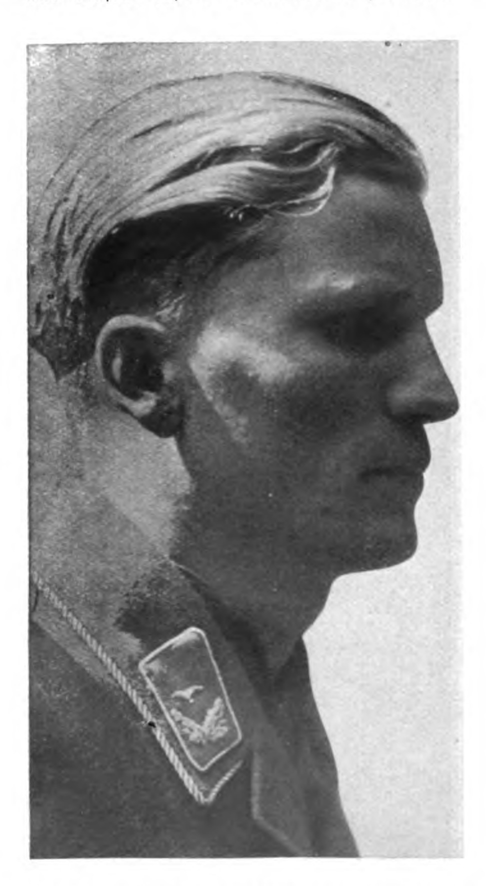
Das Antlitz des Soldaten ist das Antlitz seiner Nation, deren gesündeste Kräfte aus allen Ständen und Landschaften im Soldatentum zusammenströmen. In ihm drückt sich der Charakter des ganzen Volkes gleichsam zusammengedrängt in höchster bildhafter Verdeutlichung aus.

Aus den Tiefen des Seelischen wie des Geistigen dringen die geheimen Kräfte der Menschen an die Oberfläche, um Linien und Formen zu prägen. Der Aufbau der Form beruht zunächst auf den Erbanlagen, also auf den Grundlagen der Rasse. Gemüt und Intelligenz, die ihrerseits wiederum erb- und rassebedingt sind, entwickeln weiterhin die Prägung des Ausdrucks, der durch die Erziehung, die an den erbgegebenen Gemüts- und Verstandeskräften ansetzt und sie ausbildet, endgültige Gestalt gewinnt. So ergibt sich in klaren Abstufungen die Gesamtwirkung, die Wirkung auf den ersten Blick. Es erhebt sich aus diesem ersten Eindruck ein, wenn auch nicht erschöpfendes, so doch charakterzeichnendes und meist bleibendes Urteilsbild des ganzen Menschen. Versenken wir uns tiefer in dieses Urteilsbild des ersten Augenblicks, werden wir zunächst im einzelnen unsere intuitive Wahrnehmung bestätigt finden, um dann weiterhin wissenschaftliche Einsichten zu gewinnen. Die Deutung des Ausdrucks auf Grund einer allseitigen Beobachtung des betreffenden Menschen wird den Kreis unserer Forschungen schließen.



P.K. Boesig=Fltl. K.G.

Der Soldat in seiner gesamten Erscheinung, in Haltung und Bewegung ist die eindringlichste Formung der Natur seines Volkes. Zu der Erziehung in Familie, Schule und HJ., zu den traditionellen Auswirkungen der Kultur seines Volkes und seiner eigenen Vorfahren ist bei ihm noch die soldatische Ausbildung getreten; sie hat ihn durchgebildet und diese Formung im Rahmen individueller und rassischer Eigenart hervorgebracht. Und hier steht uns im Antlitz das reine, unverbildete Spiegelbild des





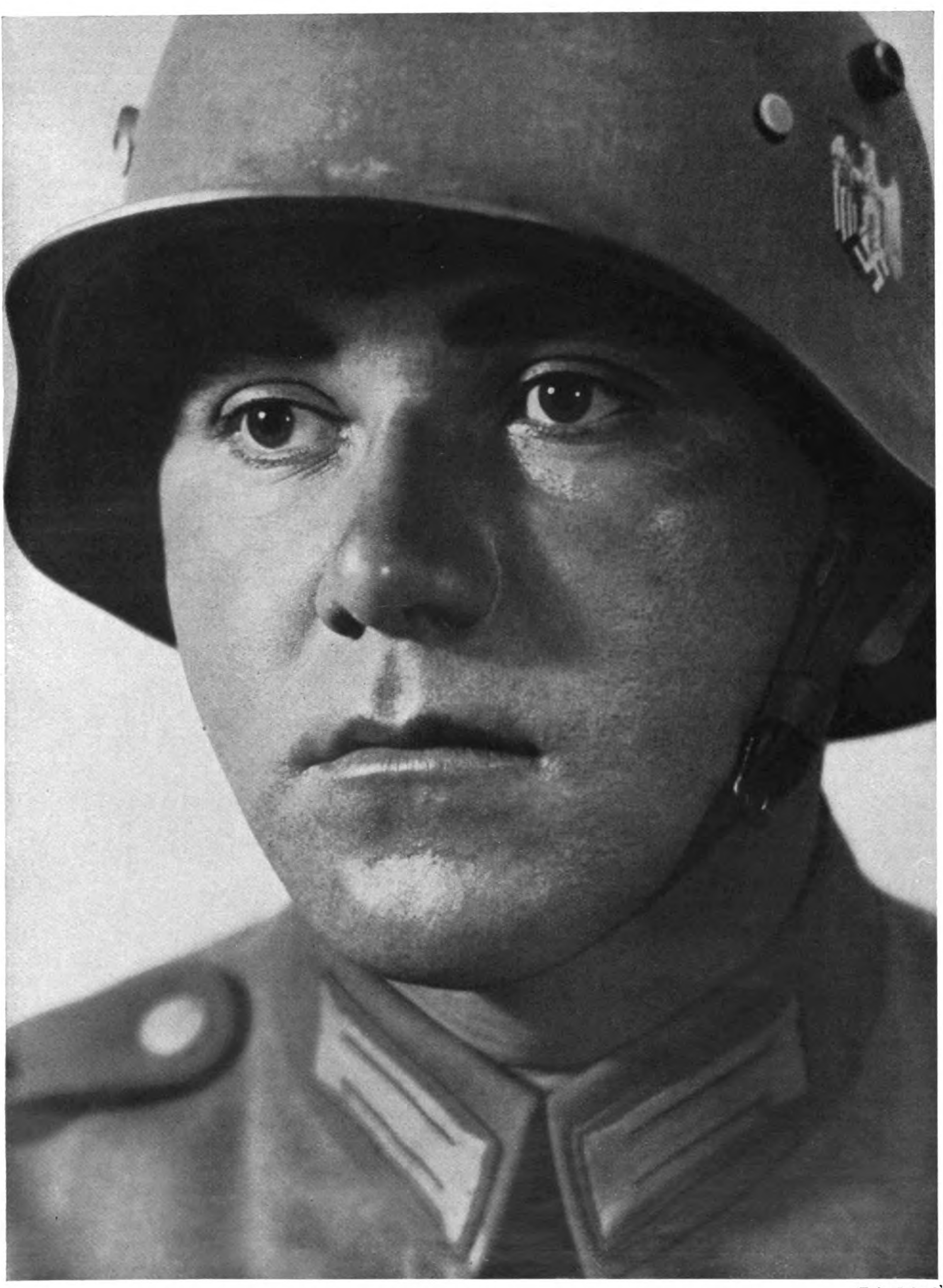
P.K. Kling

In den motorisierten Truppen lebt der alte Kavalleriegeist in neuen, an der Technik entwickelten Formen. Diese Waffengattung erfordert ebenso wie die Luftwaffe Wagemut und Draufgängertum zugleich mit der Beherrschung der Maschine



Aufn. E. Seuß

Keine der alten Truppengattungen hat durch das Aufkommen der neuen Spezialtruppen etwas an ihrer Bedeutung verloren. Jede einzelne verlangt wie immer höchste Hingabe und Einsatzbereitschaft, disziplinäre Einordnung und selbständiges Handeln



Aufn. E. Seuß

Ruhe, Besonnenheit und Zuverlässigkeit spricht aus den Zügen dieses Infanteristen.
Sein Mund zeigt entschlossenen Ernst

Inneren gegenüber. Vom Antlitz geht eine mehr oder weniger starke suggestive Kraft aus, die in den unsichtbaren Wellen, die von Mensch zu Mensch schwingen, jene Beziehungen festlegt, die das Verhältnis der Menschen zueinander regeln.

Im Antlitz drückt sich der ganze Mensch aus: Seine psychische und physische Einsatzmöglichkeit. In disziplinär gefaßter Geschlossenheit sammelt sich im Soldatengesicht das soldatische Wesen: die Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit, die ihm die Erziehung im Heere gegeben hat.

Die uniformierte Masse wird auf den ersten Blick leicht den Eindruck der Gleichförmigkeit erwecken; aber die gleichmäßige soldatische Erziehung arbeitet ja mit den verschiedensten Erbanlagen. So trägt jeder in das uniforme äußere Bild des Soldatenstandes seine persönliche Prägung hinein. Man blicke nur in die Gesichter deutscher Soldaten! In der Verschiedenheit rassischer Merkmale und Mischungen, in der individuellen Eigenart der Charaktere und Temperamente liegt jene geistige Beweglichkeit beschlossen, die für die verschiedenen Anforderungen, die der Krieg stellt, notwendig ist.

Einzelne Waffengattungen erzeugen einen bestimmten Soldatentypus, wie z. B. die motorisierten Truppen oder die Flieger. Dennoch gelangt bei aller Verschiedenheit der Anforderungen und Einsatzmöglichkeiten die unabänderlich fortreißende Gemeinsamkeit einer hohen geistigen Idee einheitlich zum Ausdruck.

Das Antlitz des deutschen Soldaten kann in seinen Rassemerkmalen natürlich ebensowenig einheitlich sein, wie es der Gesichtstypus anderer großer Völker ist. Verschiedene Rasseströmungen sind im Laufe der Jahrtausende ineinander übergeflossen. Wir unterscheiden im wesentlichen die Nordische, die Fälische, die Dinarische, die Ostische und die Westische Rasse, aus denen mannigfache Mischungen und Kreuzungen hervorgegangen sind. Der Nordische Typ mit seiner ausholenden Hinterhauptslinie, den klar abgesetzten Linien des Gesichts und den hellen, prüfenden Augen; der Fälische Typus mit seinem derben, kantigen Gesicht, dem massigen Kinn, der breiten Stirn und den trotzigen, durch die Lider stark bedeckten Augen; der Dinarier mit langem, schmalem Gesicht, Kurzschädel, groß wirkenden Augen, breitem Mund und starker, oft nach unten gebogener Nase; der Ostische Mensch mit dem Rundschädel, gewölbter Stirn, kurzer Nase und kleinem Mund, im ganzen von vorn flächig wirkend; der Westische Mensch mit weichgeschwungenen Gesichtslinien, dunklen Augen und Haaren — sie alle mit ihren blutgemäßen Überschneidungen und Variationen bieten sich im Antlitz des deutschen Soldaten dar. Und mit ihnen beleben sich die Züge des deutschen Soldatengesichts mit Nordischer Herrentümlichkeit und Verhaltenheit, mit Fälischer Schwere, Wurzelhaftigkeit, Wucht und Standfestigkeit, mit Ostischer Bereitschaft zum Dienen und zur Hingabe, mit Westischer Darbietungs- und Ausdrucksfreude, mit Dinarischer Kampfeslust.

Aber es soll hier nicht im wesentlichen über eine rassische Zergliederung und Auslegung des deutschen Soldatengesichts gesprochen werden. Es soll sich vorzüglich um die Grundeigenschaften der ganzen Nation handeln, die dieses Antlitz geformt haben — um die Verbundenheit zwischen Volk und Soldatentum, die sich in seinen Zügen ausdrückt.



P.K. Kraupa

Die Vorposten- und Minensuchboote führen ebenso einen heldenmütigen Kampf wie die U-Boote. Wachsamkeit und Beobachtungsfähigkeit, die jeder echte Soldat haben muß, ist in den Gesichtern dieser Seeleute aufs höchste ausgeprägt

Die Volkstümlichkeit, das Vertrauen und die Bewunderung des ganzen Volkes, deren der deutsche Soldat wie kein anderer gewiß ist, prägt den schlichten Stolz des Soldatenantlitzes und gibt zugleich den Stolz des Soldaten auf seine Heimat, auf seine Nation wieder, die er mit seinem Leben zu verteidigen gewillt ist, mit der er bis aufs letzte in seinem Handeln und Denken eins ist. Darauf, daß die seelischen und geistigen Werte seiner Menschen richtig angesetzt sind, beruht in Deutschland die Freude am soldatischen Leben schon im Frieden und, daraus sich ins Höchste steigernd, im Kriege. Sie leuchtet aus den deutschen Soldatenangesichtern und in edelster Form drücken sich darin alle kriegerischen Eigenschaften aus: Mut, Entschlossenheit, Selbstbeherrschung, Geistesgegenwart und überlegene Ruhe gegenüber dem geschlagenen Feind. Menschlichkeit steht in seinen Zügen, der bei aller Kampfeshärte und Unerbittlichkeit des Willens zum Siege der abgenutzte Begriff des Berserkertums fremd ist. Der Ehrbegriff, das Allgemeingut der deutschen Wehrmacht als unumstößliches Gesetz, veredelt die Züge des deutschen Soldatenantlitzes ebenso, wie die grundlegende Einstellung, daß der Krieg für den deutschen Soldaten niemals eine Frage der „Rentabilität" sein kann, jene überraschend ideelle Wirkung seines Ausdrucks schafft.

Das deutsche Volk, allein durch seine geographische Lage seit etwa zwei Jahrtausenden zu harten Behauptungskämpfen gezwungen, aus friedlicher Kulturarbeit immer wieder herausgerissen, zu steter Wachsamkeit und Wehrbereitschaft gedrängt und im Raume beengt, hat in dieser Richtung Eigenschaften entwickelt, die in der Welt einmalig dastehen, die seinen Charakter und damit sein Antlitz im Meißelschlag der Zeit geformt haben.



Aufn. Mauritius

Der hier abgebildete Südtiroler diente freiwillig bei den ostmärkischen Gebirgsjägern. Diese südlichste deutsche Truppe hat ihre Härte und Zuverlässigkeit vor Narvik unter Beweis gestellt

Die seelische Kampfkraft des preußischen Heeres, des festesten Kerns der deutschen Wehrmacht, in den Befreiungskriegen von 1813—15 durch die Wucht der Befreiungsidee wohl am stärksten zur Geltung gebracht und in heißem Ringen erprobt, schuf einen Soldaten- und Führertyp von unvergleichlicher Eindringlichkeit und überzeugender Wirkung, der inzwischen längst über Preußen hinaus ganz Deutschland ergriffen hat und mit der soldatischen Überlieferung anderer deutscher Stämme zusammenwuchs. Die Achtung vor dem Soldatenstand in Deutschland ist begründet in dem Aufstieg, den ihm sein Soldatentum eroberte. Die Soldatenzeit, die allgemeine Wehrpflicht, ist eine Ehrenzeit und Ehrenpflicht, die in allen Kreisen volkstümlich ist. Nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden ist das Soldatische tief im Volkscharakter verwurzelt. Um so ernster wird es im Falle der Verteidigung des Vaterlandes in Erscheinung treten; dieser Ernst mit seinen ethischen Hintergründen formt die von äußerster Entschlossenheit durchdrungenen Züge unserer Waffenträger, deren Grundeigenschaften auf Pflichtgefühl und Ordnungssinn aufgebaut sind.

Die Weltanschauung des Deutschen ist nicht nur für einzelne Stände, Kasten oder Typen bestimmt, sondern für alle Deutschen. Jeder ist ein echter Deutscher und fühlt sich in seiner Gesinnung mit allen seinen Volksgenossen innig verbunden. Auch hieraus wiederum ergibt sich eine einheitliche Prägung im Ausdruck des Antlitzes. Diese von innen her wirkende Prägung macht nicht an der Form halt, die ja nach den einzelnen rassischen Ursprüngen verschieden ausfallen muß, sondern erzeugt die geistige Gemeinsamkeit des Ausdrucks etwa in der Weise, wie man sie bei Angehörigen des gleichen Berufs häufig vorfindet.



P.K. Hildmann

Die gespannte Aufmerksamkeit im Gesicht dieses Artilleristen zeigt, daß er ganz seiner Aufgabe hingegeben ist, die neben anderen soldatischen Eigenschaften „Kombinationsfähigkeit" verlangt

Die Realisierung des Ideellen könnte man den Einsatz einer Armee im Kriege nennen. Welche Armee auf der Welt aber wäre zu dieser Mission mehr berufen als die deutsche!

Aus der Ordnung kann bisweilen Freiheit hervorgehen, wie Moltke sagt. Dieses Streben, durch Ordnung zur Freiheit zu gelangen, ist dem deutschen Soldaten eigentümlich. Er ist zum Denken erzogen, zum selbständigen Denken und Handeln. Seine Augen, seine Stirn, sein Mund sprechen davon. Die technischen Errungenschaften der modernen Kriegführung haben diese Denkarbeit und die Konzentration ihres Ausdrucks notwendigerweise erhöht.

Das Soldatentum ist eine ordnende Macht, sie zähmt das Willkürliche, um es in Selbstbeherrschung umzuformen. Die Selbstbeherrschung lehrt uns, auch im Kriege, den wir Deutsche aus sittlichen Gründen führen, menschlich zu bleiben. Alle diese Grundlagen geben dem Deutschen — und damit dem deutschen Soldaten — die wohltuende, klare Ruhe des Blicks. Sein reines Gewissen der Welt gegenüber offenbart sich in seinen Zügen.

Das deutsche Heer in seiner Gesamtheit hat in diesem Kriege die Realisierung des Ideellen geschaffen und damit den Krieg der Idee mit den eisernen Schlägen seiner Waffe gefestigt und in seiner Schlagkraft vervielfacht. Ost- und West-, Nord- und Süddeutsche stehen in gemeinsamer Siegesfront, und ihr Antlitz unter dem Stahlhelm nimmt durch die gemeinsame Beseelung einen geradezu klassischen Ausdruck an.

Die Gesichter toter Soldaten legen gleichsam das Ewige in der Gestaltwerdung des Inneren in der letzten Phase vor dem irdischen Verfall noch einmal erschütternd fest. Der Körper schwindet, der Geist bleibt über dem deutschen Raum — jener Geist, der dem Antlitz des deutschen Soldaten für seine Lebensbahn und dadurch dem Antlitz seiner Nation zeitlos bleibenden Ausdruck verleiht.

Anschr. d. Verf.: Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 171.

Rolf G. Haebler:

Völkerbrücke Gibraltar

Das Rätsel der Blonden in Afrika

Die großen weltgeschichtlichen Ereignisse unserer Tage: der Kampf um das Mittelmeer und der in seiner geopolitischen Auswirkung heute noch nicht abzuschätzende Kampf um ein neues Afrika, um eine neue Ordnung der europäischen Kolonialpolitik, haben unsere Aufmerksamkeit auch auf den Raum jenseits der mediterranen Welt gelenkt. Das Problem „Eurafrika" hat heute in allen seinen Zusammenhängen zeitnahe Fragen aufgeworfen, und die viele, viele Jahrtausende umfassende Geschichte dieses Raumes birgt eine Fülle von geopolitischen und völkisch-rassischen historischen Zusammenhängen. Die Schicksale der Völker in den Erdteilen um das Mittelmeer waren in geschichtlicher Zeit, von den Phöniziern und Ägyptern, von den Karthagern und Römern, den Arabern und dem christlichen Abendland an bis heute, stets mit der allgemeinen Kulturentwicklung im eurafrikanischen Raum eng verknüpft. Aber auch schon in vorgeschichtlichen Zeiten bestand ein offenbar sehr naher Zusammenhang zwischen Europa und Afrika. Denn in vorgeschichtlichen Funden und in auffälligen Rassemerkmalen noch lebender afrikanischer Menschen künden allerlei Spuren von jenen Zusammenhängen. Erstaunliche Spuren, wenn man von landläufigen Vorstellungen ausgeht: Rätsel und Probleme, wenn man als Forscher jene uralten Zusammenhänge zu verstehen und zu klären versucht.

Die geographische Voraussetzung solcher völkischer und kultureller Zusammenhänge zwischen dem europäischen und dem afrikanischen, vor allem nordafrikanischen Raum war die vorgeschichtliche tektonische Gestaltung jener Stelle, an welcher die beiden Erdteile sich am nächsten kommen: der Meerenge von Gibraltar. Dieser Grabeneinbruch zwischen zwei Meeren, dem Atlantischen Ozean und dem Mittelmeer, zwischen zwei Kontinenten, Europa und Afrika, ist im Laufe der Jahrhunderttausende die dritte, jüngste Revolution, die beide Meere mit einander verbunden hat. In sehr frühen Zeiten müssen Verbindungen vom Mittelmeer zum Atlantischen Ozean über Südspanien und Marokko bestanden haben. In den Zwischenzeiten haben Hebungen stattgefunden, die aus den trennenden Engen Brücken machten. Auch die Breite der Meerenge von Gibraltar hat sich wiederholt geändert. So läßt, wie dies Otto Jessen ausführlich nachgewiesen hat, der Befund der Geologen durchaus die Möglichkeit, ja Sicherheit zu, daß vorgeschichtliche Völker aus europäischen Räumen nach dem Süden gewandert sind, ebenso wie andere Völker von Afrika nach der iberischen Halbinsel wanderten, denen die Meerenge kein Hindernis bedeuten konnte, weil entweder in jener Zeit überhaupt keine Meerenge vorhanden war oder auch weil sich das Land so weit gehoben hatte, daß eine Überquerung ohne Schwierigkeiten erfolgen konnte. Mit zwei solcher vorgeschichtlicher Nordsüdwanderungen haben wir es hier zu tun.

Man darf nach Bosch annehmen, daß frühestens im Neolithikum, spätestens zu Beginn der Bronzezeit, vielleicht in verschiedenen Etappen, ein Volk vom Typus der Cromagnonrasse über die Meerenge nach Nordafrika eingewandert ist. Auf jene Nordisch-Fälische Einwanderung von Nord- und Mittelportugal aus, wo diese Rasse nachweisbar ist, Westspanien scheidet aus, scheinen nun jene Menschen zurückzugehen, die als „Blonde Berber" schon seit langem den Forschern Rätsel aufgegeben haben.

Die nordafrikanischen Berber sind keine einheitliche Rasse. Ein Teil weist ausgesprochene hamitische Züge auf. Ein anderer Teil scheint mit den Menschen jener Völkerwelle verwandt zu sein, die in spätneolithischer Zeit von Afrika über Gibraltar — also in entgegengesetzter Richtung — nach Südostspanien hinüberströmte und die Grundlage der Iberer bildet: dunkle Augen und dunkle Haare, schlanker Körper, längliche Kopfform und an den bedeckten Körperteilen weiße Hautfarbe — der Westmediterrane Typus. Das große Rätsel aber war der dritte Bestandteil der allgemein Berber genannten Stämme: Menschen von Nordischem Typus, mit langem Schädel, blauen Augen und hellbraunen, blonden bis weißblonden gelegentlich sogar rötlichen Haaren! Noch vor wenigen Jahrzehnten wurden zwei Fünftel bis ein Drittel der Bevölkerung im Rif, im Hinterland von Tanger und Tetuan diesem Typus zugerechnet: ein deutscher Forscher, Quedenfeld, erklärte damals, auf den ersten Blick könne man sie für norddeutsche Bauern halten, und englische Forscher verglichen sie mit Schotten.

Auf der Suche nach der Abstammung der blonden Ra-

bylen kamen die meisten zu der Annahme, in ihnen Nachkommen der Vandalen zu finden: eine Vermutung, die aber heute wohl mit Sicherheit als falsch betrachtet werden kann. Die Mannen Geiserichs sind restlos untergegangen. Auch die Vorstellung, daß die Blonden in Nordafrika Nachkommen germanisch-römischer Legionäre seien, ist unhaltbar; wo diese im nordafrikanischen Imperium seßhaft wurden, haben sie sich sehr rasch vermischt — rein zahlenmäßig lassen sich außerdem weder nach der Masse, noch nach der Verbreitung die „Blonden Afrikaner" — der nordische Typus unter den Berbern — durch vandalische, alanische oder durch eine Nachkommenschaft von germanischen Legionären erklären.

Eine andere Theorie stützt sich auf die Dolmenkultur Nordafrikas. Daß mit den Megalithbauten von Portugal, wo ihre primitivsten Formen bis in die reine Neolithzeit zurückreichen, über Andalusien, wo spätere Formen vorhanden sind, ihre Schöpfer nach Nordafrika hinüberwanderten, ist nahezu selbstverständlich: denn die nordafrikanische Dolmenkultur ist die jüngste Form, vielleicht in ihren Anfängen bronzezeitlich. Manche Formen sind sogar erst in nachchristlicher Zeit entwickelt worden, und wie **Frobenius** nachgewiesen hat, bestehen hier eindeutige Zusammenhänge: die polygonalen Steinkisten Mauretaniens seien den älteren Dolmenformen Portugals analog und deuteten auf einen Kulturzusammenhang.

Es gibt aber noch einen weit schlüssigeren Beweis dafür, daß in vorgeschichtlicher Zeit eine große Wanderung nördlicher europäider Menschen vom Typus der Cromagnonrasse über Gibraltar nach Nordafrika stattgefunden haben muß. Diese Menschen scheinen im Laufe der folgenden Jahrtausende sehr weit vom Westen in den Osten des nördlichen Afrika vorgedrungen zu sein, und zwar wissen wir dies durch Feststellungen ägyptischer Historiker jener Zeit. Um das Jahr 2400 v. Chr., gegen Ende des Alten Reichs, tauchten unter der VI. Dynastie zum erstenmal an der Westgrenze Ägyptens „blonde Lybier" auf. Das war eine große Sensation für die Ägypter, denn bis dahin waren sie gewohnt, in ihrer Nachbarschaft die Tehenu, äthiopische Hamiten von rotbrauner Hautfarbe und schwarzgewelltem Haar zu sehen. Die neuen „Lybier" wurden, wie **Möller** berichtet, Temhu oder Tuimah genannt und von den Ägyptern als blond, blauäugig, hellhäutig geschildert. Auch hätten sie eine andere Tracht getragen. Aus ägyptischen Gräberfunden ist dies Nordische Rassenelement von jener Zeit an ebenfalls nachzuweisen.

Nun gibt es aber auch in den südalgerischen Hoggarbergen heute noch erstaunliche völkische Reste jener vorgeschichtlichen Einwanderer aus Europa, geschlossene Reste mit uralten Brauchtümern. Sie sind erst in den letzten zwei Jahrzehnten zum erstenmal näher, wenn auch noch lange nicht restlos erforscht worden. Wenn schon die einzelnen blonden Kabylen und Berber in Nordafrika einiges Erstaunen hervorrufen, so gilt dies noch weit mehr von den Tuareg, einem Volk, das im Hoggarmassiv der nördlichen Sahara, etwa 1600 km südlich von Biskra siedelt. Die dort wohnenden Tuareg unterscheiden sich in vielem so eigenartig, so erstaunlich, so überraschend von den übrigen Bewohnern dieses Erdteils, daß manche geneigt sind, in ihnen den letzten Rest nordafrikanischer Urbevölkerung zu sehen.

Der bedeutendste Stamm der Tuareg sind die als Kamelzüchter weithin berühmten Ihaggaren. Aber vielleicht gibt es noch einen älteren Bestandteil jener frühen Rasse, einen noch verhältnismäßig rein erhaltenen völkischen Splitter Nordischer Afrikaner: abgeschlossen von aller Welt soll (n. Die Große Völkerkunde) in dem wilden Gebirgsland von Air noch ein Stamm leben mit noch hellerer Hautfarbe als die Tuareg und eine fremde Sprache sprechend, die mit keiner der afrikanischen Sprachen und mit keinem der vielen Berberdialekte verwandt ist.

Das erinnert an jenen, von **Wölfel** behandelten, nicht minder seltsamen Rest von Ureinwohnern auf den Kanarischen Inseln, die dort heute noch verstreut, ebenfalls in abgeschlossenen Gebirgstälern hausen und von heller Hautfarbe, blond und blauäugig sind. Auch die Abkunft dieser Ur-Kanarier, die man Guanchen nennt, hat man lange Zeit mit der „Vandalen-Theorie" zu erklären versucht: hier eine noch abwegigere Erklärung als bei den blonden Kabylen. Mit viel mehr Recht darf man in ihnen eine abgesprengte Welle jener Cromagnonmenschen sehen. Auf den abgeschlossenen, gebirgigen Inseln haben sie sich dann lange Zeit reinrassig erhalten können, bis die Spanier im Mittelalter die Inseln eroberten. Über das weitere Schicksal, das zur allmählichen Ausrottung der Guanchen führte, sind wir unterrichtet: die Mehrzahl wurde von den spanischen Eroberern in den Kämpfen niedergemetzelt, der Rest wurde zu einem großen Teil gefangen genommen und dann als Söldner und Sklaven nach Amerika verschifft, wo sie im Dienst der spanischen Konquistadoren gegen die Inkas in Peru eingesetzt wurden. Dort gingen sie wohl meist zugrunde. Der Teil, der auf den Kanarischen Inseln blieb, vermischte sich im Laufe der Jahrhunderte mit den eingewanderten Spaniern. Nach sorgfältigen Nachforschungen in spanischen und vatikanischen Archiven läßt sich dies Aufgehen der einzelnen Sippen nachweisen. Ein kleiner Rest konnte sich in entlegenen Seitentälern der gebirgigen Inseln als Bauern und Hirten bis heute erhalten. Verschiedene Funde auf den Kanarischen Inseln deuten auf die Steinzeit hin: was wiederum mit den nordafrikanischen Funden übereinstimmt.

So darf man einen völkischen Zusammenhang zwischen den Guanchen und den „weißen Tuaregs" annehmen. Eine wesentliche Voraussetzung aller dieser Annahmen ist selbstverständlich die geographische Tatsache, daß zur Zeit der Cromagnonleute Nordafrika bis in die Sahara noch ein geeignetes Siedlungsland war. Die vielfältigen Forschungen der letzten Jahrzehnte lassen keinen Zweifel daran. Heute ist man der begründeten Meinung, daß erst gegen die Römerzeit durch Raubbau an den Wäldern, durch den Laubfraß und die Grasverwüstung riesiger Herden und mit dem dadurch hervorgerufenen Sinken des Grundwasserspiegels die Wüstenbildung der Sahara verursacht wurde. Die Folge war das allmähliche Aussterben der Urbevölkerung bis auf die Reste, die sich erhalten konnten: und solche, freilich nicht mehr reine Abkömmlinge scheinen die Tuareg zu sein. Sie unterscheiden selbst „schwarze" und „weiße" Tuareg.

Die Angaben über die Zahl der Tuareg schwanken: manche geben 150000 an, andere schätzen 60000, aber vielleicht ist auch diese Zahl noch zu hoch. Die Tuaregstämme unterscheiden sich von den Berbern, zu denen man sie im allgemeinen zu rechnen pflegt, was keineswegs richtig wäre, in kultureller Hinsicht auf eigenartige Weise, wenn auch in neuester Zeit auch hier die europäische Zivilisation, die Rassenmischungen und der Islam die alte bodenständige Kultur mehr und mehr zerstören. Indessen sind bei den Tuareg — und bezeichnender Weise ebenso bei den Guanchen der Kanarischen Inseln — noch Reste einer ursprünglichen Religion festzustellen: und zwar gegenüber der Vielgötterei, dem Fetischismus und Dämonenglauben der negerischen Bevölkerung, wie gegenüber der islamischen Welt, Reste einer zweifellos sehr alten, ausgesprochen monotheistischen Religion. Die Tuareg kennen den religiösen Begriff eines höchsten alleinigen Gottes, den sie Massinegh nennen, das heißt: „Unser Gott".

Noch in einer anderen Hinsicht kann man bei diesem hellhäutigen Stamm uralte Überlieferungen als lebendige Tradition feststellen. Bei den Tuareg herrscht nämlich

noch in weitem Umfang das Mutterrecht. In der Stellung ihrer Frauen offenbart sich gegenüber den islamischen Völkern ringsum eine überraschende, schroffe Gegensätzlichkeit: nicht nur, daß die Frauen unverschleiert gehen, während die — Männer einen Schleier tragen, die Frau ist auch politisch gleichberechtigt und nimmt sogar, eine afrikanische Amazone, an den Kämpfen teil! Sie ist aber auch in einem erstaunlichen Maße Trägerin von Kultur und Bildung. Nur die Frauen lernen die alte nationale Schrift, das Tifinagh, lesen und schreiben. Sie beherrschen die alte einsaitige Geige. Sie sind die Bewahrerinnen der mündlich überlieferten, sehr reichen Sagenwelt und der „modernen" Dichtungen. Denn die Tuareg besitzen eine Literatur, eine ausgesprochene Nationalliteratur, deren Strophen und Versbau schon sehr entwickelt ist — und wiederum erscheint es seltsam, daß die formalen Elemente dieser Dichtungen weder aus arabischen, noch etwa aus Anregungen des griechisch-römischen Kulturkreises entstanden sein können —, vielleicht führt ein Weg nach dem frühen Karthago? Hier sind noch viele Rätsel zu lösen. Man weiß nur, daß Sprache und Schrift der Tuareg sehr alt sind: in Felsenhöhlen sind unentzifferbare Inschriften eingemeißelt, zu denen die Tuareg zwar Worte murmeln, aber den Sinn dieser überlieferten Worte verstehen sie nicht mehr.

Die Pflege der alten Dichtungen, die von Heldentaten und Kämpfen erzählen, wie Homer oder wie das Nibelungenlied, weist ebenfalls bestimmte und recht eigenartige Formen auf — es klingt allerdings für uns Europäer sehr seltsam und muß den afrikanischen Söhnen des Propheten geradezu entsetzlich vorkommen, daß bei solchen Veranstaltungen die alten Männer ins Bett geschickt werden und nur die jungen Männer und Frauen, die Jünglinge und Mädchen aufbleiben dürfen! Es finden dann dichterische und gesangliche und musikalische Wettkämpfe statt — wie beim Sängerkrieg auf der Wartburg zu Tannhäusers Zeiten — und dem Sieger winkt der Minnelohn!

Die Ur-Tuaregs scheinen eine schriftliche Ehewerbung gekannt zu haben. In dem Boden von Höhlen, die vermutlich eine religiöse Bedeutung hatten, fand man auf dem Boden in der Hoggarsprache Inschriften eingemeißelt, deren kurze Texte sowohl Heiratsanträge als auch „Körbe" wiedergaben. Darunter standen dann die Namen. Ferner wurden, wie de Prorok in seinem auch sonst aufschlußreichen Buch erzählt, eingekratzte Umrisse von Füßen gefunden: ein Männerfuß neben einem Frauenfuß. Dies scheint das einfachste standesamtliche Dokument, zugleich mit Steckbriefsignum, zu sein, das bisher auf der Welt niedergezeichnet wurde. Die Entstehungszeit solcher Höhlenstammbücher wird allerdings erst auf den Beginn unserer Zeitrechnung geschätzt.

Einen ganz besonderen wertvollen Hinweis auf uralte Zusammenhänge zwischen Europa und Afrika aber gab die Entdeckung des bis dahin nur aus Tuaregsagen vermuteten Grabes der Königin Tin Hinan, der „Mutter aller Tuareg", durch Prorok. Es liegt südlich vom Hoggarmassiv in der dort etwa 1500 m hohen hügeligen Sahara. Die Grundfläche der Grabstätte betrug etwa 500 Quadratmeter, und über den Grabkammern erhob sich ein hohes Mauerwerk. Zwar erwies sich die Grabstätte als weit jünger, als ursprünglich zu vermuten war; nach dem aufgefundenen Schmuck dürfte es sich um das 4. Jahrhundert v. Chr. handeln, aber es wurde auch eine kleine steinerne Figur gefunden, die „Lybische Venus", die sehr, sehr viel älter ist: vielleicht ein Familienerbstück aus uraltester Zeit, vielleicht eine Reliquie, sicherlich ein religiöses Bildnis. Es ist möglicher Weise sogar noch von der Aurignaczeit beeinflußt, sodaß diese steinerne handgroße Venus der Sahara viele zehntausend Jahre alt wäre!

Zweifellos ist sie dann älter als die Einwanderung der Cromagnonleute. Dies führt zu den ältesten Zeiten einer Besiedelung Afrikas durch Menschen aus dem Norden, lange, lange vor der Wanderung der nordisch-fälischen Völker.

Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß in der ersten Hälfte der Eiszeit Gruppen der Neandertalrasse südwärts zogen, um dem immer ungünstiger werdenden europäischen Klima zu entgehen. Dabei kamen sie auch nach Südspanien, kamen nach Gibraltar. In einer Höhle des Gibraltarfelsens hat man schon 1848 einen Schädel gefunden, der einen neandertalartigen Typus aufweist, und neuere Funde von 1926 ergaben dieselbe Feststellung. Die Überquerung der Meerenge kann den Neandertalern keine besonderen Schwierigkeiten bereitet haben, da zu jener Zeit die Straße von Gibraltar schmäler gewesen sein muß als heute. Eine große Reihe von Funden in Nordafrika zeigen, wie auch Menghin nachweist, den Zusammenhang dieser Moustérienkulturen: die nordafrikanischen Fundstätten enthalten das vollkommen gleiche Steininventar wie die spanischen Fundstätten.

Hierzu kommt noch als entscheidende Voraussetzung die geographische und siedlerische Möglichkeit einer solchen Flucht in den afrikanischen Raum, da die Eiszeit für Nordafrika eine Regenzeit war. Wo heute Sand und Fels und Wüste ist, kümmerlich an einzelnen Stellen durch unterirdische Flüsse mit Feuchtigkeit gespeist, so daß sich dort einzelne Oasen entwickeln konnten oder durch artesische Brunnen geschaffen werden können, da erstreckte sich einst ein mehr oder weniger üppiges Weideland. In der Sahara wurden Herdplätze aus vorgeschichtlicher Zeit entdeckt, deren Asche eine Fläche von 200 m Länge und 150 m Breite bedeckte, hunderte jungsteinzeitlicher Feuersteine wurden dabei gefunden, neben Schneckenhäusern und Muschelschalen. Eine dort ausgegrabene Steinaxt besaß das ehrwürdige Alter von 100000 Jahren. In der Altsteinzeit war Nordafrika zweifellos nirgends Wüstenland, sondern ein wohlbewässerter Raum mit guter Pflanzendecke. Auch die Sahara war besiedelt: Reibmühlen der Jungsteinzeit, die in der Sahara gefunden wurden, beweisen sogar eine ziemlich dichte Ackerbevölkerung. In den heute ödesten Gegenden weideten Rinder, Pferde, gab es Wagen mit Zugtieren. Der Menschenschlag muß zum Teil sehr hochwüchsig gewesen sein — bis 2,20 m Größe sind nachgewiesen, Menschen mit wuchtigem Körperbau, breitem Schädel, hoher Stirn. Der paläolithische afrikanische Mensch ist überhaupt nur durch nichtnegerische Funde belegt, und bis ins neolithische Zeitalter hinein sind negerische Rassenzüge nicht anzutreffen.

Die Ausbreitung jener Menschen muß sich sehr weit erstreckt haben: nicht nur über ganz Nordafrika und den größten Teil der Sahara, sondern auch hinüber bis nach Ägypten und von dort ostsüdwärts. Auch dafür konnte in den letzten zwei Jahrzehnten der Beweis erbracht werden, als es endlich möglich wurde, die wüsteste aller afrikanischen Wüsten zu erforschen, die Lybische Wüste — deren wenige Oasen heute Stützpunkte im Krieg an der ägyptischen Westgrenze sind: erst das Auto hat der Forschung jene Gegenden erschlossen, in die sich einst nicht einmal ein Kamelreiter wagen konnte. In diesem seit dem Jahre 4000 v. Chr. nachweisbar völlig tier- und pflanzenlosen „Großen Sandmeer", in dem wasserleeren südostlybischen Raum fand man in Felsenhöhlen farbige, sogar in ihrer Buntheit noch gut erhaltene Malereien, die von primitiven religiösen Vorstellungen künden. Man fand Pfeile und Bogen. Fand Schmuck. Fand, nach Shaw, allerlei Anzeichen, daß einst ein Hirtenvolk mit Weidevieh hier lebte, das sich Hütten baute und eine primitive Kultur besaß.

Das Erstaunlichste ist aber, daß diese Menschen weite Wanderzüge durch ganz Afrika unternommen haben. So

gibt es unter den Eingeborenen von Kenia — ebenfalls heute Kriegsschauplatz — Sagen, in denen erzählt wird, daß einst hier weiße, langhaarige Menschen gelebt hätten. Aus ganz Negerafrika, vor allem aus Ostafrika, liegen reichliche Funde vorgeschichtlicher Herkunft vor, die von Jägerkulturen berichten, die nur von Menschen ursprünglich europäischer Herkunft stammen können. Auch der Homo Rhodesiensis ist ein naher Verwandter des Neandertalers: und bis jetzt der älteste afrikanische Menschenfund, wie Baumann berichtet.

Für Nordafrika aber erhebt sich in diesem Zusammenhang auch das Rätsel aller Rätsel um das Mittelmeer: Atlantis! Manche Forscher sind der Meinung, daß eine genauere Erforschung der Kanarischen Inseln und des Hoggar noch wichtige Aufklärungen auch hierzu bringen könnte. So wichtig und bedeutsam dies auch wäre: es würde nichts an der für viele wohl erstaunlichen, heute aber feststehenden Tatsache ändern, daß in der letzten Epoche der Vorgeschichte Afrika — von Europäern bewohnt war.

Schrifttum:

Baumann, Thurnwald, Westermann: Völkerkunde von Afrika. 1940. — Bosch-Gimpera: Vorgeschichte der Iberischen Halbinsel. Präh. Zeitschrift 1924. — Frobenius-Obermaier: Hadschra Maktuba. 1925. — Jessen, Otto: Die Straße von Gibraltar. 1927. — Menghin, O.: Weltgeschichte der Steinzeit. 1931. — Möller, G.: Die Ägypter und ihre lybischen Nachbarn. Ztsch. f. Ethnologie. 1919. — Prorok, Graf de: Göttersuche in Afrikas Erde. 1928. —Shaw, W. B., Kennedy: Die lybische Wüste. Die Umschau. 1936. — Völkerkunde, Die Große. Bd. I (Baumann, Wölfel). 1940. — Wölfel, D.: Sind die Ureinwohner der Kanaren ausgestorben? Ztschr. f. Ethnologie 1930.

Anschrift d. Verf.: Karlsruhe B., Sofienstr. 169.

Heinz Krieger:

Wesensmerkmale der anglo-jüdischen Allianz

Als in den denkwürdigen Jahren 1848—1850 Deutschland unter Preußens Führung den Kampf um des Reiches Einheit gegen innerpolitische und außenpolitische Widerstände führte, da nahm eines Tages jenseits des Kanals der Führer der Konservativen im Unterhaus zu diesen Fragen Stellung und sagte u. a.: „Der Vorwand für dieses außergewöhnliche Vorgehen Preußens (in der Sache der Schleswig-Holsteiner, d. Verf.) ist das deutsche Nationalgefühl. Durch Männer, die jetzt in den Kabinetten Europas einen Sitz haben, ist der Grundsatz vertreten worden, daß überall, wo die deutsche Sprache gesprochen wird, die deutsche Flagge wehen soll. Das mag ja sehr schön, sehr national und sehr mutig sein. Aber handelt man dabei auch folgerichtig? Nach diesen Anschauungen müssen die Preußen auch das Elsaß und die übrigen Provinzen im Westen unter ihre Hoheit bringen und dem erhabenen Geiste Frankreichs den Fehdehandschuh hinwerfen. Den wahren Grund kann man leicht erkennen. Deutschland ist zwar ein reiches Land und besitzt fast jeden Vorteil. Aber es ist keine große Seemacht und strebt daher nach einer Küste. Man will die Häfen der Ostsee gewinnen und sich die Mündung der Elbe sichern. Preußen möchte plötzlich auch zur See mächtig werden. Man braucht sich nicht darüber zu äußern, ob es im Interesse Englands liegt, wenn eine neue Seemacht unter den Nationen der Ost- und Nordsee aufkommt."

Die hier bekundete Einstellung zu deutschen Angelegenheiten kommt uns ganz bekannt vor. Haben wir sie nicht auch erlebt, während aller Geschehnisse der letzten Jahre? Und auch die Tatsache, daß solche Worte vor hundert Jahren aus solchem Munde kamen, hat ihre Parallele in der jüngsten Zeit. Der konservative Parteiführer nämlich, der damals die von glühendem Idealismus getragenen Einigungsbestrebungen der deutschen Demokraten in ihren außenpolitischen Zielen zu verdächtigen und ihrem nationalen Gehalt zu verhöhnen unternahm, war niemand anders als der Jude Benjamin Disraeli. Er sprach als Konservativer, als Schöpfer einer neuen national-britischen Idee und als Vater des englischen Imperialismus moderner Prägung, wie man ihn so oft genannt hat. Sein Urteil über die Vorgänge in Preußen und Deutschland waren sicher jedem echten Tory aus der Seele gesprochen, sowohl was seine Warnung vor dem Aufkommen einer neuen europäischen Großmacht, als auch was seine Verächtlichmachung des deutschen nationalen Gedankens anbetraf.

Aber aus Disraeli sprach auch der Jude. Wohl war er schon in frühester Jugend zur anglikanischen Kirche übergetreten. Aber diese Bekehrung war nichts weiter gewesen, als eine äußere Angelegenheit, die in keiner Weise sein jüdisches Denken und Fühlen austilgte. Mit Genugtuung haben seine Rassegenossen, die seine Biographie schrieben, auf dieses innere Festhalten Disraelis am Judentum hingewiesen. Er selbst hat es in all seinem Handeln bewußt zu erkennen gegeben, daß ihm die Interessen seiner Rassegenossen besonders am Herzen lagen. Anderseits ist sein Name wie kaum ein anderer mit den gewaltigen Erfolgen der britischen Empirepolitik verbunden. Disraeli wollte englischer Jude und jüdischer Engländer sein, als Jude einer der fanatischsten Verfechter des zionistischen Gedankens und als Engländer der Vertreter des radikalsten und zielstrebigsten Imperialismus.

Mit diesem Eintreten sowohl für die jüdisch-zionistischen als auch für die englisch-imperialistischen Bestrebungen erweist sich Disraeli als der erste Exponent auf jüdischer Seite der anglo-jüdischen Allianz. Seit 200 Jahren schon bestand damals dieser Bund, seit dem Tage, da der fromme Puritaner Oliver Cromwell die Juden nach fast 400jähriger Verbannung wieder in England aufnahm.

Es mag zunächst befremden, daß die Juden, die 1290 von Eduard I. aus nationalen Gründen des Landes verwiesen worden waren, im Jahre 1655 von Cromwell aus ebenso nationalen Erwägungen heraus wieder zurückgerufen wurden. Denn national im Denken und Fühlen war Cromwell als einer der bedeutendsten Führer Englands auf dem Wege der Aufwärtsentwicklung. Er war es, oder vielmehr die von ihm repräsentierte Glaubensbewegung des Puritanismus war es, welche für das seit den Tudors erstmalig in Erscheinung tretende englische Welteroberungs- und Weltbeherrschungsbedürfnis die religiöse und sittliche Begründung und Veränderung schuf. „Gottes Volk sind die Engländer". Das war hinfort die zutiefst gehegte Überzeugung. Gott habe das Volk der Engländer auserwählt, habe ihm die Herrschaft über die Welt, die Führung der Menschheit auf allen Gebieten zugestanden.

Es ist klar, daß in diesem dinglichen und geistigen Weltumspannungsbedürfnis die Besonderheit und die Kraft des Blutes und der Rasse sich auswirkten, die damals nach der endlichen Einigung im Lande und nach der Gewinnung der geographischen Mittelpunktslage durch die Entdeckung der neuen Welt in der ihr artgemäßen Richtung des Denkens und Handelns zu wirken begannen. Aber die jetzt

nicht mehr bloß gefühlte sondern auch offen verkündete Überzeugung von dem englischen Weltmachtanspruch trieb folgerichtig in die Bundesgenossenschaft mit Juda. Der göttliche Spruch, so wußte man aus dem beliebten Alten Testament, war vor langer Zeit den Juden gegeben worden. „Sie sollen mein Volk, und ich will ihr Gott sein", so lautete die alttestamentliche Prophezeiung. Was lag näher als die Deutung, daß die Engländer die Nachkommen der verlorenen 10 Stämme Israels seien? Damit ging dann auch der Auserwähltheitsspruch auf England über, und mit der Hingabe an diese Lieblingsvorstellung gab man sich zur Zeit Cromwells und in der Folgezeit bereitwilligst zugleich dem jüdischen alten Testament und seinem Inhalt hin. Gewiß mag die Tatsache, daß sich England, wieder aus rassischen Gründen, dem aktivistischeren Calvinismus und nicht dem Luthertum zuwandte, den Boden bereitet haben, für die Übernahme vieler alttestamentlichen Einrichtungen, Gebräuche und Vorstellungen. Diese haben ja auch in anderen calvinistischen Ländern Eingang gefunden. Aber für England bedeutete die Übernahme von im Grunde artfremdem Geistesgut doch noch mehr, eben weil es zusammentraf mit der Übernahme des Auserwähltheitsanspruchs. Die Herstellung einer solchen „Tradition" half den Boden bereiten für die Wiederzulassung der Juden. Anderseits dürfen wir bei Cromwell nicht ein Übermaß von Sympathie und Achtung für die Juden annehmen. Gewiß, die waren auch da, wo man doch den jüdischen Geschichtsanspruch richtunggebend für den eigenen nahm. Aber bei Cromwell waren neben dem Willen, die Engländer durch die Aufnahme und Assimilierung der Juden zum Volk des neuen Bundes zu machen, noch wirtschaftliche und finanzielle Gründe bei seiner Entscheidung maßgebend. Er brauchte für seine leere Staatskasse das jüdische Geld und für seine weltweiten Handelsabsichten die jüdischen Wirtschaftsverbindungen.

In der Folgezeit wußten sich die Juden immer mehr in die konservativen Kreise und die des englischen Adels Zugang zu verschaffen, wo die Lehre von der angeblichen Gleichheit all dessen, was Menschenantlitz trage, Vorteile für die jüdischen Interessen erhoffen ließen. Wir erleben daher in England seit den Anfängen der Geistesmaurerei den erbitterten Kampf der Juden um die Zulassung als Logenmitglieder. Daß hierbei ein jüdischer Sieg herauskam, war nicht nur angesichts der Ziele der Loge verständlich, sondern auch deshalb, weil deren Inhalt und Form seit der Gründung durchaus jüdisch waren. Es ist das traurige Verdienst des Freimaurertums, daß der englische Adelige dort, langsam aber unaufhaltsam, sein rassisches Bewußtsein und seine blutliche Reinheit einbüßte. Damit schaffte sich das Judentum an einflußreichster Stelle die englischen Exponenten des anglo-jüdischen Allianzgedankens. Wo immer im Laufe der englischen Geschichte betriebsame Juden aus durchsichtigen Gründen diesen Gedanken propagandistisch zu verbreiten versuchten, da waren sie deshalb in ihrem Beginnen erfolgreich, weil sie die Unterstützung maßgebender englischer Kreise erfuhren. Jüdische und englische Verfechter dieses Allianzgedankens haben immer Hand in Hand gearbeitet. So fand Menasseh ben Israel in Cromwell seinen Partner, so spielten sich im 18. Jahrhundert der mächtige Geldjude Sampson de Rahuel Abudiente und der Politiker Walpole gegenseitig die Trümpfe zu, und das 19. Jahrhundert sieht unter Viktoria und Eduard VII., beide in höchstem Maße judophil, einen wahren Segen von Ehrungen und Auszeichnungen auf die Fremdblütigen sich ergießen. Unter Viktoria und Eduard VII. beginnen England und Juda gemeinsam zu handeln, nicht mehr versteckt, soweit es die Juden angeht, sondern oft unter nachdrücklicher Zurschaustellung der Allianz. Jetzt ernten England und Juda auch die ersten Früchte ihres Bündnisses.

Unter dem Einfluß des Judentums, wie er sich in den Logen sowohl arbeitstechnisch als auch gesinnungsbildend auswirken konnte, vollzog sich in England die Entwicklung des Kapitalismus, indem sich die jüdischen Eigenschaften des tugendhaften Gewürzkrämers (nach Sombart) mit dem Eroberer-, Entdecker- und Erfindergeist des Engländers zusammenfanden. Was den englischen Adel anbetrifft, so ging mit der Herausbildung des Kapitalismus auch in seinen Bereichen ein gewaltiger Wandel vor sich. Die blutsmäßige Verbindung mit Juden und die Aufnahme jüdischen Geschäfts- und Geldgeistes läßt die alte englische Aristokratie Nordischen Stils allmählich verschwinden, und an ihrer Stelle entwickelt sich die Plutokratie unserer Tage. Nicht allein daß eine Anzahl Vertreter des niedrigen und hohen sog. englischen Adels heute Voll- oder Halbjuden sind, sondern auch die übrigen neigen immer mehr zur jüdischen-kapitalistischen Denkart hin. Nicht mehr die in jeder Weise Besten des englischen Volkes sind es heute, die seine Geschicke leiten, sondern die geldlich Mächtigsten sind führend geworden. Und während im allgemeinen ein Volk seine Kriege führt, um seine heiligsten Lebensrechte durchzusetzen und zu verteidigen, werden nach Vollzug der anglo-jüdischen Allianz unter dem Einfluß dieser Plutokratenschicht die englischen Kriege in immer stärkerem Maße zu Schacherunternehmungen, bei denen der jüdische Partner der Allianz dem englischen Bundesgenossen seine Pläne verwirklichen hilft, wofür er dann selbst als Dank seinen Gewinnanteil auf Kosten der gemeinsam ausgebeuteten Völker abbekommt.

Sehen wir uns einige Vertreter dieser englischen Judenpolitik oder jüdischen Englandpolitik einmal näher an. Wir sprachen von Disraeli. Alle seine Entscheidnugen in den Fragen des nahen Ostens sind nur aus der Zusammenschau der englischen und jüdischen Interessen zu verstehen. Das Ziel der zionistischen Bewegung, aus Palästina einen jüdischen Nationalstaat zu machen — so sagte man wenigstens — stand auch ihm mit einer Eindringlichkeit vor Augen, die sein Handeln bestimmte. So gelang es ihm, England auf die Seite der Türkei gegen Rußland zu führen. Mit dem „kranken Mann am Bosporus", der Palästina damals im Besitz hielt, glaubte man schon fertig zu werden, besonders, wenn es gelang, England durch neue Besitzungen immer dichter an den Brennpunkt des zionistischen Interesses heranzurücken. Die Abtretung Cyperns an England nach dem russisch-türkischen Krieg war ein Tribut der Türkei für die britische Unterstützung und zugleich ein Abschnitt in der allmählichen Einkreisung Palästinas durch England, die im Weltkriege zur vollkommenen Abschnürung führte. Die angeblich größte Leistung Disraelis für England, die Erwerbung der Suezkanalaktien war auch wieder zugleich ein jüdischer Gewinn, nicht nur im Hinblick auf die Stellung Palästinas, sondern auch dadurch, weil der Geldgeber bei diesem Blitzgeschäft, Disraelis Rassegenosse Lionel Rothschild, im Handumdrehen 500000 £ verdiente. Gewiß war das alles auch zum Vorteil Englands. Jeder der beiden Kompagnons erhielt eben das, was er für seine Ziele brauchte.

Eine ähnlich enge Zusammenarbeit mit England sehen wir bei den verschiedenen Rothschilds. Nathan Rothschild finanzierte die Operationen des Herzogs von Wellington und half damit England, den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen. Aber auch hier wusch wieder umgekehrt die englische Hand die jüdische. Bei einer ebenso raffinierten wie gewissenlosen Börsenspekulation während der Schlacht bei Waterloo brachte der Jude mit einem Schlage einen Riesengewinn in seine Tasche. Es ist dieses Gaunerstück einer der erschütterndsten Beweise für die Tatsache, daß der Jude dann immer am besten verdient, wenn das Blut der von ihm ausgebeuteten Völker auf den Schlachtfeldern in Strömen fließt. Als Nathans Sohn Lionel mit

seinen Finanzen den Ankauf der Suezkanalaktien ermöglichte, da hatten sich die Rothschilds schon einen Namen erworben als Geldgeber der Fürstenhöfe und Staaten Europas. England aber waren wie nach stillschweigender Vereinbarung immer bei diesen geldlichen Unterstützungen die größten Chancen geboten, wie es anderseits für die Juden bei den englischen politischen und wirtschaftlichen Unternehmungen immer am meisten zu verdienen gab. Bei dieser Zusammenarbeit mit England erwarben die Rothschilds ihr Riesenvermögen und wurden zum gewichtigen Verfechter des zionistischen Gedankens, vor allem während des Weltkrieges.

Es ist weiter als Ergebnis der anglo-jüdischen Allianz die kometenhafte Laufbahn von Rufus Isaaks zu nennen, dem Sohn eines Londoner Handelsjuden. Auf dem Höhepunkt seiner Macht- und Erfolgsleiter war er Vizekönig von Indien und hatte das Schicksal von einigen hundert Millionen Menschen in der Hand. Auch er war ein wertvoller Handlanger der britischen Weltreichpolitik. Während des Weltkrieges war er das Haupt der englisch-französischen Finanzmission und wurde im Jahre 1918 mit Sonderauftrag nach Amerika geschickt. Es gelang ihm, der schwierigen finanziellen Lage Englands Herr zu werden, und mit jedem Erfolg rückte er auf der Adelsleiter eine Stufe höher. Aber auch Lord Reading, wie Rufus Isaaks später hieß, blieb trotz unerhörter Ehrungen und trotz Zugang zu den feudalsten Torykreisen doch an erster Stelle Jude. Bei allen Aktionen zugunsten seiner Rassegenossen trat er hervor.

Das fruchtbare Hand-in-Handarbeiten von Juden und Engländern hat die Engländer zu der anmaßenden Behauptung verleitet, daß jedes Land die Juden habe, die es verdiene und daß England eben die besten Juden für sich gewonnen habe. Einen Blick für die Folgen der Rassenmischung hat man dort noch nicht. Auch bleibt abzuwarten, ob dieses Urteil noch aufrechterhalten wird, wenn einmal die Ghettotypen des Londoner Ostens auf den Plan getreten sind oder wenn die englische Schaukelpolitik in Palästina vor die entscheidende Frage: Gegen oder mit den Arabern gestellt wird. Die ersten Anzeichen einer solchen Verstimmung sind schon sichtbar.

Wie sehr alle diese Einzeljuden die Vorkämpfer einer bestimmten Marschrichtung des Weltjudentums waren und sind, das zeigte sich, als während des Weltkrieges der Zionismus seine Zentrale von Deutschland nach England verlegte und sich bald eindeutig für die Sache Englands und seiner Verbündeten einsetzte. Das wichtigste Ergebnis dieser zionistischen Parteinahme war der Eintritt des in seiner Führung vor allem durch und durch verjudeten Amerikas in den Weltkrieg. Wie damals das Weltjudentum überzeugt war, daß seine Belange einzig und allein von England gewahrt würden, so hat es dann später England sich zur Pflicht gemacht, nicht nur innerpolitisch, sondern auch außenpolitisch die Sache der Juden zu verfechten. Hier ist die Wurzel für die judophile Haltung Englands in der Emigrantenfrage, wie sie bei den Maßnahmen des nationalsozialistischen Deutschlands immer deutlicher in Erscheinung trat. Der Gegner des Verbündeten Englands mußte aus diesem Grunde schon der Gegner von England selbst werden.

Die Vertreter des radikalsten Imperialismus sind sowohl auf englischer als auch auf jüdischer Seite die Verfechter des anglo-jüdischen Allianzgedankens. Damit dieser Gedanke nicht ausstirbt, sondern sich immer mehr und mehr Menschen mitteilt, bis die Millionen der Angelsachsen von ihm erfüllt sind, zu diesem Zwecke ist eine British-Israel-World Federation gegründet worden, deren Mitgliederzahl in die Millionen geht und die alle von dem Glauben erfüllt sind, daß England Israel und Israel England ist. Wir mögen versucht sein, über solchen englischen Versuch der Identifikation mit Israel zu lächeln und ihn als ein Hirngespinst abzutun. Tatsache aber ist, daß nicht nur zahlenmäßig dieser Bund sein Gewicht hat, sondern auch, was die politische und gesellschaftliche Stellung seiner Anhänger betrifft. Ganz oben auf der Ehrenmitgliedliste steht Königin Viktoria, deren Neigungen in dieser Richtung ja bekannt sind. Auch der Freund der mächtigsten Finanzjuden seiner Zeit, Eduard VII. ist vertreten. Es folgt eine lange Reihe königlicher und fürstlicher Persönlichkeiten, die alle den für unser Gefühl offensichtlichen Humbug mitmachen, der bei der bekannten Einstellung des Engländers jedoch nicht nur als solcher gewertet werden darf. Der Puritanismus als Religionsform ist wohl verschwunden, aber seine religiöse, sittliche und politische Grundhaltung ist Allgemeingut des englischen Volkes geworden.

Wie verhält sich zu alledem der rassische Instinkt der Engländer, eines Volkes, das doch in vieler Hinsicht auch heute noch die leiblichen und seelischen Merkmale Nordischen Menschentums aufweist. Über den englischen Adel sprachen wir schon. Aber auch in weite Kreise des englischen Bürgertums ist man unter dem zersetzenden Einfluß des Intellektualismus nach dem Weltkrieg, theoretisch wenigstens, einer humanitären Einstellung verfallen. Ob diese allerdings in der Praxis Bestand haben würde, das kann erst die Zukunft erweisen und zwar in dem Augenblick, wo die Hunderttausende von Ostjuden der Ghettos in den eigentlichen Gesichtskreis des Engländers treten würden. Bei allen Völkern ist der Antisemitismus nicht allein aus dem Bewußtsein der rassischen Verschiedenheit dem Juden gegenüber entstanden, sondern auch unter dem Eindruck der wirtschaftlichen Ausbeutung und geistigen Überfremdung durch das jüdische Wirken. Das hat England bisher noch nicht in ausreichendem Maße erfahren, oder besser gesagt, die jüdische Politik hat sich bisher, scheinbar und tatsächlich, noch im Rahmen und in der Richtung der englischen Empirpolitik vollzogen. Wenn einmal England in seiner Gesamtheit auf annähernd dieselbe Stufe der Verarmung und Verelendung herabgedrückt werden sollte, wie sie Deutschland bis zum Jahre 1933 kannte, dann würde die Judenfrage dort auch Formen annehmen, wie man sie heute noch nicht ahnt. Denn die Engländer als Volk sind keineswegs grundsätzlich judenfreundlich, wie es von interessierter Seite so gerne behauptet wird. Wann und wo immer das englische Volk seine Lebensgrundlagen von den Juden geschmälert sah, da hat es gegen die Ausbeuter Front gemacht bis in unsere Zeit hinein. Vielleicht stehen wir heute wieder am Anfang einer solchen Entwicklung. Der massenhafte Zustrom deutscher Emigranten hat vielen Menschen drüben trotz judenhöriger Regierungs-, Presse- und Rundfunkpropaganda die Augen geöffnet. Man sieht mit Schaudern, wohin der Weg führt, wenn der judenfreundliche Kurs beibehalten wird. Die beiden faschistischen Gruppen, die Blackshirts des Oswald Mosley und die Imperial Fascists unter der Führung von Arnold Leese, haben die Judengegner Englands in ihren Reihen gesammelt. Ihre Aufklärungsarbeit, die bei der Abneigung des Engländers gegen alles Extreme unter besonders erschwerten Bedingungen vor sich ging, sie begann in letzter Zeit doch mehr und mehr Erfolg zu zeigen. Über das Schicksal dieser beiden antisemitischen Bewegungen in dem augenblicklichen Konflikt ist nur bekannt, daß die englisch-jüdische Allianz die Blackshirts durch die Verhaftung von Sir Oswald Mosley und seiner nächsten Mitarbeiter führerlos gemacht hat. Es wird sich zeigen, ob die Bewegung stark und zukunftsträchtig genug ist, diesen Schlag zu ertragen. Wir wissen anderseits, daß solche Maßnahmen die Verzweiflungstaten eines in sich zusammenbrechenden Systems sind, in sich zusammenbrechend, weil es die Welt nach widernatürlichen Gesetzen glaubte beherrschen und

ausbeuten zu können, und in sich zusammenbrechend, weil junge Völker Europas mit jungen, gesünderen Ideen zur Führung drängen. Seit 1933 kämpft Deutschland gegen Juda und damit, so empfand man es wenigstens drüben, auch gegen England, seit dem September 1939 kämpft nun Deutschland gegen England, und damit, das wissen wir anderseits, auch gegen das Weltjudentum.

Anschrift d. Verf.: Rheydt, Bahnhofstr. 45.

Walter Groß[1]):

Wohnungszuteilung nach rassenpolitischen Gesichtspunkten

Es ist schon vereinzelt der Versuch gemacht worden, bei der Zuteilung von Wohnungen nicht nur nach finanziellen, sondern auch nach bevölkerungspolitischen und erbbiologischen Gesichtspunkten vorzugehen.

Von einem weiteren Versuch auf diesem Gebiete soll hier berichtet werden.

In einer Stadt mit über 130000 Einwohnern und über 10000 Wohnungssuchenden ist der Wohnungsbedarf sehr groß geworden. Neubauwohnungen werden zwar fertiggestellt, jedoch weitaus nicht in dem nötigen Umfang und der erforderlichen Größe. Die Vollendung dieser Wohnungen geht, bedingt durch den Krieg, nur langsam vor sich.

Die ursprüngliche Annahme, daß hier auf Grund einer überaus großen Zahl von Wohnungssuchenden eine Art Auslese durchgeführt werden könnte, mußte sich alsbald als unzutreffend erweisen. Oftmals waren plötzlich Fälle dringendster Not aufgetreten, bei denen keine Stunde mehr zugewartet werden durfte, gleichgültig, ob die in Not befindlichen wohnungssuchenden Volksgenossen rassenpolitischen Anforderungen entsprachen oder nicht.

Das besondere Entgegenkommen des Herrn Oberbürgermeisters und seines Wohnungsamtes ermöglichte es jedoch, den Versuch einer Sichtung Wohnungssuchender für ein im Entstehen begriffenes Wohnviertel durchzuführen.

Die Wohnungssuchenden[2]) erhielten einen Fragebogen zur Ausfüllung ausgehändigt. Dieser ausgefüllte Fragebogen wurde dann gleichzeitig mit der Stellungnahme der Kreisleitung der NSDAP. (politische Beurteilung des Bewerbers) und der Polizei (Leumund und Vorstrafen), sowie der Beurteilung des staatlichen Gesundheitsamtes bearbeitet. Das staatliche Gesundheitsamt, dem die erbbiologische Untersuchung der Bewerber zugedacht war, konnte wegen der erst im Aufbau begriffenen Erbkartei, die erwartete Aufgabe kaum erfüllen und konnte auch aus Zeit- und Kräftemangel die Untersuchungen nicht so eingehend vornehmen, wie dies wünschenswert gewesen wäre.

Es muß vor der Besprechung des Fragebogens noch betont werden, daß sich die zur Vergebung gelangenden Wohnungen in Wohnblocks zu etwa 80 Wohnungen befinden und eine durchschnittliche Größe von je $2^1/_2$ Zimmern mit Bad haben. Die Miete beträgt zwischen 40 bis 70 RM.; ein geringer Mietausgleich kann gewährt werden. Daß diese Wohnungen nicht gerade dem entsprechen, was sich der Rassenpolitiker unter einem vorbildlichen Wohnbau vorstellt, kann nicht verschwiegen werden.

Die Sichtung der Wohnungssuchenden geschah auf Grund des angeführten Fragebogens.

Fragebogen:

Seite I.

Übernommen am:	Vor- und Zuname: ....
Entscheidung:	Anschrift: ....

1. Haben Sie dauernde Arbeit? .... Seit wann? ....
2. Wo und bei wem üben Sie Ihren Beruf aus? (Anschrift) ....
....
3. Berufsangabe: .... 4. Was für eine berufliche Tätigkeit üben Sie aus? ....
5. Was verdienen Sie monatlich? Brutto-Einkommen RM. .... Netto-Einkommen RM. ....
6. Was verdienen Sie und die Angehörigen monatlich, die mit Ihnen wohnen sollen? RM. (netto) ....
7. Waren Sie in der Zeit von 1919 bis zur Gegenwart erwerbslos? Wielange hat die Erwerbslosigkeit gedauert? Vor dem Umbruch, nach dem Umbruch?[3]) ....
8. Wer von Ihren Angehörigen war in der Zeit von 1919 bis zur Gegenwart erwerbslos? Wie lange hat die Erwerbslosigkeit gedauert, vor dem Umbruch, nach dem Umbruch? ....
9. Wieviele Wohnräume soll die von Ihnen angestrebte Wohnung haben? (Genau bezeichnen) ....
....
10. Wieviele Personen sollen insgesamt in der Wohnung wohnen? Wer? ....
.... 11. Seit wann sind Sie verheiratet? ....
12. Wieviele Kinder haben Sie und in welchem Alter stehen die Kinder? ....
13. Erwartet Ihre Frau ein weiteres Kind? .... wann? ....
14. Bewerber: Welche Schule hat der Bewerber besucht? .... In welchen Jahren? ....
15. Eltern des Bewerbers: Welche Schule haben die Eltern des Bewerbers besucht? ....
.... In welchen Jahren? ....
16. Ehefrau: Welche Schule hat die Ehefrau des Bewerbers besucht? .... In welchen Jahren? ....
17. Eltern der Ehefrau: Welche Schulen haben die Eltern der Ehefrau besucht? ....
.... In welchen Jahren? ....
18. Ist in Ihrer Familie jemand entmündigt? .... Wer? ....
19. Name und Anschrift des behandelnden Arztes (Hausarzt)? ....

[1]) Mitarbeiter der Reichsleitung des Rassenpolitischen Amtes.
[2]) Jede Wohnungszuteilung erfolgt ausschließlich durch das Wohnungsamt.
[3]) Umbruch 1938; Ostmark.

Seite 2.

Bewerber:
Vorname: ....
Zuname: ....
Konfession: ....
Geburtsort: ....
Beruf: ....

Ehefrau des Bewerbers:
Vorname: ....
Zuname: ....
Konfession: ....
Geburtsort: ....
Beruf: ....

Eheschließung am: ....

Eltern des Bewerbers: Vater. ....
Vorname: ....
Zuname: ....
Konfession: ....
Geburtsort: ....
Beruf: ....

Eltern des Bewerbers: Mutter. ....
Vorname: ....
Zuname: ....
Konfession: ....
Geburtsort: ....
Beruf: ....

Eheschließung am: ....

Eltern der Ehefrau: Vater.
Vorname: ....
Zuname: ....
Konfession: ....
Geburtsort: ....
Beruf: ....

Eltern der Ehefrau: Mutter:
Vorname: ....
Zuname: ....
Konfession ....
Geburtsort: ....
Beruf: ....

Eheschließung am: ....

Kurze Begründung der Bewerbung: ....
....
....

Vorstehende Angaben und die Angaben auf Seite 3 und 4 sind nach bestem Wissen gemacht worden. Bewußt falsche Angaben ziehen die sofortige Entfernung aus der Wohnung nach sich.

................., den .... 194......

....
Unterschrift.

Bemerkung des Amtes: ....
....

Die Fragen 1 bis 8 sind vorwiegend wirtschaftlicher Natur. Punkt 4 und 5 gibt mit Beantwortung des Punktes 11 einen ungefähren Überblick, ob der Wohnungssuchende in der Lage ist, die geforderte Miete ohne besondere Belastung zu ertragen*). Punkt 9 und 10 zeigen den Anspruch, den der Wohnungssuchende stellt. Punkt 11, 12 und 13 bringen den Bewerber nun in die engere Wahl.

Voraussetzung ist, daß bei dem Bewerber das Bekenntnis zu Kindern vorhanden ist, oder erwartet werden kann. Bewerber mit 4 und mehr Kindern mußten, wenn nicht große Not vorhanden war, in den meisten Fällen wegen der zu kleinen Wohnungen vorläufig noch zurückgestellt werden. Ehepaare jedoch, die noch kein Kind haben, und bei denen auch derzeit keines erwartet wird, mußten vorläufig zurücktreten, da der Wohnungsmangel bei Verheirateten mit Kindern viel mehr spürbar ist, als bei kinderlosen Ehepaaren.

Ehepaare, die ein Kind über 8 Jahre haben und kein weiteres derzeit erwarten, mußten ebenfalls gegenüber der großen Zahl ganz junger Ehen mit 1 bis 2 Kindern zurücktreten.

*) Dies war weitaus nicht immer der Fall. Nicht wenige Bewerber sind, als sie den Mietpreis erfuhren, zurückgetreten. Für den Deutschen Arbeiter sind Mietpreise von RM. 40—70 zu hoch.

Die Punkte 14 bis 17 geben einen Überblick über die Schulbildung und gestatten in Zweifelsfällen, besonders bei Verdacht von Hilfsschulbesuch, Rückfragen bei den angegebenen Schulen. In Zweifelsfällen — bei Verdacht auf „gelernte Arbeitslosigkeit" (Asozialität) — werden auch die Punkte 7 bis 8 genauer angesehen, bzw. Rückfragen gemacht.

Da sich heute fast jeder Volksgenosse mit Ahnenforschung befaßt hat, wurden die Seiten 2, 3 und 4 ordentlich ausgefüllt.

Die Punkte auf den Seiten 3 und 4 waren nun für die Sichtung des Wohnungssuchenden sehr wesentlich; sie geben einen Überblick über die Lebensleistung der Sippe. Wenn auch die Spalte c in manchen Fällen nicht genau ausgefüllt werden konnte, so waren doch meistens die Angaben unter d aufschlußreich genug. Die Spalte e, f, g gaben weitere Aufschlüsse.

Das Ergebnis aus dieser Übersicht war die Antwort auf die Frage, ob der Bewerber nach biologischen Gesichtspunkten (Lebensleistung der Sippe und Bekenntnis zum Kind) würdig erscheint, bei der Vergebung einer Wohnung bevorzugt zu werden.

Daß bei entsprechend größeren und billigeren Wohnungen

Seite 3 (Seite 4 entsprechend für die Ehefrau des Bewerbers)
genau und gewissenhaft ausfüllen:

	Zuname	Vorname	angestrebter Beruf	ausgeübter Beruf	Geburtsjahr	Todesjahr	Todesursache
	a	b	c	d	e	f	g
Bewerber:						×	×
Geschwister des Bewerbers:							
Vater des Bewerbers:							
Dessen Geschwister:							
Mutter des Bewerbers:							
Deren Geschwister:							
Großmütter des Bewerbers:							
Großväter des Bewerbers:							

Im Bedarfsfalle ist ein weiterer Bogen anzuschließen.

ein weitaus schärferes Ausleseverfahren notwendig erscheint, steht außer Zweifel.

Die gemachten Angaben wurden in einem Überblick zusammengestellt, der auszugsweise und mit geänderten Namen auf der folgenden Seite zu sehen ist.

Obwohl das Material der bisher beurteilten 110 Bewerber gering ist, hat sich mittels dieser Übersicht ein ganz klares Bild ergeben. Vorstrafen sprechen immer gegen ein günstige Beurteilung; war jedoch nur ein einmaliges leichtes Vergehen festzustellen, womöglich aus wirtschaftlicher Not begangen, so wurden die Bewerber in der Regel durchgelassen.

Die Sippenleistung konnte mit folgenden Kennzeichen bewertet werden:

1. aufsteigend,
2. gleichbleibend hochstehend,
3. gleichbleibend,
4. gleichbleibend tiefstehend,
5. fallend.

Selbstverständlich hat dieses Verfahren seine Mängel. Auf Grund der Notlage am Wohnungsmarkt konnte nicht mit der notwendigen Schärfe durchgegriffen werden, auch mußten Familien mit 3 bis 4 Kindern, für die derart kleine Wohnungen normalerweise nicht geeignet sind, aufgenommen werden.

Bewerber, die nicht bedingungslos mit „ja" beurteilt werden konnten, die jedoch auch keine Ablehnung erfahren durften, wurden mit „freigeben 2" gekennzeichnet und dann eingesetzt, wenn alle Bewerber mit „freigeben 1" versorgt waren.

Überhaupt kann für ein derartiges Verfahren keinesfalls nur ein Schema vorgeschrieben werden, denn die Vielfalt der besonderen Umstände, die bei vielen der Bewerber auftreten, gestatten dies nicht. Es gehört ein guter Teil rassenpolitischer Erfahrung und ein Fingerspitzengefühl hiezu, um die Interessen des Einzelnen mit denen des Deutschen Volkes, deren Wahrung ja der Zweck einer derartigen Siebung ist, zu vereinbaren.

Die Angaben, die der Bewerber im oben angeführten Fragebogen macht, wurden in der Regel nicht überprüft; es wird aber kaum jemand Unwahrheiten angeführt haben; und er hätte diese ja auch auf die Gefahr einer sofortigen Entfernung aus der Wohnung tun müssen. Die Fragen sind auch, wie der Verfasser annimmt, so gestellt, daß auf Grund der allgemeinen Unkenntnis über das Arbeitsgebiet der praktischen Rassenpolitik nur Wenige den Zweck dieser Fragen erkennen können. Eine Veranlassung zu bewußt unwahren Angaben dürfte also kaum gegeben sein. Außerdem ist bei Zweifelsfällen eine Überprüfung an Hand von Urkunden möglich gewesen.

Es ist sicherlich wissenswert, wie die Beurteilungen ausgefallen sind.

Von 110 Bewerbern waren:

Gruppe I 47 höhere Beamte, Ingenieure und sonstige Volksgenossen gehobener Leistung,

Lfd. Nr.	Zuname	Vorname	Beruf	Kinderzahl	Vorstrafen	Sippenleistung	Urteil	Bemerkung
7.	Pfeffer	Mathias	Schiffbauer	2	—	gleichbleibend	ja	freigeben I)
13.	Wagner	Helmut	Justizinspektor	—	—	aufsteigend	—	zurückstellen wegen Kindermangel.
29.	Huber	Paul	Kutscher	6	5 × § 460,[1]) 2 × § 176[2])	gleichbleibend	nein	Wiederholungsdiebstahl, zu wenig Räume.
54.	Mayer	Eduard	Bauingenieur	(I)*)	—	aufsteigend	ja	freigeben I).
55.	Dr. Kleinbauer	Hugo	Präsident	I (18 J. alt)	—	aufsteigend	nein	geschieden, biologisch ungeeignet, Fragen schlampig beantwortet.
72.	Unger	Karl	Angestellter	3	§ 461[3])	gleichbleibend	ja	freigeben 2).
87.	Alsen	Kurt	Hilfsarbeiter	2	—	fallend	nein	5 voreheliche Kinder

*) Die in Klammer befindliche Zahl gibt ein weiteres Kind an, das erwartet wird!
[1]) Gleichbedeutend mit: kleiner Diebstahl. [2]) Gleichbedeutend mit: schwerer Diebstahl. [3]) Gleichbedeutend mit: Veruntreuung und Betrug.

Gruppe 2 52 Handwerker, Facharbeiter, Einzelhändler, Arbeiter und Angehörige ähnlicher Berufe,
Gruppe 3 11 Hilfsarbeiter und „ ähnlicher Berufe.

Insgesamt 14 Bewerber hatten Vorstrafen, davon waren 3 schwere Fälle und ein Wiederholungsdiebstahl, die übrigen waren leichter Natur.

15 Bewerber waren kinderlos und mußten zurücktreten, bzw. auf einen späteren Zeitpunkt warten,
19 Bewerber erwarteten das I. Kind,
26 hatten bereits das I. Kind,
7 erwarteten das 2. Kind,
20 hatten 2 Kinder,
18 hatten 3 Kinder,
4 hatten 4 Kinder und
I hatte 6 Kinder.

Bei Einrechnung aller der zu erwartenden Kinder hatte:

Gruppe I: 1,4 Kinder je Ehe,
Gruppe 2: 1,7 Kinder je Ehe,
Gruppe 3: 2,4 Kinder je Ehe.

In fast allen Fällen handelt es sich um junge Ehen, von denen eine Mehrung der Kinderzahl mit Recht erwartet werden kann.

Mit „aufsteigend" wurden insgesamt 18 Bewerber beurteilt, es waren dies Justizinspektoren, höhere Kriminalbeamte und Ingenieure und ähnliche. Die Großeltern dieser Bewerber waren meistenteils kleine Landwirte und kleine Handwerker. Die Väter hatten sich bereits vorgearbeitet, ebenso deren Geschwister, die Brüder des Bewerbers hatten bereits dem Bewerber ähnliche Berufe ergriffen, die Schwestern meistens Männer geheiratet, die ihrer eigenen steigenden Sippenleistung entsprachen. Die Ehewahl dieser Bewerber ist, was die Sippenleistung betrifft, ausnahmslos günstig gewesen, d. h., daß Frauen aus ähnlichen aufsteigenden Sippen geheiratet wurden. 16 dieser „aufsteigenden" Bewerber gehörten der Gruppe I an, 2 der Gruppe 2, das Bekenntnis zum Kind war bei den „aufsteigenden" nicht gering. Kinderlos waren 2, 2 erwarteten das I. Kind, 4 hatten das I. Kind, 2 erwarteten das 2. Kind, 3 hatten das 2. Kind, 3 hatten das 3. Kind, einer das 4. Da dies fast alles ganz junge Ehen sind, ist die Aussicht auf Mehrung des hochwertigen Erbgutes immerhin günstig. Nur 2 der „aufsteigenden" Bewerber mußten ausscheiden, da sie trotz ihrer Sippenleistung biologisch ungeeignet erschienen: einer von ihnen war geschieden und hatte ein 18jähriges Kind, der andere ein 20jähriges Kind, weiterer Nachwuchs war nicht zu erwarten.

Als „fallend" mußten nur 2 Hilfsarbeiter bezeichnet werden, deren Sippenleistung vom Schlosser, Tischler und Maurer über Gemischtwarenhändler zum Hilfsarbeiter sanken, denselben Abstieg hatten auch ihre Brüder bzw. deren Frauen mitgemacht. Einer von ihnen war wegen Notzucht vorbestraft, der andere hatte von 5 verschiedenen Frauen 5 Kinder.

Ungenaue Angaben, die kein Bild über die Lebensleistung der Sippe ermöglichten, machten nur 4 Bewerber. Es waren dies ein Präsident, ein Funktechniker, ein Schutzpolizist und ein Arbeiter. Diese mangelnde Angaben beruhten nicht auf Unwissen, sondern auf Schlamperei. Es ist unvollstellbar, daß jemand die Berufe seiner Eltern und Geschwister nicht kennt, während er deren sonstige Daten anführen kann. Sicherlich Schlamperei ist es, wenn ein Funktechniker bei seinen Eltern unter „angestrebter Beruf" und „ausgeübter Beruf" „Vater" und „Mutter" hinschreibt.

„Gleichbleibend hochstehend" waren 3 Bewerber mit je einem Kind, 2 von ihnen waren biologisch ungeeignet und mußten wegen Alter oder geschiedener Ehe für andere Wohnungen empfohlen werden. Ein vorbestrafter Hilfsarbeiter war ‚gleichbleibend tiefstehend'".

Alle übrigen Bewerber wurden als „gleichbleibend" gekennzeichnet. Nicht alle von ihnen waren geeignet. Einige von ihnen mußten wegen zu geringen Einkommens, wegen biologischer Ungeeignetheit, wegen größeren Raumbedarfs und wegen schwerer Vorstrafen ausscheiden.

Die Siebung Wohnungssuchender nach rassenpolitischen Gesichtspunkten vermittelt folgende Erkenntnis:

1. Es wird im größeren Umfang keine leichte Arbeit sein, die bisherigen „finanziellen Fähigkeiten" zu einer Wohnung durch „rassenpolitische Fähigkeiten", die der Wohnungssuchende besitzen muß, abzulösen. Davon aber hängt entscheidend viel für die Zukunft des deutschen Volkes ab.

2. Diejenigen Wohnungssuchenden, die diese Fähigkeiten nicht besitzen und daher abgelehnt werden (z. B. ein Präsident, der als biologisch ungeeignet gekennzeichnet wurde, da er trotz seiner persönlichen und fachlichen Leistung mit einem Kind in einer geschiedenen Ehe nicht die Erwartungen erfüllt hat, die das deutsche Volk in ihn setzen mußte), müssen ebenfalls untergebracht werden.

3. Es tut bitter Not, das gesamte Wohnungswesen nach rassenpolitischen Gesichtspunkten auszurichten. Nur in billigen und entsprechend

geräumigen Wohnungen kann ein gesundes Volk wachsen. Den Bau von geräumigen und billigen Wohnungen wird über kurz oder lang das Reich gänzlich übernehmen müssen. In neuen und entsprechend großen Wohnungen dürfen nur solche Volksgenossen Aufnahme finden, von denen eine biologische Leistung erwünscht ist. Das Deutsche Volk braucht jetzt Raum, um nach dem militärischen und politischen Sieg nun auch die Schlacht gegen den Volkstod zu gewinnen. Gesunde Wohnungen müssen allen erbtüchtigen Volksgenossen das Bekenntnis zum Kinde ermöglichen und somit eine der Voraussetzungen schaffen, die für ein ewiges Deutschland notwendig sind.

Anschrift d. Verf.: Linz, Planettastr. 48.

Johannes Koltermann:

Zur Frage der Erbgesundheitspflege bei Heiraten und Ehen von Hanauer Aussätzigen (Leprosen) im Anfang des 17. Jahrhunderts

Vornweg soll bemerkt werden, daß hier keine weitere Erörterung stattfinden kann, ob bei den folgenden vier Krankheitsfällen wirklich immer in jedem Falle diejenige Krankheit vorlag, die jetzt die medizinische Wissenschaft Lepra (Aussatz) nennt. Denn die Geschichtsquelle, die dieser Arbeit zugrunde liegt, nämlich die Regierungs- und die Konsistorialprotokolle der Grafschaft Hanau, gibt keinerlei Anhaltspunkte zu näherer Prüfung der Erkrankung: es wird regelmäßig nur kurz von den Leprosen oder Siechen gesprochen. Übrigens sagt auch Alfons Fischer[1]), daß in der damaligen Zeit die richtige Erkennung dieser Krankheit überhaupt fast auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen sei.

Der Fall, der am 18. November 1601 im Konsistorium zur Beratung stand, wird im Register kurz lateinisch angeführt: „Leprosus petit licentiam ducendi quadragenariam, sed nihil impetrat". Also die Heirat eines Leprosen mit einer 40jährigen Frau wird nicht gestattet, und zwar, wie dann die eigentliche Niederschrift über die Sitzung ergibt, mit Rücksicht auf die Nachkommenschaft. Wenn auch ein Rat den Ausdruck gebraucht: „Wann Erben zu hoffen ..." und ein anderer denselben Gedanken lateinisch äußert mit den Worten: „Si spes prolis supersit ..", so geht es doch klar und deutlich aus dem ganzen Zusammenhang hervor, daß Kinder durchaus nicht erhofft, sondern im Gegenteil befürchtet werden. Es wird bezeichnenderweise ausdrücklich bemerkt, daß die Frau erst 40 Jahre alt wäre, also noch imstande, Kinder zu gebären. Man war sich im Konsistorium bewußt, daß die Kinder aus solcher Ehe von vornherein in ihrer körperlichen und geistigen Gesundheit mindestens als recht gefährdet gelten mußten. Denn, daß auch die Frau selber lepros war, was nach dem ganzen Sachverhalt schon an sich eigentlich fast selbstverständlich ist, wird durch den Randvermerk für diese Sache wohl doch bestätigt: „Matrimonium der Siechen".

Bei einem zweiten, ähnlichen Heiratsgesuch, das am 28. Juni in der Regierung und dann am 24. August 1615 im Konsistorium erörtert wurde, wird ausdrücklich gesagt, daß beide schon im Hanauer Siechenhaus[2]) lebten: „Matrimonium inter leprosos allhie im Siechhaus, ob es zu verstatten". Auch in diesem Falle ist die Frau ungefähr 40 Jahr alt. Trotzdem wird auf das Gesuch diesmal ganz anders verfügt, und zwar mit gutem Grund. Denn der Mann war ein Greis von 70 Jahren, von dem gesagt wird, daß er „sehr schwach" wäre. Übrigens war er außerdem „mit der schweren Seuch behaftet", eine andere Fassung des Protokolls nennt ihn noch deutlicher kurz und bündig: „Epilepticus". Es sei zwar nicht „bräuchlich", solche Ehen zu gestatten, aber da „kein soboles (Nachkommenschaft) zu sperieren", trage er kein Bedenken, darein zu willigen, sagt der Amtmann. In der Konsistorialsitzung wird auf die Hilfsbedürftigkeit des alten Mannes hingewiesen. In der Tat, eine gültige Ehe zwischen den beiden unglücklichen Geschöpfen konnte bei dieser Sachlage im wesentlichen eigentlich nur bedeuten, daß die Frau als rechtmäßige Ehefrau dem vom Schicksal doppelt geschlagenen Manne noch besser und wirksamer Hilfe leisten und für ihn sorgen konnte. Man wird gegen diese Entscheidung auch vom Standpunkt einer verständigen Erbgesundheitspflege nicht viel einzuwenden haben.

Anders steht es mit der 2. Gruppe von Fällen, wo die Krankheit erst im Laufe der Ehe bei einem der Ehegatten ausgebrochen war. Hier scheute man sich offenbar, die Scheidung auszusprechen, auch wenn dadurch unverkennbar schwere Gefahren für Sittlichkeit und Gesundheit der Betroffenen heraufbeschworen wurden. Unter dem 6. Oktober 1614 und neben dem Randvermerk: „Casus matrimonialis" wird folgender Fall in den Konsistorialprotokollen niedergeschrieben: „Elsa, Claus Frischkorn ..., leprosi, Eheweib bittet propter praedictum morbum" ihr eine neue Verheiratung zu gestatten. Zuletzt steht schon die lateinische Bemerkung: „Innuit incontinentiam", zu übersetzen wohl etwa: „Es offenbart Unenthaltsamkeit".

Der Rat Dr. Sturio, dessen Stellungnahme dazu allein hier niedergeschrieben ist, führt diesen Gedanken noch etwas weiter aus. Er sagt nach dem Protokoll: „Si talia contigerint constante matrimonio, Deus vocat coniugem ad continentiam secundum Calvinum et Bezam, doch der Supplicantin gelegenheit zu erkundigen". Es ist bemerkenswert, daß kein geistliches Mitglied des Konsistoriums, sondern ein weltliches, der Jurist Sturio, diese Ansicht äußert. Dieser ist bekannt als Geschichtsschreiber der eben aufgebauten Neustadt Hanau durch calvinistische Flüchtlinge aus den spanischen Niederlanden. Sturio war kein religiöser Fanatiker, aber auch für ihn und überhaupt für die ganze Welt damals waren im allgemeinen solche Fragen der religiösen Entscheidung unterworfen. Da er und die Grafschaft Hanau reformiert war, beruft er sich auf Calvin und dessen Genfer Nachfolger Beza, deren Ansicht sei, daß Gott bei einem solchen Falle den gesunden Ehegatten zur Enthaltsamkeit auffordere. Aber zum Schluß beantragte der verhältnismäßig freidenkende Sturio doch noch, daß man die „Gelegenheit", also die näheren Umstände und wohl auch die Persönlichkeit der Bittstellerin ausforschte. Die anderen Mitglieder stimmten zu. Leider ist von dieser Angelegenheit später

[1]) Geschichte des deutschen Gesundheitswesens. Bd. I, Berlin 1933, S. 228 ff.

[2]) Auf einem zeitgenössischem Lageplan wird es unmißverständlich als Leprosenhaus bezeichnet und lag, wie stets auch sonst anderswo, außerhalb der Stadt.

nicht mehr die Rede. Aber sicherlich waren die geistlichen Mitglieder des Konsistoriums noch stärker gegen die neue Heirat gestimmt als der weltliche Rat.

Eine menschliche Tragödie verbirgt sich in den beiden nüchternen Niederschriften der Regierungsprotokolle vom 16. Oktober 1615 wegen einer anderen Ehe mit einem Aussätzigen. Es handelt sich um den Abschluß eines Strafverfahrens wegen Ehebruchs gegen die Ehefrau des Leprosen Johann Wörner. Sie sitzt im Gefängnis zu Bergen, in einem Hanauischen Marktflecken unweit von Frankfurt. Der Mitverdächtige, ein Büttel (Amtsdiener), ist geflohen. Man kann schwer die Schuld nachweisen. Jetzt erbietet der Leprose sich, seine Frau „zu sich zu nehmen" und mit ihr das Land zu räumen. Mit diesem Vorschlag sind alle Mitglieder des Kollegiums grundsätzlich einverstanden. Der erste erklärt: Weil der Ehebruch „noch nicht erwiesen, möchten sie ihrem Erbieten nach miteinander zum Land hinauswandern". Der Amtmann fügt seiner Zustimmung die sehr bezeichnende Bemerkung hinzu: „. . . und werde das Siechhaus ferners der Beschwerung entübriget". Das war in der Tat ein Kernziel für die damaligen Landesregierungen der einzelnen deutschen Zwergstaaten: möglichst alle Kosten und Lasten von sich abzuschieben. Das „Ausland" — das fing in diesem Falle unmittelbar hinter den Grenzpfählen der Grafschaft Hanau an — sollte selber sehen, wie es sich von der Plage befreien konnte. Deshalb wird zum Schluß ausdrücklich betont, daß diese Landesverweisung für immer gelte. Keine Besorgnis wird laut, ob nicht der Leprose als Krankheitsträger weiter noch eine schwere Gefahr zunächst für seine Frau und dann für viele andere bedeuten könnte. Man war froh, die Beiden endgültig aus dem eigenen Gebiet los zu sein. Das ist auch eine Folge der deutschen Kleinstaaterei. Außerdem ist es lehrreich, einmal in einem bestimmten Falle Herkunft und Grund der Entwurzelung von zwei unglückseligen Geschöpfen zu durchschauen, wie sie damals ungezählt jämmerlich auf den Landstraßen verkamen.

Anschrift d. Verf.: Marburg a. d. Lahn, Wilhelmstr. 13.

Fragekasten

Sollen Vetter und Base einander heiraten?

Anfrage: Wir haben von einem Gefreiten Ende August die folgende Zuschrift erhalten:

„Als Leser Ihrer Zeitschrift ‚Volk und Rasse' möchte ich mir heute einmal eine Anfrage erlauben über eine Diskussion, die sich in unserem Kameradenkreise ergeben hat.

Es handelt sich um die Frage, ob eine Ehe zwischen Verwandten grundsätzlich abzulehnen ist. Es handelt sich im vorliegenden Falle darum, daß mein Kamerad seine Base heiraten will, wovon ihm jedoch allerseits abgeraten wird. Es würde mich nun interessieren, ob zu solchem Fall schon irgendwelche Untersuchungen angestellt sind, bzw. wenn ja, aus welchem Grunde eine solche Heirat abzulehnen ist. Ich danke Ihnen im Voraus für Ihre Bemühungen und sehe einer entsprechenden Nachricht mit Interesse entgegen".

Antwort: Da anscheinend gerade über diese Frage in weiten Kreisen unseres Volkes noch Unklarheit herrscht, haben wir einen unserer Mitarbeiter gebeten, grundsätzlich zu der Frage Stellung zu nehmen.

Die Frage, ob Vetter und Base einander heiraten sollen, kann man etwas erweitert zu der Frage ausdehnen, ob überhaupt Verwandte einander heiraten sollen. Bekanntlich ist von verschiedenen Konfessionen und religiösen Sekten, beispielsweise der orthodoxen griechisch-katholischen (russischen) Kirche, ein Heiratsverbot zwischen Blutsverwandten aufgestellt worden.

Wie steht es nun bei unserem heutigen biologisch-rassischen Wissen mit der Ehe von Blutsverwandten? Was stellt überhaupt, biologisch gesehen, eine Ehe zwischen verwandten Personen dar? Miteinander verwandte Personen zeichnen sich dadurch aus, daß sie infolge ihrer Abstammung von einem gemeinsamen Vorfahren in der Regel mehr Erbanlagen miteinander gemeinsam haben als andere Menschen. Die Kinder haben mit jedem ihrer Eltern je die Hälfte ihrer Erbanlagen gemeinsam. Geschwister können alle Anlagen gemeinsam haben, dann sind sie sogenannte eineiige Zwillinge und einander völlig erbgleich. Sie können aber auf der anderen Seite, wenn die beiden Eltern stark verschieden sind, nur verhältnismäßig wenig Anlagen miteinander gemeinsam haben. Das würde ganz besonders dann der Fall sein, wenn das eine Kind vom Vater die eine Hälfte von dessen Anlagen und das andere Kind genau die andere Hälfte von den Anlagen des Vaters geerbt hätte, und wenn sich ebenso von den Anlagen der Mutter gerade jeweils die andere Hälfte auf jedes der beiden Kinder vererbt hätte. In der Regel aber kommt dieser Sonderfall nicht vor, sondern die Erbanlageanteile, die die Geschwister von ihren Eltern erhalten, überschneiden sich mehr oder weniger stark. Im Durchschnitt kann man sagen, daß Geschwister ungefähr die Hälfte ihrer Erbanlagen gemeinsam haben.

Wenn man diese Rechnung weiterführt, haben dann Vetter und Base als Geschwisterkinder im Durchschnitt $1/8$ ihrer Anlagen gemeinsam. Das rechnet man so aus. Ein Mensch hat von seinen Eltern die Hälfte von deren Anlagen geerbt. Der betreffende Elternteil hat mit einem seiner Geschwister wiederum durchschnittlich die Hälfte der Erbanlagen gemeinsam, und dieser Onkel oder diese Tante geben an eines ihrer Kinder wiederum die Hälfte ihrer Erbanlagen. $1/2 \times 1/2 \times 1/2$ ist aber $= 1/8$.

Wenn nun ein Vetter eine Base heiratet, kommen u. U. solche verwandten Anlagen in den einzelnen Anlagepaaren des Betreffenden zusammen. Ob dabei die Kinder von Vetter und Base gut ausfallen, hängt davon ab, was für Anlagen bei den beiden Verwandten vorhanden waren, gute oder schlechte, Anlagen für Begabung oder für Schwachsinn, Gesundheit oder Krankheit. Und es kommt natürlich auch darauf an, ob diese Anlagen sich durchschlagend (dominant), überdeckbar (rezessiv) oder nach irgendeinem anderen Erbgang vererben. Wenn in einer Familie überhaupt keine kranken Anlagen enthalten sind, wenn vielmehr in dieser Familie nur Anlagen für Tüchtigkeit, Gesundheit und Leistungskraft vorkommen, dann werden durch eine Heirat von zwei Angehörigen derselben Familie miteinander diese guten und lebenstüchtigen Anlagen höchstens in Reinkultur, d. h. reinerbig, zusammengeführt. Die Kinder können dann besonders tüchtig und hervorragend begabt werden. Wenn aus bestimmten schwäbischen Dichterfamilien oder der häufigen Zusammenheirat anderer begabter Sippen immer wieder besonders tüchtige Menschen, ja Genies hervorgegangen sind, dann hatte das vorwiegend seinen Grund in der reinerbigen Herauszüchtung bestimmter guter Anlagen durch Inzucht und Verwandtenheirat. Verwandtenheirat ist ja überhaupt nur ein anderer Ausdruck für Inzucht.

Wenn nun aber in einer Familie Anlagen für Krankheit, Untüchtigkeit oder irgendwelche körperlichen und geistigen Gebrechen vorkommen, dann werden durch eine entsprechende Verwandtenehe solche gleichsinnigen kranken Anlagen zusammengeführt. Es kommen kranke Kinder

zur Welt, ja es können sogar Krankheiten, die dem rezessiven Erbgang folgen, nun zum ersten Mal zum Ausbruch kommen. Es würde dann der Fall vorliegen, daß bei den Eltern die geschädigte Erbanlage nur in Einzahl vorhanden ist und sich daher gegenüber der anderen noch gesunden Anlage im Erscheinungsbild des Betreffenden nicht durchsetzen konnte, während nun eine ebensolche defekte Anlage durch den verwandten Ehepartner hinzukommt, dann im Kind reinerbig auftritt und sich nun als sichtbare Krankheit auch äußerlich bemerkbar macht.

Die Folgerung daraus ist, daß keineswegs jede Verwandtenheirat grundsätzlich zu verhindern ist, sondern daß man, wie bei jeder Heirat, sich vorher davon überzeugen muß, was für Anlagen in den beiden Ehepartnern wohl stecken könnten.

Auf Grund der mangelhaften rassenhygienischen Erziehung und Betreuung des deutschen Volkes in den vergangenen Jahrhunderten ist nun unser Volk allerdings besonders stark mit krankhaften Anlagen aller Art durchsetzt. Da ein Großteil dieser krankhaften Anlagen auch dem überdeckten (rezessiven) Erbgang folgt, besteht deshalb schon eine gewisse erhöhte Gefahr, daß solche krankhaften Anlagen bei einer Vettern- und Basen-Heirat zusammenkommen, auch dann, wenn ich den beiden Heiratspartnern äußerlich nichts ansehe bzw. auch ihre beiderseitigen Eltern äußerlich in ihrem Erscheinungsbild keine Krankheiten gezeigt haben. **Es ist daher in allen Fällen von Vettern- und Basen-Heirat notwendig, daß man unter Zuziehung eines erbbiologisch ausgebildeten Arztes als Eheberater eine sorgfältige Sippschaftstafel mit allen Seitenverwandten aufstellt und sich genau über etwa auftretende rezessive Krankheiten in der Verwandtschaft erkundigt.** Wenn dann allerdings nach menschlichem Ermessen keinerlei erhöhte Erbgefahr vorhanden ist, sollen Vetter und Base mit gutem Gewissen ihre Ehe eingehen.

Dr. Lothar Stengel-v. Rutkowski,
Institut für Allg. Biologie und Anthropogenie,
Jena, Kahlaische Str. 1.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

In Ostpreußen die höchsten Geburtenziffern des Altreiches. Die ostpreußische Bevölkerung weist unter allen Gauen des Altreiches die stärkste Vitalität auf. Die Geburtenziffer von 27,1 auf tausend Einwohner im Regierungsbezirk Allenstein während des Jahres 1939 ist von keinem anderen größeren deutschen Verwaltungsbezirk überboten worden, außer den neuen ostmärkischen. (Im Durchschnitt des Deutschen Reiches wurden dagegen nur 20,4 Kinder a. T. geboren.) Während der hohen Geburtenzahl in Ostpreußen in den früheren Jahren eine hohe Sterblichkeit entsprach, ist in der letzten Zeit eine weitgehende Angleichung an die Sterblichkeit des reichsdeutschen Durchschnitts erzielt worden.

Die Geburtenziffer im Protektorat steigt. Der Vorsitzende der Landeskinderfürsorge in Böhmen, Professor Trapl, stellte fest, daß die Geburtenziffer im Protektorat 1939 gestiegen ist, und erwähnte besonders, daß die Sterblichkeit der Kinder im Jahre 1939 von 10,27 v. H. auf 9,32 gesunken ist. Den Angaben des Statistischen Amtes zufolge wurden im Jahre 1939 in Böhmen insgesamt 66863 Kinder geboren, von denen 65342 Lebendgeburten waren, wogegen im Jahre 1938 nur 63601 Lebendgeburten zu verzeichnen waren.

Steigende Eheschließungsziffern im Protektorat. Seit der Angliederung Böhmens und Mährens an das Großdeutsche Reich ist eine wachsende Anzahl von Eheschließungen und Geburten zu verzeichnen gewesen. 1939 fanden im Protektorat 21785 Eheschließungen mehr statt, als 1938, das ist eine Zunahme um 37,6 v. H. Im ersten Vierteljahr 1940 hielt die Steigung an. 5120 Kinder wurden mehr geboren, als im entsprechenden Quartal des Vorjahres. Die Zahl der Lebendgeburten betrug 1940 18,1 a. T. gegenüber 15,2 der gleichen Zeit des Vorjahres.

Bevölkerungszunahme in Italien. In den ersten fünf Monaten 1940 wurden in Italien 449747 Kinder geboren (24,2 a. T. Einwohner gegenüber 24 a. T. 1939). Die Zahl der Totgeborenen fiel von 3,3 auf 3 v. H. Die Sterblichkeit stieg allerdings in gewissem Grade von 14,6 auf 14,8 a. T. an. Der natürliche Bevölkerungszuwachs betrug in den ersten 5 Monaten 1940 174423, etwa 2000 mehr als im Vorjahre. Die Zahl der Eheschließungen hat ebenfalls stark zugenommen. Sie betrug 144064 gegenüber 119058 im Vorjahre. Die Gesamtbevölkerung Italiens zählte Ende Mai 44755000 Personen.

Die Bevölkerung Rußlands. Aus den Ergebnissen der letzten Volkszählung in der Sowjetunion, die im Januar 1939 stattgefunden hatte, bringt nunmehr das neue Heft von „Wirtschaft und Statistik“ einen aufschlußreichen Bericht. Darnach leben auf dem Gebiet der Sowjetunion nicht weniger als 47 verschiedene Nationalitäten. Den Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden mit 99 Millionen oder 58 v. H. der Gesamtbevölkerung die Russen. In weitem Abstand folgen die Ukrainer mit 28 Millionen oder 16 v. H. und die Weißrussen mit 5,3 Millionen oder 3 v. H. Aus diesen drei slawischen Völkern setzt sich zu mehr als drei Vierteln die Bevölkerung der Sowjetunion zusammen. Von den übrigen 44 Nationalitäten haben einen Anteil von mehr als 1 v. H. an der Bevölkerung nur noch die Usbeken, Tataren, Kasaken, Juden, Aserbaidschaner, Grusinier und Armenier. An Deutschen wurden 1,4 Millionen oder 0,8 v. H. gezählt.

Der sozialen Gliederung nach bilden die Kollektivbauern mit 75,6 Millionen oder 44,6 v. H. die stärkste Bevölkerungsgruppe. Auf die Arbeiter in Stadt und Land entfallen dagegen nur 32,2 v. H. und auf die Gruppe der Angestellten 17,5 v. H. Von besonderem Interesse sind auch die vom Bericht gebrachten Angaben über die Veränderung der sozialen Gliederung der Bevölkerung im Laufe des letzten Jahrzehnts. Infolge der Industrialisierung und der Kollektivierung ist darnach von 1928 bis 1939 der Anteil der Arbeiter und Angestellten von 17 v. H. auf 49,7 v. H. und der Anteil der Kollektivbauern einschließlich der genossenschaftlich organisierten Heimarbeiter von 3 v. H. auf 46,9 v. H. angewachsen. Der Anteil der Einzelbauern dagegen ist von 73 v. H. auf 2,6 v. H. gesunken.

Der Bildungsstand hat sich in der Zeitspanne zwischen den beiden Volkszählungen von 1926 und 1939 gehoben. Der Anteil der Vollanalphabeten an allen 9 und mehr Jahre alten Personen ist von 49 auf 19 v. H. zurückgegangen.

Bevölkerungspolitische Auskunftsstelle in Danzig. Beim Rassenpolitischen Amt des Gaues Danzig ist eine bevölkerungspolitische Auskunftsstelle eingerichtet worden. Sie gibt eine gutachtliche Stellungnahme zu Fragen und Problemen der Bevölkerungs- und Volkstumspolitik ab.

Mutterschaftshilfe. Um der erhöhten Beanspruchung der Mutter in Stadt und Land während des Krieges gerecht zu werden, soll möglichst jeder unversorgten Mutter für 2 Wochen vor und 4 Wochen nach der Entbindung eine Hilfskraft zur Verfügung gestellt werden. Als Mutterschaftshelferinnen sollen besonders geeignete, hauswirtschaftlich, landwirtschaftlich und sozialpflegerisch geschulte Kräfte eingesetzt werden. Der Einsatz erfolgt durch die NSV., für die der Reichsnährstand die Arbeitskräfte anwirbt. Die Anträge auf Zuweisung einer Mutterschaftshilfe sind bei der örtlichen Hilfsstelle Mutter und Kind einzureichen, möglichst 3 Monate vor der Entbindung.

Ohne Mütterdienstlehrgang keine Heiratsbeihilfe. Ein großes Geschäftshaus in einer mitteldeutschen Stadt gewährt seinen weiblichen Angestellten nur dann eine Heiratsbeihilfe, wenn sie nachweisen können, daß sie mindestens drei Lehrgänge des Mütterdienstes besucht haben. Den Beitrag für die Teilnahme an den Lehrgängen trägt ebenfalls die Firma.

Das Institut für Jugendkunde in Bremen hat im vergangenen Jahre die Schülerauslese und die Eignungsbegutachtung für Schule und Beruf weiter fortgeführt und ein gutes Stück vorwärts gebracht Durch Schulung der Grundschullehrer gelang es, die Fehlurteile über die Eignung für die höhere Schule in den Jahren 1927 bis 1939 ständig und erheblich herabzudrücken. Die in der Berufseignung eingeführte Bewährungskontrolle ergab eine erfreuliche Übereinstimmung zwischen dem Gutachten des Instituts bei der Berufswahl und dem späteren Werkstatturteil — ein Zeichen für die lebensgerechte Methode der dortigen Eignungsprüfungen.

Scheidungsklage abgewiesen. Das Reichsgericht erkannte unlängst auf Abweisung der Scheidungsklage eines Mannes, dessen Frau sieben Kinder geboren und die Sorge für die drei überlebenden Kinder in der Hauptsache allein getragen hat. Vom Manne jahrelang ohne jeden Unterhalt gelassen, verdiente sie ihren Unterhalt als Putzfrau. Das Reichsgericht führte aus, daß eine Frau, die als Mutter in solchem Umfang ihre Pflichten erfüllt habe und darüber alt geworden sei, zu sichern und vor wirtschaftlicher Sorge zu schützen sei. Der beabsichtigten neuen Ehe des Klägers könne nicht stattgegeben werden, da er seine Pflichten als Ehemann nicht erfüllt habe, die Beklagte dagegen im Interesse der Ehe und der Kinder Entbehrungen auf sich nahm.

Meldepflicht für Tuberkulose in Schweden. Seit dem 1. Januar dieses Jahres ist durch ein königliches Edikt die Meldepflicht für Tuberkulose eingeführt worden. Es wird für die hieran Erkrankten Fürsorge getroffen, den Wiederhergestellten leichte Arbeit verschafft und durch geeignete Arbeitsplätze wird Schutz vor neuer Erkrankung geboten.

Ehrendoktor der Universität Kiel. Der dänische Sippenforscher Dr. Louis Robe ist von der Universität Kiel zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Französische Erkenntnisse? Nach dem Zusammenbruch hat der eine Zeitlang als Innenminister wirkende Arbeitsminister Pomaret, der inzwischen wieder aus dem Kabinett Pétain ausgeschieden ist, ein soziales Programm für den Wiederaufbau aufgestellt, dessen wesentliche Richtlinien folgende waren:

1. Frankreich ist ein Volk der Bauern und Handwerker. Diese Tatsache muß wieder aufleben, und ein vernünftiges Gleichgewicht zwischen der Landwirtschaft und der industriellen Wirtschaft muß gefunden werden.
2. Die industrielle Wirtschaft muß nunmehr in stärkstem Maß in die Richtung der Befriedigung der landwirtschaftlichen Bedürfnisse gelenkt werden: Produktion landwirtschaftlicher Maschinen, Traktoren usw.
3. Alle Arbeiter, die die Kriegsindustrie vom Lande abgezogen hatte, müssen dorthin zurück.
4. Eine allgemeine Bevölkerungspolitik muß aufgenommen werden. Die französische Erde kann weit mehr Menschen ernähren, als sie dies in den letzten Jahren getan hat.

Zusammengestellt vom Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst und H. A. Blau.

Buchbesprechungen

Erhard Riemann: Germanen erobern Britannien. Herausgegeben vom ostpreußischen Hochschulkreis. Bd. 27 der geistesgeschichtlichen Reihe. Osteuropa-Verlag, Königsberg und Berlin 1939. 143 S. u. 5 Karten. Preis RM. 5.80.

Ich stehe nicht an, diese sorgfältige, auf Vorgeschichte und Sprachwissenschaft aufbauende Arbeit einen der besten Beiträge zu nennen, die über die Geschichte eines germanischen Volkskörpers vorliegen. Vielleicht entschließt sich der Verfasser dieser ersten Untersuchung, die sich nur mit der Einwanderung der Sachsen, Angeln und Jüten befaßt, zwei weitere folgen zu lassen: eine über den Beitrag der „Dänen" und einen zweiten über die Wandlung der rassischen Struktur des englischen Volkskörpers zwischen 500 und heute.

H. F. Jeck.

Heinrich Krieger: Das Rassenrecht in Südwestafrika. 1940. Berlin, Junker u. Dünnhaupt. 137 S., 1 Karte. Preis RM. 6.80.

Die Anerkennung der Rasse als eines rechtspolitischen Gesichtspunktes ist unsern Tagen und dem deutschen Volke vorbehalten geblieben. Der von Krieger angestellte, sehr sorgfältig unterbaute Vergleich zwischen dem deutschen Recht und dem Recht der Mandatzeit, erbringt den überzeugenden Nachweis der Überlegenheit des deutschen Rechtes, das, auf dem Bekenntnis zur Herrenschicht aufbauend, ein Verhältnis zwischen Weiß und Farbig begründete, in dem beide sich gleichermaßen zurechtfinden konnten. Was Krieger durch sein Buch geboten hat, ist wertvollste Vorarbeit für ein Rechtswerk, das hoffentlich schon in Kürze praktischen Wert gewinnt. H. F. Jeck.

Conti, L.: Volksgesundheit — Volksschicksal. Heft 2 der Schriftenreihe des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst, Reichsgesundheitsverlag Berlin-Wien, 1939, 16 S. RM. 0.10.

Die kleine Schrift des Reichsgesundheitsführers, die vor allem für weite Verbreitung und als Grundlage für Schu-

lungsvorträge geeignet ist, bringt in eindringlicher Weise in knappem und klarem Stil die aus der nationalsozialistischen Grundhaltung und unserer volksbiologischen Lage sich ergebenden Folgerungen zur gesundheitlichen und bevölkerungspolitischen Förderung des deutschen Volkes. J. Schottky.

Gesundheitsbüchlein. Gemeinverständliche Anleitung zur Gesundheitspflege. Hrsg. vom Reichsgesundheitsamt. 18. völlig neu bearbeitete Ausgabe. Mit 53 Abb. 1940. Berlin, Julius Springer. Kart. RM. 2.—, von 100 Stck. ab RM. 1.80.

Das Buch, mit einem Vorwort vom Präsidenten des Reichsgesundheitsamtes, Professor Dr. Hans Reiter, versehen, gibt in erschöpfender Weise und in schlichter, verständlicher Sprache, bei übersichtlicher Anordnung des umfangreichen Stoffes, Auskunft über die zahlreichen Einzelgebiete des Gesundheitswesens und in der nötigen Kürze auch der Erb- und Rassenpflege. Der Inhalt steht auf der Höhe der Zeit. Man kann das Buch allen empfehlen, die in Kliniken, Krankenhäusern, den verschiedenen Formationen oder beim Roten Kreuz ausgebildet werden. Aber auch für jeden sonst, der sich zu seinem eigenen und dem Nutzen seiner Familie über Gesundheitsfragen unterrichten will, ist es gut geeignet. J. Schottky.

Herrmann, F.: Beiträge zur italienischen Volkskunde. Heidelberg, C. Winter. 79 S. RM. 4.50.

Auf Grund eigener Beobachtung und gestützt auf einschlägiges italienisches Volkskunde-Schrifttum läßt der Verfasser die Vielgestalt eines reichen Brauchtums vor uns erstehen. Die verschiedenartigen geschichtlichen Einflüsse auf das heutige Brauchtum Italiens werden aufgezeigt. Es gelang, an zahlreichen Zügen ursprünglich-einheimisches gegen fremdes, besonders gegen christlich-kirchliches und auch gegen germanisches Gut abzugrenzen, bzw. die mehr oder minder innige Verschmelzung dieser Einflüsse darzulegen. In der Ausdeutung hat sich H. die durch die lückenhaften Vorarbeiten italienischer Volkskunde gebotene Vorsicht auferlegt; eine etwas stärkere Betonung der indogermanischen Gemeinsamkeiten hätte trotzdem erfolgen können. Sehr verdienstvoll ist es, Art und Stil des Brauchtums als Ausdruck der Rasse zu sehen; dabei vermochte Verf. auch den wesentlichen Unterschied zwischen italienischer und deutscher Brauchgestaltung zu erläutern; die Arbeit ist daher zugleich für eine vergleichende europäische Volkskunde von Bedeutung. H. Strobel.

Volkheitskundliche Untersuchungen im deutschen Siedlungsgebiet in der südslawischen Batschka. Reichssiegerarbeit im Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten 1936/37. 1938. München, J. F. Lehmann. 188 S., 52 Abb., 5 Tafeln. Geh. RM. 6.—, Lwd. RM. 7.40.

Die vorliegende Reichssiegerarbeit stellt eingehende Untersuchungen über die Lebensverhältnisse, das Brauchtum, und die Bevölkerungsbiologie in den Dörfern Bukin und Batschko Dobro Polje an. Die Mitte des 18. Jahrhunderts angelegten Siedlungen haben sich bis heute nahezu rein deutsch erhalten; auch durch Einheirat ist nur wenig fremdes Blut hereingekommen. Trotz des heute sehr niedrigen Heiratsalters (19,9 bzw. 17,6 Jahre) nimmt der Geburtenrückgang, besonders bei den Bauern, seit 1900 immer größere Formen an, so daß die bevölkerungsbiologische Lage dieser vom Reich abgesprengten Volksgruppen als ernst und bedrohlich zu bezeichnen ist.

J. Rothe.

Rüdiger, Hans Helmut: „Liederedda und germanische Seele". Verlag E. Ebering, Berlin 1939. 243 S. Kart. RM. 9.60.

Verf. hat sich einer ebenso schwierigen wie ergiebigen Arbeit unterzogen. Er verfügt über den dazu nötigen Einblick in den Stoff, die notwendige Ehrfurcht vor der künstlerischen Eigenart des Werkes und geht feinfühlig und scharfblickend vor. Von vornherein bemüht er sich bewußt, der naheliegenden Gefahr, späte oder heutige Gefühls- und Wertinhalte in die alten Gesänge hineinzutragen, zu entgehen. An die immer wieder auftauchenden Fragen nach dem Ursprünglichen in Stoff und Form einerseits, nach den Umwandlungen durch fremde, z. B. christliche Einwirkungen anderseits, wird mit Vorsicht und wohlbegründetem Urteil herangetreten.

Der wertvolle Ertrag des Buches tritt besonders in den Ausführungen über „Mensch und Leben", klar zutage. (Wobei durchaus deutlich wird, daß die eddischen Zeugnisse allein nicht zur völligen Erkenntnis der germanischen Seelenhaltung ausreichen.) H. Strobel.

Thieler, H.: Lehre vom Wesen des deutschen Menschen. 1939. Berlin, Verlag Junker u. Dünnhaupt. 204 S. Kart. RM. 8.50.

Verfasser sieht den Deutschen in seinem kosmischen Zusammenhang und behandelt den Organismus als erlebendes Subjekt mit seinen seelischen Grunderfahrungen. Das größte kosmische Erleben ist für dieses die Schau der eigenen Rasse, und zwar als Aufgabe. Männer wie der Führer sind die großen Geistesimpulse und Persönlichkeiten im volkstumschaffenden Sinn. Der zweite Abschnitt geht der geschichtlichen Einheit der deutschen Wesensart nach, der dritte verfolgt die deutsche Wertlehre in ihrer geistesgeschichtlichen Entwicklung und ihrer Vollendung im Nationalsozialismus. P. L. Krieger.

Plattner, E.: Schuljahre. Ein Erziehungsbuch. 1939. Leipzig-Berlin, Verlag B. G. Teubner. 266 S. Leinen RM. 4.60.

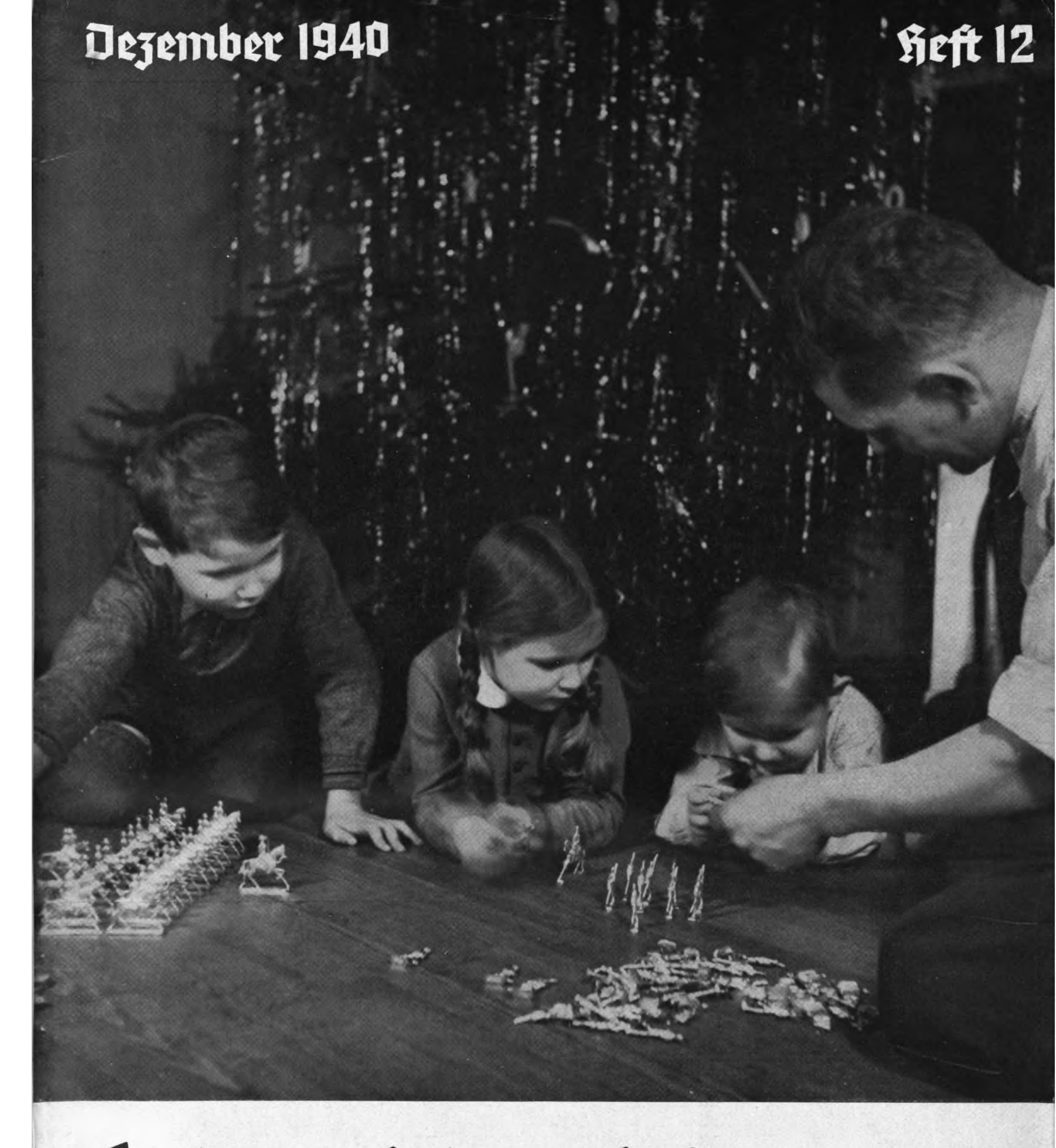
Ein Erziehungsbuch ohne graue Theorien oder aufdringliche „Verhaltungsmaßregeln", vorwiegend von praktischen, gegenwartsnahen Fällen ausgehend, dazu in sehr flüssiger Sprache geschrieben! Aus dem Inhalt spricht große Einfühlungsgabe in kindliches Seelenleben, dazu starke Beobachtungs- und Erziehergabe (besser: Lenkergabe) einer deutschen Lehrerin und Mutter. Nicht zuletzt sind ihre Ausführungen auch ein Stück „Elternpädagogik" mit dem Ziel gedeihlicher Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Schule. P. L. Krieger.

Tumlirz, O.: Anthropologische Psychologie. 1939. Berlin, Verlag Junker u. Dünnhaupt. 540 S. L. RM. 14.—.

Als „anthropologisch" bezeichnet T. seine Psychologie, weil er in der polaren Zusammengehörigkeit wie Spannung zwischen der Fremdwelt, dem Nicht-Ich, und der Eigenwelt, dem Ich, letzteres als seelisch-körperliche Ganzheit faßt, die nur scheinbar eine in sich abgeschlossene Einheit bildet, tatsächlich aber, von den Einflüssen der Fremdwelt abgesehen, auch noch in einer z. T. unbewußten Triebschicht und einer „Vorwelt" gründet. T. versucht alle Fragen der Vererbung, Anlage und Rasse zusammenzufassen und die Ansätze von Günther, Clauß, Jaensch, v. Eickstedt, Petermann u. a. unter psychologischem Gesichtspunkt zu verwerten. P. L. Krieger.

Verantwortlich für den Inhalt: Prof. Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde, und Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Waibel & Co., Anzeigen-Gesellschaft, München 23, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Carl A. Roßler, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin. — P.L. 6. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München. — Printed in Germany.

Dezember 1940 Heft 12



Volk und Rasse

J. F. Lehmanns Verlag München-Berlin

Einzelheft Rm. –.7[illegible]



Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum

Rassenkunde — Rassenpflege

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

15. Jahrgang — Heft 12 — Dezember 1940

Inhalt

Herausgeber: Staatsrat Präs. Prof. Astel, Min.-Rat Fehrle, Reichsamtsleiter Prof. Groß, Staatssekretär a. D. Gütt, Staatsminister i. R. Hartnacke, Prof. Helbok, Reichsführer ᛋᛋ Himmler, Prof. Mollison, Prof. Reche, Prof. Rüdin, Oberreg.-Rat Ruttke, Obermed.-Rat Schottky, Prof. A. Schultz, Prof. B. K. Schultz, Prof. Schultze-Naumburg, Prof. Staemmler, Prof. Wrede, Prof. Zeiß.

Hauptschriftleiter: Prof. Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde.

Hauptschriftleiter i. V.: Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin-Grunewald, Beyme-Straße 30.

J. F. Lehmanns Verlag, München 15 / Paul Heyse-Straße 26

Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.-, Einzelheft RM. -.70, Postscheckkonten des Verlags: München 129; Wien 59594; Danzig 3013; Budapest 13831; Bern Nr. III 4845; Reichsbankgirokonto München 7234; Deutsche Bank und Disc.-Ges., Zweigstelle Kattowitz (Postscheckkonto Warschau 300910); Kreditanstalt der Deutschen in Prag, Krakauer Gasse 11 (Postscheckkonto Prag 62730).

Volk und Rasse
15. Jahrgang 1940 · Heft 12 Dezember
J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin

Emil Quentin:

Familienerziehung

Die kinderlose oder kinderarme Familie ist eine Tatsache, die uns vor bestimmte politische und pädagogische Probleme stellt. Wenn ein Lehrer die Personalien einer neuen Klasse durchsieht, wird er überall feststellen, daß auf etwa 30 Familien im günstigsten Falle zwei Familien mit vier Kindern kommen. Somit hat, wie die Verhältnisse liegen, die politische und pädagogische Gegenwart mit der kinderarmen Familie zu rechnen, und so seltsam es klingen mag: die politischen und pädagogischen Einrichtungen müssen vorerst auf der Tatsache des Alleinkindes aufgebaut sein. Praktisch bedeutet diese Tatsache, die vorerst noch besteht und die einzig und allein von der jetzigen jungen Generation in 10, 20, 30 Jahren abgeändert werden kann, daß der Staat allen seinen Gedanken den Gedanken der Gemeinschaft voranstellen muß, denn der als Alleinkind gemeinschaftslos heranwachsende Deutsche liefe sonst Gefahr, sein Leben allzu egoistisch zu gestalten, da das Leben im Elternhaus sich allzusehr um ihn drehte. Man sieht in den kunstgewerblichen Läden oft sehr schöne Bände mit dem Aufdruck: Unser Kind! Welch eine Gefahr und welch ein Armutszeugnis liegt in solchen übertriebenen Buchführungen über „Unser Kind!" Jede Bewegung, jede Regung des Alleinkindes wird geknipst und peinlich gebucht — alles gewiß sehr sinnig, aber eben doch eine Krankheitserscheinung unserer Alleinkindzeit! Um dies an einem Beispiel klarzumachen: bei unserm ersten Kind borgten wir uns eine Waage, wogen das Kind vorschriftsmäßig und berechneten die Gewichtszunahme nach Tabellen. Welche nachtruheverderbende Sorge, wenn die Zunahme mal nicht den Tabellen entsprach! Das zweite Kind wogen wir nur noch ab und zu. Das dritte Kind wogen wir überhaupt nicht mehr, das vierte Kind sozusagen noch seltener als gar nicht! Und so ist es mit den Tagebüchern. Wo kämen wir hin, wenn wir alles aufschreiben wollten, was sich die vier Kinder an Erfreulichem und Nichterfreulichem leisten?

Es ist schon so: die Buchführung „Unser Kind!" führt zur gemeinschaftsfernen Auffassung der Erziehung. Man nimmt das eine einzige Kind viel zu wichtig! Da wir leider noch mitten in der Zeit der Einkind- oder Zweikindehe stehen, gibt sich zwangserläufig das Recht und die Pflicht des Staates den Gemeinschaftsgedanken außerhalb der Familie zu pflegen, da er innerhalb der Familie fehlt. Der Staat hat es dabei nicht schwer, denn gewisse Zeiterscheinungen führen dazu, daß viele Eltern gar nicht abgeneigt sind, ihr Kind zur Gemeinschaftserziehung wegzugeben. Unser Leben ist wurzellos geworden, denn es gibt zuviele Ablenkungen, die mit einem kürzeren oder längeren Verlassen der Wohnung verknüpft sind. Es ist zuviel „los". Da locken die Filmtheater, da locken die verbilligten Reisen, da lockt der Besitz eines eigenen Autos, da gibt es Vorträge und Schulungsabende — kurz: der Gelegenheiten sind zuviele, den Familienkreis zu verlassen. Kein Zweifel — unsere Familien sind minder seßhaft und wurzelfest als es die Familien unserer Eltern mit ihren 6, 8 Kindern wohl oder übel sein mußten! Kinder fesseln an die Familienwohnstätte, und wer seines Lebens Glück außerhalb der Familie zu finden sich angewöhnt hat — die Mehrzahl der Eltern! — der wird einesteils die Kinderzahl auf das bequemste Minimum beschränken, oder er wird andernteils geneigt sein, das Kind wegzugeben, um endlich wieder „freier Herr" zu

Aufn. Brinkmann-Schröder-Bavaria

Die beiden Großen unter den Kindern des Heidebauern dürfen den Weihnachtsbaum schmücken



Aufn. Hahn-Bavaria

sein. Es treffen sich bei der Gemeinschaftserziehung außerhalb des Elternhauses im wesentlichen zwei disparte Beweggründe von ganz verschiedener Herkunft: auf der einen Seite ein nicht wegzuleugnender Egoismus der Eltern, auf der andern Seite das ideelle Streben des Staates, Alleinkinder zur Gemeinschaft zu führen.

Wir wissen sehr wohl, daß es immer schon besondere Verhältnisse gab, durch die manche Eltern gezwungen wurden, ihre Kinder zeitig wegzugeben. Der auf dem Lande Lebende konnte seinen Kindern von jeher eine vertiefte Schulbildung nur dadurch zukommen lassen, daß er sie in ein Internat gab. Die Kadettenanstalten waren früher oft die einzige Möglichkeit, die fils cadets, die jüngeren Söhne, auf nicht kostspielige Weise in einen Beruf zu führen, der in den alten Geschlechtern als besonders ehrenvoll galt — in den Beruf des Offiziers. Was für den Adel die Kadettenanstalten waren, waren für die Bauern oft die Lehrerseminare, wo die jüngeren Söhne zu einem bodenständigen Lehrerberuf vorbereitet wurden. Ganz früher aber war das Internat der Fürstenschulen die einzige Möglichkeit, einem Jungen gymnasiale Bildung zukommen zu lassen — Lessing, Klopstock! Die Internate damals waren kein Erziehungsprinzip, denn Lessing, Klopstock, Gellert stammten aus 10-Kinderfamilien, hatten also die abschleifende Gemeinschaftserziehung idealster Art schon im Elternhaus. Die Internate waren vielmehr organisationsmäßige Gegebenheiten, weil weder Kamenz noch Quedlinburg noch Hainichen Gymnasien hatten, die Lessing, Klopstock und Gellert hätten besuchen können. Dazu kam noch der weitere Grund: die Internatserziehung war für die Eltern eine finanzielle Entlastung! Als pädagogisches Prinzip aber gab es damals die Gemeinschaftserziehung noch nicht — auch nicht im problembefrachteten Philanthopin Basedows in Dessau, denn Basedows Grundsätze ließen sich bei einem Ausbau des lokalen Schulwesens durchaus von soundsovielen Einzelschulen verfolgen. Da es aber zu Basedows Zeiten kein ausgebautes höheres Schulwesen auf dem flachen Lande gab, ging es nicht anders, als die neuen Prinzipien in der Form der Sammelanstalt zu Dessau in die Praxis umzusetzen. Die verbesserten Beförderungsmittel hoben später den Zwang zum Internat auf: mit der Eisenbahn fuhr der Schüler mittags nach Hause zurück, so daß sich die Zahl der „Internen" immer mehr verminderte.

Kein Zweifel: Die Gemeinschaftserziehung früher war kein Erziehungsprinzip, sondern eine zeitgebundene Gegebenheit, an der manche Schüler oft schwer genug litten. Bismarck hat seinen Eltern eines nie verziehen: daß sie ihn in das Plamannsche Institut nach Berlin brachten. In seinen „Gedanken und Erinnerungen" schreibt er: „Meine Erinnerungen an diese Zeit sind sehr unerfreulich". Diesen Vorwurf konnte Moltke seinen Eltern nicht machen, denn die trostlose finanzielle Lage zwang die Eltern Moltkes, ihn und seinen Bruder in die Kopenhagener Kadettenanstalt als Freistellenschüler unterzubringen. Trotzdem war diese Zeit für Moltke verhängnisvoll. Er schrieb später einmal an seine Braut: „Die langjährige Unterdrückung, unter der ich aufgewachsen bin, hat meinem Charakter unheilvolle Wunden geschlagen, mein Gemüt niedergedrückt und den guten edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war."

Ohne weiteres wird man mit Recht einwenden: es spricht doch nicht gegen die Gemeinschaftserziehung als solche, daß vor 100 Jahren an zwei speziellen Stellen diese Gemeinschaftserziehung ungeschickt betrieben wurde! Und



Aufn. Wagner-Bavaria

doch gibt es ein Etwas, was in alle Ewigkeit ein Nachteil der Gemeinschaftsschulen sein muß, mag die erzieherische Leistung im einzelnen Falle noch so glänzend sein: die Gemütskräfte leiden, denn sie können nicht gepflegt werden, fehlt doch die Familie, die die beste, edelste und tiefste Gemeinschaft zur Pflege von Gemütswerten ist und bleibt! Wir leben in einer Zeit aller möglicher Heime, aber nicht mehr des Heims. Für uns Deutsche hat das Wort „Heim", „Daheim", „Heimat" einen unendlich tiefen Inhalt, und dort, wo Deutschland noch am germanischsten ist — in Westfalen und Nordwestdeutschland —, gibt es noch heute mehr Einzelhöfe als Dörfer, ein Zeichen für die Vorliebe unserer Vorfahren für das Enganeinandergerücktsein der einzelnen Sippengemeinschaft. Für den Deutschen kann es seelisch nur ein Heim geben, das durch nichts und durch niemand ersetzt werden kann — die Familie und ihre Wohnstätte. Nicht die schlechtesten Deutschen haben am Heimweh gelitten! Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die gemütbildende Erziehung daheim durch die Eltern, besonders durch die Mutter, mit dem 10. Lebensjahr deshalb abgeschlossen sei, weil vom Robinsonalter an ein richtiger Junge nicht mehr an der Schürze seiner Mutter hängen soll. Das stimmt nicht, und es sind gerade die heldischen Naturen, die besonders mutterbedingt waren. Überdies vergißt man bei der Auffassung, die Mission der Mutter gelte nur für das Kleinkind, daß es in der Entwicklung des Kindes auch noch später Zeiten gibt, wo allein die Elternerziehung daheim das Richtige zu treffen weiß. Allein das Entwicklung(-Pubertäts-)alter ist eine Erscheinung, die das Innerste des Kindes in so undurchdringlich seelischen Verstrickungen packt, daß hier das Heim segensreicher hilft als das „Heim". Innerlich zerrissene und unharmonische Menschen sind überwiegend Menschen ohne glückliche Kindheit im Elternhaus gewesen. Hebbel ist über seine unharmonische Kindheit nie hinweggekommen, und alle diejenigen Menschen, die ich als innerlich zerfahren, als innerlich unharmonisch, als zynisch, als dauernd unzufrieden kenne, sind samt und sonders Menschen, die entweder keine glückliche Familienkindheit gekannt haben oder die später das in der Jugend Entbehrte nicht dadurch nachzuholen die sittliche Kraft hatten, daß sie eine glückliche Ehe mit Kindern aufbauten. Schopenhauer wird einem sofort klar, wenn man an seine Jugend in unerquicklichen Familienverhältnissen denkt.

Wer im Lehramt steht, weiß, daß besonders schwierige Kinder meistens aus brüchigen Ehen stammen, und wer im Lehramt steht, weiß auch, daß alle Fürsorge des Staates für uneheliche Kinder nichts, aber auch gar nichts daran ändert, daß solche Kinder für ihr Leben benachteiligt sind durch das fehlende Elternhaus. Man kann unehelichen Kindern jede staatliche Förderung zukommen lassen — das alles verschafft ihnen aber nie und nimmer das Lebenswesentlichste des Menschen: das Elternhaus! Selbst in Fällen, wo die Großeltern das Kind der Tochter großziehen, so daß das Kind zunächst eine Familienheimat hat, wird das Kind eines Tages doch spüren, daß es kein eigentliches Elternhaus hat! Kämpfte man früher aus moralischen Gründen gegen die uneheliche Mutter — oft mit Unrecht, da eine gebärende ledige Frau moralisch höher stehen konnte als eine abtreibende und verhütende Ehefrau! —, so sehen wir heute die Gefahren der unehelichen Mutterschaft auf seelischem Gebiete. Sie entbehrt der

Familie, des Heims, der innigsten Gemeinschaft von Eltern und Kindern, aus der dem Staate die besten Kräfte erwachsen. Der Staat steht und fällt mit der innerlich gesunden Familie sauberen und fleckenlosen Familienlebens! Je mehr innerlich gesunde Familien der Staat hat, desto sicherer begründet ist er.

Wir müssen in ein, zwei Geschlechterfolgen wieder soweit sein, daß der Gemeinschaftsgedanke in der Erziehung wieder vor allem in der kinderreichen Familie gepflegt wird. Frühehen dürfen nicht dazu führen, daß die jungen Ehepaare erst noch ein paar Jahre ungebunden das Leben genießen wollen. Eines Tages haben sie dann die Lust zum Kinde verloren! Dem Staate muß der jetzt notwendige Zwang abgenommen werden, durch Erziehungsmaßnahmen das nachzuholen, was egoistische und oft gewissenlose Eheleute nicht leisten wollten. Der nationalsozialistische Staat hat das Recht und die Pflicht, für die Kinder Deutschlands eine nationalsozialistische Erziehung zu verlangen. Es ist nun klar, daß im Allgemeinen die Gemeinschaftserziehung einer großen Kinderschar im Heim durch nationalsozialistische Eltern tiefere Werte vermittelt als die Gemeinschaftserziehung im „Heim" durch nationalsozialistische fremde Erzieher; diese wird nur in besonders gelagerten Fällen nötig sein. So z. B. wenn der Staat besonders begabte Jungen aus allen Volksschichten für die führenden Staatsstellen heranbilden will. Hier wird eine neue Form der Gemeinschaftserziehung, die neben dem Internat die Hitlerjugend und das Elternhaus bewußt einbaut, entwickelt. Eine solche Erziehung wird, wenn sie richtig angelegt ist, und von geeigneten Erziehern getragen wird, an einem ausgelesenen Material von Jungen ganz bestimmte Eigenschaften hochzüchten können. Wir haben oben Bismarck und Moltke angeführt. Anders aber urteilt Roon: alles, was er geworden sei, verdanke er der Erziehung im Kadettenhause. Hier war ein für diese Erziehungsform geeigneter Junge mit geeigneten Erziehern zusammengetroffen. Der Erziehung außerhalb der Familie bleiben immer gewisse Gebiete des Erziehungswerks vorbehalten, denn es gibt nationalsozialistische Erziehungswerte, die der Familienerziehung wesensfremd sind — Schulungsfragen, Gemeinschaftssport usw. usw. — doch werden diese Erziehungen außerhalb der Familie im Allgemeinen nur Ergänzungen zum Wesentlichen sein, denn das Wesentliche ist und bleibt die Erziehung durch und in der Familie. Daran kann nur einer rütteln wollen, der die Gemütskräfte der Erziehung im Elternhaus entweder selbst nie erfuhr oder nicht die eigenen Gemütskräfte hat, einer eigenen Kinderschar als Vater Zeit und Energie zu widmen. Ich kenne viele solcher gemütsarmen Menschen, die für ihre eigenen Kinder nie Zeit haben, die aber sonderbarerweise für anderer Leute Kinder außerhalb der eigenen Familie sonstwas leisten. Verkehrte Welt! Manche Kinder kennen ihren Vater fast nur noch vom Hörensagen.

Wer Vollfamilie hat, weiß, wie die Kinder sich gegenseitig erziehen, sich gegenseitig abschleifen, sich dauernd durchzusetzen lernen müssen, sich in die Hausordnung einzuordnen die stündliche Verpflichtung fühlen. Man wird einwenden, daß eine Geschwisterzahl als Gemeinschaft zu klein ist. Dazu ist folgendes zu sagen: in einer Gemeinschaft sagen wir von 30 Kindern werden sich bei näherem Kennenlernen stets die zu engerem Kreise zusammenfinden, die irgendwie innere Berührungspunkte haben. Jeder Lehrer weiß, daß eine Klassengemeinschaft bei allem kameradschaftlichem Zusammenhalt eben doch aus soundsovielen Einzelfreundschaftsgruppen besteht. Die kleinere Gemeinschaft der Geschwister aber hat bei der Erziehung innerhalb der Familie eines voraus: die Pflege der Gemütskräfte! Für Kinder in Gemeinschaftserziehungsstätten ist sagen wir das Schlafengehen abends Dienst und Kommando. Für Kinder im Elternhause kann das Schlafengehen, wenn es ernst genommen wird, so ziemlich alle Gemütswerte der Kinderseele in Bewegung bringen. Es wird ein Lied gesungen, es werden die Schuldkonten des Tages beglichen — alles in genauer Reihenfolge, denn die Kinder wollen ihre feste Ordnung haben. Menschen, die früh in die Fremde mußten und denen beim Gutenachtsagen die Mutter nicht noch einmal über den Kopf strich, leiden, wenn es innerliche Menschen sind, an der Gemütlosigkeit ihres Lebens, da die Heimstätte des Gemütes die Familie ist und bleibt — Luther im Kreise seiner Familie!

Und noch eins kommt dazu: Gemeinschaftserziehung schließt meist die Einsamkeit aus. Das ist für den heranwachsenden jungen Menschen ein Nachteil. Der seelische Wert eines Menschen ist daran zu erkennen, ob er auch einmal einsam zu sein vermag. Menschen, die nie einsam zu sein vermögen, sind meist banale Allerweltsmenschen, denen die sofortige Bruderschaft Daseinsbedürfnis ist. Ich möchte aus meiner Jugend meine Primanerklause daheim nicht wegdenken!

Die ungeheuren geschichtlichen Leistungen des Jahres 1940 lassen sich nur dadurch halten, daß die junge Generation jetzt zur Vollfamilie zurückkehrt. Marschall Pétain gab als Ursache des Zusammenbruchs Frankreichs an: „Wir hatten keine Kinder!" Der Führer wird den Dank der Nation fühlen, wenn er sich eines Tages sagen kann: Dein Lebenswerk wird fortleben, denn es wachsen in allen Familien drei, vier gesunde Kinder heran. Wenn unser Volk erst wieder zur kinderreichen Familie zurückgekehrt sein wird, wird auch wieder die edelste, reichste und tiefste Gemeinschaftserziehung möglich sein: die Erziehung zur Gemeinschaft innerhalb der Familie! Alles andere ist nur ein Notbehelf — wenn auch ein zur Zeit noch sehr wichtiger.

Anschrift des Verf.: Markkleeberg I bei Leipzig, Mittelstr. 4.

Franz Schwanitz:

Der rassenhygienische Gedanke bei Paul Ernst

Die Aufgabe des Dichters ist es, durch seine Dichtung dem Volke neue Urbilder seines Seins und Handelns aufzuzeigen. Der kulturelle und politische Verfall der letzten Jahrzehnte führte jedoch dazu, daß verschiedene deutsche Dichter über diese ihre eigentliche Aufgabe hinaus mit politischen und kulturpolitischen Schriften auf die Haltung und das Leben des deutschen Volkes einzuwirken versuchten. So hat vor allem Paul Ernst in vielen Aufsätzen, die in seinen „Theoretischen Schriften" (erschienen im Verlag Albert Langen/Georg Müller, München) gesammelt sind, immer wieder die Ursachen des völkischen und staatlichen Niederganges aufgezeigt und zugleich die „Grundlagen der neuen Gesellschaft" umrissen.

Für Paul Ernst's geistige Entwicklung und für die Art seines Schaffens war es von größter Bedeutung, daß der Dichter in seiner Heimat, dem Oberharz, noch in natürliche und gesunde Formen volklichen Lebens hineinwachsen durfte in einer Zeit, in der sonst in Deutschland bereits die natürlichen Grundlagen von Volkstum, Gesellschaft und Kultur weitgehend durch Liberalismus und Zivilisation

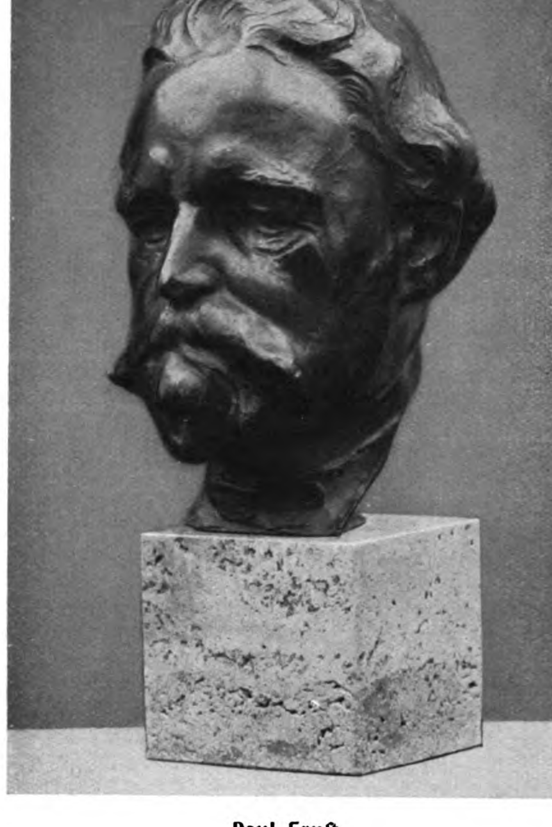
angegriffen und zerstört waren. Das Erleben dieser natürlichen Lebensformen, die ihn in seiner Jugend unbewußt formten, und die er dann später in der Auseinandersetzung mit dem Ungeist der Zeit bewußt erlebte und in ihrem Wert klar erkannte, trug wesentlich dazu bei, daß er einer der klarsten und schärfsten Kritiker des in sich zusammenbrechenden liberalistischen Zeitalters, aber auch der Seher und Dichter der neuen Zeit wurde. Denn für ein Volk gibt es nicht eine Vielzahl gleich guter Lebensformen, sondern nur eine naturgemäße, lebenserhaltende Daseinsform, die in der erblichen, rassischen Zusammensetzung des Volkes begründet ist. Alles, was dieser Grundform volklichen Lebens nicht entspricht, muß dem Dasein des Volkes gefährlich werden und kann die Ursache des Niederganges und Unterganges eines Volkes werden. Denn „der Mensch kann sich geistig, also durch Kulturleistungen und Kulturansprüche auf Höhen erheben, wo er sich dem Göttlichen benachbart fühlen darf, wo ihm seine äußere Bedingtheit fast aus dem Bewußtsein verschwindet. Aber er kann sich äußerlich nicht allzuweit von seinen natürlich bedingten Lebensumständen entfernen, ohne seine Einheit mit der Umwelt zu zerstören, mit welcher er allein leben kann"[1]).

Die wesentliche Ursache für den kulturellen und staatlichen Abstieg des deutschen Volkes, der in den Jahren des Zwischenreiches besonders deutlich wurde, erblickt Paul Ernst in der Vorherrschaft einer durch das liberale Bürgertum bestimmten Zivilisation. Diese ungünstige Wirkung der Zivilisation führt er vor allem auf die ungünstige Auslese zurück, die unter den Verhältnissen der Zivilisation entsteht.

Die große Bedeutung der Auslese wird immer wieder von ihm betont, so finden wir wiederholt Hinweise, die den Wert der Auslese für die Entstehung wertvoller Menschenrassen deutlich machen: „In der Urzeit steht der Mann auf sich selber. Er hat zwar den Rückhalt an seiner Sippe. Aber den Rückhalt hat er nur insofern, als er für die Sippe seinerseits wieder wertvoll ist. Lebensuntüchtige Menschen werden nicht gehalten und gehen irgendwie schon frühzeitig zugrunde. Je härter die Lebensbedingungen sind, desto höher kann unter solchen Umständen eine Gruppe von Menschen gezüchtet werden"[2]). — „Man nimmt heute an, daß die indogermanische Rasse, welche die wertvollste ist, in der Eiszeit gezüchtet wurde durch die unerhörten Schwierigkeiten, welche der Übergang aus Wärme und üppiger Fruchtbarkeit zu Kälte und Schwierigkeit der Lebenserhaltung den damaligen Menschen bereitete. Die so gezüchtete Rasse wird sich also durch starken Willen, Findigkeit, beständige Wachsamkeit, Fleiß und Verstand auszeichnen"[3]).

Ernst zeigt dann, wie im Mittelalter die Auslese nachließ unter dem Einfluß der Kirche, die „aus der demokratisch aufgelösten Welt des untergehenden Altertums die Vorstellung von dem unendlichen Wert jeder beliebigen Einzelseele"[4]) übernommen und die demgemäß „keine allmähliche Abstufung der Seelen nach ihrem Werte" anerkannt hatte. Die Ausmerze völlig Untauglicher wurde durch das kirchliche Verbot der bisher üblichen Tötung erbkranker Kinder verhindert, die erblich minderwertigen Erwachsenen konnten sich durch das kirchliche Gebot des Almosengebens weit leichter erhalten, als es bisher möglich war. Zu einer wesentlichen Zunahme der Träger minderwertigen Erbgutes habe dieser Zustand jedoch noch nicht geführt, da Bettler nicht viele Kinder zu haben pflegten.

Erst mit dem Beginne der neueren Zeit, als die Ideen des Kapitalismus die Wirtschaft zu beherrschen begannen, sei



Paul Ernst

die Auslese gründlichst verändert worden. Der Kapitalismus habe aus sittlichen Gründen das Almosengeben abgelehnt. Er habe vielmehr die Anschauung vertreten, man müsse die Arbeit so organisieren, daß man auch die Minderwertigen und die wenig Leistungsfähigen nutzbringend beschäftigen könne. Auf diese Art seien die früher Untauglichen und Lebensunfähigen, die ihre minderwertige Erbmasse nicht oder doch kaum fortpflanzen konnten, in den Stand gesetzt worden, ebenso viel Kinder zu erzeugen wie die Menschen, die „auch unter natürlichen Lebensbedingungen lebenstüchtig gewesen waren". Der frühere, im rassenbiologischen Sinne günstige Zustand einer ungleichen Fortpflanzung der erbbiologisch verschieden wertvollen Volksteile wurde damit immer mehr beseitigt.

Paul Ernst schreibt hierüber: „Als der Kapitalismus begann, da wurden mit einem Mal viel mehr Menschen nötig als da waren. Man begann zu ‚peuplieren'. Da fielen die Beschränkungen der Vermehrung der untersten Schicht, da ermutigte man diese Vermehrung sogar. Und wie solche Bewegungen, wenn sie erst angefangen haben, selbsttätig weitergehen, man schätzte auch das Leben Minderwertiger . . ."[5]).

Mit erschütternder Klarheit zeichnet Paul Ernst dann das Bild, das die Zukunft unseres Volkes bei Weiterbestehen dieser Entwicklung bieten würde: „Ich erinnere an ein Wort von Goethe, zu dessen Zeiten sich die Anfänge dessen bemerkbar machten, was wir heute in seiner Blüte sehen können, daß für die niedrigsten Menschen am besten gesorgt wird, bis schließlich die Minderwertigsten in Anstalten vorzüglich verpflegt werden, indessen die Höchststehenden nicht heiraten können, und daß so von Jahr zu Jahr der Prozentsatz der biologisch Untauglichen anwächst; Goethe sagt

[1]) Das Gesetz der Zivilisation Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 299.

[2]) Sittliche Aufgaben der Gegenwart. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 564.

[3]) Die Entartung. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 304.

[4]) Sittliche Aufgaben der Gegenwart. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 565.

[5]) Die Anpassung. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 321.

etwa: „Wenn es mit der Humanität so fort geht, dann wird schließlich alles Gesunde ausgestorben sein und die Welt sich in ein großes Krankenhaus verwandelt haben, in welchem Einer den Anderen pflegt"[6]. — „Aber jener Zustand des Hochpäppelns der untersten Schicht ruhte auch auf einer gewissenlosen Ausnutzung der führenden Klasse ... Diese wurden so überanstrengt und so schlecht bezahlt, daß sie nicht nur relativ, sondern auch absolut an Zahl abnehmen ... Und so zeigt unsere Gesellschaft denn das Schauspiel, daß von Geschlecht zu Geschlecht die Begabten ausgemerzt wurden und die Untersten, angefangen vom Gesindel, den Verbrechern und den ihnen Nahestehenden, besonders zärtlich geschont wurden, damit sie sich nur fortpflanzen konnten"[7]).

Das Heranziehen an sich Lebensuntüchtiger zu einer Arbeit, durch die sie sich selbst ernähren können, wird ermöglicht durch eine Erscheinung, die Paul Ernst als „Organisation" bezeichnet (siehe „Das Maschinenherz". Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus S. 423 ff. und „Der deutsche Charakter", Grundl. d. neuen Gesellschaft S. 468 ff.).

Er versteht unter diesem Begriff alle menschliche Tätigkeit, die nicht „unmittelbar" geschieht. Die Anfänge der „Organisation" waren bereits durch das einfachste Werkzeug gegeben. Je mehr Werkzeuggebrauch, Maschinenbenutzung und Arbeitsteilung zunahmen, um so größeren Einfluß gewinnt die „Organisation" auf das menschliche Leben. Es wurden auf diese Weise zweifellos höhere Leistungen erreicht, als sie ohne Hilfe der „Organisation" möglich gewesen wären, aber diese Leistungssteigerung ging letzten Endes auf Kosten der Lebenskraft des Volkes. Denn es bildeten sich immer mehr Berufe heraus, die an die Fähigkeiten des Menschen sehr einseitige oder gar überhaupt sehr geringe Anforderungen stellten. Es wurden nicht nur für die unter natürlichen Verhältnissen ungenügend leistungsfähigen Menschen neue Arbeits- und Daseinsmöglichkeiten geschaffen und dadurch die Wertvolleren mittelbar benachteiligt; auch in den Berufen, die an sich höhere Fähigkeiten verlangen, wurden als Folge des Überhandnehmens der Organisation immer weniger Fähigkeiten verlangt und die Auslese wurde damit immer schwächer: „Nicht nur für den Arbeiter gilt es, daß er heute weniger Fähigkeiten braucht, sondern auch für die höheren Stände, denn auch ihnen hat man ja, um die Arbeitsleistung der Gesamtheit zu steigern, die Arbeit der großen Masse seelenlos und willenlos gemacht"[8]).

Die bedenklichen Folgen, die eine solche Entwicklung notwendig haben muß, führt uns Paul Ernst deutlich vor Augen: „Nimmt man die Gesellschaft als Ganzes, so kann man sagen, daß in der Entwicklung der Zivilisation ein Punkt kommen muß, wo die schöpferischen Einzelnen immer mehr ausgeschaltet werden. Im weiteren Verlauf werden dann auch immer weniger Menschen von höherem Verstand und Willen nötig und immer mehr Naturen von Durchschnittsmaß, die für die vorliegenden Zwecke brauchbar sind, und dieses Durchschnittsmaß wird immer niedriger. Zuerst werden die Menschen höherer Art relativ weniger im Verhältnis zur steigenden Bevölkerung; schließlich nehmen sie auch absolut ab"[9]). Ernst stellt hier also fest: Die Auslese, die unter den Verhältnissen der Zivilisation stattfindet, entspricht in keiner Weise mehr der Auslese unter natürlichen Verhältnissen. Es werden hier nicht mehr die biologisch Wertvollsten und Tüchtigsten gefördert, sondern es werden die Menschen bevorzugt, die den naturfremden und zum Teil naturwidrigen Anforderungen der Zivilisation am besten entsprechen. Damit ist der Grund für die Gegenauslese gelegt: nicht mehr die unter natürlichen Verhältnissen leistungsfähigsten Menschen gelangen bevorzugt zur Fortpflanzung, sondern die Menschen, deren Erbmasse sie für die Zwecke der Zivilisation am brauchbarsten macht. „... mir scheint, daß diese Schädigungen alle unbedeutend sind gegenüber der einen: daß die entwickelte Zivilisation in zunehmendem Maße Menschen gebraucht nicht nach ihrem absoluten Lebenswert, sondern nach ihrer Leistungsfähigkeit innerhalb der Organisation, daß die Auslese also nach dieser Leistungsfähigkeit stattfindet, die in keiner Beziehung steht zu dem absoluten Lebenswert des Menschen"[10]).

Die Gefahren, die dieser Vorgang in sich birgt, werden von Paul Ernst treffend am Beispiel der Veränderung des Hausschweines durch die Züchtung deutlich gemacht. Das ursprüngliche, dem Wildschwein nahestehende Hausschwein, das in den Wald getrieben wurde und sich dort selbst seine Nahrung suchen mußte, hatte nur ein mäßig entwickeltes Fettpolster, es war aber auch verhältnismäßig widerstandsfähig gegenüber Krankheiten. Das auf hohen Fettertrag gezüchtete Schwein liefert dem Menschen zwar viel mehr dieses begehrten Stoffes als das primitive Schwein, es ist durch die einseitige Züchtung auf hohen Fettertrag aber sehr viel weniger lebenskräftig als dieses, was sich u. a. in einer verringerten Widerstandskraft gegenüber den verschiedensten Krankheiten ausdrückt. Das Hausschwein ist im biologischen Sinne entartet[11]).

Auch die weiteren Folgen dieser Entwicklung werden von Paul Ernst mit seltener Klarheit gesehen. Er erkennt deutlich, daß es für den Untergang eines Volkes zwei verschiedene Ursachen geben kann: das ganze Volk kann entarten und dadurch so lebensuntüchtig werden, daß es zwangsläufig dem Untergange geweiht ist und langsam vollständig ausstirbt, oder aber die Verhältnisse werden durch die Zivilisation so ungünstig gestaltet, daß die Träger wertvoller Erbanlagen ständig ausgemerzt werden „und nur die Untersten zurückbleiben und ihre Erbmasse weitergeben". Diese letzte Entwicklungsform scheint die übliche zu sein. Ihr sind ja auch die großen Kulturvölker des Altertums zum Opfer gefallen: die Zivilisation schuf Daseinsformen, unter denen sich die wertvollen Bevölkerungsteile nicht halten konnten. Sie starben aus, und an ihre Stelle trat eine zu jeder höheren kulturellen Leistung, ja auch nur zur Erhaltung der überlieferten Kultur unfähige Masse: am Ende der antiken Kulturen stand jedesmal die „Fellachisierung". Paul Ernst erkennt klar den Weg, auf dem sich die erbliche und rassische Entartung eines Volkes vollzieht. Er zeigt einmal die große Bedeutung auf, die dem verschiedenen Heiratsalter und der unterschiedlichen Fortpflanzungshöhe verschiedener Bevölkerungsgruppen zukommt: „Man nehme zwei Bevölkerungsgruppen an, A und B. In der Gruppe A sollen sich die Leute mit 33 Jahren verheiraten und die Ehe durchschnittlich 3 Kinder haben, in der Gruppe B verheiraten sie sich mit 25 Jahren und auf die Ehe kommen durchschnittlich 4 Kinder. Beide Gruppen sollen auf die Bevölkerung gleich verteilt sein. Dann wird nach 100 Jahren die Gruppe A nur noch 17,5% der Bevölkerung ausmachen und die Gruppe B 82,5%.

Die Völker sind Rassengemenge. Wenn A etwa die gute und B die schlechte Rasse darstellte, so würde man an diesen Zahlen sehen, wie es geschieht, daß ein Volk in verhältnismäßig kurzer Zeit herunter kommt. Aber man braucht gar nicht auf die Rassenfrage einzugehen. Wenn A etwa die biologisch, sittlich, nach der Begabung wertvollere Gruppe

[6]) „Sittliche Aufgaben der Gegenwart". Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 566.
[7]) Die Anpassung. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 323.
[8]) Die Entartung. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 307.
[9]) Das Gesetz der Zivilisation. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 293.
[10]) Die Anpassung. Grundlagen der neuen Gesellschaft. S. 317.
[11]) Die Anpassung. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 311.

wäre und B die wertlosere, so würde das Volk in kurzer Zeit biologisch, sittlich, geistig herunterkommen. Das wird geschehen, wenn die Verhältnisse des Zeitraums so sind, daß sie der Gruppe A weniger Möglichkeit geben, verwendet zu werden und also ihre Nahrung zu finden und sich fortpflanzen zu können, als der Gruppe B"[12]).

In knapper und klarer Form umreißt Paul Ernst die verhängnisvollen Folgen, die sich bei derartigen Zuständen ergeben müssen: „Nimmt man die Gesellschaft als Ganzes, so kann man sagen, daß in der Entwicklung der Zivilisation ein Punkt kommen muß, wo die schöpferischen Einzelnen überall ausgeschaltet werden. Im weiteren Verlauf werden dann auch immer weniger Menschen von höherem Verstand und Willen nötig und immer mehr Naturen von Durchschnittsmaß, die für die vorliegenden Zwecke brauchbar sind; und dieses Durchschnittsmaß wird immer niedriger. Zunächst werden die Menschen höherer Art relativ weniger im Verhältnis zur steigenden Bevölkerung, schließlich nehmen sie auch absolut ab"[13]). „Je mehr die Zivilisation zunimmt, desto geringer wird die Zahl der Leute von Verstand und Willen. Aber die letzten Entscheidungen, die Taten in Religion, Politik, Philosophie und Kunst, können nur von diesen Menschen getroffen werden, die man ausgerottet und geschwächt hat. Eine Weile läuft die früher von ihnen geschaffene Organisation noch von selber weiter. Dann kommt ein Umstand, der in ihr nicht vorgesehen ist; es ist Niemand da, der schöpferisch eingreifen kann; und nun bricht das ganze Gebäude mit unheimlicher Schnelligkeit zusammen"[14]). „Wenn bei der Entwicklung der Zivilisation von einem gewissen Punkt an die Menschen von Verstand und Willen erst relativ abnehmen, dann absolut, so ergibt sich der Zustand, daß die äußeren Voraussetzungen für die Kultur gegeben sind, aber die Menschen fehlen, welche sie haben können. Die Zivilisation erzeugt die Barbarei; aber die Barbarei, welche nun nicht mehr fruchtbar ist, wie die vorzivilisatorische, sondern unfruchtbar"[15]).

Paul Ernst sieht diese geschilderte Entwicklung nun keineswegs wie etwa Oswald Spengler als ein unabwendbares Schicksal an, das jedem Volke und jeder Kultur droht. Ihm ist der Verfall und Untergang der Völker und Kulturen kein unvermeidliches Naturereignis wie etwa das Altern und Sterben eines Einzelwesens, er sieht in ihnen vielmehr nur die Folge einer falschen naturwidrigen Volksführung. Heute, so schreibt er in dem Aufsatz „Die materialistische Geschichtsauffassung"[16]), seien die Völker zu Erkenntnissen über die natürlichen Ursachen des Werdens und Vergehens der Völker gekommen, wie sie keine Zeit zuvor besessen hätte, es lebten heute die Menschen bewußter als je zuvor, und diese Tatsache gäbe die Möglichkeit zu einer Umkehr von Wegen, die zum Verderben des Volkes führen müßten. Das wesentlichste Mittel, den drohenden volklichen Verfall aufzuhalten und abzuwenden, sieht Paul Ernst in der Rassenhygiene: „Seit einigen Jahrzehnten haben hervorragende Männer, welche den furchtbaren geistigen, sittlichen und teilweise auch körperlichen Niedergang der heutigen Kulturmenschheit sahen, an einer neuen Wissenschaft gearbeitet, der Rassenhygiene"[17]). Diese Rassenhygiene gehöre zu der Art von Wissenschaften, die auf Werturteilen beruhten. Diese Werturteile, die bei verschiedenen Völkern durchaus verschieden seien, bestimmten die Art der rassenhygienischen Maßnahmen, die in jedem einzelnen Falle als erwünscht und notwendig angesehen würden. In einem Lande, das wie z. B. Amerika nie etwas anderes gewesen sei, als ein bloßes „Zivilisationsland", könne man sich vielleicht mit einer bloßen „Polizeigesetzgebung" begnügen, die sich darauf beschränke, die Fortpflanzung und das „Überhandnehmen des Gesindels, der Verbrecher und der im medizinischen Sinne Minderwertigen" einzudämmen oder sogar völlig zu unterbinden. In Deutschland könne diese Verhinderung der Fortpflanzung der Minderwertigen nicht die eigentliche und wesentliche Aufgabe der Rassenhygiene sein: „Bei uns muß sich, wenn nicht alles täuscht, eine neue Aufgabe für diese Wissenschaft herausstellen. Wir waren mehr als ein Zivilisationsland; und es kommt uns zum Bewußtsein, daß mehr zu tun ist, als das Gesindel einzudämmen: daß die höchsten Güter der Menschheit geschützt werden müssen. Bei uns wird der Zweck nicht einfach sein, die Fortpflanzung der Minderwertigen zu verhüten, sondern die Fortpflanzung der Hochwertigen zu befördern, der Menschen, welche Führer und Herren für die große Masse sein können.

Das aber ist keine Aufgabe für eine Polizeigesetzgebung; das ist eine Aufgabe für den Staatsmann, eine neue Ordnung der Gesellschaft herbeizuführen, in welcher nicht mehr Geschäft und Erwerb das Leben bestimmen, sondern das gottgewollte Ziel der Menschheit erstrebt wird; in welcher nicht mehr die Brauchbarsten — für mehr oder weniger wertlose Tätigkeit Brauchbarsten — gefördert werden, sondern die Besten; in welcher nicht mehr die Dinge herrschen sondern die Menschen. Dieser Staatsmann muß nicht ein Politiker sein, wie sie heute (der Beitrag stammt aus den größtenteils im Jahre 1919 geschriebenen „Grundlagen der neuen Gesellschaft") sind, sondern eine schöpferische Persönlichkeit, die ein Ideal der Menschheit im Herzen trägt. Unsere politische Lage in der Welt ist verzweifelt. Aber das ist ein großes Glück für uns: denn nun müssen wir, wenn wir wenigstens erst eingesehen haben, wie wir in der Welt dastehen, alles aufs Spiel setzen. Und so könnte vielleicht aus unserem deutschen Verzweiflungskampf gegen die ganze Welt der Staatsmann entstehen, der die ganze Welt erlöst"[18]).

In den „Theoretischen Schriften" umreißt Paul Ernst verschiedentlich die wichtigsten Grundzüge einer gesunden neuen Volksordnung. Besonders wesentlich für die Art der Neugestaltung der Gesellschaft scheint es ihm zu sein, daß, wesentlich mitbedingt durch die Ergebnisse der modernen Biologie, die den Einzelnen im Wesentlichen nur als Verkörperung einer bestimmten Erbmasse sieht, ein ganz neues Weltgefühl entstanden sei: „Der Einzelmensch tritt heute zurück gegenüber einem Gemeinsamen Sein und Handeln der Menschen"[19]). Die wesentliche Mehrzahl aller „selbständigen Menschen" seien heute Sozialisten[20]), es bilde sich eine neue, unbürgerliche Welt. Dieser Sozialismus sei jedoch nicht das, was sich die „Revolutionsjuden" und die von ihnen aufgewiegelten und irregeführten Proletarier als Sozialismus vorstellten: daß sie nur ihresgleichen duldeten und allen anständigen Leuten das Leben unmöglich machten und dadurch die Gesellschaft vernichteten. „Sozialismus ist vielmehr eine adelige Betätigung des Menschen, sie ist Herrschaft", er ist „eine Ordnung der Gesellschaft, welche im Gegensatz zum „Individualismus" stehend, die Zwecke der Gesellschaft erreichen will und diesem Streben die Zwecke der Einzelnen unterordnet"[21]).

Diese neue Einstellung, daß die Gesunderhaltung und das Wohl des Ganzen das Ziel alles politischen Handelns sein müsse, gibt dem Bilde einer neuen gesunden Gesell-

[12]) Die Anpassung. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 315.
[13]) Das Gesetz der Zivilisation. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 293.
[14]) Das Gesetz der Zivilisation. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 296.
[15]) Das Gesetz der Zivilisation. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 295.
[16]) Die materialistische Geschichtsauffassung. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 280.
[17]) Die Anpassung. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 316.
[18]) Die Anpassung. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 320.
[19]) Die Aufgabe der Dichtung. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 592.
[20]) Eine Wortgeschichte. Der Weg zur Form S. 420.
[21]) Ist Marx ein Sozialist? Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 127.

schaft, das Paul Ernst in den verschiedensten Aufsätzen seiner „Theoretischen Schriften“ entwirft, das entscheidende Gepräge.

Alle die Formen, Merkmale und Eigentümlichkeiten, die das Leben unseres Volkes dereinst bestimmten, als es noch in gesünderen, natürlicheren Bahnen verlief, finden auch in dem von Paul Ernst gestalteten Abriß der neuen Gesellschaft den ihnen zukommenden Platz: die Bedeutung des Bauerntums für die Erhaltung des volklichen Lebens und die Notwendigkeit seiner Förderung werden klar herausgestellt, ebenso der Wert des Handwerks, dessen Erneuerung ihm unbedingt notwendig erscheint. Er sieht es aber auch als außerordentlich wichtig an, den Arbeiter wieder in gesündere, natürlichere Verhältnisse zu bringen: „Wir können nicht jede Maschinenarbeit abschaffen, außer dem Bauern und Handwerker müssen wir noch den Arbeiter lassen, der im Heim oder in der Fabrik mit Maschinen arbeitet. Aber wir wollen sein Leben so einrichten, daß die Maschinenarbeit nur Nebenarbeit ist, daß sein eigentliches Leben in der Mühe für den unmittelbaren Unterhalt seiner Familie besteht, dann wird auch er das ihm angemessene Glück genießen“[22]). An anderer Stelle, in dem gleichen Aufsatz (S. 512) heißt es: „Die Menschen werden ganz von selber ihr Leben verständig einrichten, wenn die Grundlage vernünftig ist. Die Grundlage ist vernünftig, wenn jeder ein Haus hat und so viel Land, wie er für seine Familie gebraucht, wenn seine Berufsarbeit nicht den Zweck hat, die Leute irgendwie zu beschwindeln, sondern ehrlich und redlich ist.“ Auf diese Weise wird der verhängnisvolle Einfluß der Großstädte eingedämmt und beseitigt, der Ernst einer der wesentlichsten Faktoren des Niederganges zu sein scheint. Neben der Schaffung einer natürlichen Umwelt und gesünderer Lebens- und Arbeitsverhältnisse ist für Paul Ernst besonders die Rückkehr zu einfacheren Lebensverhältnissen und geringeren Lebensansprüchen für die Gesundung des Volkslebens notwendig. Er weist wiederholt darauf hin, wie einfach die Menschen gerade in den Zeiten höchsten politischen und kulturellen Hochstandes gelebt hätten: „Der Mensch braucht Essen und Trinken, Kleidung und Behausung. Er braucht dies alles nur sehr mäßig. Unsere auf sinnliches Wohlleben gerichtete Zeit gaukelt uns vor, daß wir auch noch die sogenannten Kulturbedürfnisse befriedigen müssen. Dieselben kommen, wenn man sie näher betrachtet, gewöhnlich auf üppigeres Essen und Trinken, törichtere Kleidung und schlechteres Wohnen in Gestank, ohne Licht und Luft in einer menschenüberfüllten Großstadt hinaus ...“ „Sokrates ging barfuß, denn er hatte nicht das Geld, um sich Sandalen zu kaufen, und als Äschylus und Sophokles dichteten, da galt in Athen noch eine Schüssel mit Erbsenbrei als ein Festtagsgericht, und Lauch aß man zum trockenen Brot mit dankbarem Herzen, wenn man es hatte“[23]).

Deutschland ist, „wenn man die anderen großen Kulturvölker von heute betrachtet ..., das einzige, aus dem die Rettung kommen kann“. Findet Deutschland nicht eine Form, „in ganz neuer Weise zu handeln, dann geht die Welt unter, wenigstens die europäische“. Die Rettung werde aber wahrscheinlich „so kommen, daß der Idee von der Göttlichkeit des Staates ein neues, höheres Leben eingepflanzt würde“[24]).

Diese neue, „sehr männliche Religion“ wird von Paul Ernst an einer anderen Stelle noch eingehender umrissen[25]), wobei deutlich die rassenbiologische Fundierung dieser „kommenden“ Religion zutage tritt: „Wenn ... der Gedanke käme, daß die heute Lebenden nicht für sich leben, sondern für Kinder und Kindeskinder; daß sie die Pflicht haben, ihre Kinder höher zu bringen, und daß die Aufgabe eines unendlichen Aufstieges der Menschheit vor ihnen liegt, dann wäre die Gemeinheit überwunden. Die gemeinen Menschen, auch die, welche des Höheren nicht fähig sind, würden wieder ein Ziel vor sich sehen, das ganz religiöser Art wäre. Und das Ziel wäre höher, als das des chinesischen Volkes war, denn der Ahnenkult ruht nur auf der Verpflichtung des Dankes für erhaltene Gaben; diese Religion würde das Ziel haben, daß die Menschen sich aufopfern, um ein Höheres aus sich zu schaffen; die Chinesen stammen von Göttern ab, diese neuen Menschen erzeugen Götter.

Dann wäre nicht mehr der Gegensatz von Staat und Kirche möglich, der bestehen wird, solange wir das Christentum haben werden, und nicht mehr das Gegenspiel: daß die Form des Einen nur wachsen kann, wenn die Form des Anderen abnimmt; beides wäre wieder Eins, wie es in der alten griechischen Polis war. Dann würde das Denken nicht mehr Formen außer der Religion suchen müssen und jeder künstlerische Trieb der Menschen würde eine vernünftige Aufgabe erfüllen können, statt, wie heute, sich in unvernünftigen Zwecken zu erschöpfen; damit wäre die künstlerische Form nicht mehr mühsam und in schweren Kämpfen zu finden; sondern von selber, wie im alten Griechenland und China würde jeder Künstler seine Form haben: es gäbe eine Lebensform und es gäbe eine Gesittung“.

Anschr. d. Verf.: Schriesheim a. d. Bergstr., Kriegsstr. 1.

Friedrich Keiter:

Deutsche und Engländer

Daß Völker einen Krieg miteinander austragen und um Macht und Lebensraum ringen, braucht nichts damit zu tun haben, daß sie verschiedenen Wesens sind. Es gehört aber zu den wesentlichsten Erlebnissen und Entdeckungen, die wir Deutsche in diesem Kriege machen, daß es mit Deutschland und England, deutschem und englischem Wesen doch anders ist, als in Wettstreitkämpfen zwischen Gleichveranlagten.

Solange dieser Krieg noch nicht war, haben wir Deutsche in allgemeiner Liebe zu allem Nördlichen und Germanischen in den Engländern immer vor allem ein Volk aus gleichem Stamm zu sehen geglaubt. Wir haben an ihm anscheinend ausgeprägter Nordisches, als es uns selbst eigen ist, geliebt, wir haben uns auch in den Schwarm der Bewunderer mit einspannen lassen, welche das angelsächsische Wesen in aller Welt um sich zu sammeln verstand als es mächtig, erfolgreich und historisch auf der Höhe der Zeit stand. Wir haben nicht gemerkt, nicht merken wollen, wie kühl es von der anderen Seite klang, wie systematisch das Deutsche mißverstanden wurde, wie einseitig alles, was uns heilig und wichtig war, der zähen und sturen angelsächsischen Verdammung oder Belächelung anheimfiel.

Nun sind uns die Augen darüber aufgegangen, daß

---

[22]) Die Familie. Grundlagen der neuen Gesellschaft S. 513.

[23]) Das Maschinenherz. Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus S. 446.

[24]) Die formbildende Kraft. Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus S. 389.

[25]) Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus. Einleitung S. 22.

nicht nur Engländer und Franzosen, die einander doch geographisch so benachbart sind, durch eine charakterliche Kluft getrennt sind, die viel tiefer, größer, breiter ist als der Ärmelkanal, sondern daß auch die Nordsee im ganzen ebensogut eine völkische Weltenscheide zwischen Engländern und Deutschen ist wie ein Meer der germanischen Verbindungen.

Nun fragen wir, nun fragen viele jeweils auf ihre Weise, wieso das kommt, daß Engländer und Deutsche einander so fremd sind. Wir wollen die möglichen Antworten auf diese uns heute so sehr berührende Frage vorlegen.

Ein Erstes ist, daß Engländer und Deutsche *antithetische Gegenspieler im Prozeß der Ideengeschichte* sind. Die Engländer hatten ihre größten Zeiten dort, wo Planlosigkeit und Formlosigkeit Trumpf war. Das war damals, als sie die geschlossene mittelalterliche Weltanschauung mit ihrer Lehre von der Welt als bloßer Willensmanifestation auflösten (Scotismus) und später, als Schlagworte wie Freedom, Democracy, Struggle for Life (Kampf ums Dasein), Industrialisierung und Liberalismus in immer wieder ähnlicher Weise vorbedachte, geistdurchwirkte Ordnung zugunsten einer aktivistischen Ungeordnetheit, einem freien Spiel der Tatsachen und Kräfte, ablehnten. Wo sich die Deutschen ideengeschichtlich auf die andere Seite schlugen, waren sie immer betont unenglisch, so ganz besonders heute. Der Beginn der Maschinenzivilisation mit den machtvollen Ausbrüchen einer ganz neuen Lebensweise im 19. Jahrhundert ging am stärksten von England aus, *also* wendet sich eine Zeit und ein Volk, welches diese ungeordneten und chaotischen Anfangszeiten überwinden will, auch von ihren besten Trägern, den Engländern, ab.

Aber wir wissen heute gut genug, daß die Ideen, welche ein Volk am stärksten festhält, nichts Zufälliges sind, sondern in Entsprechung zum übergeschichtlichen, rassischen Wesen stehen. Die ideengeschichtliche Gegensatzspannung zwischen Deutschen und Engländern wird gespeist aus dem tieferen Wesensgegensatz, den aufzuklären wir gerade unternommen haben.

Eine zweite Erklärung, die heute viel gebraucht wird, ist, daß die *Vorgänge der inneren Auslese* aus dem englischen Volk der großen Zeiten das niedergegangene englische Volk der Gegenwart gemacht hätten. Nun — wir haben immer wieder betont, wie sehr Rassen umzüchtbar sind. Aber wir haben dieser Betrachtungsweise gegenüber zwei Fragen zu stellen: Welche Auslesefaktoren sollen in den ganz wenigen Generationen, welche das heutige England vom unbezweifelbar noch historisch großen England trennen, das ganze Volk gewandelt haben? Die Auswanderung in die Kolonien ist nicht so groß, wie man zunächst denkt, gewesen: von 450 Millionen Überseebriten der Gegenwart sind nur 13 Millionen angelsächsischen Stammes. Trotzdem sei völlig unbestritten, daß die rassenbiologische Gegenauslese bei der Auswanderung im Laufe der letzten vier Jahrhunderte oder schon länger am Mark des Volkes zehrte. Es ist immerhin fast $^1/_3$ des englischen Blutes, das heute nicht in England lebt. Aber den wesentlichen Unterschied zwischen dem viktorianischen England von 1900 und dem Churchill-England von 1940 kann sie kaum erklären, dazu war der Wandel zu rasch. Auch fragen wir wohl mit Recht, ob sich denn eigentlich in der Hauptsache überhaupt der Engländer gewandelt hat oder ob der Krieg nicht nur dem seit jeher festliegenden Bilde des Engländers nüchternere und weniger schönfärberische Züge gegeben hat. Man denke etwa an das Nietzschewort von der „Blonden Bestie". Er meinte alles herrlich Starke und Raubtierhafte am nördlichen Menschen. Aber welch geringe Gefühlsverschiebung ist nur nötig, um das Negative am gleichen Menschentypus hervortreten zu lassen. Solche „Herrenmenschen" sind raffgierig, sind brutal, sind egozentrisch verschlagen. Sie eignen sich an, was sie bekommen können, sie schaffen nicht, gestalten nicht, arbeiten nicht, sondern erobern und rauben. Vielleicht besteht der starke Wandel darin, daß wir am Kriegserlebnis gemerkt haben, wie dieser Menschentypus überhaupt dem eigentlichen deutschen Wesen widerstreitet, welches Zucht, Schöpfung, Arbeit, liebendes Interesse an allen Dingen der Welt, Dienstbereitschaft und Idealismus als seine schönsten Eigenschaften betrachten muß.

Damit sind wir bei der dritten möglichen Antwort: *Trotz relativer Rassenähnlichkeit besteht seit jeher ein großer rassischer Abstand zwischen Deutschen und Engländern.* Diese dritte Antwort kann sich auf eindeutige Tatsachen stützen: Körperlich sind die Deutschen zwar den Engländern an Hellheit und Dunkelheit ziemlich gleich, d. h. es gibt im gleichen Maße hellere und dunklere deutsche wie englische Teilbevölkerungen. In den Gesichtszügen dürfte immerhin ein Unterschied insofern bestehen, als die Gesichter in England länger und schmaler, schmalnasiger, schmallippiger sind. Die Engländer sind aber vor Allem seit jeher ein Volk viel schmaler gebauter Menschen als die Deutschen. Der „typische" englische Lord mit den überlangen Beinen, den Hängeschultern und den harten Gesichtszügen stellt tatsächlich sein Volk dar, während die Deutschen mit breiteren Beinen auf dem Boden stehen, und auch dann, wenn sie lange Köpfe haben, gleichzeitig auch breitere Köpfe haben.

Bevölkerungsgeschichtlich haben es die Engländer von sich selbst schon seit langem wohlgefällig bemerkt, daß alle ihre Vorfahren *kühne* Räuber waren. Die kleine Gefühlsverschiebung, von der oben die Rede war, und es werden *brutale* Räuber daraus. Hierher zählen alle die vielen, die nach Britannien kamen, die Kelten, die Römer, die Sachsen, die Wikinger, die Normannen. Die anderen germanischen Völker haben solches räuberisch-expansives Menschenmaterial nicht aufgenommen, sondern immer wieder abgegeben. Das ist wirklich ein Ausleseunterschied von langer Dauer und großer Wirkung.

Geographisch sind die Deutschen im ganzen genommen ein viel südlicheres Volk als die Engländer. Man kann die wesensmäßig wichtigen europäischen Völker in eine Neunfeldertafel aus drei Süd-Nord- und drei West-Ostreihen bringen, die höchst aufschlußreich ist:

	West	Mitte	Ost
Nord	Briten	Skandinavier	Finnen
Mitte	Franzosen	Deutsche	Russen
Süd	Spanier	Italiener	Balkanvölker

Wenn wir Deutsche aus der Tatsache, daß wir nicht ganz nördlich liegen, im allgemeinen viel weniger gemacht haben, als aus der Tatsache, daß wir im Vergleiche zu den Mittelmeervölkern ein Nordvolk sind, so kommt das davon, daß wir so vorwiegend damit beschäftigt waren, uns gegen das südliche Wesen mit seiner besonders lauten Eindrucksstärke abzusetzen. Die heutige politische Lage, in der wir vereint mit dem Volk, das die *Mitte des Südens* des Erdteiles hält, wie wir die *Mitte der Mitte* darstellen, das Volk welches den *europäischen Norden* am schlagkräftigsten darstellt, bekämpfen müssen, ist hingegen durchaus dazu angetan, uns hierüber die Augen zu öffnen.

England liegt also nördlicher und westlicher als Deutschland. Das bedeutet zumindest schon ein ganz anderes Klima. Ozeanisches Klima hat mit dem südlichen Klima gemeinsam, daß es nur enge Wärmeschwankungen hat („stenotherm" ist), dabei ist das ozeanische Klima Englands im ganzen aber nördlich kühl. Nur kleinste Teile Deutschlands sind klimatisch den britischen Inseln einigermaßen

ähnlich. Nun ist das Klima ohne Zweifel der wirkungsvollste rassische Auslesefaktor, denn es wirkt über für menschliche Begriffe unbegrenzt lange Zeit gleichartig, und es betrifft sämtliche Bewohner, was beides bei den meisten kulturellen Auslesefaktoren nicht der Fall ist.

Auch abgesehen vom Klima darf man damit rechnen, daß Rassen in der Regel umso verschiedener werden, je weiter ihr Heimatsgebiet voneinander abliegt. Auch nach diesem Prinzip ist von vorneherein wahrscheinlich, daß die Engländer eine wesentlich andere Rasse sind als die Deutschen.

Einseitig England eigentümlich sind die schmalen, aber dunklen Menschen, die man immer wieder mit der mediterranen, der Mittelmeerrasse in Zusammenhang gebracht hat. Dieser Zusammenhang wird noch naheliegender, wenn man den Güntherschen Namen „Westische Rasse" für die Mediterranen gebraucht. Die Westische Rasse ist das alteinheimische Menschentum der bei abnehmender Durchschnittstemperatur von Süden bis Norden „engwärmig" bleibenden ozeanischen Küsten Europas. Ihre Schmalheit und seelische Härte kommt in Spaniern und Engländern am deutlichsten zur Beobachtung, wobei die Spanier kleiner, dunkler und leidenschaftlicher sind, die Engländer größer, heller und kühler. Die starke Überlagerung der britischen Urbewohner durch nicht-westische Menschen aus der germanischen Mitte des europäischen Nordens ist neben dem züchtenden Unterschied der Klimate der wesentliche Grund für diese Verschiedenheit.

Was an den Engländern alt-westisch ist, haben sie mit den Deutschen überhaupt nicht gemeinsam.

Was an den Engländern germanisch ist, stammt durchschnittlich aus höherem und ausgesprochenerem Norden als das deutsche Blut.

Nach dem bisher Gesagten braucht man sich wirklich nicht mehr wundern zu, daß deutsches und englisches Wesen verschieden ist.

Sehr viele allbekannte englische Charaktereigenschaften kann man daraus verstehen, daß die Engländer ein noch nördlicheres Volk sind als wir. Es hat sich mir in meinen Untersuchungen zur europäischen Rassenpsychologie[1]) ergeben, daß in der Weltauffassung von Süd nach Nord folgende Übergangsreihe statthat: die Erlebnisse werden immer weniger leibhaft, weniger plastisch, unkörperlicher. Dafür steht im äußersten Süden, im Orient, das einzelne Ding ganz im Vordergrund der Beachtung. Raum- und noch mehr Zeitverbindungen werden von Orientalen nur sehr unvollständig empfunden und werden geradezu gefürchtet und gehaßt. In der klassischen Zone des europäischen Südens ist die sinnlich eindrucksvollste Kunst zu Hause, welche die klare und wunderschöne, harmonische Fügung an sich scharf getrennter Einzelteile zum Inhalt hat. Nördlich der Alpen ist das Volk der Sachlichkeit zu Hause, nämlich wir Deutschen, die wir in gleichmäßiger Liebe zum Einzelnen und zum Ganzen ein unablässiges Bedürfnis nach einem objektiv richtigen getreuen Weltbild haben. Sind die Südalpinen wesensmäßig Künstlernaturen und wir Nordalpinen wesensmäßig Theoretiker, so ergibt im ausgesprochenen Norden das Verblassen des Bildbedürfnisses und die maximal gesteigerte Freude am Zeitlichen, an Vorgängen und Geschehen, eine unvergleichliche Praktiker-Befähigung.

Ich habe in meinem schon erwähnten Buche versucht, den englischen Charakter in seinen uns allen geläufigen Zügen aus der vorwiegenden „Tatensichtigkeit" solchen nördlichen Praktikertums zu verstehen. Ich glaube, daß gerade die scheinbaren Widersprüche im englischen Charakter sich von diesem zentralen Punkte aus in einen Sinn zusammensammeln.

[1]) „Hochkultur und Rasse", 3. Bd. des Werkes Rasse und Kultur, 1940, F. Enke, Stuttgart.

Die Engländer sind berühmte Kompromißler, weil geborene Praktiker ihre größte Stärke darin sehen, gegebene Situationen instinktiv zu nutzen, während ihnen alles Überzeitlich-vorbedachte, alle Planung, die mit der Ordnung innerseelischer Bilder einhergeht, Unbehagen macht. Sie sind darum auch Menschen der Schlagworte, während wir Deutschen Menschen der ernstgenommenen Ideale sind. Ein Schlagwort braucht eben jeder Handelnde gleichsam als Feldgeschrei, und uns umklingt heute alle der widerliche Chorus, den die angelsächsische Propaganda als idealisiertes Feldgeschrei zu ihrem Machtkrieg anstimmt. Auch der politische Gebrauch der Lüge wäre den Engländern nicht so selbstverständlich geworden, wenn nicht die geringe Achtung des Praktikers vor dem objektiv Wahren dahinterstünde. Der deutsche Wehrmachtbericht wird so geschrieben, daß er wörtlich in ein historisches Gesamtbild dieser Zeit und dieses Krieges übernommen werden könnte. Die Reuternachricht hat keinen solchen Ehrgeiz. Ihre Parole ist „wahr ist was brauchbar ist, wahr ist was uns heute hilft". Man vergesse nicht, daß eine typisch angelsächsische Philosophie, nämlich der „Pragmatismus" die gleiche Lehre von der Identität von Wahrheit und Brauchbarkeit auch für die Weltweisheit verfochten hat.

Der Praktiker verachtet auch die gründliche sachliche und fachliche Bildung, die nach seiner Meinung höchstens den Instinkt verdirbt. Die von uns früher so viel bewunderte englische Erziehung wollte durchaus solche Praktiker heranwachsen lassen. Der Sport, der dafür so viel herangezogen wurde, ist notwendige Kulturerscheinung eines durch und durch tatensichtigen, vorgangslustigen Praktikervolkes. Im Leben des Engländers bedeutet Criquet, Golf und Football das gleiche, wie Bildbetrachtung im Leben des Italieners und Wissenschaft im Leben des Deutschen, nämlich Wesenssymbolik im zweckefreien Spiel. Unleibhaftig, wie die Engländer fühlen, wird der englische im Gegensatz zum griechischen Sport durchaus in voller Bekleidung betrieben. Das gleiche Volk hat nie einen großen Plastiker besessen. Der Dilettantismus der englischen Politiker bedeutet ebenfalls, daß angeborene Praktikerfähigkeiten, nicht hingebendes sachliches Können, in den Augen des Engländers den Vogel abschießen.

Seit Jahrzehnten aber zeigt sich schon die Überlegenheit der deutschen Gründlichkeit und Sachlichkeit, und je mehr wir in ein Zeitalter der überlegenen vorbedachten Ordnung und Planung hineinkommen, desto weiter entfernt sich der Engländer von seinem Optimum. Die deutsche Lebensform hat die Engländer früher besiegt als die deutschen Waffen.

Der Lebensnerv des englischen Parlaments wie aller angelsächsischen Debattierklubs ist der gleiche wie im Sportbetrieb: Stilisierter Kampf zweier Teams vor den Augen ihrer Anhängerschaft. Auch der englische Society-Betrieb gründet auf dem volkstümlichen Wunsch bei wichtigen Ereignissen anwesend zu sein. England ist in der Geschichte des Theaters wichtig, aber das altenglische Theater kennt völlig unleibhaftig keine Kulissen und Bilder, sondern nur Vorgänge.

Die Religiösität zieht sich bei den Angelsachsen vorwiegend auf das Gebiet der Ethik und Moral, also auf die Bewertung des korrekten Tuns zurück, während weder der Kultus noch der sachliche Glaubensinhalt wichtig genommen werden. Zum großen Teil entspringt die englische Heuchelei daraus, daß schönes Tun so sehr begehrt wird, daß auch dort, wo die Wirklichkeit nicht schön ist, eine Scheinschönheit als Verbrämung mit allen instinktiven Kräften der englischen Seele aufrechterhalten wird.

Praktikertum auf Grund angeborener konkreter Vorgangssichtigkeit hat eine weite Spannweite. Es umfaßt als seinen einen Pol das strahlende Heldentum der ger-

manischen Völker und als seinen anderen Pol das englische „Krämertum“. Dieses Krämertum ist nicht kleinlich, sondern umspannt die ganze Welt. Es ist auch das Gegenteil zum orientalischen Feilsch-Händlertum, denn während dieses auf geriebener Suggestionskraft beruht, sind die Engländer alles andere als gute Psychologen. Es besteht darin, daß bei allen Dingen darauf gesehen wird, was „praktisch“ dabei herausspringt, nicht was sie theoretisch oder als unmittelbarer Genuß wert sind.

Auch die Nützlichkeit ist beim Engländer zum Zwecke des Tuns da, nicht umgekehrt. Das zeigt sich z. B. darin, daß die Engländer in der Anwendung der nützlichen Lebenserleichterungen, welche die Technisierung bietet, keineswegs führend vorangingen. Sie sind vielmehr auf vielen Gebieten altmodisch nicht aus Trägheit, sondern aus Sentimentalität für alles Historische, die sich freilich mischen mag mit der zu stereotypen Handlungswiederholungen neigenden steifen Eingefrorenheit sehr schmaler, schizothymer Menschen.

Historische Sentimentalität, Romantik und zarte Lyrik auf der einen Seite, Nützlichkeitssinn, Krämergeist, harte Brutalität gehen so auf das gleiche vorgangssichtige Welterleben zurück.

Auch die englische egozentrische Einstellung ist eine Verzerrung des allgemein germanischen starken Persönlichkeitsbewußtseins.

Man könnte mit dieser Zurückführung einzelner historischer Züge des Engländers auf ein immer wieder gleiches rassenpsychologisches Prinzip noch lange fortfahren, es dürfte aber schon ersichtlich geworden sein, daß wir mit unserer gegenwärtigen Auseinandersetzung nicht nur den Engländer einer vielleicht vorübergehenden Verfallszeit treffen, sondern den „Ewigen Engländer“, mit all den Stärken und Schwächen, die an ihm ersichtlich sind, solange die europäische Geschichte englische Volksart erkennen läßt.

Wieviel das altwestische Blut daran mitbeteiligt ist, daß uns die Briten so fremd sind, soll nicht näher belegt werden.

Die Geschichte des deutsch-englischen Verhältnisses ist für uns die Geschichte einer Enttäuschung. Lernen wir daraus rassenpsychologische Wahrheiten, die uns noch nicht geläufig waren, als wir noch nicht so unmittelbar darauf gestoßen waren. Wir Deutschen sind nur uns selber, keinem Volk im Süden, Westen, Osten oder Norden rassisch gleich. Deutsche Rassenpolitik hat Vervollkommnung des Deutschtums zum Ziel und Inhalt, nichts sonst.

Anschr. d. Verf.: Rassenbiolog. Institut der Universität Würzburg, Klinikgasse 6.

Ernst Samhaber:

Das spanische Volk

Im spanischen Volke spiegeln sich heute sichtbar die Einflüsse wider, die die Lage der iberischen Halbinsel und ihre Geschichte auf die Zusammensetzung ihrer Bevölkerung ausgeübt haben. Seit den frühesten Zeiten haben sich die Völkerbewegungen von Europa nach Afrika und in umgekehrter Richtung über die Pyrenäenhalbinsel ergossen. Dazu kamen die Einwanderer, die über das Meer zu Schiff die Küstenstädte besiedelten, von den Griechen und Phöniziern bis zu den modernen Einwanderern aus anderen europäischen Staaten. Es ist daher nicht leicht, die verschiedenen Bestandteile des spanischen Volkes nach Herkunft und Rassezugehörigkeit so scharf auseinanderzuhalten wie in Ländern, deren Geschichte leichter überblickt werden kann. Es lassen sich immerhin einige grundlegende Elemente herausstellen.

Den Grundstock bilden die Iberer, die Urbevölkerung Westischer Rasse, deren Bild uns bekannt ist: Feingliedrig, klein, langschädelig, dunkelhaarig und dunkeläugig (Abb. 1). Darüber lagerte sich die keltische Einwanderung, die starke Ostische Einflüsse nach Spanien getragen hat. Das sind zahlenmäßig wohl die beiden stärksten Bestandteile des spanischen Blutes. Sehr viel stärker, als es der Blutsmenge nach zu erwarten wäre, sind die Einflüsse der verschiedenen Erobervölker, der Semiten und Germanen im Formenbilde zu sehen. Sie sind aber in den einzelnen Provinzen sehr verschieden stark. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Provinzen in der spanischen Geschichte eine sehr viel größere Selbständigkeit gehabt haben, als die Landesteile anderer, zentralistisch regierter Länder. Erst im 15. Jahrhundert sind die verschiedenen Königreiche durch die Ehe Ferdinands von Aragonien mit Isabella von Kastilien vereint worden. Sie blieben noch lange in der Verwaltung streng getrennt. So gehörte Amerika nur zu Kastilien. Den Aragonesen, vor allem den Katalanen, war daher die Einwanderung nach Amerika ebenso verwehrt wie den anderen Untertanen Kaiser Karl V., den Niederländern oder den Deutschen. Nur in Ausnahmefällen erhielten sie die Einreiseerlaubnis von den kastilischen Beamten in Sevilla.

Der Ausgleich der Bevölkerung ist auch später nicht durch die Bildung großer Städte möglich gewesen, etwa wie Paris in Frankreich oder London in England oder im 20. Jahrhundert Berlin im Reich einen Schmelztiegel gebildet haben, in dem die Eigenart der verschiedenen Stämme sehr stark aufgehoben wurde. Die spanischen Städte bildeten mehr Provinzstädte, und sie zogen ihre Bewohner überwiegend aus der umliegenden Landschaft. Selbst die Hauptstadt Madrid war bis tief in das 19. Jahrhundert hinein eine größere Landstadt, getrennt von den übrigen Provinzen durch hohe und unwegsame Gebirge. Auch ragte die Hauptstadt lange Zeit an Größe nicht über die anderen Städte empor. Sevilla war in der Glanzzeit Spaniens wegen seiner Verbindung mit Amerika die volkreichste Stadt, und auch heute eifern Madrid und Barcelona um den Preis, die höhere Einwohnerzahl ihr eigen zu nennen.

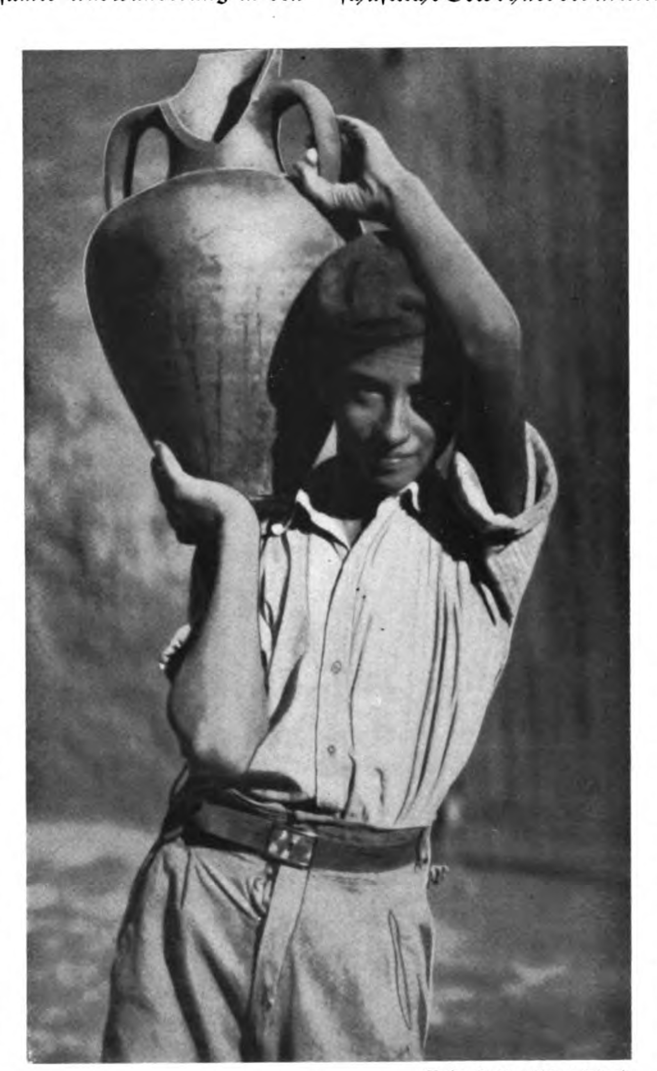
Dennoch werden wir den Einfluß der Städte auf die spanische Bevölkerung und ihre Zusammensetzung in der Geschichte nicht unterschätzen dürfen. Die Städte waren im 16. und 17. Jahrhundert die Saugpumpen, die die ländliche Bevölkerung an sich zogen. Die Untersuchung der alten Dorflisten hat ergeben, daß die Entvölkerung weiter Gebiete im 16. Jahrhundert auf die Abwanderung in die Stadt zurückzuführen ist, während die Auswanderung nach Amerika sehr viel geringere Spuren hinterlassen hat. Zahlenmäßig dürften die Auswanderung und selbst die Verluste in den flandrischen Kriegen sehr viel geringer gewesen sein, als allgemein angenommen wird. Die Aus-

wanderungsbestimmungen waren sehr streng, dazu war die Überfahrt teuer und an die wenigen Schiffe gebunden, die von Sevilla nach Amerika fahren durften. Wenn wir bedenken, daß im 17. Jahrhundert nur noch zweimal Schiffe im Konvoy nach Amerika fahren durften und diese in erster Linie für die Verschiffung der Silberschätze Amerikas bestimmt waren, können wir annehmen, daß die amtlichen Zahlen richtig sind, die die gesamte Auswanderung in den beiden ersten Jahrhunderten nach der Entdeckung Amerikas auf unter 100000 angeben.

Auch die flandrischen Kriege können nicht stark an der spanischen Volkskraft gezehrt haben. Dazu waren die in den Niederlanden stehenden Truppen nicht zahlreich genug. Jedenfalls stehen die dabei erlittenen Verluste in keinem Verhältnis zu den Verlusten, die etwa im 18. Jahrhundert im Spanischen Erbfolgekrieg eintraten, als die Soldaten Ludwigs XIV. und seiner Gegner auf spanischem Boden Krieg führten. Hingegen bildeten die Städte mit ihrer unzureichenden Hygiene jener Zeit eine schwere Gefahr. Trotz der nachweisbaren starken Abwanderung in die Städte, die durch die Entwurzelung des spanischen Bauerntums in jener Zeit bei der Ausdehnung der Schafzucht auf Kosten des Ackerbaus gefördert wurde, nahmen die Einwohner der Städte nicht wesentlich zu. Dafür hören wir dauernd von schweren Epidemien aller Art, die die verschiedenen Landschaften heimsuchten, besonders jedoch ihre Opfer in den überfüllten Städten forderten. Dabei rafften sie nicht nur rassisch minderwertige Menschen weg, sondern auch solche, die aus Unternehmungslust in die Stadt gezogen waren oder die schuldlos wegen der mangelnden staatlichen Fürsorge ihrer Scholle beraubt worden waren.

Die starken Bevölkerungsverluste in den Städten führten dazu, daß sich kein eigentlicher städtischer Typ herausbildete, sondern daß immer wieder Menschen aus den benachbarten ländlichen Bezirken in die Stadt strömten, so daß diese bis heute noch vielfach den Charakter der Landschaft tragen, wobei die Bewohner in die Umgebung als Landarbeiter gehen oder die Ochsenkarren durch die Straßen ziehen. Das rassische Bild der spanischen Stadt ist daher sehr viel geschlossener als in den Städten anderer Länder. Dazu kommt die Pflege der geschichtlichen Überlieferung, auf die jede Stadt stolz ist. Erst die republikanische Zeit hat im letzten Jahrzehnt versucht, auch hierin einen Wandel zu schaffen zugunsten einer öden Gleichmacherei. Es läßt sich heute schon sagen, daß dieser Versuch an dem Beharrungsvermögen der spanischen Städte und am Festhalten an ihrer Eigenart gescheitert ist.

So bildet die Bevölkerung jeder Provinz, ja fast jeder Landschaft ein streng gesondertes Bild, entsprechend der Gegensätzlichkeit im Landschaftsbilde. Der bewegliche Südländer Andalusiens (Abb. 2) unterscheidet sich von dem strengen, würdevollen Kastilier (Abb. 3, 13, 14), der leidenschaftliche Bewohner der Mittelmeerküste von dem überlegenden, aber unternehmungslustigen Basken der Nordküste, der rührige Katalane von dem fleißigen, bescheidenen Galizier des Nordwestens. Nimmt man zu diesen Gegensätzlichkeiten noch die ungünstige Verkehrslage der iberischen Halbinsel, die Gebirge, die die kastilische Hochfläche nach allen Seiten von den Küstenprovinzen abtrennt, so daß diese noch stärker zum Meer hin gerichtet sind, als es ohnehin der Fall wäre, so versteht man, warum in der Geschichte sich immer wieder Bestrebungen auf Loslösung der verschiedenen Teile aus dem spanischen Staate gezeigt haben.



Aufn. Päßler (Mauritius)

Abb. 1. Der Darbietungstypus der Westischen Rasse in reinster Ausprägung

Gerade deswegen ist im spanischen Volke das Streben zur Einheit, zur einheitlichen Zusammenfassung aller auseinanderstrebenden Provinzen und gegensätzlichen Bevölkerungsteile, ungewöhnlich stark ausgeprägt. Da die Einheit weder auf staatlichem Boden allein — wegen der ungünstigen Voraussetzungen — noch auf völkischem Boden wegen der Verschiedenheit der Bestandteile verwirklicht werden konnte, wurde sie auf geistigem und religiösem Boden gesucht. Die Inquisition, die in erster Linie zur Beaufsichtigung der äußerlich bekehrten Juden und Mohammedaner berufen war, ist der stärkste Ausdruck dieser Einheitsidee gewesen. Die Zusammenfassung aller geistigen Kräfte der Nation am Hofe des Königs sollte ebenfalls der Verwirklichung der Einheit dienen. Es wurde ein Lebensideal geschaffen, ein Vorbild des wahren Spaniers, das die Umformung der Nation zu einer wenn nicht blutsmäßig, so doch geistig geschlossenen Einheit erreichen sollte, das Vorbild des caballero. In ihm spiegelt sich die Überlieferung der Wiedereroberung nach der arabischen und maurischen Herrschaft wider, der Kreuzzugsgeist, der nach der Eroberung der letzten Hochburg des Islam in Spanien, Granadas, im Jahre 1492 sich der im gleichen Jahre entdeckten Neuen Welt zuwandte.

Es ist sicher kein Zufall, daß sich in diesem Lebensideale die Nordischen Bestandteile des spanischen Volkes durchgesetzt haben. Sie wurden nicht erst in der Völkerwanderung durch die Züge der Vandalen (deren Namen in der


Aufn. Nolte (Mauritius)

Abb. 2. Feingliedrigkeit und Bewegungsfreude

Provinz Andalusien = Wandalusien erhalten geblieben ist) und der Goten (im Namen der Catalanen noch sichtbar) hineingetragen. Wir können annehmen, daß schon vorher Nordische Einflüsse vorhanden gewesen sind, ebenso wie die blauäugigen und blonden Rifkabylen in Nordafrika wohl Reste der nach den griechischen Schriftstellern Nordisch aussehenden Libyer darstellen und nicht nur die Reste der zum größten Teile ausgerotteten Vandalen Nordafrikas.

Die Basken im Norden zeigen zahlreiche Nordische Rassenmerkmale (Abb. 4-7), obwohl sie ein sehr altes Volk sind, das eine Sprache spricht, die mit keiner anderen europäischen eine Verwandtschaft aufweist. Die Basken haben nie einen eigenen Staat gebildet. Zerrissen zwischen Frankreich und Spanien, abgeschnitten vom Süden durch unwirtliche Gebirge, haben sie wohl verschiedene Versuche zur Erlangung der Selbständigkeit unternommen, sind jedoch jedesmal gescheitert. Verkannt von den Kastiliern, die ihnen im Kampf mit England und Frankreich zur See nie den nötigen Rückhalt boten und stets das Schwergewicht des Seehandels nach dem Süden, nach Andalusien, zu legen versuchten, haben sie keine große Rolle in der europäischen Geschichte spielen können, wie das ihrer unbezweifelbaren Tüchtigkeit entsprochen hätte. Dafür haben sie in Südamerika einen unverhältnismäßig hohen Satz der führenden Persönlichkeiten gestellt. Es gab vor einigen Jahrzehnten gleichzeitig drei südamerikanische Präsidenten mit baskischen Namen, und das war kein Zufall.

Dennoch können wir den starken geistigen Einfluß des Nordischen Blutes (Abb. 8, 9, 10) auf die Überlieferung der Gotenzeit und der Wiedereroberung, der Reconquista und dem in ihr verkörperten Rittergeiste zurückführen. Die Goten sind durch die Araber nicht ausgerottet werden, sondern bildeten mit den zahlenmäßig nur schwachen semitischen und berberischen Einwanderern auch in den folgenden Jahrhunderten die grundbesitzende Herrenschicht. Wir kennen zahllose Zeugnisse von gotischen Adligen der arabischen Zeit, von gotischen Frauen der arabischen Fürsten, und die bedeutendsten unter diesen verdanken zweifellos dem gotischen Blut nicht nur die blauen Augen und die blonden Haare, sondern auch den ritterlichen Geist, der sie zu Waffengefährten — und Waffengegnern eines Cid machte. Als die arabische Kunst der Arabeske sich mit der strengen Größe des romanischen Baustiles des frühen Mittelalters zu einer neuen, gewaltigen Ausdrucksweise des abendländischen Geistes verband, da gaben diejenigen, die den Nordischen Geist unter arabischer Herrschaft bewahrt hatten, ihr den Namen der Gotik.

Nordisch bestimmt war auch ein großer Teil der Konquistadoren, die nach Amerika zogen, um dort große Reiche zu erobern. Immer wieder treffen wir auf Männer mit blonden Haaren und blauen Augen, wie den Helden des Mexiko-Feldzuges Pedro de Alvarado. Das hängt damit zusammen, daß die Kastilier der Hochfläche weniger über See fuhren, sodaß der Großteil der Auswanderer aus Andalusien und der Provinz Estremadura im Süden und den baskischen Provinzen im Norden stammte. Dabei dürfte der Anteil des noch vorhandenen Nordischen Blutes gerade in Andalusien wesentlich geschwächt worden sein. Jedenfalls ist der heutige Eindruck dieser Landschaft längst nicht mehr so stark Nordisch beeinflußt, wie er das im Jahrhundert der Entdeckung Amerikas gewesen zu sein scheint.

Es ist verständlich, daß die übrigen Rassenteile sich gegen die einseitige Betonung des Nordischen Lebensideals gewehrt haben. Die Juden und Moriskos haben ihre Feindseligkeit lange Zeit fortgesetzt und versucht, mit Hilfe des


Aufn. Lent (Mauritius)

Abb. 3. Feingliedrigkeit und Würde

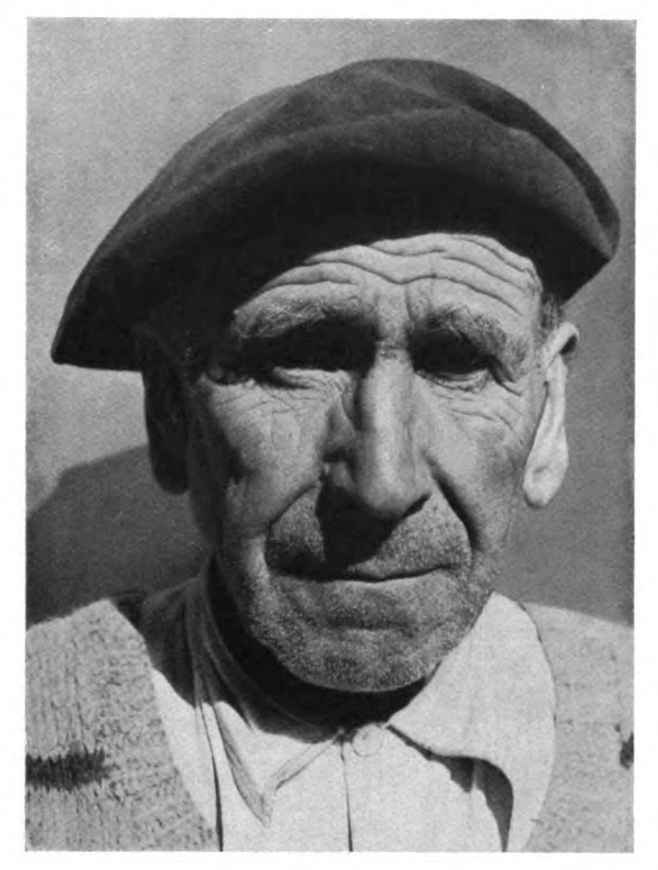


Abb. 4

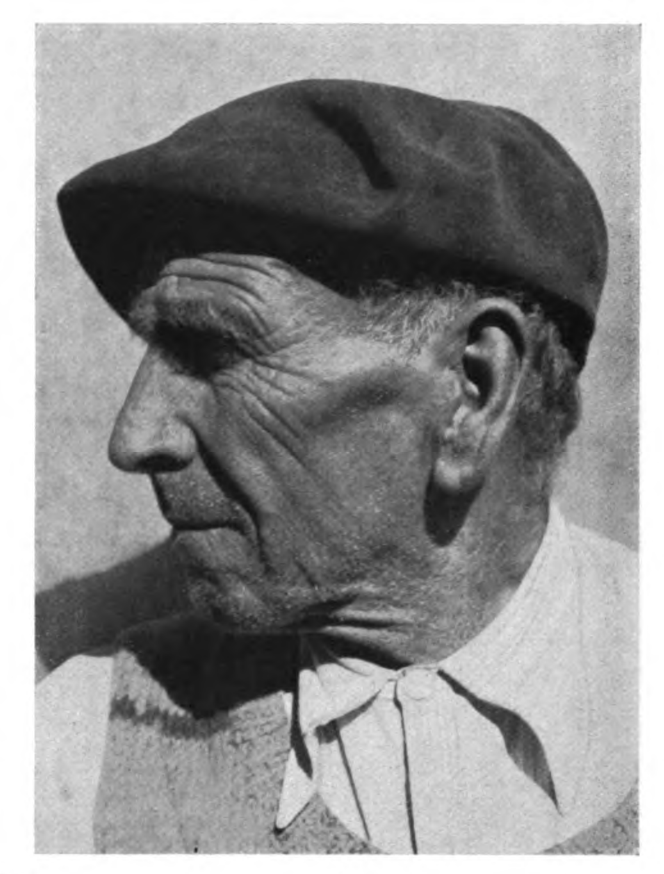


Abb. 5

Basken

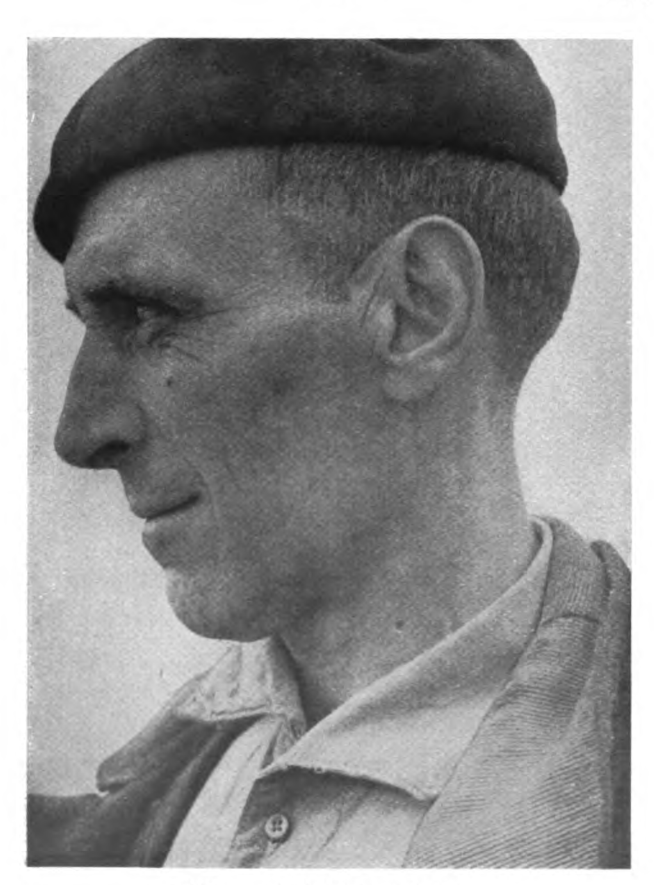


Abb. 6. Baskischer Arbeiter

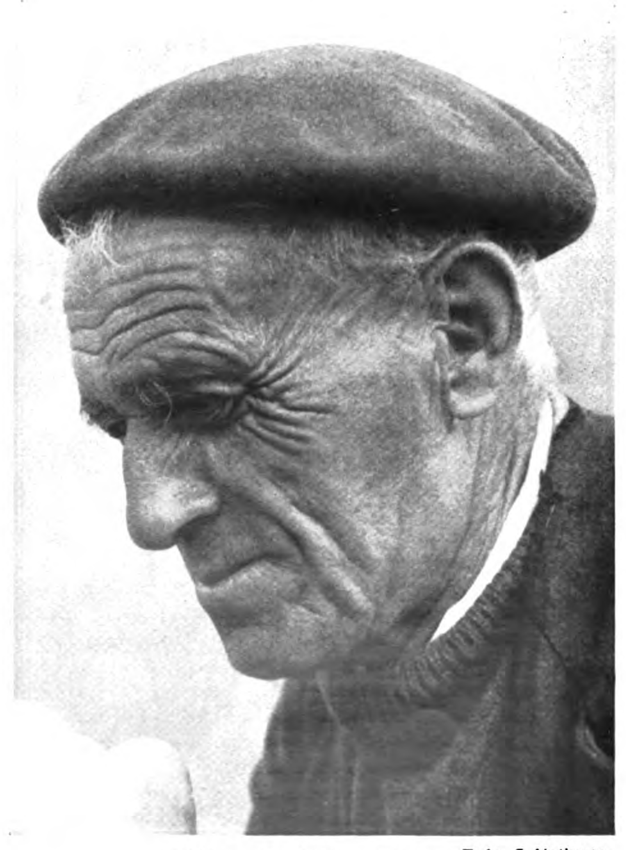


Abb. 7. Baskischer Fischer Aufn. E. Volkerts

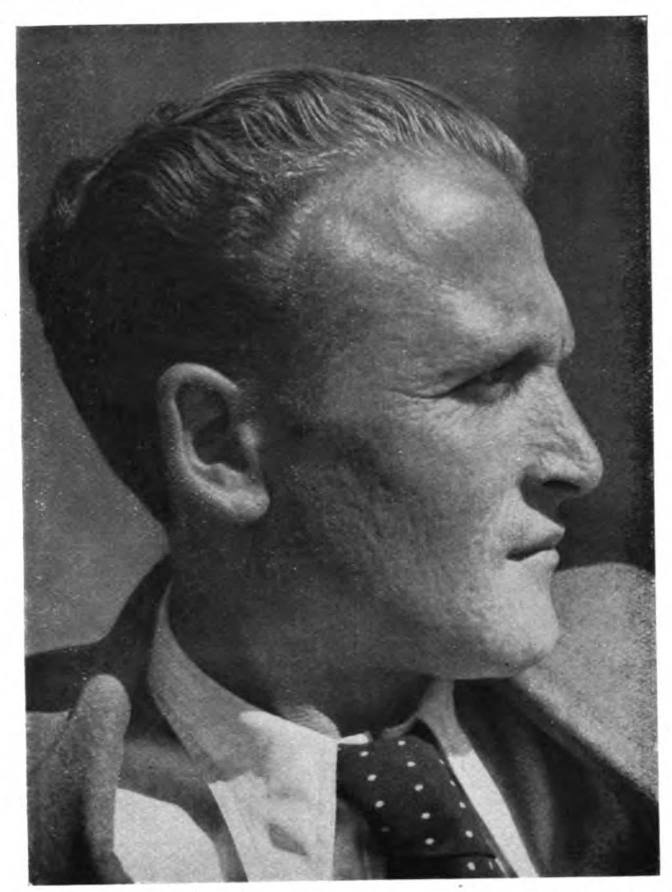
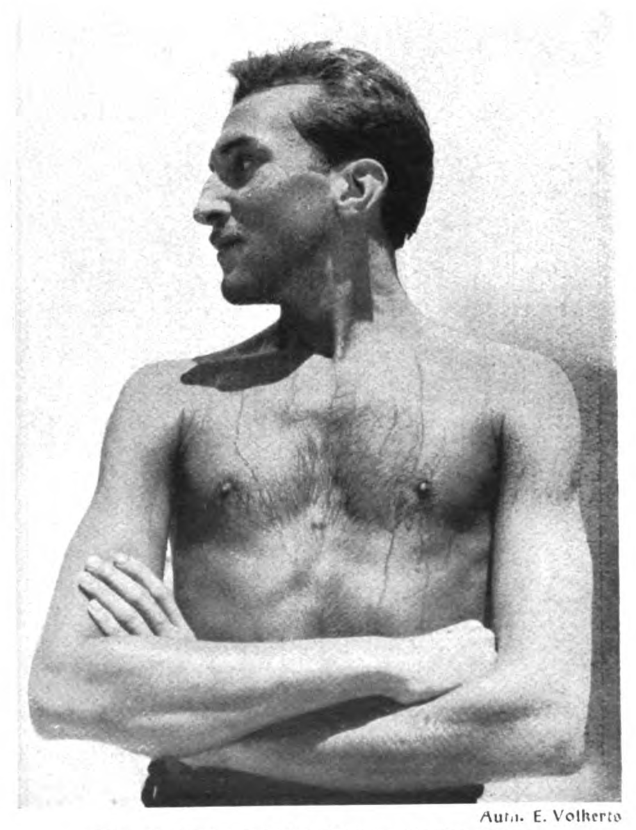


Abb. 8. Nordisches Blut im spanischen Volke Abb. 9.
Junger Mann aus Valladolid



Abb. 10. Blonde Jungen am Badestrand von Vigo



Aufn. E. Volkerts

Abb. 11. Orientalischer Typus in Barcelona

Auslandes, vor allem der mohammedanischen Reiche im Süden (Marokko) und im Osten (Türkei) ihre frühere Stellung zurückzuerobern. Wir dürfen nicht vergessen, daß das Osmanische Reich im 16. und selbst im 17. Jahrhundert zu Wasser wie zu Lande eine ungewöhnliche Macht nicht nur im östlichen, sondern auch im westlichen Mittelmeer entfaltete. Die Folge waren die Vertreibungen der Juden und der Moriskos unter schweren Kämpfen. Dennoch wird man nicht von einer rassenmäßigen Ausrottung dieser fremden Bestandteile der spanischen Bevölkerung sprechen dürfen. Viele wurden bekehrt, viele gingen äußerlich in der christlichen Bevölkerung auf, ohne ihre Rasse verleugnen zu können. Viele bekehrte Juden wurden nach den Balearen verpflanzt, wo sie eine blühende Schuhfabrikation hervorbrachten, die dann wiederum nach Katalonien zurückverpflanzt wurden. Viele orientalische Typen des heutigen Barcelona lassen sich weniger auf die längst untergegangene phönizische Einwanderung als auf diesen jüdischen Einschlag der Bewohner der Insel Mallorca zurückführen (Abb. 11).

Trotz dieser Niederwerfung der Moriskos können wir ihren Einfluß heute nach Jahrhunderten noch spüren. Sie sind der Träger des anarchistischen Gedankens in Spanien, des wilden Hasses gegen die christliche Religion, von der ihre Vorfahren so viele Unbilden haben erleiden müssen. Die furchtbaren Kirchenschändungen im spanischen Bürgerkrieg gerade in den Mittelmeergebieten lassen sich gewiß auf diesen rassischen Einschlag zurückführen. Dabei werden wir uns dessen bewußt sein müssen, daß die rassische Gliederung nicht ausschließlich landschaftlich zu suchen ist, sondern daß sich in ihr auch die soziale Schichtung ausdrückt.

Die Moriskos waren nicht ausschließlich Abkömmlinge von semitischen oder berberischen Einwohnern aus Afrika. Unter ihnen finden wir viele Zugehörige der Ostischen Rasse, die unter der jahrhundertelangen maurischen Herrschaft am ersten den Glauben des Islam angenommen haben. Aber sonst werden wir die Ostischen Menschen unter der dienenden Schicht stärker vertreten sehen, als ihr zahlenmäßig zukommt, und das gilt auch von der Industriearbeiterschaft (Abb. 12). Heute stellen die spanischen Städte eine ähnliche Auslese dar wie in anderen europäischen Ländern! Die Fabriken ziehen vor allem die Menschen an sich, die mit dem Lebenskampfe auf dem Lande nicht fertig werden und die in der Liebe zur ererbten Scholle nicht das Gegengewicht zu den seichteren Lockungen der großen Städte finden können. Ganz besonders gilt das für das Industrieproletariat, das nach Barcelona in den letzten Jahrzehnten gezogen ist und hier den Hort des Anarchismus gebildet hat. Es stammt überwiegend aus den Küstengebieten des Mittelmeers und zwar bis weit nach Süden, ist also nicht auf das eigentliche Katalonien beschränkt.

Diese Menschen kommen rassisch aus einer anderen Welt als die stolzen Kastilier, die in sich die Erinnerung an die Kreuzzugszeit und die Eroberung des spanischen Weltreiches tragen. Der Separatismus, der unter dem Schlagwort des freien Katalonien arbeitete, trägt nicht nur ein politisches, sondern auch ein soziales und im Kern ein rassisches Gesicht. Er enthält die Ablehnung der Welt des Hochlandes. Aber der Widerstand gegen das spanische Lebensideal des caballero mit seinen Nordischen Tugenden äußert sich nicht nur in blutigen Bürgerkriegen und Aufständen, sondern auch im geistigen Ringen um einen neuen



Aufn. Kelen (Mauritius)

Abb. 12. Arbeiterinnen aus einer Zigarettenfabrik in Sevilla. Fast durchgängig Ostische Rasse

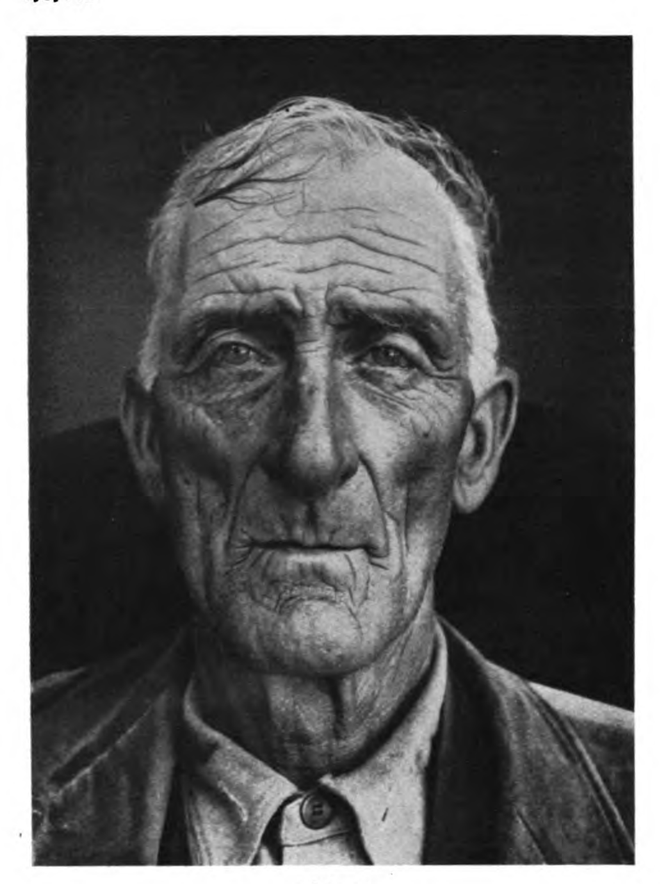


Abb. 13

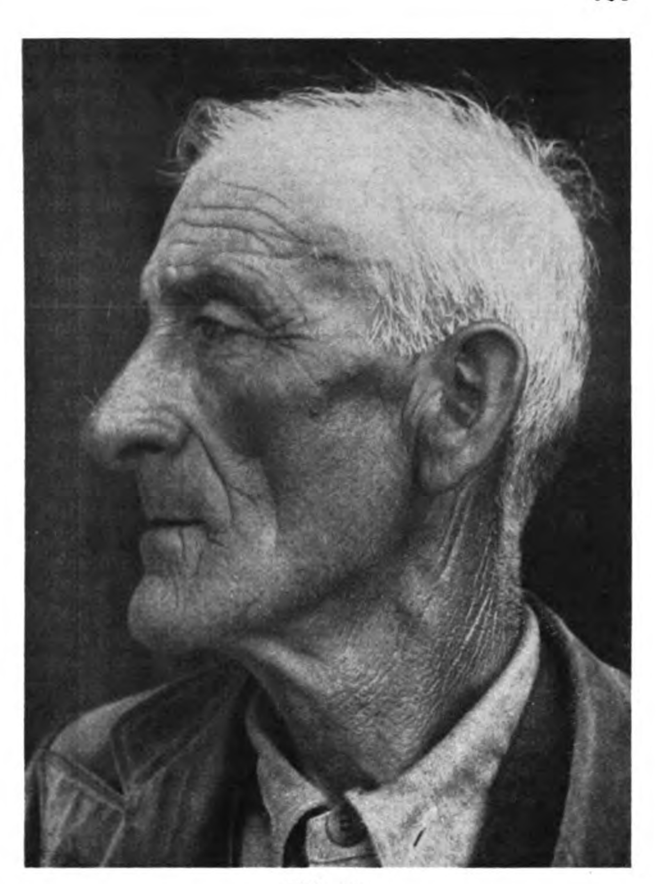
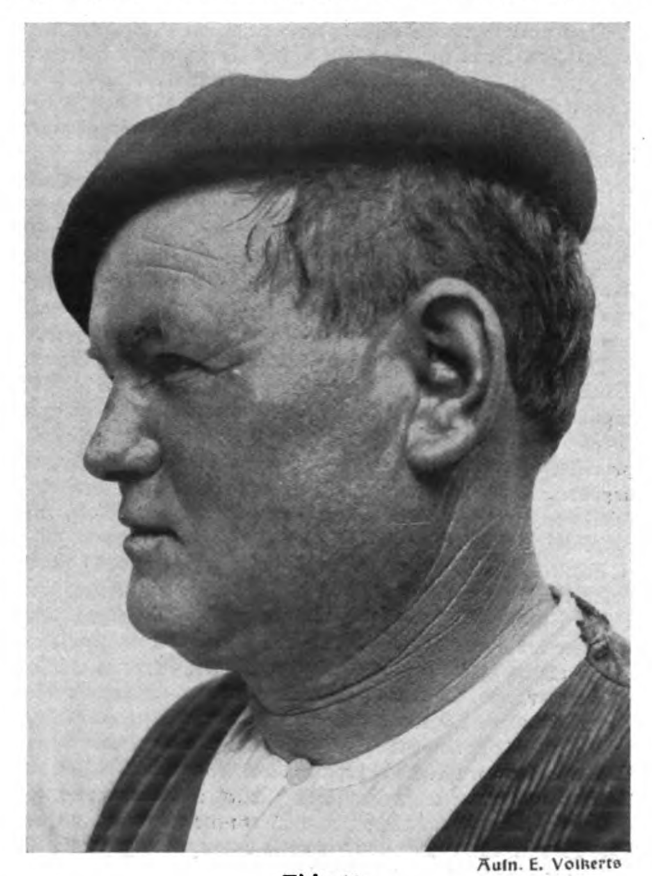


Abb. 14

Feldhüter aus Alt-Kastilien. Der hochgewachsene schmalgesichtige Typus, der in Don Quijote seine Verkörperung fand



Abb. 15



Aufn. E. Volkerts

Abb. 16

Sein Gegentypus (Mann aus Valladolid), auch dieser dichterisch verkörpert im Sancho Pansa

Lebensinhalt. Gegen das Spanien der Conquista, des Königs Philipp II. wird der „moderne" Geist aufgeboten, in dem wir deutlich Züge der Ostischen Rasse wiederfinden. Dieses Ringen um eine geistige Einheit ist nicht erst kürzeren Datums, es geht zurück bis in die große Zeit Spaniens im 17. Jahrhundert. Wir finden es wieder in der Verhöhnung des stolzen Ritters, der angeblich eingebildeten Gefahren zu trotzen sucht und sich dabei nur lächerlich macht.

Es ist bezeichnend für Spanien, dieses Land der großen rassebedingten Gegensätze, daß es kein einheitliches Lebensideal in seiner Kunst herausgebildet hat wie etwa Deutschland im Faust, sondern daß es in zwei Gestalten gegensätzlichster Art sein eigenes Wesen dargestellt hat, den beiden Helden des Cervantes, Don Quijote und Sancho Pansa. Neben dem „Ritter mit der traurigen Gestalt", dem hageren dürren, schmalgesichtigen, vergeistigten Abenteurer (Abb. 13, 14) der derbe dickbäuchige, rundköpfige und kleine Sancho Pansa (Abb. 15, 16), sein untrennbarer Begleiter, sein Gegenpol und zugleich seine Ergänzung. Zwei Rassen haben sich vereint, zwei Kameraden, um gemeinsam durch die Welt zu ziehen, um gemeinsam die Abenteuer zu bestehen, weil sie ohne einander nicht bestehen können. Der in den Wolken schwebende Ritter kann ohne den treuen Knecht nicht leben, ebenso wie dieser ohne den drängenden Geist des anderen nicht vom Fleck kommt.

Die Einheit, die aus dieser Vereinigung entspringt, ist die Einheit, die Spanien sucht, eine Einheit, die nicht auf der geistlosen Vermengung der Rassen beruht im trügerischen Wunsche eines liberalen Zeitalters, eine Rassenmischung zur Grundlage eines Volkes zu machen, sondern die auf der willenmäßigen Zusammenfassung der verschiedenen Bestandteile in dem gemeinsamen Handeln beruht. Dafür, daß der Geist, der diese neue Einheit führen wird, von Nordischen Idealen des Ritters und Konquistadoren erfüllt sein wird, dafür bürgt die Person des Caudillo.

Anschrift des Verf.: Berlin W. 15, Fasanenstr. 27.

Hans F. Zech:

Die Bretonen

Die Franzosen nennen sich gerne Nachfahren der Kelten. Echte Kelten auf französischem Boden sind aber allein noch die Bretonen.

Das heutige Süddeutschland ist die Heimat der Kelten. Als diese ihren Lebensraum nach Norden hin zu erweitern suchten, stießen sie auf die dort sitzenden Germanen. In den sich entwickelnden Kämpfen zogen die Kelten den Kürzern und schoben sich seit etwa 1000 v. Ztw. nach Westen vor. Über Nordfrankreich erschienen sie als Gälen um 800 v. Ztw. auf den Britischen Inseln und besetzten Irland, Schottland, Wales und Cornwales. Um 600 v. Ztw. folgten als zweite keltische Gruppe die Brythons, die den ganzen Süden der Britischen Inseln beherrschten. Schließlich (400—100 v. Ztw.) kamen kleine keltische Gruppen als letzte Nachzügler auf die Inseln. Mediterrane Ursassen und Nordisch geprägte, wenn auch nicht reinrassige, keltische Eroberer mischten sich zu „Briten" mit dem Ergebnisse, daß beim Auftauchen der Römer (55 v. Ztw.) nur noch im schottischen Hochlande und in den übrigen Rückzugsgebieten das Mediterrane, sonst überall das Nordische Element in keltischer Prägung vorherrschte.

Bis zum Forth of Clyde hinauf haben die Römer Britannien beherrscht, ohne aber nennenswerte eigene Spuren im Volkskörper zu hinterlassen. Auf den Britischen Inseln hat es trotz vierhundertfünfzigjähriger Römerherrschaft nie ein Bewußtsein römischer Überlieferung gegeben. Das ist offenbar ein Beweis für die Kraft der keltischen Menschen, die einen römischen Dauererfolg unmöglich gemacht haben.

Nach dem Abzug der römischen Legionen (407) überfielen die Mediterran-keltischen Mischvölker der Pikten und Skoten von Norden her die wesentlich keltischen Bewohner der einst römischen Gebiete. Die Bedrängten riefen die Sachsen zu Hilfe. Pikten und Skoten wurden wieder zurückgedrängt, aber aus Helfern wurden Eroberer. Ureinwohner wie Kelten wurden unterworfen, ja vernichtet und ihre Reste in die Rückzugsgebiete von Schottland, Wales und Cornwales abgedrängt. Der lebensstärkste Teil der Kelten wanderte aufs Festland zurück und besiedelte die Halbinsel Armorica, die seitdem Bretagne genannt wurde. Die Bezeichnung „Briten" wie „Bretagne" gehen also auf das keltische Volk der Brythons zurück.

Es ist also durchaus berechtigt, wenn die Bretonen sich mit den Bewohnern von Cornwales, Wales, Irlands und selbst Schottlands blutverwandt fühlen. Auch die Kelten Großbritanniens heben sich von den Nachfahren der germanischen Einwanderer klar ab. So ist beispielsweise allen keltischen bzw. keltisch beeinflußten Volksgruppen Großbritanniens ein Zug ins Fanatische gemeinsam: Die Hochschotten sind fanatisch in Religion wie Politik, Geld wie Geschäft (schottischer Geiz!); die Iren hat ihr religiöser wie politischer Fanatismus vor dem Untergange bewahrt; in Wales äußert sich der Fanatismus in politischem Linksradikalismus; in Cornwales ist er zu volkischer Eitelkeit verblaßt. Keltisches Erbteil auf den Britischen Inseln ist auch die Musik- und Sangesfreude: Wales ist das musikbegabteste Land Englands, wo Chorgesang und Musikfeste ihren festen Platz im Kulturleben haben; dasselbe gilt von Irland und in geringerem Maße von Schottland.

Die frühe Zeit der bretonischen Geschichte auf dem Festlande ist in Dunkelheit gehüllt. Auf der Grundlage der Blutsverwandtschaft lebten die Sippen unter ihrem Familienhaupt in patriarchalischer Lebensgemeinschaft beisammen. Das Familienhaupt hatte politisch, wirtschaftlich und religiös eine unbedingte Führerstellung inne. Diese aus der Nordischen Vorstellungswelt stammende Gemeinschaftsordnung (Clan-Verfassung) ist auch heute noch in Schottland heimisch. Ein Zeichen, wie stark dort keltischer Einfluß nachwirkt, ein Zeichen aber dafür, daß Bretonen und Schotten sich verwandt fühlen dürfen.

Die von England aufs Festland zurückgeströmten keltischen Stämme lebten in einem Raume, den die Natur selbst vom Kernraume Frankreichs abgesetzt hat, denn Frankreich gleicht einem in vier Felder geteilten Wappenschilde, von denen das nordöstliche und südwestliche Ebenen, der südöstliche und nordwestliche Bergländer sind. Das nordwestliche Feld stellen die alten Massive der Bretagne dar, die einst, stark bewaldet, weniger zugänglich waren als heute und, soweit sie Heidegebiete waren, siedlungsfeindlich gewesen sind. In räumlicher Abgeschlossenheit hat sich die ererbte völkische Art der Bretonen erhalten. Das bretonische Volk ist von der Latinisierung, aber auch

vor dem Einströmen fränkischen Blutes bewahrt geblieben und hat sich so als keltisch bis auf unsere Tage erhalten.

Nun ist es zwar so, daß heute nur mehr 40—50% der Bretonen die keltische Sprache versteht, aber daraus den Schluß zu ziehen, das keltische Bewußtsein wäre im Absterben, ist falsch. Sowohl die Bretonen der Kerngebiete wie der Randzonen — wo übrigens ein stark mit keltischen Einschlägen durchsetztes Französisch gesprochen wird — fühlen sich als Kelten. Beide Gruppen verbindet ein bewußtes und lebendiges Gemeinschaftsbewußtsein, gleiche Sitten und Gebräuche, gleiches Sagengut und gleiche Sprichwörter; kurz beide Gruppen sind von gleichem Volksbewußtsein durchdrungen. Darüber hinaus fühlen sich beide Gruppen auf das innigste mit den Kelten auf den britischen Inseln verknüpft, wo in Irland die Dinge sprachlich ähnlich liegen wie in der Bretagne. Es gibt in Irland Kelten gälischer und solche englischer Zunge. Daraus aber einen Gegensatz zu konstruieren und behaupten zu wollen, die Iren englischer Zunge fühlten sich etwa nicht als echte Iren, wäre ein verhängnisvoller Trugschluß.

Über die älteste Geschichte der Bretagne ist wenig bekannt. Festen Boden betreten wir erst in der Zeit Karls des Großen. Damals wurde die Bretagne eine Grenzmark des Frankenreiches (799), mit der Aufgabe, Schutzwall gegen normannische Vorstöße über See zu bilden. Als fränkische Mark hatte die Bretagne ihre Unabhängigkeit verloren, aber nur für kurze Zeit.

Im 9. Jahrhundert sehen wir als Folgeerscheinung der Unfreiheit feste staatliche Formen entstehen, denn die Epoche der Unfreiheit hat die Bretonen zum Bewußtsein ihrer Eigenart und ihres Andersseins geweckt. Aus dieser Erkenntnis wurde der Wille zu einem Leben nach eigener Art, aber auch die Erkenntnis geboren, daß zum Schutze des Eigenlebens eine kräftige politische Ordnung notwendig sei.

Von solcher Erkenntnis getrieben formten die nationalbretonischen Könige des 9. Jahrhunderts: Nominoë (gestorben 851), Eripoë (gestorben 857), Salaün (gestorben 847) aus dem lockern Verbande einer 400jährigen Volksiedlung unter Stammesältesten den Bretonischen Nationalstaat, den König Alan der Große (888—907) zur Blüte führte. Diese Könige haben Grenzen gegen das Frankenreich festgelegt. Damals reichte bretonisches Siedlungs-, Sprach- und Machtgebiet bis in die heutige Normandie hinein, d. h. die Grenzen lagen wesentlich weiter östlich als die heutigen. Salaün trug sogar den stolzen Titel „König der ganzen Bretagne und eines Großteils von Gallien". Ein Zeichen, daß um diese Zeit ein gesamtkeltisches Volksbewußtsein lebendig war; ein Zeichen aber auch, daß die Bretonen sich als Nachfahren der keltischen Gallier fühlten und diesen Anspruch den Franzosen streitig machten.

Unter den nationalen Königen des 9. Jahrhunderts also erreichte das bretonische Gebiet seine größte Ausdehnung. In die Zeit der Normanneneinfälle, die zur Errichtung einer normannischen Militärherrschaft und deren schließlicher Aufnahme in den französischen Staatsverband führte (Abkommen von St. Clair 911) wurden die Bretonen gegen Westen zurückgedrängt. Seitdem verläuft die Ostgrenze des bretonischen Raumes etwa auf der Linie Mont St. Michel am Atlantic zur Loire östlich von Nantes. Noch heute besteht diese Grenzlinie. Sie umschließt die fünf im Jahre 1790 errichteten Departements: Finistère, Côtes du Nord, Morbihan, Ille-et-Vilaine, Loire-Inferieure.

In den folgenden Jahrhunderten hat der bretonische Staat immer wieder Angriffe auf seine Selbständigkeit abweisen müssen. Zeitweise wurden sie von England über den Kanal vorgetragen — es war die Zeit, da seit Heinrich Plantagenet die englischen und französischen Könige im Streit um die Vorherrschaft an der Kanalküste lagen —, zeitweise versuchte das benachbarte Frankreich die Bretagne an sich zu reißen.

So kam es, daß die Bretagne sich bald an England anlehnte, um Frankreich abzuwehren, bald aber mit Frankreich ging, um sich von englischen Ansprüchen frei zu machen. Weder Frankreich noch England vermochten die politische und staatliche Selbständigkeit der Bretagne zu zerstören. Bis an die Schwelle des 16. Jahrhunderts blieb die Bretagne selbständiger Staat. Die bretonischen Fürsten wurden in Raozon (Rennes) mit königlichem Prunk gekrönt und nannten sich als Zeichen ihrer absoluten Souveränität stolz Fürsten, allein „von Gottes Gnaden" und erkannten „keine Macht über sich als Gott". Es ist bezeichnend, daß noch im 15. Jahrhundert der Papst eine bretonische Nation anerkannte und daß Pius II. schrieb, der Fürst der Bretagne sei zwar weniger mächtig als der König von Frankreich, lebe aber nichts destoweniger aus eignem Gesetz und erkenne keine Macht über sich an.

Erst kurz vor 1500 kam die bretonische Selbständigkeit ernsthaft in Gefahr. Zwar war bereits um 1170 das nationalbretonische Königshaus ausgestorben, weiter war 1213 in Pierre Mauclerc, Graf von Dreux, ein Urenkel Ludwigs VI. und damit ein Angehöriger des französischen Königshauses in den Besitz der bretonischen Krone gekommen, aber die Unabhängigkeit der Bretagne war darum doch geblieben. Sie blieb noch fast 300 Jahre gewahrt. Selbst ein Ludwig XI. (1461—1483), der mit rücksichtsloser Gewalt Stellung und Machtbereich des französischen Königtums ausgeweitet hat, verbürgte im Vertrage von St. Maur ausdrücklich die Unabhängigkeit und Unversehrtheit der Bretagne. Erst als 1488 mit Franz II. das capetingische Fürstenhaus in der Bretagne ausstarb, glaubten die französischen Könige ihre Stunde gekommen und versuchten, Hand auf die Bretagne zu legen.

Als Erbin hatte der letzte Capetinger in der Bretagne nur eine Tochter Anna hinterlassen. Gegen diese Frau hofften die französischen Könige leichtes Spiel zu haben. Aber die Bauern standen für ihre Herzogin und kämpften mit erbittertem Einsatz Jahre hindurch für ihre Fürstin und die eigne Freiheit (1487—1491). Alles schien gewonnen, als Maximilian, „der letzte Ritter", 1491 sich heimlich mit Anna verlobte. Bevor es aber zur Heirat kam, mußte Maximilian die Braut verlassen und nach Ungarn ziehen, um die dort eingefallenen Polen zu verjagen. Seine Abwesenheit benutzte der französische König Karl VIII. zu einem widerlichen Bubenstück: er zwang die kaiserliche Braut ins eigene Bett. Erst 1493 kehrte Maximilian aus dem Osten zurück. Trotzdem die Reichsstände sich ihm versagten, strömten ihm von allen Seiten Kämpfer zu, um den Brautraub zu rächen. In der Schlacht bei Dournon (1493) rächte er die angetane Schmach. Er verzichtete aber auf die geschändete Braut und damit auf die Bretagne, während er durch seine 1. Ehe mit Maria von Burgund († 1482) dem Reiche Artesien (Artois) und die Freigrafschaft Burgund (Franche Comté) gewonnen hatte.

Da der Habsburger sich zurückzog und die Reichsstände keine Kampflust zeigten, hatten Frankreichs Könige die Bahn frei. Unter schärfsten politischen, militärischen und nicht zuletzt menschlichem Druck heiratete Anna 1491 zuerst Karl VIII. und nach dessen Tode (1498) Ludwig XII. von Frankreich. Ein ebenso skrupelloses politisches wie frivol menschliches Spiel hatte damit seinen Abschluß gefunden. Darüber aber war die Bretagne in den Bann der französischen Politik geraten. Was das hieß, sollte die Folgezeit lehren.

Die französischen Könige trugen die Krone der Bretagne in Personalunion neben der Königskrone. Damit war

klar und eindeutig von ihnen anerkannt, daß die Bretagne ein eigenes, selbständiges, staatliches und politisches Gefüge war. So blieb es bis 1532. Aber Frankreich hat weder unter seinen Königen noch als Demokratie Verträge geachtet, wenn es um Machterweiterung ging. Franz I., der fanatische Gegenspieler des deutschen Kaisers Karl V. machte nach seiner Heirat mit Claude, der Tochter Annas, dem Zustande des Nebeneinander zweier gleichberechtigter Staaten ein Ende. Bezeichnend für die kraftvoll selbständige Stellung der Bretagne sogar in dieser Zeit ist jedoch, daß selbst der rücksichtslose Franz I. nicht wagte, einen Gewaltakt durchzuführen. Vielmehr hat er durch zweiseitige Verträge (so den Vertrag von Plessix 1532), also unter Zustimmung der Bretonen, die Bretagne mit Frankreich vereint. Die Zustimmung der Bretonen erkaufte er durch die gleichzeitige Anerkennung ihrer Selbstverwaltung. Die Bretagne schloß sich also freiwillig an Frankreich an und wurde gleichsam als Gegenleistung von Frankreich staatsrechtlich als „province reputée étrangère" („eine fremdvölkische Provinz") angesehen, gewertet und behandelt und erhielt autonome Selbstverwaltung zugebilligt.

Zwar haben die französischen Könige immer wieder versucht, diese Sonderstellung der Bretagne anzutasten, aber die Bretonen haben ihre alten, verbrieften Rechte auf Eigenleben zu wahren gewußt. Kein Mittel — vom Protest bis zu soldatischem Ungehorsam — wurde gescheut, um die Könige mit Erfolg zur Erfüllung gegebener Zusagen zu zwingen. Bis in die Zeit der sog. „Großen Revolution" blieben die Bretonen ein nach eignem Stile im französischen Staatsverbande lebendes Volk. Einfügen des einen Partners in den Staat und Respektierung seines Eigenlebens durch den andern Partner waren untrennbare Begriffe des auf Gegenseitigkeit ruhenden Verhältnisses. Fiel die Achtung vor bretonischer Eigenart, so fiel entsprechend die verpflichtende Zugehörigkeit zum französischen Staatswesen. Dieser Zustand ist durch die französische Revolution 1789 geschaffen worden.

Es ist selten mehr von „Volk" und „Volksrechten" geredet worden als in der Zeit der französischen Revolution, aber selten hat man die wahren Rechte des Volkes mehr mißachtet und mit Füßen getreten als die Anbeter der menschlichen Vernunft, dieses „launischsten aller Teufel" es damals getan haben. Als die Revolutionäre die Niederlande, das linke Rheinufer und die Schweiz an sich rissen, schlug auch die Todesstunde für das Eigenleben der Bretonen. 1790 wurde die Bretagne ohne Rücksicht auf Verträge und ohne Rücksicht auf den Willen der Bevölkerung von den Pariser Repräsentanten der „Volksrechte" im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einfach annektiert.

Die bretonischen Bauern haben sich mit fanatischer Erbitterung gegen ihre „Beglücker" gewehrt. Ihre heldenmütigen Kämpfe sind unter dem Sammelnamen Vendée-Kriege weltbekannt geworden. Unter ihrem Führer Jean Cottereau, genannt Chouan („Käuzchen"), einem Holzschuhmacher aus St. Bertherin bei Laval schlugen die Bretonen im Oktober 1793 los. Im weitern Verlaufe ihrer Kämpfe schlossen sie sich den Vendéern an und wurden mit diesen bei Savenay besiegt. Trotzdem flackerte der Aufstand wieder auf und fand in Cadoudal einen hervorragenden Führer. Vom Revolutionsgeneral Hoche blutig unterdrückt, gaben die Bretonen den Kampf nicht auf. 1799—1800 mußte die Pariser Regierung den General Brune mit einem Heer gegen sie ins Feld schicken. Trotz seiner Siege und schwerster Blutverluste gaben die Bretonen ihren Freiheitskampf nicht verloren.

Unter dem Einfluß der Romantik, die das Volk als Begriff und Wert wiederentdeckte, ist auch bei den Bretonen eine kraftvolle Rückbesinnung auf ihre volkliche Eigenart eingetreten. Die schlimmen Erlebnisse unter der Herrschaft der Republik gaben stimmungsmäßig den Boden für eine fruchtbare Entfaltung des Gedankengutes der Romantik ab. Im Jahre 1805 eröffnete der Bischof von Cambry eine „Keltische Akademie". Wenige Jahre später schuf Gonidec aus vier keltischen Mundarten die bretonische Schriftsprache.

Aus politischer Entrechtung erwuchs neuer Selbständigkeitswille, aus kultureller und sprachlicher Rückbesinnung eine volkliche Wiedergeburt. Auch Napoleon I. mußte mit Gewalt gegen die Bretonen vorgehen, um sie zum Einfügen in den französischen Staatsverband zu zwingen. Selbst während seiner 100-Tage-Herrschaft erhoben sich die Bretonen erneut, um ihre Volksrechte zu schützen. Sie erhoben sich wieder während der Julirevolution 1830.

Die zahlreichen über mehr als ein ganzes Menschenalter verteilten Aufstände der Bretonen sind umso bemerkenswerter, als die Pariser Regierungen, voran die „Freiheitsmänner" der Großen Revolution, alles getan haben, den Unabhängigkeitswillen zu brechen. So z. B. ordnete der Conventskommissar Carrier in Nantes die Massenertränkung von 16000 politisch Verdächtigen an (1793). Da oft Mann und Frau aneinander gefesselt wurden, nannten diese Vertreter der Vernunft ihre Scheußlichkeit zynisch „Republikanische Hochzeiten". Nicht weniger scheußlich als die Noyaden (= Ersäufungen) Carriers waren die Taten der „Höllischen Kolonnen" Turreaus, die sengend und brennend das Land durchstreiften und mordeten, was ihnen vor die Klinge kam. Die Bretagne hat damals an die 50000 Tote durch Mord und Kampf verloren, aber sie hat nicht nachgegeben. Die Freiheit stand dem bretonischen Volke höher als andere Lebenswerte. Mit gutem Recht hat La Villemarqué, der wohl bedeutendste bretonische Sprach- und Geschichtsforscher des vorigen Jahrhunderts, im Jahre 1839 sagen dürfen:

> Ich habe in meiner Jugend selbst erlebt, welchen Schwung die Erinnerung an Unabhängigkeit einem Volke zu geben vermag.

La Villemarqué, Lamenais, Chateaubriand und viele andere haben für die Kulturkraft und Kulturleistungen ihres bretonischen Volkes im französischen Bereiche Zeugnis abgelegt. In der Bretagne selbst hat die 1844 von La Borderie gegründete „Association Bretonne" das Sammelbecken für alle abgegeben, die an der sprachlichen und kulturellen Erforschung bretonischer Art tätig waren. Sie hat bis in unsere Tage hinein gewirkt.

Großen Auftrieb erhielt diese Kulturarbeit durch die seit den 30er Jahren vorigen Jahrhunderts wiederholt angesetzten Verbrüderungsfeste, Tagungen und gemeinsamen Kongresse der Kelten diesseits und jenseits des Kanals. Um die gleiche Zeit etwa, da in Belgisch-Flandern die Rückbesinnung auf die eigne Sprache und die eigne dietsche Art einsetzte, begannen auch die Kelten Frankreichs und auf den Britischen Inseln sich ihrer volklichen Gemeinsamkeit zu erinnern. Hand in Hand mit fortschreitender Selbstbesinnung spitzten sich die Dinge zu einem Sprachenkampfe mit der französischen Regierung zu.

War schon die Erste Republik und das Napoleonische Kaiserreich darauf aus, dem Französischen unbedingte Vorherrschaft in der Bretagne zu verschaffen, so waren das Zweite Kaiserreich und noch mehr die folgende Dritte Republik unerbittliche Gegner der bretonischen Kultur und Sprache. So löste Napoleon III. 1868 die lediglich kulturellen Aufgaben (Sprachforschung, Sammeln von Sagen, Erzählungen, Geschichtsforschung usw.) dienende Bretonische Gesellschaft (Association Bretonne) auf. Unter dem ersten Eindruck seines Sturzes wurde sie 1873 zwar

wieder zugelassen, konnte ihre Tätigkeit aber nur unter mißtrauischer Beaufsichtigung und oft kleinlicher Schikane fortführen. In den Kleinkinderschulen war Bretonisch verboten. Selbst als Hilfsmittel beim Anfangsunterricht der Volksschulen durfte kein bretonisches Wort verwendet werden. Kinder, die in den Pausen bretonisch sprachen, wurden bestraft.

Die Feindseligkeit besonders der Dritten Republik stärkte die bretonische Gegenwehr. Noch vor 1900 erlangte die „Kevredigez Broadus Breiz" (= Bretonische Regionalistische Union) große Bedeutung. Diese Organisation stellte sich ihre Aufgaben und Ziele auf kulturellem Gebiete. Die Bretonische Regionalistische Union dagegen forderte Selbstverwaltung im Rahmen des französischen Staatsgefüges, d. h. auch diese Bretonen bekannten sich zwar zum französischen Staatsgefüge, wollten aber Wiederherstellung ihrer bis 1790 anerkannten Sonderstellung.

Einem Teile der Bretonen ging das Bekenntnis der Regionalistischen Union nicht weit genug. Sie wollten von Frankreich völlig frei sein. Aus dem Kreise dieser nationalen Aktivisten erstand im Jahre 1910, also schon vor dem Weltkriege, die bretonische Nationalpartei als eine separatistische Gruppe. Anhänger der Nationalpartei verweigerten im Weltkriege sogar den Waffendienst für Frankreich. Die Mehrzahl der Bretonen aber bekannte sich damals zum französischen Staate. 240000 Tote opferte das kleine Volk (= fast 10% seines Gesamtbestandes!) für das Selbstbestimmungsrecht der Völker, um am Ende doch betrogen zu werden.

Als in Versailles die Welt neu geordnet und das Schlagwort vom Selbstbestimmungsrecht verwirklicht werden sollte, meldeten sich auch die Bretonen. Aber ihre Eingaben an die Friedenskonferenz und den vorbereitenden Ausschuß des Völkerbundes blieben unbeachtet. Selbst ein an den Präsidenten Wilson persönlich gerichtetes Gesuch, das unter 800 Unterschriften, auch die des Erzbischofs von Roazon (Rennes), von 8 weitern Bischöfen, von Abgeordneten und sonstigen Männern des öffentlichen Lebens trug, blieb erfolglos. Den Bretonen wurde sogar das Recht auf Erlernen ihrer eigenen Sprache verweigert.

Für die Masse des bretonischen Volkes ging es weiterhin weniger um politische als um kulturelle Ziele. Das Recht auf eigne Sprache und eignes Kulturleben aber forderten alle Bretonen. Gerade das aber lehnte die Pariser Regierung ab und ließ durch den Mund des amtierenden Kultusministers De Monzie auf der internationalen Kunstgewerbeausstellung in Paris (1925) verkünden:

> Im Interesse Frankreichs muß die bretonische Sprache verschwinden.

Der Entrüstungssturm, den diese Erklärung in der Bretagne auslöste, war gewaltig. Die separatistischen Kräfte erhielten dadurch Auftrieb. Die Anhänger der Nationalpartei verlangten eine eigene Volksvertretung, also einen bretonischen Landtag, weiter eigne Gesetzgebung und eigne Verwaltung. Es kam zu Attentaten und Terroraktionen. Doch galt der Kampf der Masse der Bretonen auch jetzt der Anerkennung der eigenen Sprache und Gleichsetzung der eignen Kultur mit der französischen. Führend im Kampfe war stets die Zeitung „Breiz Atao", die in ihrer Ausgabe vom 28. November 1937 schrieb:

> „Wir sind das einzige Volk Europas, das in der Sprache, die es spricht, weder lesen noch schreiben kann. Die kleinsten Völker, wie die Friesen in Holland und Deutschland, oder die Rätoromanen in der Schweiz (40000 Seelen) haben das Recht und die Möglichkeit, ihre Sprache zu lernen. Die Bretonen bleiben Ausgestoßene unter den Völkern Europas.
>
> Unsere Regierenden müssen sich endlich Rechenschaft geben über den Willen des bretonischen Volkes, wie er in der Zustimmung der Mehrheit seiner Wähler, Abgeordneten, Senatoren und Generalräte und durch die Abstimmung von beinahe dreihundert Gemeinderäten zum Ausdruck kommt, die den Unterricht des Bretonischen in den Schulen fordern .....
>
> Wenn die französische Regierung dem nicht schnellstens Rechnung trägt, würde sie allein durch ihre Haltung beweisen, daß sie die Bretagne unterdrückt und alle Maßnahmen rechtfertigen, die ergriffen werden müssen, um sie zur Achtung des Willens des bretonischen Volkes zu zwingen."

Wo immer sich eine Gelegenheit bot für die eigne Art einzutreten, traten die Bretonen heraus. So hatten sie auf der Pariser Weltausstellung 1937 einen eigenen Pavillon erstellt, an den sie schrieben:

> Niemand und nichts kann uns hindern, auf unser gestecktes Ziel loszumarschieren.

Daß bei einer so repräsentativen Gelegenheit die französische Regierung einen bretonischen Pavillon zulassen mußte, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Stärke der regionalen Kräfte im zentralistischen Frankreich. In ihnen kündigte sich eine Bewegung an, die an den Grundfesten des Frankreich von 1789 rüttelte. So sehr hatte die Bewegung die Masse des Volkes erfaßt, daß bis 1. Februar 1939 nicht weniger als 357 Gemeinden — das ist die absolute Mehrheit! — die Einführung des Bretonischen als allgemeiner Unterrichtssprache in den staatlichen Schulen forderte und daß diese Forderung von der Geistlichkeit und den meisten Abgeordneten unterstützt wurde.

Je stärker aber die bretonische Bewegung wurde und je nachdrücklicher sie ihre Wünsche geltend machte, desto schärfer war die Ablehnung, die sie in Paris erfahren, wo man keinen Sinn hatte für die Berechtigung eines Volkstums auf seine eigene Sprache und Kultur.

Der Kampf der Bretonen für ihr Volkstum reicht vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Tage,

Anschr. d. Verf.: Köln-Marienburg, Goltsteinstr. 209.

Eberhard Wiegand:

15 Millionen Begabtenausfall

Wenn heute nochmals in ausführlicher Weise über die Schrift von W. Hartnacke: „15 Millionen Begabtenausfall" berichtet werden soll, so deshalb, weil dieser Schrift in unserer Zeit eine ganz besondere Bedeutung beikommt. Denn in ihr werden Fragen angeschnitten, die unser Volk vielleicht während der Kriegszeit nicht so sehr beschäftigen können, weil dazu die Ruhe fehlt, aber die nach dem Kriege mit ganz besonderer Klarheit und Deutlichkeit aufgegriffen werden müssen, wenn wir der bevölkerungspolitischen Lage unseres Volkes Herr werden wollen. Der Untertitel der Schrift „Die Wirkung des Geburtenunterschusses der gehobenen Berufsgruppen" umreißt kurz, mit welchen Fragen sich der Verfasser auseinandergesetzt hat. Seine Untersuchungen gelten der bevölkerungspolitischen Lage besonders derjenigen Schichten, die den Führernachwuchs stellen, wobei dieser Begriff im

weitesten Sinne des Wortes verstanden werden will. Hartnacke geht bei seinen Untersuchungen von der sog. Sozialauslese aus, die sowohl durch sozialen Aufstieg als auch durch Zu- und Abwanderung verursacht werden kann. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß es innerhalb eines Volkskörpers verschiedenwertige Auslesegruppen gibt, die zum Teil positive, zum Teil mehr negative Kennzeichen in sich tragen. Bei der ersten Gruppe handelt es sich um die Auslese der Tüchtigen, auf die die Forschungen Hartnackes vor allem abgestellt sind. Ausführlich wird auf die Möglichkeit der Auslese dieser Führungsschichten eingegangen, wobei im einzelnen die Faktoren aufgezeigt werden, die die Ursache dieser Auslese sind. Es sind vor allem die geistigen Fähigkeiten, die der Verfasser als die Triebkräfte für die positive Auslese herausstellt. Als Rassenbiologe erkennt Hartnacke, daß diese geistigen Fähigkeiten an rassische Eigenschaften gebunden und damit auch erblich sind. Um die Bedeutung dieser Erkenntnis näher zu erläutern, wurden die bevölkerungsstatistischen Erhebungen der letzten Volkszählung eingehend im Hinblick auf die Frage der unterschiedlichen Fortpflanzung einzelner Berufsgruppen untersucht. Dabei ergibt sich, daß vor allem diejenigen sozialen Schichten unseres Volkes, die als die sog. Führungsschichten angesehen werden können, hinsichtlich ihrer Kinderzahlen weit hinter den Gruppen derjenigen zurückbleiben, die keine ausgesprochenen Ausleseschichten darstellen. Mit besonderem Nachdruck wird darauf hingewiesen, daß bereits das Nachlassen des biologischen Wachstums in der Gruppe der Facharbeiter, Vorarbeiter und Werkmeister, also der führenden Schicht innerhalb der Arbeiterschaft beginnt und in sämtlichen anderen Ausleseberufen, vor allem im Akademikertum festzustellen ist. Mit Recht weist Hartnacke darauf hin, daß das Ansteigen der Geburten seit 1933 keineswegs in einem so günstigen Licht gesehen werden darf, wie es zuweilen in Veröffentlichungen geschieht, denn das Verhältnis zwischen Führungsfähigen und Führungsbedürftigen hat sich kaum gewandelt. Die Geburtenfreudigkeit in den auslesemäßig gehobenen Familien ist gegenüber der Gesamtheit noch unverhältnismäßig gering. Wenn der Verfasser in seiner Schrift von der Selbstausrottung der begabten Stämme spricht, so ist dieser Erkenntnis nur vollauf beizupflichten. Hartnacke berechnet, daß in der wichtigen Ausleseberufsgruppe der Angestellten nicht weniger als 59% an der Geburtenzahl fehlen, die für das absolute Erhaltungssoll nötig wäre. Diese Entwicklung muß ein Nachlassen der Leistungsfähigkeit und ein Ausfallen von begabten Menschen zur Folge haben. Eine Steigerung der Leistung durch Erziehung und Schulung wird zweifellos da und dort Erfolg mit sich bringen. Ein Überschätzen würde jedoch einem Selbstbetrug gleichkommen, denn es läßt sich da nichts durch Schulung und Erziehung erreichen, wo nicht angeborene Fähigkeiten vorhanden sind. Das Nachlassen des Nachwuchses bei unseren Facharbeitern, bei der bäuerlichen Führungsschicht, den Akademikern, Offizieren, Gewerbetreibenden und Industriellen muß zwangsläufig zu einem langsamen Versiegen der wertvollen Erbanlagen in unserem Volke führen. An dieser Tatsache ändert auch nichts das Nochvorhandensein von begabten Kindern in jenen Schichten unseres Volkes, die im allgemeinen nicht zu den Führungsschichten gezählt werden. Es muß ja, wenn lange Zeit immer alle Begabten aufsteigen, allmählich eine Erschöpfung der Begabtenreserven in ihnen eintreten. Diese bevölkerungsbiologische Gefahr muß deshalb besonders klar erkannt werden, weil unserem Volkskörper zur Zeit bereits eine Unterwanderung von nicht leistungsfähigen Volkstümern droht, wobei besonders auf die Polen hingewiesen werden muß. Eine Vermehrung nichtleistungsfähiger Blutslinien in unserem Volke muß auf die Dauer die Leistungsfähigkeit herabsetzen. Das Verhältnis der Führungsfähigen zum Führungsbedürftigen verschob sich innerhalb einer Generation bereits außerordentlich und wird sich, sofern dieser Tatsache nicht begegnet wird, weiter zuungunsten der Führungsfähigen, d. h. der qualifizierten Arbeitskräfte verschieben. Hartnacke fordert deshalb vor allem den Kampf gegen den biologischen Ausfall der Ausleseberufe, der in zweifacher Richtung, in gesinnungsmäßiger und wirtschaftlicher, aufgenommen werden muß. Weiter fordert Hartnacke mit Recht eine Abschaffung überhöhter Vorbildungsforderungen in Berufen, die früher auch ohne die heute geforderte Ausbildung ihren Anforderungen genügten. Der Mangel an Technikern, Lehrern und Wissenschaftlern geht vor allem auf die erhöhten Ausbildungsanforderungen zurück, dann aber auch auf die schlechte wirtschaftliche Stellung der in diesen Berufen tätigen Menschen. Die Sucht, das Abitur für eine große Anzahl von Berufen neu einzuführen, hat zweifellos mit dazu geführt, das Heiratsalter herauszuschieben. Dadurch wurde ein Nachlassen des Nachwuchses verursacht. Auf einen Punkt hat der Verfasser jedoch noch nicht genügend hingewiesen, der zweifellos mit an der Einschränkung der Geburtenzahl Schuld hat. Es ist dieses die Steigerung der Lebensansprüche. Gelingt es nicht, Einkommen, Kinderzahl und erhöhte Lebensansprüche unseres Volkes in Einklang zu bringen, dann wird die notwendige Folge ein Nachlassen der Geburtenfreudigkeit sein. Die Schrift von Hartnacke weist mit Entschiedenheit auf eines der ernstesten Lebensprobleme unseres Volkes hin und verdient weiteste Beachtung. Die Aufgaben, die unserem Volke heute und nach Kriegsende gestellt werden, sind nur deshalb zu lösen, weil wir von früher her noch genügend qualifizierte Menschen haben, aber die Zukunftsaufgaben werden nur dann zu lösen sein, wenn unserem Volke jene Eigenschaften biologisch erhalten bleiben, die es zu seiner Höhe emporgeführt haben. Ein Versiegen der leistungsfähigen Blutslinien würde aber im Laufe von Generationen ein Nachlassen und Rückgehen der Macht und Leistungskraft unseres Volkes zur Folge haben.

Anschr. d. Verf.: Danzig-Zoppot, Benzlerstr. 20.

Hannes Schmalfuß:

Notwendige Richtigstellung

Unter dem 27. Juli 1940 wird in der amerikanischen Zeitung „Liberty" ein Aufsatz von Pierre van Paassen unter dem Titel veröffentlicht: „How Hitler Regiments Sex" (Mechanized love! — the facts about Nazidom's most amazing campaign). „Wie Hitler die Fortpflanzung befiehlt" (Mechanisierte Liebe! — Tatsachenbericht über den alleserstaunlichsten Feldzug des Nazitums).

Der amerikanischen Öffentlichkeit wird in diesen Ausführungen solch bodenloser Unsinn über die deutsche Bevölkerungspolitik aufgetischt, daß es nötig ist, hinsichtlich der Verfälschung der wissenschaftlichen und statistischen Unterlagen diese hanebüchenen Angriffe richtigzustellen — wir sind in der angenehmen Lage, daß wir dafür auf amerikanische Veröffentlichungen wissenschaftlicher Art

verweisen können. So erschien z. B. in Population Index eine durchaus richtige kartenmäßige Darstellung des deutschen Geburtenanstiegs bis 1938 (Juliheft von 1939).

In dem Pamphlet aber wird behauptet, die Bevölkerungspolitik des Führers habe keine Erfolge gehabt, von Jahr zu Jahr sei der Geburtenrückgang fortgesetzt worden, weil niemand Vertrauen in die Sicherung der deutschen Verhältnisse haben könne, und die Führung des Dritten Reiches greife nunmehr zu Gewaltmaßnahmen, zur Erzielung von Mutterschaft um jeden Preis. „Es werde jetzt auch ein Blitzkrieg gegen das Aussterben der deutschen Rasse geführt. Warnend zeige der Finger auf Backfische, Bräute, verheiratete und unverheiratete junge Frauen: Macht Kinder, wenn Deutschland gedeihen soll!"

Zur Behauptung, daß Hitlers Eheförderung ohne Erfolge geblieben sei, stellen wir fest, daß trotz des erwarteten Rückganges der Eheschließungsziffern aus den schwachbesetzten Jahrgängen der im Weltkrieg Geborenen das Umgekehrte eingetreten ist: die zahlenmäßig schwächeren Jahrgänge der Weltkriegsjahre 1915/16/17/18 Geborenen haben Jahreszahlen der Eheschließung erreicht, die sogar Steigerungen erbringen, hoch über die erwarteten Zahlen hinaus. Das ist gekommen, weil die Jung- und Frühehe im steigenden Maße die weitesten Kreise unseres Volkes erfaßt als Vertrauensbeweis für die Lebenssicherung im Reiche Adolf Hitler!

Wenn behauptet wird, daß der Appell des Führers an die Einsicht unseres Volkes, den Lebenswillen wieder zu stärken, erfolglos geblieben wäre, so ist die Wahrheit genau das Gegenteil: unser Volk hat in der liberalistischen Systemzeit von 2 Millionen Geburten im Jahre 1900 einen grauenhaften Abstieg bis Ende 1932 mit nur noch jährlich 970000 Geburten erfahren. Von diesem Tiefstand erhob der wiedererwachte Lebenswille der Nation in einem großartigen Vertrauensbeweis zur wahrhaften Volksführung Adolf Hitlers die Geburtenziffer im Jahre 1934 um volle 24% auf einmal aufwärts. Das ist einzigartige Zustimmung, eine stille Volksabstimmung für Adolf Hitler und das Dritte Reich gewesen. Dieser Vertrauensbeweis wurde in einem Jahre erbracht, wo die gewaltige Erneuerungsarbeit des Führers während der erst notwendigen Aufräumungsarbeiten im Jahre 1934 noch keinerlei wesentliche Verbesserung der äußeren Lebensverhältnisse erreichen konnte. Trotz dieser fehlenden materiellen Voraussetzung hat der Glaube an die Volksführung Adolf Hitlers damals einen unvergleichlichen Beweis erbracht und seit 1934 Jahr für Jahr eine Steigerung der Geburtenzahl zur Folge gehabt, die 1939 im Altreich auf eine Jahreszahl von 1408000 (ohne Totgeborene) angestiegen waren.

Die Geburtenziffer ist von 14,8 im Jahre 1933 auf 20,4 im Jahre 1939 angestiegen. In der Ostmark von 14,3 auf 20,9; dort setzte aber der Anstieg erst 1938, also erst nach der Rückgliederung in das Reich, ein. Zu den 1,4 Mill. Lebendgeburten des alten Reichsgebietes kommen 1939 noch 39000 in der Ostmark, 35000 im Sudetengau, 3000 im Memelland, 9000 in Danzig. Genau das Gegenteil der Behauptung des Schreiberlings in der Liberty ist wahr: jedes Jahr ist ein Anstieg der Geburten im deutschen Volk zu verzeichnen gewesen, weil das deutsche Volk in einer Geschlossenheit wie nie in der Geschichte hinter seinem Führer steht, der Jahr für Jahr höchste Beweise seiner Aufbaukunst und echter Volksführung gegeben hat.

Die Liberty behauptet in einem Mißverständnis des Wortes: „Bräuteschule", daß unsere jungen Mädchen zur Mutterschaft um jeden Preis verführt werden und zur Entfaltung vulgärster und niedrigster Geschlechtsinstinkte angehalten würden, wozu lüsterne Literatur, geile Bilder und entsprechende Bücher mit den Titeln „Liebe und recht viel davon", „Schule der Liebe", „Mutterschaftsekstase" usw. zurechtgemacht würden.

Das Gegenteil ist wahr davon: in den Bräuteschulen des Reichsmütterdienstes werden die jungen deutschen Mädchen, die in absehbarer Zeit heiraten wollen, für die Haushaltführung und selbstverständlich für die Kleinkinderpflege ausgebildet, weil eine vernünftige Frauenerziehung den tüchtigen deutschen Männern keine Puppen und sexuelle Spielzeuge überantworten will, sondern in ihrem Aufgaben- und Pflichtenkreis wirklich gut ausgebildete junge Frauen, die einmal deutsche Mütter erbtüchtiger Kinder werden sollen.

Das ist die Wahrheit aus Adolf Hitlers deutschem Volk!

Anschr. d. Verf.: Reichsbund Deutsche Familie, Berlin W 15, Sächsische Str. 69.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Die deutsche Bevölkerungsbewegung im 1. Halbjahr 1940. Das Statistische Reichsamt zählt im I. Viertel dieses Jahres 458678 Lebendgeborene; es wurden damit in der Berichtszeit 52491 Kinder mehr geboren als im I. Vierteljahr 1939. In den jungen Reichsteilen, der Ostmark, des sudetendeutschen Gebieten und der ehemaligen Freien Stadt Danzig hat die Geborenenzahl um 35,4 v. H., also um mehr als ein Drittel, zugenommen. Aber auch im alten Reichsgebiet war die Geburtenzunahme im I. Quartal 1940 mit 8,3 v. H. im Verhältnis noch beträchtlich größer als 1939.

Während des ganzen I. Vierteljahres 1940 fanden noch sehr zahlreiche Kriegstrauungen statt. Besonders im März nahm die Anhäufung der Eheschließungen, verstärkt durch den frühen Termin des Osterfestes, noch einmal einen großen Umfang an. Die Gesamtzahl der bis Ende März 1940 allein im alten Reichsgebiet geschlossenen Kriegsehen kann auf etwa 185000 beziffert werden. Die bisherige Anhäufung von Kriegstrauungen fand im April, dem I. Berichtsmonat nach dem I. Quartal 1940, unter dem Einfluß der kriegerischen Ereignisse ihr Ende. Dagegen hat die Zahl der Geburten auch im April noch weiter stark zugenommen. Es wurden 15400 oder 11,1 Prozent Kinder mehr geboren als im entsprechenden Monat des Vorjahres. Im Mai waren es noch 1,7 v. H. mehr als im Mai 1939. Im Juni fand zum ersten Male eine Abnahme gegenüber dem gleichen Monat des Vorjahres statt (um 14,9 v. H.) — die erwartete Folge der Einberufung eines großen Teiles der Männer im Spätherbst 1939. Im Gegensatz zum Jahre 1915 ist dieser durch den Krieg bedingte Ausfall jedoch relativ klein. Der Mai 1915 zeigte gegenüber dem Mai 1914 eine Abnahme um 30,3 v. H.

Die Geburtenziffer des Altreiches betrug im 2. Vierteljahr 1940 20,0 a. T.; im ganzen Deutschen Reiche aber kamen 20,5 a. d. T. der Bevölkerung.

Vorbereitung der Rassen- und Bevölkerungspolitik. Am 30. November und 1. Dezember 1940 tagten in Berlin im Haus der Deutschen Presse die Gauamtsleiter des Rassenpolitischen Amtes der Reichsleitung unter Führung des Oberdienstleiters Professor Dr. Groß und die Landesleiter des Reichsbundes Deutsche Familie unter Leitung des Reichsbundesleiters Dr. med. Robert Kaiser, Berlin. Im Mittelpunkt der Arbeit standen die großen gegenwärtigen und zukünftigen Aufgaben der Rassen- und Bevölkerungspolitik.

Die Beurteilung der Erbtüchtigkeit. Der Reichsinnenminister hat neue Richtlinien für die Beurteilung der Erbgesundheit herausgegeben, durch die alle bisherigen Einzelbestimmungen zusammengefaßt und die Anforderungen im Interesse einer zielsicheren Erbpflege vereinheitlicht werden. Die Erbtüchtigkeit einer Person drückt sich sowohl von ihrem eigenen gesundheitlichen Zustand aus wie in der Beschaffenheit ihrer Sippe. Dabei ist ebenso der persönliche Wert für die Gemeinschaft hinsichtlich der Fähigkeiten und Begabungen, wie auch das Vorhandensein von Erbleiden zu würdigen. Die Richtlinien sagen, daß die Aufmerksamkeit nicht einseitig auf das Vorkommen vereinzelter Erbleiden gerichtet werden dürfe, da es sonst zu einer Bevorzugung der aus kinderarmen Familien stammenden Personen führen müßte, wo wegen zu geringer Kombinationshäufigkeit der elterlichen Erbanlage Erbübel weniger Gelegenheit haben, in Erscheinung zu treten. Bei der Auslese nach erbpflegerischen Gesichtspunkten müsse deshalb die Beurteilung der Leistungsfähigkeit von entscheidender Bedeutung sein. Eine begabte und leistungsfähige Sippe solle für die Volksgesundheit auch dann als wertvoll gelten, wenn in ihr vereinzelte Fälle von Erbleiden vorgekommen sind. Auf der anderen Seite würden Sippen, die zwar keine ausgesprochenen Erbkrankheiten aufweisen, die aber nur geringen Wert für die Volksgemeinschaft haben, eingehend geprüft werden müssen, ob nicht Erbuntüchtigkeit vorliege. Bei der Beurteilung früherer Kriminalität solle jeder Schematismus vermieden werden.

Auf Grund dieser Leitsätze unterscheiden die neuen Richtlinien für die Förderungsmaßnahmen vier Bevölkerungsgruppen. Von allen fördernden Maßnahmen und dem Bezug jeder Zuwendung sind asoziale Personen und Angehörige asozialer Familien auszuschließen. Als asozial oder gemeinschaftsfremd gelten Personen, die auf Grund einer anlagebedingten Geisteshaltung fortgesetzt mit Strafgesetzen und -behörden in Konflikt geraten, arbeitsscheu sind und ihren Unterhalt laufend öffentlichen Einrichtungen aufzubürden versuchen, die besonders unwirtschaftlich und hemmungslos oder Trinker sind bzw. durch unsittlichen Lebenswandel auffallen. Als zweite Gruppe gelten die noch tragbaren Familien, die weder ein Gewinn noch eine ernsthafte Belastung für die Volksgemeinschaft sind. Hier handelt es sich besonders um Familien, in denen Erbkrankheiten nicht nur vereinzelt auftreten oder die in ihrer Leistungsfähigkeit deutlich unter der Norm liegen. Ihnen wird man die für kinderreiche Familien ohne besondere erbpflegerische Anforderungen vorgesehenen Erleichterungen, z. B. laufende Kinderbeihilfen, nicht entziehen können. Besonders fördernde Maßnahmen sind ihnen allerdings nicht zuzuwenden.

Die nächste und wohl größte Gruppe ist die Gruppe der Durchschnittsbevölkerung, in die alle Familien gehören, soweit sie nicht als unterdurchschnittlich gelten oder nicht zu der besonderen Auslese gehören. Dieser Gruppe sind alle fördernden und ehrenden Maßnahmen wie Ehestandsdarlehen, Ausbildungsbeihilfen, Ehrenkreuz der deutschen Mutter zuzubilligen. Die Angehörigen dieses Personenkreises sind im allgemeinen als erbtüchtig anzusehen, selbst wenn im Einzelfall diese Frage verneint werden muß. Als erbbiologisch besonders hochwertig ist eine Person zu bezeichnen, die selbst körperlich und geistig gesund ist und in deren Blutsverwandtschaft in keinem Falle Abwegigkeiten aufgetreten sind.

Zusammengestellt von H. A. Blau.

Buchbesprechungen

Hartnacke, W.: Seelenkunde vom Erbgedanken aus. 1940. München-Berlin, J. F. Lehmanns Verlag. 166 S. Preis geh. RM. 3.—, Lwd. RM. 4.—.

Es wird noch immer von Menschen, denen biologische Gedankengänge und Erkenntnisse nicht vertraut sind, versucht, die seelischen Kräfte des Menschen als nicht erbbedingt hinzustellen. Es ist daher sehr erfreulich, daß der Verfasser in dem vorliegenden Buche einmal die Erbbedingtheit des seelischen Gefüges des Menschen klar und eindeutig darlegt. In einer klaren, allgemeinverständlichen Art versteht es Hartnacke auch dem Leser, dem biologisches Denken fremd ist, die Erbbedingtheit auch der seelischen Struktur und des seelischen Lebens nahezubringen. Wertvoll erscheint auch die Bekämpfung und Widerlegung weitverbreiteter Irrtümer, wie etwa der Anschauung, daß der Strukturtyp das Primäre, die Begabung das Sekundäre sei, der Vorstellung einer zwangweisen Koppelung von Körperform und seelischer Veranlagung und die scharfe Ablehnung holistischer Vorstellungen, die sonst gerade bei der Darstellung der seelischen Fähigkeiten leider recht verbreitet sind. Erfreulich ist auch die Betonung der Bedeutung der geistigen, verstandesmäßigen Fähigkeiten, die heute mitunter gegenüber der charakterlichen Haltung zu gering bewertet werden.

Eine Reihe von interessanten Darlegungen über die erbbiologischen Grundlagen der Kultur, über die Frage, ob die Auslese der Schulen richtig sei, ob die soziale Schichtung auch eine biologische Siebung sei, über „erbgegebene Grenzen in der Gewinnung von Hochleistungsmenschen“, über das wesentliche Problem, ob wir „Knechte unsere Erbgutes“ sind und andere wichtige Auseinandersetzungen schließen das anregende und inhaltreiche Buch ab. Man darf hoffen, daß das schöne Werk vor allem in den Kreisen Verbreitung findet, die erbbiologischem Denken bisher noch fern standen. F. Schwanitz.

Danzer, P., und Schmalfuß, H.: Das bevölkerungspolitische ABC. 2. Aufl. 1940. München-Berlin, J. F. Lehmanns Verlag. 63 S. Preis RM. 0.80.

Das Heftchen gibt in übersichtlicher Form einen kurzen Abriß aller wichtigen Fragen der Bevölkerungspolitik. In eindringlicher Weise werden Wesen, Ziel und Bedeutung der Bevölkerungspolitik klargelegt, die Gefahren des quantitativen und des qualitativen Bevölkerungsschwundes und die Wege zu seiner erfolgreichen Bekämpfung werden aufgezeigt. Ein ernster Appell zur Erfüllung der bevölkerungspolitischen Pflichten schließt die Darstellung ab. Das Heft ist geeignet, bevölkerungspolitische Gedankengänge weitesten Kreisen nahezubringen. F. Schwanitz.

Verantwortlich für den Inhalt: Prof. Dr. B. K. Schultz, z. Zt. im Felde, und Dr. Elisabeth Pfeil, Berlin. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Waibel & Co., Anzeigen-Gesellschaft, München 23, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Carl A. Rotzler, München.
Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin. — P.L. 6. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München. — Printed in Germany.

…nd dennoch Gegner

…zischen Geschichte / Von Alfred Maderno

…edanken auch zurück in die Vergangenheit … Stürme des Krieges brausten und in der …s stand. Oft standen Deutsche gegen Deutsche, …eit die erbittertsten Gegner waren. So traten …er Große und Maria Theresia entgegen, die …te sichern Geist und Wehrmacht des in sich …kunft des Reiches.

hatte. Nur des Königs Feldherr? Nur ein feindlicher Marschall in den Augen der Kaiserin? Erste Ueberraschung: Auch Fürst Leopold von Dessau war ein Nachkomme Philipps von Hessen; er stammte von dessen Sohn Wilhelm ab. Und an der Seite der Kaiserin? Maria Theresias Kanzler im Siebenjährigen Kriege nur Friedrichs politischer Gegenspieler? Zweite Ueberraschung: Auch Fürst Kaunitz gehört in diese Blutsgemeinschaft, durch seine Mutter mit dem schwedischen Hause Wasa verbunden, dessen Sproß Karl IX. sich mit einer Enkelin Philipps vermählt hatte.

1640

Wieder das Todesjahr eines Hohenzollern. Zweihundert Jahre zuvor, 1440, war der erste Kurfürst von Brandenburg, Friedrich, abberufen worden. Jetzt war die Zeit des zehnten Kurfürsten abgelaufen. Die Todesstunde eines Fürsten, der für sein Land keinen Weg durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges gefunden hatte, wurde die Geburtsstunde eines neuen Staates. Es galt, Brandenburg zu retten und Preußen von der unerträglichen polnischen Lehnshoheit zu befreien. Zweihundert Jahre hatte diese Fremdherrschaft auf deutschem Land gelastet. Nur zwanzig Jahre brauchte der Große Kurfürst, um das Joch abzuwerfen.

Auf seinem Wege liegt bereits der große helle Schatten des hessischen Ahnherrn. Friedrich Wilhelms Mutter war eine Enkelin Philipps. Und über Schweden war man zweimal mit diesem Philipp verwandt. Die Wasa hingen, wie oben ausgeführt, durch Christine mit dem Landgrafenhause zusammen; außerdem hatte Gustav Adolf die Tante des Großen Kurfürsten geheiratet. Trotzdem war es der schwedische Verwandte, Karl XI., der dem Brandenburger in den Rücken fiel, während dessen Streitmacht mit den Kräften des Reichs am Rhein gebunden war. Bei Fehr- … Sporck und Johann von Werth, nord-

gerade wieder die Rede war, 1440. Nun sind es nur noch dreihundert Jahre zurück, und außerdem ist noch der alte Dessauer da, die Verbindung über die ganze Zeit von sechs Jahrhunderten aufrechtzuerhalten. Der alte Dessauer? Gewiß, der Eroberer von Rügen und Stralsund, der Sieger von Kesselsdorf. Wir trafen ihn in der Blutsgemeinschaft, die seine Könige mit dem Kaiserhause in Wien verband; wie könnten wir seiner vergessen, wenn wir des ersten Markgrafen von Brandenburg, Albrechts des Bären,



Kaiserin Maria Theresia
Scherl-Bildarchiv

gedenken, von dessen jüngerem Sohne das Haus Anhalt abstammt?

Mit dem Askanier treffen wir auf die großen Geschlechter, die das mittelalterliche Kaisertum in allen Stammesländern des Reiches verwurzelt zeigen, welche treue Bundesgenossen der Krone, aber auch ihre unversöhnlichen Gegner hervorbrachten, welche Familienkriege entfesselten und zu den Kämpfen gegen die immer anmaßendere Papstkirche die bittersten Sorgen um den inneren …

Blutsverwandt un

Wille und Schicksal in der preuß

1740, 1640, 1140 — die Jahre, die in diesen Zahlen enthalten sind, haben selbst keine großen Entscheidungen gebracht; aber das in jenen Epochen preußischer und brandenburgischer Geschichte wirkende Schicksal hat jedesmal den Schritt angehalten, fast hörbar, so daß die Menschen aufhorchen mußten und sich innerlich bereit machen, einer neuen Lage, wenn nicht gar großen Ueberraschungen ins Auge zu sehen.

In jedem der drei Jahrhunderte waren durch das Reich Stürme gefegt. Sie zählen zu den



Friedrich der Große

schwersten unter den schweren Erschütterungen, an denen die Geschichte des deutschen Volkes überreich ist. Kurz vor der Wende des siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert noch hatten die Türken vor Wien gestanden; erst 1699 war der Friede von Karlowitz geschlossen worden. Nur wenige Monate später entfaltete Prinz Eugen das kaiserliche Banner im Spanischen Erbfolgekrieg. Und während der neue König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., den eigenen Gewinn

Am Tag der Wehrmacht gehen die G unseres Volkes, durch die oft genug die das Schicksal auf der Spitze des Schwerte die trotz ihrer blutsmäßigen Verbundenh sich vor zwei Jahrhunderten Friedrich d drei Kriege miteinander führten. Heu geeinten deutschen Volkes Sein und Zu

gewartet. Kaiser Karl VI. war erst fünfund fünfzig Jahre alt; sein Tod, der trotz der Prag matischen Sanktion, die Karls Tochter das voll Erbrecht sichern sollte, Verwicklungen hervorrufe mußte, stand also keineswegs nahe in Aussich Am 20. Oktober 1740 war dieses Ereignis abe doch eingetreten. Der Krieg um das habsburgisch Erbe begann sofort. Aber Friedrich stand zu nächst nicht in der Reihe der Gegner der Er herzogin Maria Theresia, sondern er wa bereit, gegen Herausgabe der von ihm geforderte Teile Schlesiens für die Kaisertochter zu kämpfe Daß er aber ebenso entschlossen wie vorbereit war, seinen Anspruch durchzusetzen, bewies er d mit, daß er die Ablehnung seiner Bedingung no im gleichen Jahre mit dem Einmarsch in Schlesi beantwortete.

Der Krieg um Schlesien soll uns hier nicht we ter beschäftigen. Friedrich wollte ihn, um ein Teil des Landes zu bekommen, und Maria Th resia wollte ihn, um dieses Gebiet nicht zu ve lieren. Mit gleich starken moralischen Waff nahmen die beiden, die auch kein großer Alter unterschied voneinander trennte, den Kampf a Blutsverwandte erhoben die Waffe gegeneinander.

Der gemeinsame Ahnherr

Der gemeinsame Ahnherr des Preußenköni und der habsburgischen Prinzessin ist Landg Philipp I. von Hessen († 1567). Er ha zehn Kinder. Drei Töchter und ein Sohn v erbten sein Blut auf Friedrich und Maria T resia. Friedrichs Vater, Friedrich Wilhelm war ein Nachkomme der Elisabeth von Hess Friedrichs Mutter, Sofie Dorothea, war e Nachkommin des Landgrafen Georg. Von dies Georg stammte auch der Vater der Maria T resia, Karl VI., ab, dessen Mutter wieder ein Urenkel Annas, der Schwester Georgs, zum Va hatte. Ein Nachkomme dieser Anna war a

eutscher Feldherren

Von Dr. Heinrich Banniza von Bazan

im Weltkrieg Oberbefehlshaber der 1. Armee war. Ihre Großmutter Emilie Frentzel war die Tochter des Kriegsrats der Geheimen Staatskanzlei Carl Heinrich Frentzel zu Berlin und der Dorothea Elisabeth Eppers.

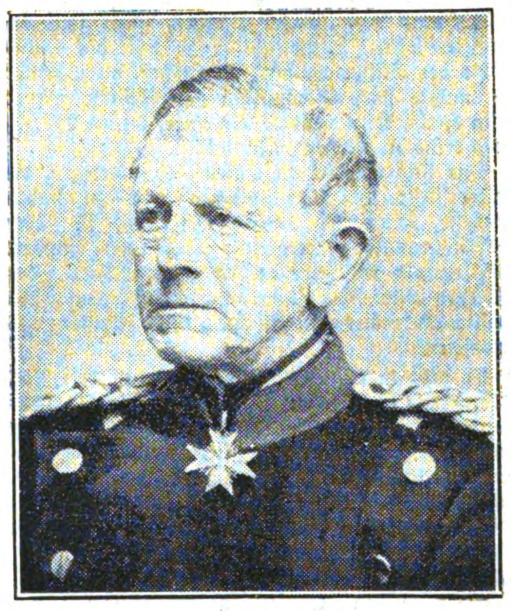
Ein anderer Heerführer des Weltkriegs General der Artillerie Hans von Gronau entstammt auf der Vaterseite den reformierten Kreisen Berlins. Sein Ahnherr Johann Hermann Gronau war Prediger an der Berliner Parochialkirche. Das gleiche Amt bekleidet Johann Hermanns Sohn Karl Ludwig, der in die vornehme Berliner Beamtenfamilie Hermann, die mit den Küstriner Rohde versippt war, einheiratete.

Eine Blutlinie im Ahnenerbe des Generalobersten von Brauchitsch führt über das Kolberger Patriziergeschlecht von Braunschweig und die Stettiner Dillies zurück zum alten Geschlecht Schaum, dem im 15. Jahrhundert Lichtenrade, Buckow, Rudow, Karow und Steglitz bei Berlin gehörten. Freilich wurde der Ahnherr Mews Schaum bei dem Berliner Unwillen gegen den Kurfürsten Friedrich Eisenzahn 1447/48 der Lehen für verlustig erklärt.

Ein anderes Beispiel bieten die alten Danziger Ratsgeschlechter Schumann und Colmer, deren Blut drei Generalfeldmarschälle, Wittgenstein, Dohna und Hindenburg miteinander verbindet.

Das Demminer hochbegabte Kaufmannsgeschlecht der Ludendorff erscheint bereits im Ahnenerbe der großen dänischen Staatsmänner, den Grafen von Schimmelmann und verknüpft schließlich die beiden Feldherren des Weltkriegs Erich Ludendorff und Emil Oskar v. Hutier, den Führer der 8. und 18. Armee.

Auch bäuerliches Erbgut ist bei den großen Soldaten beteiligt. Bekannt sind die Feldherren des 17. Jahrhunderts, auf der kaiserlichen Seite Graf Spork und Johann von Werth, nord-



Generalfeldmarschall v. Moltke

So haben alle Stände und Landschaften unseres Volkes zum Erbgut der großen deutschen Soldaten beigetragen. Entscheidend für die Erhaltung der großen Erbwerte war nicht nur die Entfaltung der ererbten Fähigkeiten in soldatischer Erziehung, sondern auch die verantwortungsbewußte Gattenwahl, verbunden mit

Drei Generalfeldmarschälle aus westpreußischem Bürgerblut

Asmus Schumann † 1571
1547 Ratsherr in Konitz

Gabriel Schumann 1531—1601, zu Danzig
∞ I Katharina Ertmann. ∞ II Barbara Dornbad

Barbara 1568—1632
∞ Danzig Klement Colmer
1549—1612

Anna 1582—1639
∞ 1602 Israel Röhn v. Jaski
† 1641

Barbara C.
1593—1669
∞ Danzig 1622
Zacharias Wolien

Klement C.
Ratsherr in Danzig
∞ 1619 Kordula Brandis

Dorothea

Barbara

∞ 1639 Israel Röhn v. Jaski

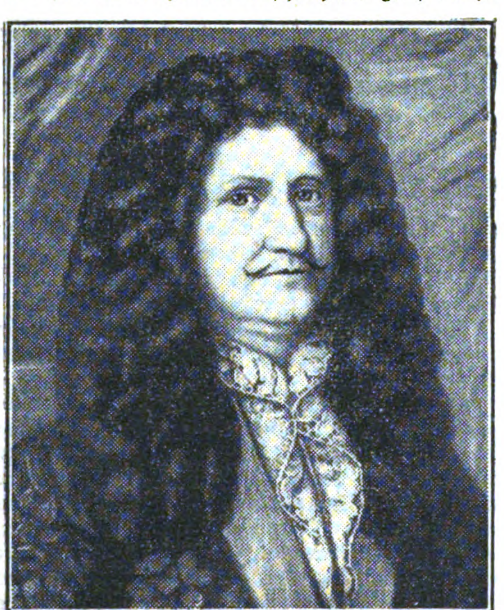
Das Ahnenerbe d

Berlin und seine großen Soldaten

Das deutsche Volk bildet eine einzige große Blutsgemeinschaft, die ihren rassischen Wert und ihre schöpferische Kraft in den Jahrtausenden deutscher Geschichte unter Beweis gestellt hat. Aufgabe der Sippenforschung ist es, in dem großen, das ganze Volk umfassenden Ahnengeflecht den Blutlinien nachzugehen, die Träger besonders wertvoller Anlagen sind.

Heute sind es vor allem die großen soldatischen Führergestalten, deren Ahnenerbe wir zu erforschen und zu würdigen suchen. Seit alters erhob sich aus der Gesamtheit des wehrhaften Volkes eine Anzahl besonders befähigter Männer, die in Not- und Kampfzeiten durch ihren Einsatzwillen Bestand und Wohlfahrt des Reiches sicherten. Durch Jahrtausende leben ihre Namen im Gedächtnis des Volkes.

Das Ueberraschende der Sippenforschung ist die Erkenntnis, daß unsere großen Soldaten zum großen Teil in einer nachweisbar engen Blutgemeinschaft miteinander stehen, daß es also eine Reihe von Geschlechtern gibt, die seit



Daniel v. Enckevoert, kurbrandenburgischer Gene-

Herrschaft in der Mongolei und dessen gigantischer Kampf in Asien heute schon zur Sage geworden sind.

Alle genannten Soldaten haben über die Urgroßmutter der Adelheid von der Lühe, Sophie von Bülow, Ahnengemeinschaft mit einer weiteren Zahl bekannter Heerführer, nämlich mit dem hessischen Freiheitskämpfer von 1809 General Dörnberg, mit dem Feldherrn der Befreiungskriege Graf Kleist von Nollendorf, mit dem Heerführer im Weltkrieg Generaloberst von Einem und schließlich mit dem Kapitän des Kreuzers Emden Karl von Müller.

Solche Ahnengemeinschaften lassen sich eine ganze Reihe zusammenstellen. Männer, die im Leben am selben Werke arbeiteten, ja sich gegenseitig in der Arbeit ablösten, sind auch durch ihre Ahnen miteinander verbunden. Generalfeldmarschall Graf Schlieffen, der Meister der Feldzugspläne des Weltkriegs, ist blutmäßig nahe verbunden mit Feldmarschall Hindenburg und Feldmarschall von der Goltz-Pascha über die gemeinsamen Ahnen, den kursächsischen General Wolf Georg von Zscheplitz und dessen Gattin Katharina von Osterhausen. Katharinas Großmutter, Anna Barbara von Kayn, führt wieder zur weiteren Ahnengemeinschaft mit Generaloberst von Falkenhayn und dem Heerführer im Polenkrieg Generaloberst von Bock.

In den angeführten Fällen war es das ritterliche Ahnenerbe, das zu einer solchen Ahnengemeinschaft großer Soldaten geführt hat. Es ist aber eine bemerkenswerte Erfahrung der Sippenforschung, daß bei zahlreichen großen soldatischen Führerpersönlichkeiten die überdurchschnittliche Begabung vermutlich auf einer glücklichen Blutverbindung aus verschiedenen Ständen unseres Volkes beruht. Wenn der Bestand der alten Geschlechter durch die großen Blutopfer in den Notzeiten gelichtet und bedroht wurde, so wuchs aus dem breiten Grund der Volksgesamtheit eine neue Auslese hinauf, die ihr wertvolles Blut der alten Führerschicht zur Erneuerung weitergab und die junge und frische Kräfte in die höchste Verantwortung brachte. So finden wir auch die alten Stadtgeschlechter, deren Herkunft aus bürgerlichem Erbe über den Handwerkerstand herzuleiten ist


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03471 8158

